Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Der Blätter für Volksbibliotheken 25. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz und H. J. Homann

1924

4. Jahrgang

Stettin Verlag „Bücherei und Bildungspflege“

in Kommission bei Otto Harrassowitz Leipzig

Inhaltsverzeichnis.

Aufsätze.

Bücherschau.

Register.

1. Verfasser-Verzeichnis.

2. Liste der behandelten Personen, Orte und Sachen.

(mit Ausschluß der Einzel-Buchbesprechungen).

3. Buchbesprechungen.

a) Wissenschaftliche Literatur.

---

b) Schöne Literatur.

c) Jugendschriften.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 4 1924 Heft 1

Bildungspflege durch das Buch.

Von Stadtbibliothekar Dr. Georg Kemp, Memel.

Wer eine Antwort auf die Frage geben will, in welcher Beziehung Buch und Volk zueinander stehen, wird nicht übersehen können, daß heute schon die Voraussetzungen zu dieser Fragestellung bestritten werden. Die früher wohl als sebstverständlich hingenommene Ansicht, daß die gute Freundschaft, die Buch und Volk zusammenhält, durchaus wünschenswert und segensreich sei, ist heute erheblich erschüttert. Die Einwände, die gegen die Tatsache erhoben werden, daß das Volk hergebrachtermaßen zum Buch greift, wo es geistige und seelische Förderung, Belehrung und Unterhaltung sucht, gipfeln in dem Vorwurf, daß eben hierin ein Beweis kultureller Entartung, ein bedenkliches Zeichen des Niedergangs zu erblicken sei. Man spricht sehr ernst und sehr pessimistisch von einer „Krisis des Buches". Es ist nun nicht zu verkennen, daß das Verhältnis des Volkes zum Buch heute ein ganz anderes ist, als es etwa noch zur Zeit Luthers war, wo vom Buch eine zweifellos lebendigere Wirkung ausging. Das von blutvollem Leben erfüllte Wort ist vom Buch, vom Papier verdrängt worden. Allein was hilft es, gegen eine Tatsache anzukämpfen, die das Ergebnis eines Jahrhunderte langen Entwicklungsprozesses ist. Wir können nicht mehr anknüpfen an das, was vor Jahrhunderten gewesen und plötzlich abgerissen ist. Wir haben ein Kultursymptom zu prüfen, mit dem wir Heutigen es zu tun haben. Es ist möglich, daß wir einer Krisis gegenüberstehen, aber dann ist es unsere Aufgabe, Wege zu suchen, die über sie hinwegführen, und das unsrige zu tun, um das Verhältnis des Volkes zu seinem Buch wirklich zu dem Freundschaftsbund zu machen, als den wir es anzusehen gewohnt sind.

Wir brauchten von keiner Krisis zu sprechen, wenn dies Verhältnis einheitlich und eindeutig wäre. Sehen wir ab von dem Buch als Mittler der wissenschaftlichen Erkenntnis. Es bleibt der große Bereich der Literatur im engeren Sinne. Wenn hier die Dinge so lägen, daß für das Volk das Buch lediglich als Weg zum Kunstwerk, als Träger des rein künstlerischen, ästhetischen Genusses in Frage käme, dann gäbe es in dieser Frage keine Bedenken. Aber wir wissen alle, daß es so eben nicht ist, ja daß es beinahe die Ausnahme ist, wenn das Buch zum Volk als Kunstwerk kommt. Das Volk sucht im Buch heute überwiegend nicht das künstlerische Erlebnis, sondern etwas ganz anderes, etwas, was frühere Jahrhunderte in diesem beherrschenden Maße freilich nicht gekannt haben und nicht zu kennen brauchten. Das Buch ist ihm zum Werkzeug der „Unterhaltung" geworden. Was heißt das aber?

Der moderne Mensch ist ein Produkt seiner Kultur. Und wie diese fortschreitend mechanisiert wurde, bis sie zu der Auflösung aller organischen, naturhaften Zusammenhänge und Bindungen gelangt ist, die wir als erschütterndes Kennzeichen unseres Zeitalters erleben, ist auch der moderne Mensch entwurzelt und entseelt. Was er lebt, ist ein Leben ohne Gott, ein Leben ohne Wendung zum Metaphysischen und ohne die Kraft, von innen heraus noch sein Dasein zu gestalten, wie es der Mensch jener alten Zeit noch gekannt und gewollt hat. Für den Menschen unserer Tage ist das Buch zum Vermittler eines Erlebens geworden, das ihm selbst nicht mehr beschieden ist. Hier ist der Grund für den hemmungslosen Trieb nach Unterhaltung zu suchen, der das Lesen überhaupt zu einer geradezu minderwertigen geistigen Tätigkeit gemacht zu haben scheint. Von der Unterhaltungsliteratur, die den Hauptbestandteil der jährlichen Bücherproduktion bildet, sprechen wir wie von etwas, dem ein häßlicher, zum mindesten lächerlicher Makel anklebt, ohne uns viel Gedanken zu machen, daß das unendlich vielgestaltige Gebiet dieser Literaturgattung nicht bloß Schöpfungen niederen Ranges, sondern auch solche von der Qualität des echten Kunstwerks enthält, soweit man den Rang des Kunstwerks der „erfundenen Geschichte" überhaupt zugestehen will. Was wir „Unterhaltung" nennen, kann natürlich leeres, sinnloses Zeittotschlagen sein. Aber es ist auch sehr viel mehr. Es ist die Befriedigung des tiefen notgeborenen Bedürfnisses nach einem gefühlsmäßigen Erleben. Es ist das Verlangen nach einem Erfassen der Welt mit dem Herzen und mit der Seele, der Trieb, rationalistischer Bindungen einmal ledig zu werden, es ist der Wunsch nach einem Schicksal, dessen der entwurzelte, zur Maschine gewordene Mensch nicht mehr teilhaftig ist. Es sind, wenn man so sagen will, Surrogate, die er im Buche sucht und findet, Ersatz für ein Leben, das ihm verloren gegangen ist, und im tiefsten Grunde hat dieses Suchen nach der Illusion etwas unendlich Tragisches an sich. Dieser Tragik kann auch der Fernerstehende bewußt werden, wenn er erfährt, wie stark sich das Illusionsbedürfnis in dem Verbrauch des geeigneten Buchmaterials ausprägt, mit anderen Worten: wenn er die unablässig steigenden Zahlen kennt, in denen sich das Verlangen nach dem Buch bewegt. Wenn gesagt wird, daß die Nachfrage nach dem Buch zurückgeht, so entspricht das nicht den Tatsachen und noch weniger wäre es ein Beweis für die Abkehr des Volkes vom Buch. Dagegen liegt es in der Eigenart der Stellung zum Buch begründet, wenn wir heute einer merkwürdigen Gleichgültigkeit in der Einschätzung der literarischen Qualität begegnen. Was vom Buch erwartet wird, ist zunächst gar kein ästhetischer Gewinn. Die gefühlsmäßigen Faktoren, eben dies behelfsmäßige Vermitteln eines neuen Erlebens ist für den Leser, der zu dem aus allen Volksschichten stammenden Konsumenten des Buches gehört, die große Hauptsache. Er will Stoff, nicht Form, er verlangt nach Spannungsreizen, nicht nach ästhetischem Genuß. Wir haben es also mit dem Typus eines durchaus primitiven Lesers zu tun, der dem Buch mit einer Empfindung gegenübersteht, die jenseits von Gut und Böse liegt. Bedarf es einer Betonung, daß diese beiden Begriffe hier nur in ihrer ästhetischen Geltung heran-

gezogen sind? Daß gerade der primitive Leser dem menschlichen und tatsächlichen Geschehen des Buches mit starker moralischer Anteilnahme folgt, ist eine bekannte Erfahrung. Für die psychologische Betrachtung ergibt sich daraus nur eine Bestätigung für die mindestens vorkünstlerische Stellung des primitiven Lesers zum Buch. Kann es Wunder nehmen, wenn für ihn der qualitative Maßstab zunächst ganz wegfällt? Wenn es für ihn ein „gut" oder „schlecht" nicht gibt, sondern nur Urteile, die sich auf den stofflichen oder moralischen Gehalt des Buches beziehen? Der Einwand liegt nahe, daß durch eine solche Gleichgültigkeit gegen literarische Qualitätsunterschiede die Einwirkung einer notorischen Schundliteratur in recht bedenklicher Weise begünstigt werde. Der Leser, der eine ästhetische Einstellung garnicht mitbringt, wird in der Tat zwischen dem ausgesprochenen Schund und den schwieriger zu würdigenden literarischen Grenzwerten keinen Unterschied zu machen wissen. Diese Erscheinung, die als Tatsache zunächst hinzunehmen ist, scheint unwiderleglich zu fordern, daß schonungslos alles bekämpft werden solle, was nach literarischer Schätzung geringwertig ist und dem mit allzu großer Leichtigkeit gerade der einfache unverbildete Lesertyp zum Opfer fällt. Darunter fällt der notorische Schund so gut wie alles das, was zwar nicht mehr als Schund, aber auch noch nicht als künstlerisch zu werten ist, mit einem Wort: alles was mit der Bezeichnung „Kitsch" zusammengefaßt zu werden pflegt. Über die Frage, ob „Kitsch" ebenso abzulehnen sei wie notorischer Schund oder ob ihm eine Ausnahmestellung zuzubilligen sei, bestehen nun aber bekanntlich erhebliche Meinungsverschiedenheiten. Die Frage stellt sich anders dar, wenn man sie vom ästhetischen Standpunkt des Kritikers, und wenn man sie vom bildungspfleglichen Standpunkt des Volkserziehers betrachtet. Der eine wird den Kitsch so rücksichtslos über Bord werfen wie den Schund, aber dabei die seelische Struktur einer ganz außerordentlich zahlreichen Leserschaft vergessen, für die seine ästhetischen Maßstäbe bedeutungslos sind. Der andere wird sich sagen, daß er nicht allein für die ästhetisch fortgeschrittenen, urteilsfesten Leser da ist, die schon gelernt haben, in literarischen Dingen selbständig zu denken, sondern erst recht für die große Masse derer, die sich nicht selbst zu helfen wissen und für die das Buch einen durchaus unliterarischen Sinn hat. Er wird sich daher fragen, ob er nicht auch dem „Kitsch" gegenüber eine Sonderstellung einnehmen müsse, da er sieht, daß gerade dieser Kitsch für die Hauptmasse des lesenden Publikums eine eigene, psychologisch wie pädagogisch nicht ernst genug zu würdigende Bedeutung einnimmt. Gewisse Erfahruugen mit dem Urteil kunstkritischer Sachverständiger werden ihn bedenklich machen, und ihn eindringlich erinnern, daß solch ein Urteil, so gerechtfertigt es in ästhetischer Hinsicht sein mag, für die öffentliche Bildungspflege keineswegs verbindlich zu sein brauchte. Es sei auf den „Reigen"-Skandal verwiesen, der für den, der sehen will, deutlich genug gezeigt hat, daß künstlerische und bildungspflegliche Rücksichten grundsätzlich verschiedener Art sein können. Und auch das ist nur wieder eine Illustration zu der Erfahrung, daß Kunstgefühl und Kunstbedürfnis keinen primären Bestandteil des Seelenlebens bilden, also auch

Kunsterziehung und Bildungspflege in ihren ersten Voraussetzungen durchaus nicht identisch zu sein brauchen. Deshalb soll ein Hinweis auf die mögliche Verschiedenartigkeit des Standpunkts den Blick auf ein Problem lenken, das bei der Sorge um die Kunst in der Regel vergessen wird, obgleich wir da einer Angelegenheit gegenübertreten, die das öffentliche Gewissen ganz stark in Anspruch nehmen müßte.

Wir haben es mit einer der wichtigsten Seiten der „sozialen Frage" zu tun. Denn die *Stellung des Volkes zum Buch*, so kulturell bedingt sie sich darstellt, *darf deshalb nicht als ein unabänderlicher Zustand hingenommen werden.* Es ist eine innere Not, die den modernen Menschen zum Buch treibt, und es ist erst recht eine Not, wie er sich diesem Buch gegenüber verhält. Sie ist ganz allgemein anzutreffen; sie erscheint überall dort, wo das Verlangen nach der Befriedigung gefühlsmäßiger Bedürfnisse das Bewußtsein für den Wert ästhetischer Form entweder garnicht aufkommen läßt oder doch ungemein getrübt hat. Es gibt wohl soziale Maßstäbe der Empfänglichkeit für den Unterschied und die anders geartete Wirkungsweise von Stoff und Form, aber man findet sie oft erstaunlich verwischt und es macht kaum viel aus, ob höhere oder niedere Schulbildung, gesellschaftliche Stellung oder dergleichen äußere Faktoren die Interessenrichtung des Lesers der Unterhaltungsliteratur bestimmt. Ob die Wahl des Lesenden auf Courths-Mahler oder Dinter, auf Anny Wothe oder Arthur Landsberger fällt, ob der Literatursnob, dessen geistige Struktur von der des primitiven Lesers nur graduell abweicht, H. H. Ewers oder Corrinth verschlingt, oder ob alle diese Kost in den hungrigen Magen eines einzigen Lesewolfes wandert, ist im letzten Grunde völlig gleichgültig. Das Wesentliche bleibt dabei doch immer die völlige Ratlosigkeit in der Wahl des Buches, die Hilflosigkeit gegenüber dem Andrang des Stofflichen, das Kapitulieren vor der Suggestivkraft der Mode und vor dem Zufall, mit einem Wort: die Preisgabe der persönlichen Beziehung zum Buch und damit dann freilich eine schwere Gefahr für die geistige und seelische Entwicklung des Lesenden, dem der Helfer, den er in seiner Not sucht, unversehens zu einem Verhängnis wird. Wo diese Gefahr zu suchen ist, weiß jeder, der den Erörterungen der letzten Zeit über den Einfluß der geringerwertigen Literatur auf die Psyche des primitiven Lesers gefolgt ist. Man braucht dabei durchaus nicht sogleich an die üblen Wirkungen der Schundliteratur zu denken, die ja klar vor Augen liegen; bedenklich genug sind auch die Einflüsse, die von der harmloseren Literatur des Kitsches ausgehen, sobald sie auf unentwickelte Leser trifft. Fallen hier auch die kriminellen, erotischen und sonst minderwertigen Wirkungserscheinungen fort, die im Gefolge der Schundliteratur auftreten, so bleibt doch genug an fragwürdigen, Seelenleben, Weltgefühl, Charakter und Sozialempfinden schwer beeinträchtigenden Elementen übrig, die verheerende Folgeerscheinungen zeitigen, wenn es, wie eben bei dem primitiven Lesertyp, an einem Gegengewicht fehlt. Es ist deshalb auch durchaus zu bedauern, wenn in den letzten Jahren Leute wie Chotzky und Börrius v. Münchhausen einer vollen, gewissermaßen dankbaren Anerkennung der sich in

den Niederungen der Marlitt, Robert Kraft und verwandter Erscheinungen bewegenden Literatur gerade für den typischen Unterhaltungsleser das Wort geredet haben, ohne dessen unzulängliche Urteilsfähigkeit in Rechnung zu setzen, die ihn bei seiner zunächst isolierten Stellung zum Buch keinen Unterschied zwischen Schundwirkungen und Kitschwirkungen erkennen läßt.

Stehen wir mit diesen Feststellungen nun nicht doch vor einer „Krisis des Buches"? Sind die Gefahren, die von der Hingabe des primitiven Lesers an sein Buch zu gewärtigen sind, nicht doch sehr viel größer als der auf der Linie des Gefühlslebens liegende Gewinn, zumal wenn wir uns, wie es doch scheint, in der Wahl der zulässigen Literatur zu weitherzig zeigen?

An diesem kritischen Punkte beginnt die Aufgabe der modernen Volksbücherei, die berufen ist, zum Segen zu wenden, was zu einem Verhängnis zu werden droht.

Vergegenwärtigen wir uns, daß es sich in diesem Zusammenhange nur darum handeln soll, einen Weg zu finden, auf dem eine bildungspflegliche Auswertung der „Unterhaltungsliteratur" zu erreichen ist. Die wissenschaftliche Bibliothek vermag dieser Aufgabe nicht gerecht zu werden und soll es auch ihrem Arbeitsplan entsprechend garnicht versuchen. Aber es ist ein falscher Schluß, wenn man der Volksbücherei, die sich ihr unterziehen will, daraus einen Vorwurf machen zu dürfen glaubt, als ob sie mit dieser Zielsetzung wider den heiligen Geist des Bibliothekswesens verstieße. Die Einbeziehung der Unterhaltungsliteratur in die bildungspflegliche Arbeit der Volksbücherei stellt die einzige Möglichkeit dar, dieser alle die gefühlsmäßigen Werte zu entnehmen und sie in der zweckmäßigen Weise zu verwenden, die bei dem nun einmal aus kultureller Notwendigkeit herrührenden Verhältnis zwischen Volk und Buch geboten ist. Die wissenschaftliche Bücherei hat es mit einem so gut wie einheitlichen Publikum zu tun, das sie mit einer absolute Geltung besitzenden Literatur versorgt. Für die Volksbücherei gilt der Grundsatz der Relativierung sowohl hinsichtlich der Leserschaft als auch des Buchmaterials. So ergibt sich für sie eine individuelle Arbeitsmethode, deren vornehmstes Ziel darin liegt, ein pädagogisch ausgewogenes Verhältnis zwischen Leser und Buch herzustellen, soweit sie glaubt, nach bildungspfleglichen Gesichtspunkten hierfür die Verantwortung übernehmen zu können. In dieser Arbeitsmethode und dieser bildungspfleglichen Einstellung liegt jenes oben erwähnte Gegengewicht, dessen der primitive, auf vorkünstlerischer Stufe stehende Leser bedarf, um angesichts der ungeheuren und von ihm nicht zu gliedernden Fülle der Unterhaltungsliteratur ein individuelles, d. h. seiner jedesmaligen geistig-seelischen Struktur entsprechenden Verhältnis zum Buch finden zu können. Die Volksbücherei bevormundet ihn nicht, aber sie tritt ihm mit dem Herzenstakt des Helfers zur Seite, wenn es gilt, ihm Rat und Wegweisung, auch Belehrung, wo er sie braucht, und jene wohltätige Zucht angedeihen zu lassen, die er nötig hat, um über die Richtung seiner Gefühlsstrebigkeit ins klare zu kommen und damit die seelische Seite seines Menschentums in ein angemessenes

Gleichgewicht zu der Welt des Buches zu bringen. Die Unterhaltungsliteratur tritt ihm nun nicht mehr als ungegliederte physiognomielose Masse entgegen, in der Wert und Unwert unscheidbar durcheinander gemengt sind, sie wird ihm als wohlgeordnete, individualisierend gruppierte Stoffeinheit geboten, deren Ordnungsprinzip von der Beziehung auf den Einzelleser bestimmt ist. Der Bibliothekar übernimmt, wenn man es so fassen will, die Rolle eines guten Gewissens: er wird entscheiden können und müssen, wo für seine Leser die Grenzen von Wert und Unwert liegen. Er wird freilich auch entscheiden müssen, wo die Grenzen seines Leserkreises zu ziehen sind.

In der Volksbücherei findet nun auch jene oben berührte Frage nach der richtigen Stellungnahme zur ästhetischen Seite der Unterhaltungsliteratur ihre Antwort. Aus der Verpflichtung, den Bedürfnissen möglichst vieler Volks- und Bildungsschichten zu dienen, entspringt die Notwendigkeit, auch die in künstlerischer Hinsicht nicht erstklassige Literatur bildungspfleglich einzuordnen. Es ist nicht schwer, die richtige Stellung zur notorischen Schundliteratur zu finden. Bei ihr fehlen die gefühlsmäßigen Faktoren, die die Bücherpraxis braucht, die sie indessen, wenn das überhaupt gesagt werden soll, nur im Bereich eines gesunden, d. h. von moralischen Defekten freien Trieblebens erzieherisch verwerten wird. Aber sie sind, freilich in getrübter Form doch noch in jener Literatur enthalten, die man als „Kitsch" bezeichnet. Nicht die ästhetische, sondern die bildungspflegliche Rücksicht hat für ihre Wertung den Weg zu weisen. Der primitive Leser, der zu einem ästhetischen Urteil noch garnicht reif ist, kann aus der Kitsch-Literatur noch förderliche Faktoren entnehmen, die er für seine einfache seelische Struktur nicht entbehren kann. Ein Buch, dessen Gefühlswelt von Tönen erfüllt ist, die ihm fremd sind, ist für ihn stumm, während ein anderes, das den Widerklang seines eigenen Gefühlslebens weckt, zu ihm eine eindringliche Sprache redet, selbst wenn es mit ganz schlichten, für sich gewertet, kunstlosen literarischen Elementen arbeitet. Es wird niemand einfallen, etwa ein Buch von Enking oder Schröer irgendwie als literarisches Kunstwerk werten zu wollen. Es ist das was man „Kitsch" nennt, von der literarischen Ware der Marlitt etwa nur durch den gewandelten Zeitgeschmack unterschieden, der einmal Empfindsamkeit, einmal Naturfrische verlangt. Völlig ohne künstlerischen Ehrgeiz wird solch ein Buch für den seinem gefühlsmäßigen Gehalt entsprechenden Leser immer von lebendigster Bedeutung sein können, zumal für die mangelnde künstlerische Kraft des Verfassers in den meisten Fällen durch den redlichen Willen zu volkstümlicher Verständlichkeit eine durchaus ernst zu nehmende Entschädigung geboten ist. (Die von Wolgast beliebte Bestimmung des Kunstwertes ist auch hier gänzlich abzulehnen.) So wird die Volksbücherei bedacht sein müssen, gerade diesen Leser in besonders pflegliche Obhut zu nehmen, und sie kann es nur, wenn sie ihm zunächst die ihm gemäße Kost zugänglich macht. Ein langsames Fortschreiten wird diesen Leser dann den Niederungen des Kitsches entwachsen lassen, bis er auch im geschmacklichen Urteil soweit gelangt, das literarisch gediegene Buch dem nur gemachten, das schicksalhaft

erlebte und schöpferisch gestaltete Kunstwerk dem bestenfalls gut gemeinten und gewollten Machwerk vorzuziehen. Erst wenn das erreicht ist, wird ihm die Bücherei den Schatz an literarischen Kunstwerken erschließen, deren Sprache ihm stumm war, solange er den Gehalt des Buches nur im Stoff suchte. Wer will entscheiden, ob die sorgliche Arbeit an der Seele des primitiven Lesers ethisch höher zu werten ist oder das Amt des Vermittlers der kostbarsten Schätze aus dem Schrifttum der Nation, deren Schönheit sich dem erst enthüllt, der vom stofflichen zum ästhetischen Schauen und Genießen emporgestiegen ist? Weltliche Seelsorge ist das, was hier geleistet wird.

Am Ende unserer Betrachtung dürfen wir nun wohl fragen: gibt er für uns ein Ziel, zu dem wir das Volk im weitesten Sinne, die Gemeinschaft der durch die gleiche Kulturentwicklung Gegangenen, hinführen wollen, wenn wir ihm die Hand reichen, um über die „Krisis des Buches" hinwegzuhelfen? Ein Bildungsziel als abgeschlossenes, starres Ergebnis soll freilich nicht erreicht werden. Die Bildungsarbeit hat den Sinn eines Ideals. Das bedeutet, daß sie immer im Werden, immer im Fließen ist, daß sie nicht etwas erringen will, um sagen zu können: hier ist Fertigsein und Vollendung — sondern, daß sie unablässig wirken will, um ein organisches Wachsen und Blühen zu fördern. Sie will Blüte und freilich auch Frucht, aber eine Frucht, die den Samen zu neuem Werden in sich trägt. In dem Bereich, der zu durchmessen war, lag die Aufgabe darin, dem modernen Menschen das Buch als Mittler des Gefühlslebens vor Augen zu stellen. Damit ist naturgemäß nur die eine Richtung der Bildungsarbeit gezeigt, die in diesem Zusammenhang die wichtigere war. Aber die Bildungspflege gleicht nicht einem Kreis, in dessen Mittelpunkt *ein* Gedanke steht, geistreich ist sie mit einer Ellipse verglichen worden, die zwei Brennpunkte hat: Verstand und Gefühl, Kopf und Herz. Wir dürfen und sollen das eine nicht über dem andern vergessen. Nur so werden wir zur Pflege wahrer Bildung gelangen. Und was heißt denn Bildung? Wenn wir es richtig verstehen, heißt es doch auch heute wieder: Kräfte zu entwickeln, die imstande sind, Kultur zu schaffen. Und das bedeutet, wie Wilhelm Schäfer es in seinem Buche vom „deutschen Gott" schön in das Wort gefaßt hat: das Ewige so in Gestalt bringen, daß es unser Dasein bestimmt. Darin liegt auch die andere Auffassung: Bildung ist Glück, — und heißt Glück hier nicht Einswerden von Seele und Geist? Wer in diesem Sinne das Buch zum Volk bringt, wird es ihm zu einem Geschenk des Segens machen. Das eine freilich wollen wir uns nicht verheimlichen: Wenn wir in diesem Zusammenhang von einer Krisis sprechen, so ist es wirklich nur eine Krisis des Buches. Denn die kritische Problematik des modernen Menschen liegt garnicht in dem Gegensatz „Wort" und „Buch", — das sind nur Formen der Erkenntnis, die das Tiefste nicht berühren. Die Problematik liegt in dem Gegensatz „Leben" und „Tat". Das zu untersuchen, ist hier nicht unsere Aufgabe.

Dorfbücherei und Bauernhochschule.

Von Dr. Franz Schriewer, Flensburg.

Die organische Zusammengehörigkeit von Bücherei und Volkshochschule ist für die bekannten städtischen Verhältnisse häufig genug sowohl theoretisch nachgewiesen, wie auch hinsichtlich der Lösungsmöglichkeiten und der praktischen Zusammenarbeit der beiden dargestellt worden. Was das letztere anbelangt, so ist es ja nicht bloß bei der Darstellung geblieben, sondern durch die Praxis erwiesen worden, zu welcher Leistung ein Hand-in-Hand-arbeiten beider Einrichtungen führen kann. Es ist nur zu verwundern, daß die organische Einheit der beiden nicht immer klar erkannt und die Möglichkeiten der Verbindung nicht immer richtig ausgenutzt worden sind. In dem Fehlen der Unterbauung durch eine Bücherei ist sicherlich eine der Ursachen zu suchen, weshalb manche hoffnungsvoll begonnene Volkshochschularbeit zusammengebrochen ist. Man organisierte, statt die Arbeit von einem natürlichen Boden, wie er durch die öffentliche Bücherei gegeben ist, aufwachsen zu lassen. Es kann nur immer wieder tief bedauert und muß der Vergangenheit als Versäumnis angerechnet werden, daß diese natürliche Plattform der Volkshochschularbeit beim Einsetzen der Volkshochschulbewegung in Deutschland nicht weiter entwickelt war. Man kann hier nicht den Einwand erheben, daß gerade das Beispiel Dänemarks, des klassischen Landes der Volkshochschule, beweise, wie gangbar der umgekehrte Weg ist. Denn hier liegen und lagen die Dinge doch wesentlich anders. Der Beginn der Volkshochschulbewegung ist in Dänemark und in Deutschland nicht nur der Zeit, sondern auch dem Ausgangspunkte nach verschieden. Im Norden beginnt die Entwicklung vor mehr als 50 Jahren vom Lande, vom Bauerntum her. In Deutschland ist die Volkshochschule — fast muß man sagen — Produkt der Gegenwart und zur Hauptsache städtischer Versuch. Es bedarf wohl kaum eines Wortes, daß dem Zeitunterschied zwischen beiden eine völlige Verschiebung der Lebenseinstellung und des Lebensgefühls entspricht, wie auch der örtlich verschiedene Ausgangspunkt eine andere Lösung bedingt. Es handelt sich um Grundverschiedenheiten, die einen Vergleich nicht zulassen.

Warum aber hat man selbst dort, wo die Möglichkeit der Verbindung zwischen Bücherei und Volkshochschule bestand, diese nur zu häufig außer Acht gelassen? Die Schuld liegt m. E. in der Tatsache, daß die öffentliche Bücherei wohl öffentlich war, aber die Öffentlichkeit, d. h. die Allgemeinheit mit ihren Wünschen und Forderungen, nicht hinter sich hatte. (Vgl. dazu Fritz: Bücherei und öffentliche Meinung. „Bücherei und Bildungspflege" Jg. 1923, H. 1.) Man kann immer wieder die bedauerliche Erfahrung machen, daß Wesen und Aufgabe einer öffentlichen Bücherei, sei sie nun groß oder klein, einem weiteren Kreis sehr wenig bekannt sind. Wie eine ewige Krankheit scheint sich die Anschauung vererben zu sollen, daß die Bücherei nur ein mechanisches Ausleihegeschäft darstelle, wie es die buchhändlerische Leihbibliothek ausübt. Die Gründe für die Entstehung dieser Meinung darzulegen, ist

hier nicht der Ort. Sie liegen letzten Endes in der unser Volkstum zerklüftenden Entwicklung des geistigen Lebens in Deutschland überhaupt. Gerade wegen dieser Entwicklung wollte sich zwischen der öffentlichen Meinung und der öffentlichen Bücherei nicht das wünschenswerte und notwendige Verhältnis herstellen. Daß es an verschiedenen Orten günstiger ist, ändert nichts an dieser leider nur zu allgemeingültigen Feststellung. Dies schlechte oder überhaupt nicht vorhandene Verhältnis zwischen Bücherei und Öffentlichkeit mußte nun besonders schwere Folgen haben, als aus dem Zweifel an den Bildungswegen der Vergangenheit und dem aus tiefster Seele steigenden Wunsche nach innerer Erneuerung des Volkstums die Volkshochschulbewegung mit ungestümer und nicht immer gesunder Kraft hervorbrach. Blieb doch nun die öffentliche Bücherei vielfach unbeachtet links am Wege liegen. Hinzu kam, daß unsere öffentlichen Bildungsanstalten zweifellos an einer Überschätzung des Buchwissens krankten und in einer Unterschätzung des Persönlichen befangen waren. Daher mußte man bei einem geistigen Neuaufbau um so eher geneigt sein, die ganze Bücherwelt außer Acht zu lassen und rein die Wirkung von Mensch zu Mensch zu erstreben. So wurde die öffentliche Bücherei beinahe ganz vergessen, als es sich darum handelte, neue Volksbildungsmöglichkeiten zu entwickeln. Daß sie unbeachtet blieb, lag auch nicht wenig an ihr selbst; denn sie verschuldete es durch eigene Passivität, daß der für unser öffentliches Bildungswesen (mit Einschränkung) gültige Vorwurf des Buchwissens auch gegen sie erhoben wurde. Indem man nämlich glaubte, daß die Gleichung Bücherwelt = Buchwissen richtig sei, glaubte man auch bei der Bücherei von Alexandrinismus reden zu dürfen. Gleichung wie Schlußfolgerung sind falsch. Denn die Bedeutung der Bücherei liegt nicht in der Buchwelt allein, sondern in viel stärkerem Maße in der Erschließung dieser Welt. Das Buch ist der Bücherei nicht Selbstzweck, wie dem Archiv, sondern Mittel zum Dienst am Volkstum. Die Bücherei will die Buchwelt zu einem Instrument des Lebens formen, eines Lebens, welches nicht Amerikanismus oder Fortschritt heißt. Abwehrstellung gegen das Buchwissen, der namentlich bei Gebildeten immer wieder anzutreffende Glaube, daß die Bücherei für das „Volk" (in Anführungsstrichen) als eine Art Wohlfahrtseinrichtung (mit Tendenzen) bestimmt sei, die einseitige, bei der Neuorientierung der gesamten Pädagogik als Reaktion verständliche Einstellung auf die Persönlichkeitswerte, kurz und gut eine völlige Verkennung der erziehlichen und bildenden Möglichkeiten, welche die richtig gehandhabte Bücherei bietet, sind Hemmungen, welche der Bildung eines Gesamtorganismus Bücherei und Volkshochschule im Wege standen und stehen. Sie sind historisch bedingt, daher verständlich, aber sicherlich nicht berechtigt.

Denn beide Einrichtungen stehen auf dem Untergrund unseres heutigen geistigen Lebens. Dieses ist aber von einer nicht zu verkennenden Polarität. Einmal ruht es auf lebendigen Trägern, eben Persönlichkeiten, d. h. Menschen von geistiger Reichweite und seelischer Tiefe, und deren unmittelbaren persönlichen Ausstrahlungen. Zum

andern aber fixieren sich diese Ausstrahlungen in einer von der lebendigen Persönlichkeit ausgehenden, aber doch selbständigen, abgesonderten Welt, eben in dem Buch. Ist unser geistiges Leben eine Wechselwirkung beider Pole — und das kann nicht wohl geleugnet werden —, so werden auch Bücherei und Volkshochschule verbunden sein können und müssen. Die Bücherei hat ihrer ganzen Art nach ihren Ausgangspunkt in der fixierten Welt, im Buch, die Volkshochschule in dem unmittelbar Lebendigen, in der Persönlichkeit. Wollte man nun, wie es in früheren Zeiten bei anderen Voraussetzungen natürlich war, das Persönlich-Lebendige als die einzige Grundlage der Volksbildungsarbeit nehmen, so würde das eine gewaltsame Umkehrung unserer gesamten bisherigen Kulturentwicklung bedeuten, was sicherlich nicht geraten ist. Denn das lehrt uns die gesamte Geistesgeschichte, daß alles, wenn auch noch so überraschend Neue in einem organischen Zusammenhang mit dem Vergangenen steht, woraus dann umgekehrt folgt, daß, wo Neues sich bewußt bilden will, dieses der organischen Verknüpfung mit dem Vergangenen, soweit es in der Gegenwart lebendig ist, bedarf. Das Buch ist ein solcher Faktor, den die Vergangenheit um so stärker, je näher wir der Gegenwart kommen, neben die Persönlichkeit gestellt hat. Darum muß eine organische Verknüpfung mit dem Vergangenen die Verwendung beider Antriebe für die geistige Kultur bringen. Gerade der größte Teil dessen, was wir an Verbundensein mit der Vergangenheit unseres Volkes und seiner Kultur haben, steht ja auf dem Grunde der fixierten Ausstrahlungen, eben auf der Buchwelt. Und es ist sicherlich eine Aufgabe aller Kulturarbeit, die Verbundenheit mit dem Vergangenen herzustellen, und zwar so, daß es als ein Gestaltendes in die Gegenwart hineinwirke und auch die Zukunft mitbestimme. Wollte man sich dabei aber nur auf die Buchwelt verlassen, indem man diesen sozusagen stofflichen Niederschlägen das Hauptgewicht verliehe, so würde man unser geistiges Leben aus seiner Erstarrung nicht herausführen können, und die Bücherei, welche dieser Auffassung huldigte, müßte in „Mechanik" stecken bleiben. Wie es ganz sicher gefährlich wäre, das Buch als alleinigen Ausgangspunkt der volksbildnerischen Arbeit zu nehmen, so liegen andrerseits auch die Gefahren bei einer zu starken Betonung des Nur-Persönlichen klar auf der Hand. Die Persönlichkeit wirkt sich außer in dem begrifflich nicht faßbaren Ausströmen seelischer Kräfte vornehmlich aus durch das gesprochene Wort. Dieses ist als Hülle des Gedankens und Vermittler des Persönlichen in aller Bildungsarbeit das Erregende, Richtungweisende. Aber es besteht auch die Gefahr, daß die Wirkung des Wortes nicht über die Erzeugung eines Bloß-Ahnungsvollen hinausgeht, weil das gesprochene Wort nicht von Dauer ist. Die Volkshochschule, namentlich eine solche mit internatartigem Charakter und zeitlich begrenzten Kursen, welch einmalig eine Anzahl Schüler zu einer Gemeinschaft zusammenfaßt, gibt doch erst den Anfang der Persönlichkeitsbildung, gibt Erregung. Der Bildungsprozeß ist aber, wenn er in die Tiefe dringen soll, bleibende geistig-seelische Selbsttätigkeit, dauernde Arbeit an sich selbst. Wie kann man nun das Erlöschen der Erregung

verhüten? Doch wohl nur dadurch, daß man den „Erregten" zur eigenen Auseinandersetzung, und zwar zu eigener und dauernder Auseinandersetzung mit dem stofflichen Niederschlag der Persönlichkeit, dem Buch, hinführt. Das gesprochene Wort verhält sich zu dem gedruckten, wie das Bewegliche, Schwingende, zum Festen, Ruhenden. So auch, begrifflich grob schematisiert, die Volkshochschule zur Bücherei. Die erste erregt und erzeugt Bewegung, die zweite fängt sie auf und erhält sie. Ohne die Fortsetzung durch die Bücherei bleibt die Arbeit der Volkshochschule zu sehr in der Luft schweben, ja, es besteht auch die Gefahr, daß sie zu einseitig wird, eben weil sie an die Einzelpersönlichkeit des Lehrenden gebunden ist. Bewußte Weltergreifung ist selbständige Auseinandersetzung mit der Vielheit der Erscheinungen; dazu führt die Volkshochschule hin, bietet die Bücherei das Material. Gerade weil die Bücherei in ihrer Auswirkung nicht an Einzelnes gebunden noch zeitlich begrenzt ist, scheint sie hervorragend berufen, diesen Prozeß zu unterstützen. Aufgabe der Volkshochschule, d. h. der Persönlichkeit, kann doch wohl nur sein, hierbei Wege zu weisen und zu ordnen. Die Kräfte der Volkshochschule und der Bücherei müssen zusammenspielen, wenn eine dauernde Arbeit erreicht werden soll. Die Kulturarbeit muß gleichmäßig auf dem doppelten Untergrunde, der Persönlichkeit und dem Buch, ruhen; denn das sind die Gegebenheiten der Gegenwart.

Wenden wir unsern Blick nun auf unsern speziellen Fall, auf die Bauernhochschule und die Dorfbücherei, so ist die richtige Einschätzung der soeben dargelegten Grundkräfte in der Gestaltung des Kulturlebens hier besondens angebracht. Denn hier besteht zweifellos die Neigung, die Stoßkraft einer Persönlichkeit auf die andere zu überschätzen. Hat doch Grundtvig selbst den Streit zwischen dem „lebenden Wort" und dem „toten Buchstaben" entfesselt und der Auswirkung der Persönlichkeit, die hier auch gewiß nicht herabgesetzt werden soll, den Vorrang zugewiesen. Aber er ging dabei doch von anderen, am eigenen Leibe gemachten Erfahrungen aus, als wie sie ihm die moderne Büchereiarbeit hätte bieten können. Denn zu seiner Zeit betrachtete man das Buch doch nach seinem Wissensinhalt, es war mehr Zweck als Mittel. Und ein bewußt planmäßiges Einsetzen namentlich der Dichtung zur Persönlichkeitsgestaltung hatte man sich noch nicht richtig klar gemacht, vielleicht auch noch nicht klarmachen können, da das Buch überhaupt noch keine solche Wirkungsmöglichkeit in die Breite hatte wie heute und noch nicht so sehr ein Spiegelbild der Gegenwartsprobleme war. In der Gegenwart ist aber das Buch mehr und mehr ein herrschender Faktor unserer Kultur, eine kulturelle Großmacht geworden. Es geht nicht an, diese lebensgesetzliche Entwicklung aufheben zu wollen, vielmehr wird die Aufgabe der Volksbildungsarbeit — dies Wort sei aller Mißkreditierung zum Trotz in seinem tiefsten und besten Sinne gebraucht — dahin gehen müssen, aus dieser Tatsache eine Notwendigkeit, ja eine Tugend zu machen. Und das gerade auch in der Arbeit am Bauerntum, obwohl die Schwierigkeiten äußerer und innerer Art für die Verwendung des Buches in diesem Lebenskreis noch größer sind als in

dem städtischen. Auch im Bauerntum wird man der immer stärker drohenden Gefahr der Verzweckung des Lebens (in der Formulierung „vom Bauern zum Landwirt“ tut sie sich erschreckend kund) nur dann begegnen können, wenn man ein „neues Geschlecht“ zu innerer dauernder Selbstarbeit bringt. Die außenstehende Persönlichkeit des „Volkslehrers“ wird da immer nur neuen Anstoß geben können. Auch die dänische Volkshochschule, die doch wohl die stärkste ideale Schwungkraft namentlich zur Zeit ihres Beginns hatte, hat die Materialisierung des gesamten dänischen Lebens nicht aufhalten können, sodaß die Gegenwart auch dort wieder vor der Frage steht: Wie verinnerlichen wir unser Leben? Bezeichnenderweise schildert der Dichter Skjoldborg im „Neuen Geschlecht“ (deutsch bei Quelle & Meyer) eine Lösung dieser Frage mit Hilfe des Buches, und wir wissen, wie stark er auch sonst die bodenreformerische Häuslerbewegung in Dänemark mit der Bildungsarbeit der Bücherei zu verknüpfen sucht.

Das Problem des Ineinandergreifens von Bücherei und Volkshochschule wird allerdings von ihm garnicht berührt. Da scheint sich in Dänemark zwischen der älteren Einrichtung der Volkshochschule und der jüngst mächtig emporgeschossenen Büchereibewegung eine enge Verbindung nicht herstellen zu wollen. Indem Skjoldborg jedoch den Helden seines Romans, einen jungen Bauern, durch planmäßiges Lesen, besonders auch der Dichter, eine innere Befreiung, Umwandlung und Vertiefung erfahren läßt, stellt er auch für die Büchereiarbeit ein Ziel auf, welches sich mit dem der Volkshochschule deckt. In diesem Ziel liegt die innere Notwendigkeit, daß beide Einrichtungen zusammengehören, nicht weniger begründet, als in der besprochenen Polarität unseres Kulturlebens. Es muß die Erkenntnis Gemeingut werden, daß beide Volksbildungsmöglichkeiten nur methodisch verschiedene Ausstrahlungen ein und desselben Willens sind, zwei Funktionen der einen, auf den einzelnen Menschen und das Volkstum sich erstreckenden bildungspfleglichen Seelsorge.

Vielleicht ist es angebracht, das Zusammenspiel zwischen einer im Bauerntum wurzelnden Bücherei- und Volkshochschularbeit von schleswig-holsteinischer Grenzarbeit her zu beleuchten. Denn hier ist die bäuerliche Volkshochschularbeit sowohl wie ein einheitliches Büchereiwesen gut entwickelt. Neben die bekannte Heimvolkshochschule tritt sodann hier eine freiere Form, die mir in dieser besonderen Eigenart hier an der Grenze entwickelt zu sein scheint. Da sie an keinerlei Institut gebunden ist, sondern nur von den „Volkslehrern“ getragen wird, haben wir uns gewöhnt, sie als „Freie Volksarbeit“ zu bezeichnen. Sie ist dem Geiste nach echte Volkshochschularbeit am Bauerntum ohne Beschränkung auf bestimmtes Alter oder Geschlecht. In der Form läßt sie sich am ehesten mit Wanderkursen vergleichen. In der Regel finden in den einzelnen Ortschaften 3—4 Abende im Winter statt. Diese können entweder unmittelbar aufeinander folgen, oder auf mehrere Wochen verteilt werden. Das erste hat sich als Regel herausgebildet. Zu diesen beiden Arten der Volkshochschularbeit, der Heimschule und der Freien Volksarbeit, tritt

die Bücherei hinzu. Auch sie empfängt aus dem Umstand, daß sie im und am Bauerntum wirken soll, ihre Eigengesetzlichkeit. Die geistigen Grundlagen und den Zustand des Bauerntums klar zu erkennen, ist eine Voraussetzung für diese Bücherei, damit sie bei den seelischen Gegebenheiten mit pädagogischer Feinfühligkeit anknüpfen kann. Trotzdem wäre es ein Grundirrtum zu glauben, man könne für diese Bücherei eine Norm finden. Jede Lösung wird und muß individuell-bodenständig sein. Aber doch lassen sich aus Erfahrungen und Erwägungen einige Richtlinien für Inhalt und Ziel dieser Bücherei aufstellen.

Es wäre falsch zu glauben, daß unser heutiges Bauerntum noch jene patriarchalisch gleichförmige seelische Struktur habe wie sie gewissermaßen in Reinkultur von L'Houet in seinem Buch: „Zur Psychologie des Bauerntums" geschildert wird. Nein, das ursprüngliche, tief in dem „Dasein" verharrende Bauerntum hat sich gar sehr verändert. Die Stadt ist im Vordringen aufs Land hinaus begriffen, so auch der ganze städtische Geist, das städtische Lebensgefühl. War das bodenständige Bauerntum in früheren Zeiten dadurch ausgezeichnet, daß es bei Übernahme fremder Lebensformen diese der eigenen Welt gemäß umgestaltete zu dauerndem Besitz (Tracht, Volkslied, Möbel), so sehen wir, wie es heute die Schwankungen der städtischen Mode mitmacht. Der Bauer hatte früher in ganz ausgezeichnetem Maße die Fähigkeit, sich Fremdes zu assimilieren. Diese Angleichungskraft ist es nun, welche unter dem Einfluß der Städte im Hinschwinden begriffen ist. Diese Kraft ist Instinkt, ist seelische Fähigkeit. Sie ist angefressen von der überall zu beobachtenden Rationalisierung des Gegenwartslebens. Und doch hat sich dieser Zersetzungsprozeß, Gott sei Dank, noch nicht völlig auswirken können. Ergriffen davon ist zumeist die jüngere Generation. Die Aufgabe der Bücherei auf dem Dorfe wird also stark darauf eingestellt sein müssen, die Bodenständigkeit des Bauerntums zu fördern. Aeußerlich betrachtet, heißt das also, daß bei der Buchauswahl der Stoffkreis Bauerntum voransteht. Und hier ist es wieder die gewaltige Problematik des Kampfes zwischen Industrialismus und Bauerntum, welche zum Erlebnis und zur Erkenntnis gebracht werden sollte, damit ein Schutzwall gegen die zersetzenden Einflüsse errichtet wird. Da diese Zersetzung die Gemütswerte bedroht, ergibt sich als weitere Aufgabe, einen besonderen Nachdruck auf die Pflege des Gemütlichen zu legen, die Innerlichkeit zu vertiefen. Es steht also gerade in der Dorfbücherei die Literatur der Gemütswerte, Heimatliteratur, Schöne Literatur, mit Recht voran. Denn sie übt durch ihre bildhafte Wirkung unmittelbaren seelengestaltenden Dienst aus. Daß nun trotz alledem eine auch der mehr verstandesmäßigen Erkenntnis dienende Literatur vorhanden sein muß, versteht sich von selbst. Denn es ist nicht geraten, ein Gefühliges zu erzeugen, ohne ein rationales Gegengewicht zu bieten. So gehört also auch zu jeder Dorfbücherei eine mannigfaltige belehrende Abteilung. Schließlich ist auch die Verbindung mit dem praktischen Leben (z. B. durch landwirtschaftliche Bücher) nicht zu vergessen. Denn wenn die Bücherei auch nicht Fortschrittsinstrument sein soll, so muß sie doch — und dies

gerade beim Bauerntum — auch mit dem praktischen Leben verbunden sein. In dem Bauerntum — jedenfalls gilt das für unsere Verhältnisse — sind sozusagen 2 Generationen, zwar nicht streng dem Alter nach, aber doch nach der seelischen Haltung, zu unterscheiden: einmal die ältere, welche dem Leben sachlicher, konkreter gegenüber steht, vielfach ein engeres Blickfeld, dafür aber doch häufig eine stärkere, wenn auch verborgenere Innigkeit hat; zum andern die jüngere, welche sich in der ganzen äußeren und inneren Haltung mehr dem Städter nähert. Vielfach hat sie auch infolge der auf städtischen Schulen empfangenen Ausbildung eine stärkere intellektuelle Durchbildung erfahren. Sie ist also, rein von den verstandesmäßigen Voraussetzungen her betrachtet, im allgemeinen aufnahmefähiger als die erste und steht den Fragen der Gegenwart, allerdings auch ihren üblen Einflüssen, näher. Soll die Dorfbücherei diesen mannigfaltigen, geistig sowohl wie seelisch verschiedenen Individuen der Dorfgemeinschaft Rechnung tragen, so wird der Inhalt nicht ein gleichmäßiges Niveau zeigen können, sondern vielmehr eine starke Stufung aufweisen müssen. Er muß diese auch schon deshalb haben, um der Leserschaft Entwicklungsmöglichkeiten bieten zu können. Dazu ist die Bücherei verpflichtet, auch wenn diese von ihr gebotene Gelegenheit nur von wenigen benutzt wird. Bei einer richtigen Führung kann man gerade auch unser Bauerntum an Bücher heranbringen, bei denen man ohne weiteres auf Benutzung nicht rechnen zu können glaubte. Diese Beurteilung der Lage des Bauerntums geht natürlich von den schleswig-holsteinischen Grenzverhälnissen aus, ist somit nicht ohne weiteres auch für andere deutsche Landschaften gültig.

Vergleichen wir nun die Dorfbücherei diesen Inhalts mit der Bauernhochschule, so hat die erstere einen breiteren Untergrund, eine größere Reichweite und allgemeinere Tendenzen als diese. Kann die Bücherei nun trotz dieser allgemeineren Tendenzen Volkshochschularbeit leisten? Zur Illustrierung ein kleines Beispiel aus der Praxis. In einem Dorf an der Grenze sitzt ein Büchereileiter unter einigen Bauern, von denen der eine sich mit dem Plan trägt, zwei auf der andern Seite der Grenze gelegene, ihm gehörige Wiesen zu verkaufen, um mit dem dafür erhaltenen Kronenbetrag etwa 30 Hektar Heide von seinem diesseitigen Besitz urbar zu machen. Einer der Anwesenden widerrät ihm heftig, weil dabei nichts herauskäme, denn zu seinen, des Besitzers, Lebzeiten sei doch kein nennenswerter Betrag zu erhoffen. Als nun der Besitzer dem entgegenhält, daß man so nicht denken dürfe, denn wenn ihre Väter auch so gedacht hätten, säßen sie noch alle in der heidebewachsenen Öde, geht das Gespräch in allgemeinere Bahnen, wobei der Gegenpart als der auf den Augenblick eingestellte Mensch von einer Verpflichtung der Zukunft gegenüber nicht viel hält. Hier mischt sich nun der Büchereileiter ein mit den Worten: „Solche Fragen sind auch in mehreren Büchern unserer Bücherei angeschnitten“. Er empfiehlt also in dieser Unterhaltung namentlich dem Widerpart mehrere solcher, Bücher und richtet es auch so ein, daß dieser, der ein eifriger Leser ist, die Werke im Laufe der Zeit bekommt. Nun ist im Dorf eine andere

auch mehr für die Zukunft berechnete gemeinnützige Sache zu beschließen, bei der die Meinungen auseinandergehen. Und da zeigt sich, daß dieser Mann, der in dem erwähnten Falle so entschieden nur an den Augenblick dachte, also ganz egoistisch-materiell eingestellt war, nun von selbst sagte: „Man müsse doch etwas weiter denken". Die Sinnesänderung braucht ja nicht von den Büchern abzuhängen; aber es ist wahrscheinlich, daß sie hierdurch gefördert ist. Wichtig ist dieser Fall auch deswegen, weil er zeigt, wie die Bücherei individuell pädagogisch einzusetzen ist und wie sie, die Verbundenheit mit der Vergangenheit herstellend, menschenbildend und zukunftgestaltend wirkt, was oben als ein Ziel der Kulturarbeit hingestellt wurde. Die Erreichung dieses Zieles bedeutet ja zugleich, daß der einzelne aus seiner Vereinzelung gelöst und in die Volksgemeinschaft hineingestellt wird. Denn als solche ist das unsichtbar wirkende Band von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft anzusprechen. Nicht das ist ja das Entscheidende an unserem Beispiel, daß der Mann für den Fortschritt eintrat, sondern daß eine innere Umgestaltung bemerkbar wurde. Zugleich zeigt dieses Beispiel aber auch, wo die Aufgabe auch der Dorfbücherei liegt, nämlich in der taktvollen Führung der Leserschaft und in der innigen Verknüpfung der Bücherei mit dem Leben, mit der Lebensgestaltung. So ist also die Bücherei auch auf dem Lande nicht etwa Leseanstalt, sondern eine Führerin zu Lebenswerten, und sie ist nicht irgend ein mechanisch wirkender Apparat, sollte es jedenfalls nicht sein, sondern Persönlichkeitsarbeit, die von dem richtigen Büchereileiter geleistet wird. Dieses Beispiel kann zwar nicht in der Methode, aber in der Auswirkung als Volkshochschularbeit bezeichnet werden. In dieser Einzelarbeit am einzelnen Menschen berühren sich Volkshochschule und Bücherei überhaupt und auch Bauernhochschule und Dorfbücherei. Dies Ziel ist beiden gemeinsam, in gewisser Weise auch der Weg.

Denn alle Büchereiarbeit, solange sie bloße Ausleihe bleibt, hat in ihrer erziehlichen Auswirkung Grenzen, die nicht verkannt werden dürfen. Wie der Leser sich mit dem von ihm entliehenen Buch abfindet, wie tief es bei ihm geht, das sind Dinge, die sich der Kenntnis des Büchereileiters um so mehr entziehen, je größer sein Arbeitsgebiet ist. Daher braucht jede auf lebendige Wirkung bedachte Bücherei eine Vertiefung, eine Ergänzung, um ihren Sinn zu vollenden. Jeder Büchereileiter strebt dahin, falls er seine Aufgabe ernst nimmt, nicht nur durch die Bücher und deren sorgfältige Auswahl bei der Ausleihe zu wirken, sondern den fixierten Untergrund des geistigen Lebens zu erschließen, indem er ihn durch seine eigene Persönlichkeit gestaltet, durch *sein* Wort in Bewegung umsetzt. Dieser Weg der Erschließung der Buchwelt durch die Persönlichkeitsarbeit ist es, welcher die Büchereiarbeit auf die Höhe der Volkshochschularbeit führt. Es lassen sich drei Wege oder Stufen dieser Aufschließung der Buchwelt unterscheiden; wobei die begriffliche Scheidung nur der Klärung dienen soll, in der Praxis werden die Übergänge fließend sein. Und doch ist die Scheidung nicht aus bloßer Begriffssucht geschehen, sondern weil darin zugleich verschiedene

Entwicklungsschichten dargestellt werden, die zweckmäßig in dieser Folge aufeinander aufgebaut werden, bezw. die miteinander verbunden werden können, wo die Voraussetzungen schon günstiger sind.

Der Vorleseabend. Sein Hauptwert liegt darin, daß er die durch das Vorlesen gehobenen Phantasieerlebnisse der Dichter dem Gemüte des Hörers unmittelbar einströmen läßt. Er arbeitet mit Gleichnissen, wenn diese pointierte Formulierung erlaubt ist. Da nun zweifelsohne die Natur des Bauern doch noch unkomplizierter ist als die des Städters, vor allen Dingen noch nicht mit einem Wall von Skepsis umgeben ist, so ist der Vorleseabend auf dem Lande um so eher angebracht. Dieses auch darum, weil er in ganz einfacher und leichter Weise überhaupt erst an ein Verhältnis zu Kulturgütern heranführt. Darum wird es sich aber zu Beginn der Kulturarbeit in der Landbevölkerung fast immer handeln. So steht der Vorleseabend durchaus sinngemäß am Anfang der Arbeit. Sein gemeinschaftbildender Wert kann garnicht genug betont werden (vgl. Ackerknecht: Vorlesestunden), liegt er doch darin, daß das gleiche seelische Erlebnis eine gleiche Zeit über allen Hörern liegt. Allerdings muß der Vorleseabend gerade auf dem Lande richtig verstanden und gehandhabt werden. Mit effekthaschenden Rezitationskunststücken darf er nichts zu tun haben. Er wird gerade auf dem Lande eine viel stärkere ethische Ausgestaltung erfahren können und müssen, als man es in der Stadt wird wagen dürfen. Daß das nicht moralisieren heißen darf, ist klar. Da ich bei späterer Gelegenheit diese für die Büchereiarbeit auf dem Lande sehr wichtige Frage einmal besonders darzustellen beabsichtige, darf sie hier vielleicht unerörtert bleiben. Nur das sei noch betont, daß gerade die Vorlesestunde wegen der verschiedensten methodischen Möglichkeiten, die sie bietet, eine ganz hervorragende pädagogische Geschmeidigkeit besitzt und daß sie auf dem Lande die natürliche Brücke ist zu systematischer freierer geistiger Arbeit.

Die Bucherläuterung. Von einer Vorlesestunde unterscheidet sie sich dadurch, daß sie ein mehr erkenntnismäßiges Eindringen in das Buch bietet, indem sie mit gleichzeitiger Lektüre die Besprechung des Gelesenen verbindet, und zwar möglichst im Gedankenaustausch und Wechselgespräch mit dem Hörer. Der Vorlesende ist hier nicht so sehr Diener am Worte wie Nach- bezw. Eigengestalter einer Gedankenwelt. Hierfür werden namentlich Erzählungen und Werke in Frage kommen, welche zum Lesen in der einzelnen Vorlesestunde zu umfangreich sind. Um Beispiele zu nennen: Raabe: Die schwarze Galeere, Riehl: Kulturgeschichtliche Novellen, Gottfried Keller: Novellen, Altisländische Erzählungen usw. Ist bei dieser Art eine Beeinträchtigung der rein künstlerischen Wirkung nicht zu vermeiden, (was übrigens bei der Landbevölkerung nicht so sehr viel besagen will) so gewinnt sie dafür an gedanklicher Klarheit, vermittelt dem Hörer stärkere Erkenntniswerte. Zwischen der reinen Vorlesestunde und dieser Art sind die Übergänge selbstverständlich fließend.

Der freie Vortrag (bezw. Arbeitsgemeinschaft). Dieser stützt sich auf eine größere Bücherreihe und behandelt ein Thema eingehender

mit der Absicht, die Hörer zu selbsttätigem Mitarbeiten, Durchdenken und Weitersuchen an Hand des Materials hinzuführen. Vergleicht man diese Art mit dem stark auf Erlebniswerte gestellten Vorleseabend, so wird klar, daß hier der Weg über den Verstand genommen wird, was natürlich Erlebniswerte nicht ausschließt. Es wäre sicherlich ein Mißgriff, wollte man auf dem Lande nur mit Gefühlswerten operieren. Gedanke und Gefühl sollten zusammengehen. Wie für die Bucherläuterung einige Beispiele angeführt wurden, so ist vielleicht auch hier ein Hinweis gestattet. Es ließen sich sehr wohl einige Vorträge zu dem Thema: Bauerntum, Bodenreform, Volkswirtschaft durchführen, was dem praktisch-wirtschaftlichen Interesse des Bauerntums auch wohl entsprechen würde. Der Untergrund für diese Gedankenwelt wäre etwa, wenn wir auf die kleine Dorfbücherei sehen: Polenz: Der Büttnerbauer, Moeschlin: Der Amerikajohann, Speckmann: Neu-Lohe, Kohne: Kurt Haselhorsts Erbe, Lerche: Der Güterberg, Jentsch: Volkswirtschaftslehre, Bartels: Der Bauer in der deutschen Vergangenheit, Koschützki: Die Quelle der Kraft, Koschützki: Der Schatz im Acker, Schröer: Der Schulze von Wolfenhagen u. a. Gerade die Verbindung von Werken schöner Literatur mit solchen der Belehrung, d. h. von phantasielichen mit verstandesmäßigen Erlebnissen, von Vorlesen und Vortragen ist für einfache Verhältnisse außerordentlich günstig. Wenn man von dieser Vortragsarbeit zur gemeinsamen Erarbeitung durch Zwiesprache gelangt, erreicht die Bücherei in dieser freiesten Art erst ein letztes Ziel. Methodisch wird sie dabei nach den Grundsätzen der Volkshochschule arbeiten, wird also von ihr immer aus der lebendigen Arbeit heraus Anregungen zu erhalten trachten, wie andererseits die Volkshochschule von dieser Büchereiarbeit mancherlei empfangen kann. Wie nahe die lose Form der Volkshochschularbeit, die sogenannte freie Volksarbeit, dieser nach dreierlei Möglichkeiten geschilderten Arbeit mit dem Buch steht, leuchtet ohne weiteres ein. Hier ist kein grundsätzlicher Unterschied, sondern nur ein stofflicher und qualitativer, der aus den verschiedenen Qualitäten der veranstaltenden Persönlichkeiten entspringt. Beide sind Persönlichkeitsarbeit.

Ist nun im Vorhergehenden das Verhältnis von Volkshochschule und Bücherei dahingehend erörtert worden, daß einerseits die Volkshochschule geistige Bewegung hervorruft und das Bemühen haben muß, den Schüler zu bleibender geistig-seelischer Selbsttätigkeit hinzuführen, daß andrerseits aber die Bücherei, ausgehend von festeren Werten, in diese geistige Bewegung hineinzubringen trachten müsse, so ist es wohl klar, daß beide Volksbildungseinrichtungen, seien sie nun äußerlich beschaffen, wie sie wollen, zu einem Organismus verbunden werden müssen. In städtischen Verhältnissen läßt sich eine Lösung in der Form finden, daß man die Bücherei und die Volkshochschule im gleichen Gebäude unter gleiche Verwaltung, also auch unter einen Geist bringt.

Ein solche einfache Lösung ist für unseren speziellen Fall nicht möglich, gleichwohl kann auch in diesem nicht auf eine engere Verbindung verzichtet werden. Denn man wird nicht erwarten dürfen und können,

daß der Bildungsprozeß bei jungen Menschen, die nun entweder fünf Monate oder einige Abende unter dem vertiefenden Einfluß der Volkshochschularbeit stehen, nach so immerhin doch kurzer Zeit abgeschlossen ist oder zu eigener Selbsttätigkeit hinführt. Hier bietet nun die Dorfbücherei unter der richtigen Arbeit des Büchereileiters die Möglichkeit, dem Schüler auf dem ihm gezeigten Wege weiter zu helfen, einmal durch eine individuell pädagogische Ausleihe, zum andern durch die drei Arten der freieren Arbeit. Wie die Bücherei zur Volkshochschule hinstrebt, so wird die Volkshochschule im Interesse der Dauer ihrer Arbeit versuchen müssen, dem Schüler ein gewisses Verhältnis zur Bücherwelt mitzugeben. Sehr erwägenswert scheint das Verfahren, ein bestimmtes Thema an Hand eines besonders dafür geeigneten Buches mit dem Schüler zu besprechen und um dieses herum die nötige Reihe von Begleitwerken zu gruppieren. Das gibt ihm einen Begriff von planmäßiger Arbeit mit dem Buch. Auf gewisse Gefahren, die mit einer solchen Methodik verbunden sind, sei nur hingewiesen. Sie ergeben sich namentlich dadurch, daß man der gemeinsamen Lektüre des „Grundbuches" einen zu breiten Raum gewährt, statt daß man sich die genügende Distanz von diesem und die freie Behandlung des Themas sichert. Der so eingestellte Schüler der Volkshochschule wird auch nach seinem Abgang die Beziehung zum Buch suchen. Wo nun ein stärker entwickeltes dörfliches Büchereiwesen besteht, wird dieses seine Wünsche befriedigen können. Wo das nicht der Fall ist, wäre es der Erwägung wert, ob nicht die Volkshochschule selbst eine Ausleihe an ihre früheren Schüler unterhalten sollte. Das könnte wesentlich mit dazu beitragen, die Gemeinschaft des Geistes zu erhalten. Mindestens ebenso wichtig wie das, was eine Bücherei der Volkshochschule an Fortsetzung bieten kann, ist das, was sie ihr an Vorbereitung zu geben vermag, nicht nur rein geistig, indem sie die Menschen durch die freiere Arbeit schon auflockert und für die Volkshochschule vorbereitet, sondern auch rein praktisch. Wir dürfen wohl nicht verkennen, daß namentlich in der heutigen Zeit die Forderung der Volkshochschule nach einer Auswahl im Sinne einer Auslese nach Fähigkeit in wünschenswerter Weise nicht erfüllt werden kann. Die Volkshochschule hat sehr wenig Möglichkeiten, die Auslese vorzunehmen. Da kommt nun der dörflichen Büchereiarbeit eine ganz erhebliche Bedeutung bei. Die Bücherei hat — das ist ihr wesentlicher Unterschied von der Volkshochschule — eine größere Reichweite und allgemeinere Tendenzen als diese. Sie stützt sich auf Lesergemeinschaften. Treibt nun ein Büchereileiter in richtiger Weise Büchereiarbeit, dann bildet sich aus diesem weiteren Umkreise wieder ein engerer, und aus diesem engeren ragen dann die wenigen für die Auslese Geeigneten hervor. Der Büchereileiter kann diese dann hinweisen auf die Volkshochschule, und umgekehrt sollte die Volkshochschule mit Wünschen nach solcher Auslese an die Büchereileiter herantreten. Wenn so die Bücherei und die Volkshochschule auf dem Lande geistig und praktisch ineinandergreifen, so hätte man, da ja meist der Lehrer Büchereileiter ist, einen unaufhörlich wirkenden Entwicklungsprozeß: Schule — Bücherei — Volkshochschule — Bücherei.

Soll sich dieser Organismus bilden können, so wird man auch versuchen müssen, die geistigen Inhalte der Dorfbücherei und der Volkshochschule aufeinander abzustimmen. Es ist die Frage, ob dieses möglich ist. Am ehesten wird sich noch die Bücherei der Volkshochschule ihres Gebietes angleichen können. Dazu ist nötig, daß sie nicht allein die Arbeitsweise derselben, sondern auch ihren Arbeitsinhalt kennt. Den Büchereien muß also möglichst häufig Gelegenheit gegeben werden, beide praktisch kennen zu lernen. Dem steht allerdings heute die Erschwerung durch die Zeitumstände sehr im Wege. Eine andere Frage ist die, ob der Inhalt der Volkshochschule sich der Bücherei nähern kann. Das wird wohl nicht möglich sein. Jede Büchereiarbeit ist, insofern als jeder Büchereileiter eine Persönlichkeit darstellt, Persönlichkeitsarbeit von ganz verschiedenem Aussehen. Und natürlich kann die einzelne Volkshochschule sich nicht nach diesen vielfältigen Sonderheiten differenzieren. Sie wird sich aber doch insoweit auf die Bücherei einstellen können und müssen, daß sie in einer geeigneten Weise zur Buchwelt allgemein hinzuführen versucht. Wenn sie dabei Arbeitsmethoden der Bücherei anwenden kann, so wird sich eine praktische Zusammenarbeit zwischen beiden um so eher einstellen. Das Wichtigste scheint vor der Hand ein ganz enger Gedankenaustausch zwischen der Heimvolkshochschule und der Dorfbücherei.

Die Heimschule rechnet sowohl in personaler wie in stofflicher Beziehung mit einer Auswahl. Diese mit dem weiter gesteckten Ziel der Dorfbücherei zu vereinbaren, wird nicht leicht sein. Jedenfalls darf kaum erwartet werden, daß sich die Anschaffungspolitik der Bücherei auf die ganz kleine Schar der Volkshochschüler einstellt. Hier liegt tatsächlich eine Schwierigkeit vor, die dadurch entsteht, daß die Dorfbücherei ihrem Umfang nach begrenzt ist. Hier wird eine größere Bücherei eingreifen müssen, eine Art Zentralbücherei oder Wanderbücherei in Verbindung mit der Beratungsstelle. Das letztere ist bekanntlich in Pommern verwirklicht. Ihre Hauptaufgabe wird darin bestehen, daß sie den „Volkslehrern", den Volkshochschul- und Büchereileitern das geistige Rüstzeug für ihre Arbeit gibt, darüber hinaus aber auch allen denen, welche über die Dorfbücherei hinwegstreben, die Benutzung ermöglicht. Der Inhalt dieser Bücherei muß sich aus einem ständigen Gedankenaustausch zwischen Bücherei, Volkshochschule und Beratungsstelle im Laufe der Zeit nach dem Arbeitsinhalt des Gesamtorganismus, d. h. der Vereinigung von Bücherei- und Volkshochschularbeit, ergeben.

Das Volksbüchereiwesen in Petersburg.

Dieser Bericht, der zum erstenmal ein Bild vom heutigen russischen Volksbüchereiwesen gibt, wurde der Schriftleitung von der Leiterin einer der größeren Petersburger Büchereien zur Verfügung gestellt in einer Form, die vielfache Kürzungen und andere redaktionelle Änderungen notwendig machte.

Im August 1920 wurden in Petersburg aus staatlichen Mitteln 84 Volksbüchereien und Lesehallen unterhalten; darunter befanden sich etwa 20 kleinere Büchereien, die nur 300 bis 1000 Bände aufwiesen. Das Gesamtpersonal — bibliothekarische und nichtbibliothekarische Angestellte — belief sich auf ungefähr 350 Köpfe. Im August 1923 hatte Petersburg nur noch 34 Volksbüchereien mit 160 Angestellten. Die kleinen Büchereien mußten des Geldmangels wegen sämtlich geschlossen werden. Von den 10 nach der Revolution begründeten Bezirkszentralen (Petersburg wurde damals in 10 Bezirke eingeteilt) sind nur noch 3 vorhanden. Zwei der größten und am besten ausgestatteten, die Zentralbücherei des 2. Bezirks und die Lunatscharski-Bücherei, — eine jede zählte über 160 000 Bände — wurden 1922/23 aufgelöst und ihre Bestände an andere Büchereien verteilt. Andere Büchereien wurden Fabriken angegliedert zur ausschließlichen Benutzung der Arbeiterschaft. Man glaubte damit den Staatssäckel zu entlasten und den Wünschen der Arbeiterschaft entgegenzukommen. Leider fiel bei der Übergabe und der Überführung der Bücher das Meiste der Zerstörung anheim. Im ganzen gibt es jetzt in Petersburg noch 15 selbständige Büchereien, andere sind den sogenannten „Kulturhäusern" organisatorisch angegliedert und arbeiten im Sinne dieser Einrichtung.

Es sind in Petersburg vorhanden: 3 große Bezirksbüchereien, 11 selbständige Volksbüchereien, 8 Büchereien in den Kulturhäusern, sowie 6 Jugendbundbüchereien, die erst nach der Revolution entstanden sind. Jeder Bezirk hat seinen Jugendbund, dem Jugendliche im Alter von 14 bis 23 Jahren angehören. Die Jugendbünde sind, wie sich von selbst versteht, kommunistische Organisationen. Leider werden die Bücher von den Jugendlichen in der rücksichtslosesten Weise behandelt. So wurde dem Jugendbunde des 2. Bezirks eine vollkommen geordnete Schulbücherei von 10 000 Bänden übergeben. Nach zwei Jahren waren nur noch ein paar hundert Bücher vorhanden.

Die in Rußland weitgehende staatliche Zentralisierung hat, wie nicht anders zu erwarten, besonders das Volkserziehungswesen erfaßt, das mit Recht als eine der wichtigsten Angelegenheiten der öffentlichen Fürsorge angesehen wird. Umso unbegreiflicher muß es erscheinen, daß die Büchereien keinerlei Zuwendungen von dem Staatsverlag und auch keine Freiexemplare der vom Staat subventionierten Zeitschriften erhalten, um so erstaunlicher, als doch sogar die Polizei 12 Exemplare von jedem neu erschienenen Buch und jeder Zeitschrift erhält. Erst neuerdings hat man versprochen, daß wenigstens die sechs größten Büchereien Petersburgs bedacht werden sollen. Alles, was die Büchereien bis jetzt gratis bekommen, sind einige wenige Bücher, Broschüren, veraltete politische Schriften, landwirtschaftliche Zeitschriften, sogar einzelne Zeitschriftennummern, die ihnen auf Veranlassung der Moskauer Regierung gesandt werden.

Von 1920 bis 1922 gab es keine staatlichen etatsmäßigen Mittel weder für den Ankauf noch für das Einbinden von Büchern. Auch waren keine staatlichen Buchbinderwerkstätten vorhanden und Buchbindereien, die einige Büchereien früher besaßen, mußten aus Mangel an Geld und Materialien geschlossen werden. So blieb nichts anderes übrig, als viele Bücher in uneingebundenem Zustand zu verleihen.

Als nach der Revolution alle Verlage und Sortimente, auch viele Privatbüchereien verstaatlicht wurden, versprach man, alle beschlagnahmten Bücher auf die Volksbüchereien zu verteilen. Aber nur wenige fanden ihren

Weg dorthin. Teils wurden die Bücher über ganz Rußland verstreut, teils in den Staatsbuchhandlungen verkauft, und zwar zu so hohen Preisen, daß den Büchereien der Ankauf unmöglich war.

Um sich aus ihrer traurigen Lage zu befreien, begannen einige Büchereien, von den Lesern eine freiwillig zu zahlende Gebühr zu erheben. Viele Leser gingen gern darauf ein, und diese Einrichtung wurde bis zum Sommer 1922 in fast allen Petersburger Volksbüchereien eingeführt, so daß diese wieder in den Stand gesetzt waren, Bücher zu erwerben und binden zu lassen, auch Brennholz einzukaufen und zerbrochene Fensterscheiben herstellen zu lassen. Die Zentralkommission war mit der Erhebung von Gebühren zunächst nicht recht einverstanden, da die Benutzung der Büchereien ebenso wie der Schulbesuch vollkommen frei sein sollte. Aber da auf andere Weise kein Geld zur Verfügung gestellt werden konnte und die Leser keine Einwendungen erhoben, so wurde diese Maßnahme zuerst stillschweigend gut geheißen, bis im Februar 1923 die Gebühren eine behördliche Festsetzung erfuhren. Die Gebühr wird immer für die Dauer von drei Monaten erhoben, der Bücherbestand auf drei Klassen verteilt: 1. (die billigste) Schöne Literatur und volkstümlich belehrende Schriften, 2. Dramatisches, Fremdsprachliches und wissenschaftliche Werke, 3. (die teuerste Gruppe, die dreimal so teuer wie die erste ist) Bücher, die von 1922 ab erschienen sind. Die Leihgebühr beträgt für die 1. Gruppe monatlich den Betrag einer Straßenbahnfahrt. Ausgegeben werden zwei Bände bei einer Leihfrist von 14 Tagen. Die Regierung beabsichtigt, von Oktober 1923 ab wieder die unentgeltliche Benutzung einzuführen und hat versprochen, Mittel für den Ankauf zur Verfügung zu stellen.

Die Büchereien sind z. Zt. von 5 bis 8 Uhr abends geöffnet. Mit jeder Bücherei ist eine Lesehalle verbunden, die aber nicht, wie in Deutschland und anderswo mit Büchern ausgestattet ist.

Die älteren Bibliotheken waren mit Bandkatalogen ausgestattet, die neu begründeten führten sogleich Zettelkataloge ein. Ebenso das Dewey'sche Dezimal-System, soweit wissenschaftliche Werke in Betracht kamen. Jetzt ist man im Begriff, Zettelkataloge und das Dewey-System in allen Volksbüchereien Petersburgs einzuführen. Die Schöne Literatur ist nach dem alphabetischen System von Cutter aufgestellt, das für die Zwecke russischer Bibliotheken von Harkin bearbeitet ist (Cuttersches Tafelsystem).

Die Politik spielt in den Büchereien eine große Rolle. Alle Büchereien sind der politischen Bildungsabteilung, einer Sektion des Volksbildungskommissariates, unterstellt, die für die politische Propaganda durch die Büchereien sorgt. Am Anfang eines jeden Monats erhalten die Büchereien von ihrer Zentraldirektion den „roten Kalender", eine Liste der wichtigsten Daten aus der Revolutionsgeschichte, wie z. B. Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs Ermordung, die Erschießung russischer Arbeiter in den Minenwerken an der Lena 1912, die Geburtstage von Karl Marx und Friedrich Engels, der erste kommunistische Parteitag u. s. f. An solchen Tagen sollen die Büchereien zum Gebrauche der Leserschaft die einschlägige Literatur zusammenstellen, womöglich auch durch Vorträge auf die Gedenktage hinweisen. Die in den Büchereien ausliegenden Zeitschriften sind sämtlich kommunistisch, ausländische Zeitungen und Zeitschriften fehlen gänzlich. Eine rücksichtslose Zensur wird durch die Staatspolizei ausgeübt, welche die Büchereien regelmäßig besucht und alle Bücher und Broschüren beschlagnahmt, die sozialdemokratisch, sozialrevolutionär oder gar monarchistisch gerichtet sind. Die Beschlagnahme erstreckt sich auch auf viele Bücher geschichtlichen, religionswissenschaftlichen, besonders auch antisemitischen Inhalts, auch die Schöne Literatur wird davon betroffen, wenn sie zu sehr „rechts" gerichtet oder zu „bourgeois" ist. Seltsam muß es anmuten, daß sogar neuere Bücher, die im russischen Staatsverlage erschienen sind, bisweilen konfisziert werden. Derartige willkürliche Maßnahmen gehen noch über die zur Zeit des Zarismus herrschenden Zustände hinaus, wo doch die verbotenen Bücher aus einer den Büchereien zugänglichen „schwarzen Liste" zu ersehen waren. In den Büche-

reien wird ferner auf alle Weise eine antireligiöse Propaganda betrieben: so oft wie möglich, besonders zu Weihnachten und Ostern, sind die Bibliothekare gehalten, in ihren Lesehallen Ausstellungen religionsfeindlicher Schriften zu veranstalten; von religiösen Büchern ist nur noch die Bibel erlaubt.

Trotz der schwierigen Lage der Büchereien, die sich besonders in Geldmangel, dem niedrigen Gehalt, in politischem Druck ausspricht, läßt sich doch manches Erfreuliche über den dort herrschenden bildungsfreudigen Geist sagen. So veranstaltet die Petersburger Zentralbibliothek einen Kursus zur Ausbildung von Vorlesern und Erzählern. Dieser Kursus zählt jetzt über 30 Mitglieder, die das Erzählen als Kunst erlernen, wobei Märchen, Legenden, Sagen sowie klassische Werke im Vordergrunde stehen. Auch in den Kinderbüchereien findet in jeder Woche eine „Erzählstunde" statt. Der Erzählerbund veranstaltet auch öffentliche Abende für das große Publikum.

In der nach Lassalle benannten Bibliothek wurden 1922/23 Abende veranstaltet, bei denen moderne ausländische Schriftsteller den Gegenstand der Vorträge bildeten. Von deutschen Schriftstellern wurden dabei berücksichtigt: Thomas Mann, Hauptmann, Kellermann, Wassermann.

In der Turgenjeff-Bücherei befindet sich eine ständige Turgenjeff-Ausstellung mit vielen Bildern des Dichters, einer Sammlung seiner Werke und von Schriften über ihn. Außerdem hat die Turgenjeff-Bücherei eine „Gesellschaft der jungen Dichter und Schriftsteller" gegründet, die zweimal in der Woche literarische Abende veranstaltet. Solche Abende beginnen mit einem Vortrag über einen Schriftsteller, dessen Gedächtnistag zu feiern ist. Dann wird aus den Werken der „jungen Schriftsteller" vorgelesen, woran sich eine freie Diskussion der Versammelten schließt.

Auch andere Büchereien veranstalteten im Winter 1922/23 literarische Abende, die häufig mit einer Ausstellung schöner Bücher oder empfehlenswerter Schriften verbunden waren. Solche Abende fanden besonders in den Büchereien statt, die in den Fabrikvierteln gelegen sind, unter Mitwirkung der jungkommunistischen Organisationen. Sie hinterließen großen Eindruck mit dem Erfolg, daß den Büchereien zahlreiche neue Leser zuströmten.

Die Bibliothekare gehören wie die Lehrer zu dem Verband der geistigen Arbeiter und bilden eine Sektion darin. Dieser Verband besitzt in Petersburg ein Haus mit einer Bibliothek, er veranstaltet auch Vorträge und Kurse.

Die Bezüge der Bibliothekare sind sehr gering. Sie sind auf die Gruppen 6 bis 14 verteilt bei 17 bestehenden Gehaltsgruppen. Sie bekommen sehr viel weniger als manche Arbeiter. So bezieht z. B. ein leitender Bibliothekar ein monatliches Gehalt von nur 12 Dollar. Die tägliche Arbeitszeit beträgt 6 Stunden. Die Bibliothekare haben einen ganzen Tag in der Woche frei und Anspruch auf einen Sommerurlaub von einem Monat.

Im Sommer 1922 waren in Petersburg über 100 Bibliotheksangestellte arbeitslos. Der Staat gab ihnen Arbeit für die Dauer von vier Monaten in drei der größten Volksbüchereien.

Im Winter 1922/23 hatte sich ein Bibliothekarsverein unter dem Schutze des Kulturhauses des Bildungsbundes (zu diesem Bunde gehören Lehrer und Bibliothekare) gebildet. Die Mitglieder des Vereins versammelten sich einmal wöchentlich Dienstag abends, aber die Versammlungen waren immer sehr schwach besucht. Da die Bibliotheken erst um 9 Uhr geschlossen werden, konnte man sich erst spät versammeln, und die Verkehrsmittel waren sehr teuer. Man hofft, daß die Versammlungen in diesem Winter reger besucht werden. Da die Staatsregierung geneigt ist, in jeder harmlosen Versammlung eine politische Gefahr zu wittern, so kam es dahin, daß eine bibliothekarische berufsständische Vertretung, die nach der Revolution entstanden war, im Frühjahr 1923 verboten wurde.

Neuerdings haben die großen und besser ausgestatteten Büchereien beschlossen, die Patenschaft bei einer kleinen und bedürftigen Bücherei zu übernehmen und ihr durch Rat und Tat zu helfen.

1915 hörte die der Volksbüchereisache gewidmete Zeitschrift auf zu bestehen. Jetzt hofft man, ein derartiges Organ herausgeben zu können. Neuere bibliographische Werke, die zur Verfügung stehen, sind: „Buch und Revolution“ und „Das neue Buch“, ein Katalog des Staatsverlages. Außerdem gibt eine Bibliothek, nämlich die Turgenjeff-Bibliothek, ein Blatt heraus, betitelt „Studio“.

Die Petersburger Bibliothekare haben sich viele Mühe gegeben, die bibliothekarische Fachausbildung auf alle Weise zu fördern. Es gibt in Petersburg bibliothekarische Ausbildungskurse mit dreijährigem Lehrplan und Prüfungen verschiedenen Grades.

Im Winter 1919/20 fanden Bibliothekskurse statt, die eine Dauer von 5 Monaten hatten. Es war das erste Mal, daß das Personal Gelegenheit hatte, an einem zusammenhängenden Kursus teilzunehmen, der sich auf Bibliotheksverwaltungslehre, Katalogisieren, Bibliographie, auch Geschichte des Volksbüchereiwesens in- und außerhalb Rußlands usw. erstreckte. Nicht weniger als 150 Angestellte nahmen daran teil. Es war bis jetzt nicht möglich, den Kursus, der alle drei Jahre stattfinden sollte, zu wiederholen.

Die Tolstoi-Bücherei am Wassili-Ostrow veranstaltete im Winter 1922/23 drei Ausbildungskurse, an denen je 20 bis 25 Personen teilnahmen. Auch Vorleseabende, zu denen sich 150 bis 200 Personen jeweilig versammelten, fanden bei freiem Eintritt statt.

Zum Schluß wird eine Liste der 20 Petersburger staatlichen Volksbüchereien gegeben.

1. Zentralkommunalbücherei, Gortschowaja 23.
2. Zentral Flying Fund Libraries, Tschernitschewa Pl. 2.
3. Tolstoi-Bücherei, Wassili-Ostrow, Bolschoi Pr. 63.
4. Schukowski-Bücherei, Wassili-Ostrow, Bolschoi Pr. 63.
5. Lomonossof-Bücherei, Wassili-Ostrow, 12. Linie 23.
6. Bücherei des Zentralkulturhauses, Wassili-Ostrow.
7. Turgenjeff-Bücherei, Ssadowaja 34.
8. Gribojedoff-Bücherei, Ssadowaja 104.
9. Lassalle-Bücherei, Lassalle-Str. 4.
10. Rubakin-Bücherei, Obrodny Kanal 147.
11. Gogol-Bücherei, Ligowka 108.
12. Puschkin-Bücherei, Nikolajewskaja 73.
13. Peter des I. Bücherei, Petrogradskaja Quai 2.
14. Bücherei des Zentralhauses des Bildungsbundes, Kasanskaja 2.
15. Lenin-Bücherei, Petrograder-Seite-Bezirksbücherei.
16. Plechanow-Bücherei, Bücherei des Wiborger Bezirks.
17. Kolzow-Bücherei, Suworowski-Str. 48.
18. Nekrassoff-Bücherei, Kalastnikowski-Str. 36.
19. Bücherei des Alexander Herzen-Kulturhauses, Ligorska 1.
20. Bücherei des Nekrassoff-Kulturhauses, Pawlowskaja 63 (früher Palais der Gräfen Panin).

Die Revision des dänischen Büchereigesetzes.

Das dänische Gesetz vom 5. März 1920 über staatsunterstützte Büchereien (siehe den Aufsatz von Professor Steenberg in den „Blättern für Volksbibliotheken“ 1920 Seite 297 f.) enthält eine Bestimmung, daß es nach Verlauf von drei Jahren dem Reichstag zur Revision vorgelegt werden müsse.

Das ist nun geschehen, und als sprechender Beweis dafür, wie allgemein die Zufriedenheit mit der Büchereireform von 1920 ist, darf die Tatsache angesehen werden, daß nur ganz unbedeutende Änderungen vorgenommen wurden. Bei der ersten Lesung der Novelle (zum Büchereigesetz) wurde denn auch von den Sprechern verschiedener Parteien stark betont, daß die Wirkung

des Gesetzes sehr segensreich gewesen sei. Die wichtigsten Änderungsvorschläge sind folgende: Der örtliche Mindestbeitrag, der erforderlich ist, um in den Genuß von Staatsunterstützungen zu kommen, ist von 50 auf 100 Kronen erhöht worden. Die Gesamthöhe der unter verschiedenen Rubriken bewilligten Staatsunterstützungen darf nicht, wie das zuvor erlaubt war, die Höhe des Ortsbeitrages übersteigen, den die Bücherei im letztverflossenen Jahr erhielt. Bezüglich der Zentralbüchereien hat man die Bestimmung aufgehoben, daß der Wirkungsbereich einer solchen Bücherei ein „Amtsbezirk oder ähnliches" sein solle. Die Bestimmung, daß die Unterstützung der städtischen Büchereien Kopenhagens jeweils durch einen besonderen Beschluß zum Etat festgesetzt werden solle — wodurch für Kopenhagen die Möglichkeit eröffnet worden war, eine wesentlich höhere Unterstützung als den sonst gültigen Höchstbetrag zu erhalten, nämlich 105 000 Kronen anstatt 15 000 Kronen — wurde so erweitert, daß sie nun auch auf größere Büchereien in anderen Gemeinden angewandt werden kann. Daß ist besonders im Hinblick darauf geschehen, daß gewisse größere Zentralbüchereien, sogenannte Landesbüchereien, errichtet werden können. Schließlich hat man vorgeschlagen, daß die Bestimmung, die Person und die Gehaltsverhältnisse des Bibliothekars müßten vom „Büchereidirektor" gutgeheißen werden — eine Bestimmung, die bisher nur für Büchereien mit einem Staatszuschuß von mindestens 2000 Kronen galt — künftig für alle Büchereien gelten soll, welche Staatsunterstützung genießen.

Im Zusammenhang mit der Vorlegung der Novelle im Folketing gab der Unterrichtsminister einige Ziffern, welche die Entwicklung des Büchereiwesens in den drei Jahren, während deren das Gesetz gilt, beleuchten. Die Staatsunterstützung der Volksbüchereien ist im Staatshaushalt von 189 000 Kronen auf 755 000 Kronen gestiegen, wobei jedoch zu bemerken ist, daß in dem letzgenannten Betrag auch die Unterstützung der südjütischen Büchereien einbegriffen ist. Der Beitrag des Staates zu den Gehältern der an Volksbüchereien tätigen Bibliothekare und Bibliothekarinnen (der Staat trägt die Hälfte der Personalkosten) machte im Verwaltungsjahr 1919/20 145 000 Kronen aus; im letzten Jahre betrug er 307 000 Kronen. Die Zahl der Zentralbüchereien ist von 7 auf 15 gestiegen.

(Biblioteks-Bladet, VIII, 1923, Heft 1.)

Zur Frage der Zweigbüchereien.

Von Dr. W. Winker, Düsseldorf.

In der letzten Nummer der Bücherei- und Bildungspflege hat Professor Fritz dankenswerterweise das Problem der Zweigbüchereien aufgegriffen. Zur Ergänzung mögen einige Bemerkungen aus der Düsseldorfer Praxis gestattet sein.

Die Düsseldorfer Volksbüchereien waren ursprünglich als koordinierte Büchereien gedacht, haben aber unter dem Zwang der Entwicklung eine subordinierte Form herausbilden müssen, indem die I. Bücherei als führende Zentrale durch ihr Alter, ihre Lage, ihre Bücher- und Besucherzahl herausgehoben wurde. Freilich gingen die Zweigbüchereien daneben ihre eigenen Wege, wuchsen nach Gestalt und Inhalt aus den individuellen Bedürfnissen ihres jeweiligen Stadtteils und bildeten mit der führenden Bücherei keinen einheitlichen Organismus. Sie gaben eigene Kataloge heraus und differierten nach Systematik und Signierung. Die wirtschaftliche und volksbildnerische Entwicklung der letzten Jahre zwangen zu strafferer Zusammenfassung, um jedem Einzelnen den Gesamtbestand der Büchereien zugänglich zu machen, für größere bildungspflegliche Aufgaben schlagkräftig zu werden und um der wirtschaftlichen Not nicht zu erliegen. Das Problem lag also darin, eine gemeinsame äußere Form zu finden, ohne das innere Eigenleben der Zweigbüchereien zu zerstören.

Zunächst mußte eine *einheitliche Signierung* sämtliche Bücher zusammenfassen. Es wäre eine ebenso kostspielige wie mühevolle Arbeit gewesen, die verschiedenen Signierungen der Einzelbüchereien zu zerstören zu Gunsten einer einheitlichen Zentralsignatur. Deshalb ließen wir die *interne* Signatur für jede Zweigbücherei in ihrer bisherigen Form bestehen, schufen daneben aber eine für alle gültige *Zentralsignatur*. Die Voraussetzung ist die Anlage einer *Systematik*, die dehnbar genug ist, um der Großbücherei von 25 000 Bänden ebenso wie der kleineren Zweigbücherei von 4000 Bänden Rahmen zu sein. Eine solche Systematik ist unter Verwertung mehrjähriger Erfahrung aufgestellt. Ihre Unterabteilungen sind für alle Büchereien bindend, dienen als Zentralsignatur und bilden die Gliederung des Präsenzapparates. In den belehrenden Abteilungen trägt das Einzelbuch als Zentralsignatur nur die Bezeichnung der Untergruppe, nicht die differenzierte Einzelsignierung. Z. B. tragen alle Bücher der Untergruppe „Physik" die Signatur Np ohne weiteren Zusatz. Im Präsenzapparat sind alle Physikbücher alphabetisch unter Np eingestellt. Die genaue Kennzeichnung des *einzelnen Buches innerhalb* der Gruppe wird durch die jeweilige *interne* Signatur erreicht. So ist auch hier wieder eine Verbindung von zentraler Zusammenfassung und lokaler Differenzierung. In der unterhaltenden Literatur ist gleicherweise die Signatur der Zentrale für die externe Signatur sämtlicher Zweigbüchereien maßgebend.

Um für größere Aufgaben den Gesamtbestand aller Zweigbüchereien fruchtbar zu machen, z. B. für die Zusammenarbeit mit der Volkshochschule, wurde ein *Zentralkatalog* geschaffen. In jeder Zweigbücherei müßte eine Abschrift des Zentralkatalogs vorhanden sein: eine Aufgabe, die in besseren Zeiten durchzuführen ist. Aber auch jetzt schon ist eine Zusammenfassung und ein Bücher-Austausch in bestimmten Grenzen möglich. Will irgend ein Leser eines Vororts ein bestimmtes größeres Werk über Chemie haben, so geht er mit der *Leihkarte und einem besonderen Ausweis der jeweiligen Zweigbücherei* zur Zentrale, entleiht hier das Buch selbst und bringt es auch wieder zur Zentrale zurück. Er bleibt aber eingetragener Leser seiner Zweigbücherei. In der Zentrale wird nur eine kleine Sondergebühr erhoben.

Bei der gegenwärtigen wirtschaftlichen Not kann ein zersplittertes Zweigbüchereisystem immer weniger den Anforderungen genügen, können größere belehrende Bücher überhaupt nicht mehr beschafft werden. Deshalb wird die Frage der Zusammenarbeit mit einer wirksamen Zentrale, wie Fritz mit Recht betont, geradezu eine Lebensfrage für die Volksbüchereien der Großstadt.

Eine glückliche Form, die Zweigbüchereien vor Verkümmerung zu schützen, ist die Einrichtung von *Wanderbüchereien*. Wir haben hier zwei solcher Wanderbüchereien von je 300 Bänden neuester Literatur aufgestellt. Sie sollen in einem Turnus von ½ Jahr in den Zweigbüchereien wandern und schließlich an die Zentrale zurückkommen. Die Bücher werden gesondert aufgestellt; die Buchkarte, versehen mit der Zentralsignatur, wird in den Präsenzapparat der Zweigstelle mit eingereiht, nur durch ein mit roter Tinte geschriebenes „W" besonders gekennzeichnet. Dieses System enthebt von der Notwendigkeit ,wichtige Neuanschaffungen sofort in acht Exemplaren tätigen zu müssen und versorgt doch die Zweigstellen nach und nach mit einem Umkreis wichtiger Neuerscheinungen.

So wird durch eine Synthese von Zentralisation und Dezentralisation ein System von Büchereien geschaffen, das jeden Stadteil nach individuellen
tätigen zu müssen und versorgt doch die Zweigstellen nach und nach mit einem
und Mitteln vermeidet.

Unterhaltungs-Rundfunk und Bildungspflege.*)

Von Dr. Erwin Ackerknecht.

Der Herrgott scheint die deutschen Bildungspfleger des zwanzigsten Jahrhunderts ganz besonders im Verdacht zu haben, daß sie „sich allzuleicht die unbedingte Ruh lieben". Denn er läßt immer neue mephistophelische Kräfte auf sie los. Im Anfang des Jahrhunderts waren sie vor allem in Gestalt des belletristischen Filmes erschienen. Es hat lange gedauert, bis die berufenen Hüter deutscher Bildung sich gründlich mit der Lichtspielfrage beschäftigten und der Gefahr mit praktischen Maßnahmen zu Leibe gingen. Nun, wo wir eben ein wenig aufzuatmen gedachten, weil das Schlimmste vorüber zu sein scheint, bricht das Unternehmertum an einer andern Stelle und in noch breiterer Front verwüstend in das junge Gehölz unserer deutschen Bildungspflege, das ohnedies durch die Senkung des wirtschaftlichen Grandwasserspiegels schwer genug gefährdet ist. Lassen wir die „Reklamechefs" der neuen Volksunterhaltungsbranche selbst sprechen, indem wir wenigstens die wichtigsten Sätze eines Aufsatzes im „Berliner Tageblatt" mit dem unverminderten Reiz ihres „erstklassigen" Unternehmerstils wiedergeben, wobei wir nur da und dort eine besonders schöne Wendung durch Sperrung herausheben.

„In Deutschland — und vielleicht noch in anderen Kontinentalstaaten", so heißt es dort, „wird das Schlagwort dieses Winters der Unterhaltungsrundfunk sein. Für die Bewohner der Vereinigten Staaten sind tägliche Radio-Programme längst eine Selbstverständlichkeit. Auch in englischen Abendgesellschaften schaltet man, wenn das Diner die Unterhaltung hemmt, den Radioempfänger ein und läßt sich zwischen Suppe und Dessert die neuesten Witze der Broadcasting-Company servieren. Den deutschen Staatsbürgern werden demnächst ebenfalls, wahrscheinlich noch vor Weihnachten, durch den schwarzen Trichter des drahtlosen Telephons Lachpillen zufliegen, die Tausenden ans Zwerchfell gehen. Wenn jetzt von einem Hause am Potsdamer Platz Grammophon-Konzerte in den Äther geschickt werden, so ist das erst ein bescheidener Versuch, der noch nicht allzu ernst genommen werden darf. Der Siegeszug des Rundspruchs mit seinen beinah unbegrenzten Möglichkeiten wird inzwischen lautlos hinter den Kulissen vorbereitet. Wenn die Projekte, die der deutsche Organisator für drahtlose Unterhaltung vorhat, realisiert werden — und das scheint der Fall zu sein —, dann wird die Welt noch vor Neujahr einige Überraschungen erleben. Überall spricht man von den amerikanischen und englischen Radio-Errungenschaften. In New York und London besitzt man einen weit stärkeren propagandistischen Nerv. Von Deutschland weiß die Welt wenn überhaupt nur das Eine, es gibt seit wenigen Wochen spärliche Funktonzeichen von sich. Von der Existenz eines zweijährigen Wirtschaftsrundfunks, der beneidenswert korrekt arbeitet, weiß über die Beteiligten hinaus kaum ein Mensch was. Ihm gehören einige tausend Abonnenten an, die neben vielen anderen wertvollen Nachrichten beispielsweise den New Yorker Dollarkurs sechs Minuten, nachdem er in der Stock Exchange gemacht worden ist, aus ihrer Antenne ziehen können. Es ist nur noch eine Frage ganz kurzer Zeit, bis in den Speisewagen deutscher D-Züge die neuesten Kurse drahtlos ausgerufen werden. Dann werden die Kellner von Abteil zu Abteil laufen, und man wird nicht mehr zu erschrecken brauchen, wenn man nach fünfzehnstündiger Fahrt an einem fernen Winkel des deutschen Reiches aussteigt und die Preise sich inzwischen verdoppelt haben. Hat der Rundfunk erst einmal den Eisenbahnzug erobert, dann steht nichts mehr im Wege, mit regelmäßigen Radio-Konzerten und Radio-Vorträgen den Reisenden die Bahnfahrt zu verkürzen."

---

*) Der Aufsatz ist Mitte Dezember 1923 geschrieben. Infolge der bedauerlichen Verzögerung des Erscheinens von Heft 4 des letzten Jahrganges kann er erst jetzt erscheinen, wo der Rundfunk schon „auf dem Marsche ist".

Verschnaufen wir hier einen Augenblick! Also endlich werden wir den Aufbau Deutschlands sich „realisieren“ sehen, indem die gestörte Verdauung der deutschen Volksseele durch Lachpillen der Broadcasting-Company (Filiale Berlin) wieder in Gang gebracht wird. Und es zeugt von dankenswerter Folgerichtigkeit und Offenheit, daß der deutsche Prokurist dieses Unterhaltungskonzerns mit den „neuesten Kursen“ seine volksbildnerische Tätigkeit beginnt. Mögen dann hinterher immerhin Konzerte und Vorträge kommen: so ist doch jedenfalls ein solider Grund gelegt für Herrn Raffke, der sonst während der Konzerte und Vorträge vielleicht doch in Gefahr geriete, sich zu langweilen oder gar sich „Stimmungen“ hinzugeben oder über Dinge nachzudenken, die nichts mit dem Geldgewerbe zu tun haben. Es sitzen freilich im D-Zuge heute ohnedies fast nur noch Leute, die längst aufgehört haben, an das Ammenmärchen zu glauben, dem der Dichter die Verse gewidmet hat: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt“. Aber „sicher ist sicher“ und „Müßiggang ist aller Laster Anfang“. Wer da weiß, wie hoch die Kurse stehen, dessen geistiges Leben steht auf festen Füßen, und er kann wenigstens in Gedanken „andauernd“ neue Geschäfte „tätigen“, anstatt seine kostbare Zeit („Time is money“, sagt der gebildete Deutsche) mit Allotria zu verlieren.

Der geneigte Leser hat nun vielleicht bereits in Gedanken überschlagen, wie selten mehr er und seine Volksbüchereileser oder Volkshochschulhörer dazu kommen, einen D-Zug zu besteigen, und denkt erleichtert, die Sache werde also für diesmal noch gnädig ablaufen. Doch weit gefehlt! Denn nicht nur, wer eine Reise tut, kann künftig etwas erzählen. Wir leben bekanntlich in einem Zeitalter rücksichtslosester Volksbeglückung. Längst hat das Unternehmertum „verstehen“ gelernt, daß „das Beste für das Volk gerade gut genug“ ist, daß in Stadt und Land niemand mehr von den Segnungen der „Kultur“ verschont werden darf, dem noch ein Groschen dafür abgejagt werden kann. Was dem Filme recht ist, das ist dem Rundfunk billig. Ja es ist ihm noch billiger, wie wir gleich sehen werden. Die „deutsche Radio-Organisation“ wird nämlich durch zwei Einrichtungen auf ganz breite Grundlage gestellt werden: Zum ersten wird sie mit dem „lokalen Rundfunk“, wie ihn Berlin bereits besitzt, auch acht andere deutsche Großstädte beglücken (wodurch „jeweils im Umkreis von 100 Kilometern drahtlose Unterhaltung in häusliches Familienleben getragen wird“); zum andern aber „soll der Reichsrundfunk geschaffen werden, der ein Geschenk für die Masse werden soll und zu dem man sich in große Säle begibt wie zu gewöhnlichen Konzerten oder Vorträgen. Seine Wellen werden im entlegensten Dorf aufgefangen und können gleichzeitig in Ostpreußen und in Baden den Bewohnern ganzer Ortschaften vorgeführt werden. Diese Kollektiv-Unterhaltung ist natürlich erst dann ideal, wenn sie auch den Einzelempfängern in den lokalen Rundfunkbezirken zugänglich gemacht wird, damit, wer glücklicher Besitzer eines Aufnahmeapparates ist, jede Piece des Reichsrundfunks am häuslichen Kamin mit anhören kann“. Es wird dann noch etwas von der verschiedenen Wellenlänge der beiden Rundfunke gemunkelt (hoffentlich wird es bald auch noch einen Rundfunk mit besonderer Wellenlänge für Herrn Raffkes „Herrengesellschaften“ geben!) und ein prächtiges Zukunftsbild skizziert, wie bei der Zentrale dieser „alldeutschen Kollektiv-Unterhaltung“ in Königswusterhausen bei Berlin die großen Reiseautomobile angebraust kommen werden, damit „die Berliner Künstler jeder Gattung am Fuß der hohen Antennen ihrer Radio-Engangementspflicht genügen“ können. Es gipfelt in dem geradezu monumentalen Satze: „Vor dem Mikrophon der Königswusterhausener Sendestation wird die Crème des geistigen Deutschlands Revue passieren und in den Sälen wird das deutsche Volk zusammenströmen, soweit es nicht die Mittel hat, unter der häuslichen Tischlampe am eigenen Apparat zu horchen.“ (Mikrophon — Crème — Revue passieren — das deutsche Volk — am eigenen Apparat!) Schließlich wird noch mitgeteilt, daß „der Massen-Rundfunk die billigste aller

Unterhaltungen“ sein werde, indem nämlich bei den Saalveranstaltungen „nach den bisherigen Voranschlägen“ jede Person — ohne Ansehen der Person natürlich — nur 10 Goldpfennige zu zahlen habe. Denn: „Die amtliche deutsche Radio-Organisation ist kein Erwerbsunternehmen, das auf Gewinn arbeitet“.

Mit diesem Satz hört zwar noch nicht der Artikel ,aber für uns der Spaß auf. Sind wir wirklich so weit ,daß ein Konsortium von Unterhaltungs-Managern (jedes deutsche Wort ist zu gut für diese Art von Volksbeglückern) in einer der verbreitetsten deutschen Zeitungen der Öffentlichkeit weißmachen darf, es sei ein amtliches gemeinnütziges Unternehmen? Gibt es keine Volksbildungsministerien mehr, die es sich verbitten, von einer gemanageten öffentlichen Meinung sich solche Lachpillen-Agenten an ihre Rockschöße geheftet zu sehen, ja die es für ihre Pflicht halten, dieses „Geschenk für die Masse“ gründlich zu prüfen, ehe es dem deutschen Volke zum Danaergeschenke wird? Wir Bildungspfleger wollen aber keinesfalls warten, bis man an maßgebender Stelle dieser Gefahr die nötige Aufmerksamkeit schenkt. Wir haben in den letzten Jahren einsehen lernen müssen, daß wir uns nur auf uns selbst verlassen dürfen und daß lediglich aus einer lebendigen Arbeitsgemeinschaft aller deutschen Bildungspfleger eine Macht erwachsen kann, welche die Arbeit des Einzelnen zuverlässig schützt und fördert. Von dieser Arbeitsgemeinschaft ist freilich noch nicht viel verwirklicht und sie ist in der Öffentlichkeit eigentlich nur sichtbar, soweit sie in dieser Zeitschrift sich betätigt. Das ist jedoch schon immerhin etwas. Und so bitten wir auch in der Sache des Unterhaltungs-Rundfunkes alle unsere Leser, in ihrem Bereich Erfahrungen zu sammeln und sie in der „Bücherei und Bildungspflege“ auszutauschen. Der „Reichs-Rundfunk“ und was drum und dran hängt, sei hiermit der kritischen Aufmerksamkeit und dem bildungspfleglichen Gewissen Aller aufs nachdrücklichste empfohlen. Es wäre in erster Linie unsere Schuld, wenn hier wieder ein neuer Unterhaltungs- und Bildungssumpf entstünde, in dem ein großer Teil dessen versänke, was wir mit unseren Büchereien und Volkshochschulen mühsam angeschont haben.

Daß der Rundfunk ganz ungeheure Entwicklungsmöglichkeiten für eine bildungspfleglich positive Volksunterhaltung, namentlich auch der ländlichen Kreise enthält, braucht hier nicht ausgeführt zu werden. Es ist für jeden Praktiker ländlicher und kleinstädtischer Bildungspflege ohne weiteres klar, daß er auch dem Lichtspiel gegenüber hier von vornherein im Vorteil ist. Eben darum aber müssen wir auch sofort den Kampf um dieses Volksunterhaltungsmittel größter Reichweite aufnehmen.

Bücherschau.

A. Autoren-Sammelbesprechung.

Ottomar Enking.

Im Jahre 1900 erschien Enkings zweibändiger Roman Ikariden (C. Schünemann-Bremen). Er hat die wesentlichsten Merkmale Enkingscher Erzählkunst, teils erst angedeutet, teils voll entfaltet. Vorangegangen waren: Die Dirnengeschichte „Schlanksch'lena“ (1895), der Novellenband „Vereinsamt“ (1895), die während des Krieges zur Neuausgabe gelangte Erzählung „Ragna Svanoe“ (1896), der später unter dem Titel „Dämon Mutter“ veröffentlichte Roman „Nis Nielsen“ (1898) und der viel autobiographische Züge enthaltende Roman „Johann Rolfs“ (1899). Alle Jugendarbeiten zeigen deutlich, daß

der junge Dichter in der Stoffwahl sowohl als in der Form vom Naturalismus beeinflußt ist. Befangenheit in der Form zeigt auch noch der durch seine umständliche Breite fast unlesbar gewordene Eingang zu den „Ikariden“: Die Wettorper Lehrerin Helene Ritter, ein kluger, von edlen Absichten erfüllter Mensch, wird die Frau des unbedeutenden, zunächst noch dogmengläubigen Pastors Feddersen. Ihre freien, sozial gerichteten Gedanken werden genährt durch Aufsätze in der „Arbeit“, deren Verfasser ihr einst nahestand. Von Ehrgeiz gestachelt drängt sie ihren Mann zur Schriftstellerei und, da er sich vom kirchlichen Boden nach und nach entfernt, zur Abdankung. Bald erkennen beide, daß *ihre Kräfte nicht reichen* zur Verwirklichung ihrer philantropischen Pläne und *geben sich zufrieden* mit der Leitung einer Trinkerheilanstalt. Die Nebenfiguren, typische Menschen der Kleinstadt, sind vorzüglich gesehen und geben dem Dichter Stoff zu manchen mit echtem Humor dargestellten Szenen. Mit Freigebigkeit und starkem Fabuliertalent, ohne weise Beachtung der künstlerischen Aufbaugesetze wird hier, in einem der Erstlingswerke, eine Reihe köstlicher Einschiebsel fröhlich verstreut.

Wie in den Ikariden ist Enking in seinen späteren Veröffentlichungen Schilderer der Kleinstadtmenschen; sie leben unter gleichen Bedingungen, wissen zu viel voneinander und belauern sich gegenseitig; sie „verlernen es, in den krummen Gassen doch die Sterne zu sehen“. Enking sieht zunächst und zumeist die Schattenseiten: Wie Enge in allem Geistigen kein Verständnis hat und zuläßt für selbständige, freiheitliche Regungen; wie ungeschriebene, übernommene Gesetze der Familie oder der Gesellschaft alle Sonderart fesselt; wie niedrige Klatsch- und Schelsucht für den nahe wohnenden Mitbürger weder Begreifen noch Verzeihen kennt; wie religiöse, in eng konfessioneller Beschränktheit befangene Anschauungen jeden Andersdenkenden unduldsam verurteilen. Es tritt aber auch hervor — jeder Roman hat dafür Beispiele — der offene Sinn für die in kleinbürgerlicher Enge wohnende Behaglichkeit, für das geruhsame Leben ohne Hast und Jagd.

Seine Helden sind fast immer „Ikariden-Naturen“. Ehrlich und tapfer ringend suchen sie Wege vom Irrtum zur Wahrheit, zu größerer Vollkommenheit und eigenem Glück, oder sie verfolgen, edelster Absicht voll, hohe soziale, religiöse, erzieherische, politische und andere Pläne zur Weltverbesserung und Menschenbeglückung; sie kommen aber nicht ans Ziel. Vorzeitig erlahmt ihre Kraft; sie vermögen nicht die vielen Hemmnisse, die Kleinstadtenge, Neid und Eigenwilligkeit der Menschen, naturgegebene Bedingtheiten oder eigenes Unvermögen vor ihnen aufrichten, zu überwinden. Darum treffen wir bei Enking viel bittere Entsagung und tiefe Tragik.

Daneben beobachten wir das in behäbigen Humor getauchte Leben der Durchschnittsmenschen des Mittelstandes schleswig-holsteinischer oder mecklenburgischer Kleinstädte im Beruf, am Stammtisch, bei Hochzeiten, Jahres- und Vereinsfestlichkeiten.

Es fehlt Enking auch nicht die bittere Ironie, die aus der Perspektive des über den Kleinstädter erhabenen Beobachters sieht und sich nicht mit den Menschen freut, sondern sich über sie lustig macht. Solche Bilder aus dem Kleinstadtleben lassen sich, auch wenn sie (anders wie in den „Ikariden“) mit der Haupthandlung voll verwoben sind, als Vorlesestoffe aus dem Ganzen loslösen und richtig eingestellt vor einem Kreis auch einfacher Hörer sparsam verwenden.

Die Hauptfiguren seiner Romane behandelt Enking mit liebevoller Sorgfalt. Nichts entgeht ihm ,was irgendwie von Einfluß sein kann auf ihre Meinungen und Entschlüsse. Liegen die psychologischen Beweggründe auch verborgen, er holt sie an's Licht und geht tastend den — zuweilen zahlreichen — Wandlungen der Seele nach. Ja, indem er behutsam alle Gründe für ihr Tun und Lassen hervorholt, nimmt er wohl gar das Ergebnis vorweg. Der Leser, der seiner sorgsamen Führung folgt, erlebt kaum Überraschungen bei der Wandlung eines Charakters; er ahnt schon, wie es kommen muß.

Indem Enking als feiner Seelenkenner arbeitet, verzichtet er auf die Erregung äußerer Spannungsreize. Er verliert sich in einigen seiner neueren Bücher wohl gar in psychologische Tifteleien. Für den Altenhagener (oder Koggenstedter) Bürgersmann ist nicht geschaffen, was man Jubel oder Verzweiflung nennt; Gegensätze steigern sich selten bis zu leidenschaftlichen Ausbrüchen, sondern gleichen sich zumeist in Geruhsamkeit aus. Nicht immer kommt darum der auf Spannung eingestellte Leser auf seine Kosten. Spannung und Bewegtheit liegen in den mit Phantasie und Humor dargestellten Nebenhandlungen. Trotzdem können Enkings gute, weit über den reinen Unterhaltungsbüchern stehende Erzählungen in der Ausleihe den zugänglichen Leser aufwärts führen.

Eine gewisse Einförmigkeit erwächst aus der Beschränkung auf das enge Stoffgebiet; in den Haupt- und Nebenfiguren begegnen uns vielfach parallele Charaktere, die aber doch in den verschiedensten Situationen wirkliches Eigenleben zeigen.

Für die Verwendung Enkingscher Romane in der Ausleihe ist sein religiöser und politischer Standpunkt von Bedeutung. Religiöse Fragen werden oft erörtert. Des Dichters aufrichtig frommes Gemüt ist weit entfernt von der kirchlichen Enge des in fast allen Erzählungen (zuweilen als Träger der Haupthandlung) auftretenden strenggläubigen evangelischen Geistlichen. Doch bewahren ihn eigene Religiosität und Wirklichkeitssinn davor, den Pastor zu karrikieren. Auch das Empfinden katholischer Leser wird nicht verletzt. — In Erzählungen aus schleswig-holsteinischen Kleinstädten, die vor, während und nach der Zeit der schleswig-holsteinischen Erhebung handeln („Momm Lebensknecht“, „Wie Truges seine Mutter suchte“, „Wagnesrott“) läßt sich der Gegensatz deutsch-dänisch nicht umgehen. Enking versucht, die Verhältnisse objektiv zu sehen, Licht und Schatten gerecht zu verteilen. Gewiß darf die politische Auffassung des Schriftstellers die literarische Beurteilung seiner Werke nicht beeinflussen. Doch wäre es uns lieber, wenn Enking — nicht etwa mit Doseschem Hurra dem Danebrog zu Leibe ginge —, wenn er aber im Interesse unserer im Grenzkampf stehenden Brüder Nordschleswigs vermiede, ganz beiläufig von einem „Recht der Krone Dänemarks auf die Herzogtümer“ zu sprechen („Wagnesrott“ S. 452).

Im Dialog verwendet Enking hin und wieder ein Plattdeutsch, das eben so echt ist wie das auch auftretende durch das Dänische verballhornte Hochdeutsch der Umgangssprache.

Außer den im Eingang erwähnten früheren Arbeiten können unsere Büchereien folgende Werke Enkings entbehren:

Warum schwieg sie nicht? C. Schünemann-Bremen 1917.
Der Roman enthält viel Reflexion, viele eingestreute platte Wahrheiten und lange Betrachtungen.

Drei Leben im Ich. Ebenda 1922.
Zeigt die von Heuchelei, Lüge und Unmoral durchsetzten gesellschaftlichen Beziehungen in einer kleinen Universitätsstadt. Wir glauben nicht an so viel Schmutz auf einem Haufen.

Seelenfalter. Dresden, Deutsche Buchwerkstätten 1922.
3 Novellen, darunter die Erstlingsarbeit „Schlanksch'lena“.

Wagnesrott. Bielefeld, Velhagen u. Klasing 1923.
Die Geschichte eines nordschleswigschen Gutsbesitzers. Größere Büchereien Schleswig-Holsteins werden das Buch trotz seines unkünstlerischen Schlusses vielleicht doch einstellen.

„Ein Helfer seines Gottes“. (C. Schünemann-Bremen). Der stille Gelehrte Arf Lüttjohann, der sich eine eigene mit buddhistischen Ideen durchsetzte Religionsphilosophie ergrübelt hat, kommt nach vielen Enttäuschungen zu der Einsicht, daß der Urtrieb alles Schaffens und Seins die Liebe ist.

Die Aufnahmefähigkeit für Enkings Erzählungen ist bei den Lesern großer oder kleiner Büchereien nicht wesentlich verschieden. Die folgende Verteilung bedeutet darum auch ein Werturteil. Die den einzelnen Werken angefügten vom Unterzeichneten betitelten Ausschnitte eignen sich zum Vorlesen.

Für kleinere Büchereien:

Die Leute von Koggenstedt (C. Schünemann-Bremen) sind Enkings beste Schöpfungen.

„Familie P. C. Behm" (1903) stellt dar das Schicksal der durch die Kleinstadt um ihr Glück betrogenen Anna Behm.

Weihnachtsabend bei Behms S. 54—62, Die Fahrt nach Goldau (Die Verlobung) S. 80—90, Familienabend im Jünglingsverein S. 166—177, Der Eislauf (Das Eineisen des Dampfers) S. 32—36.

„Patriarch Mahnke" (1905), der das Beste seiner Kinder will, hindert und zerstört durch seine mit viel Eigenliebe durchsetzte patriarchalische Art der Erziehung das Glück seiner Kinder und sein eigenes.

Schaufensterdekoration S. 1—5, Der Ausflug der Schülerinnen S. 83 bis 106, Polterabend S. 132—144, De Präsident von de Swienskaß S. 163 bis 166.

„Wie Truges seine Mutter suchte". (C. Schünemann-Bremen). Den Truges begleitet bei seinem Aufstieg aus sozialen Niederungen in erträgliche Verhältnisse als stärkstes Gefühl die Sehnsucht nach der Mutter; er erlebt aber die größte Täuschung seines Lebens, als er die Mutter findet.

Die Schlacht bei Eckernförde S. 316—327.

„Kantor Liebe". (C. Schünemann-Bremen). Die Geschichte einer Ehe zwischen dem schon ruhigen Mann und der noch ruhigen Frau.

Sommerstimmung S. 4—6, Wismars Hundertjahrfeier S. 222—234.

Für mittlere Büchereien:

„Matthias Tedebus, der Wandersmann". (ebenda.) Ein einfacher Buchbindermeister, der sanftmütige Wanderer nach stillem Glück und innerer Zufriedenheit, hat reiche äußere Erfolge, wird aber durch schwere Enttäuschungen in der eigenen Familie zur Verzweiflung gebracht.

Der Einzug in die Kleinstadt S. 1—6.

„Monegund". (C. Schünemann-Bremen). Monegund, die lebensfrische kluge Tochter des angesehenen, tüchtigen Professors Irdmann kann ihre edle schlichte Persönlichkeit in der anfangs glücklichen Ehe mit dem altadligen Gutsherrn nicht durchsetzen, sie gibt ihren Mann frei, verzichtet auch ihres Sohnes wegen auf die Hand ihres Jugendfreundes.

„Momm Lebensknecht" (C. Schünemann-Bremen). Der Held ist eine ungewöhnliche Erscheinung unter Enkings Gestalten, „ein straffer Mann", ein Lebensherr, der rücksichtslos seine ehrgeizigen, hochfliegenden Pläne verfolgt und erreicht. Doch muß auch er entsagen: seine tüchtige Frau verläßt ihn und folgt seinem allzu nachgiebigen Freunde, den er einst um sie betrog.

„Claus Jesup". (C. Schünemann-Bremen). Die geschichtliche Erzählung führt in die Revolutionskämpfe der Handwerker-Ämter gegen den Rat der Stadt Wismar in den Jahren 1375—1430. Die Hauptgestalten, der revolutionierende Wollenweber Claus Jesup und seine Hauptgegener, die beiden Bürgermeister Bantzekow, auch eine Reihe von Nebenfiguren sind lebendig gestaltet. Der Zusammenhang zwischen dem Einzelschicksal Wismars und der verworrenen Zeitgeschichte wird trotz der beigefügten Stammestafeln nicht immer klar; der fleißige Verfasser — ein angehängtes Literaturverzeichnis erweist die umfangreichen Vorstudien — doziert hier und da, wo er gestalten sollte.

Für größere Büchereien:

„Die Darnekower". (C. Schünemann-Bremen). Ein schicksalsschweres Werk, die düstere Geschichte des fluchbeladenen Hofes und Geschlechts der Darnekower, ohne den sonst fast immer auftretenden, verklärenden Humor Enkings.

„Ach ja, in Altenhagen". (C. Schünemann-Bremen). Wenn auch die Geschichte einer Familie besonders hervortritt, ist doch hier mehr als in Enkings anderen Arbeiten die gesamte Kleinstadtbevölkerung Träger der Handlung.

Kleinstadtidyll S. 1—5.

„Nelde Thorstens Sanduhr". (Berlin-Schall). Nelde Thorsten ist eine weiche Natur ohne Entschlußfähigkeit; sie kann das Leben nicht meistern, darum wirft sie es von sich.

„Das Pünktlein auf der Welle". (Hamburg, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung). Eine Reihe von Einzelbildern aus der Kleinstadt wird zusammengehalten durch die Geschichte Garderut Mackepangs. Hochgehende Hoffnungen versinken; die Frucht des Lebens ist ein bescheidenes Glück, das flüchtig aufblitzt wie das im Sonnenschein glitzernde Pünktlein auf der Welle.

Der erste Spatenstich S. 174—184. Die Einweihung der Eisenbahn S. 291—301.

„Auch eine Mutter". (C. Schünemann-Bremen). Die Fabel der Erzählung erscheint unwahrscheinlich, gesucht. Das Leben in einem kleinen Ostseebade ist fein beobachtet.

Der Holzdiebstahl S. 142—154. Die Fischerhochzeit S. 260—275.

In die Hausbücherei der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung Bd. 49 ist aufgenommen „Das Kriegerfest in Wettorp" aus den „Ikariden".

K. Jungclaus (Kiel).

B. Wissenschaftliche Literatur.

I. Religion, Philosophie, Erziehung

(einschl. Berufsberatung und Bildungspflege).

Dieck: Ziele und Wege der deutschen Volkshochschule. 1. Bd. Ein Gang durch die deutschen Bildungsstoffe. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag, 1923. (149 S.)

Der Leiter der Volkshochschule Sterkrade, Dieck, verfolgt insofern ein neues und allmählich immer zeitgemäßer werdendes Ziel, als er, unterstützt von zahlreichen Fachleuten, „die in Betracht kommenden alten und neuen Bildungsstoffe einer vorurteilsfreien Prüfung unterziehen" und durch seine weitschichtige Arbeit die Hörerschaft der Volkshochschulen in den Stand setzen will, bei der Auswahl der Lehrgänge mitzuarbeiten. Es fragt sich bloß, ob nicht die bei solcher Aufstellung notwendige, lexikonartige Systematik mehr Unsegen als Segen stiftet in der Hand von Laien, die diesem Katalog erfahrungsgemäß leicht erliegen. Ich möchte meinen, daß sogar mehrere der Mitarbeiter, namentlich in den ersten beiden Teilen (Pflege und Kenntnis unseres Leibes, Kenntnis und Beherrschung der Natur) zu sehr dem akademischen Vollständigkeitsideal gehuldigt haben, während es doch gerade gilt, nur die encheiresin naturae zu geben und aus den vorhandenen Kenntnissen Erkenntnisse zu prägen (ein Geologe hebt methodisch richtig hervor, daß „die Geologie Handarbeitern bei Ausübung ihres Berufes Gelegenheit bietet, in ihrer Weise an der Mehrung der Wissen-

schaft mitzuarbeiten"). Ich finde, daß die trockene Systematik viel weniger hervortritt in den Teilen III und IV (Der Mensch als Gesellschaftswesen, Die geistigen Güter der Menschheit), was wohl am Stoff liegt. Wenn hier Kurzschrift und fremde Sprachen als Bildungsstoffe herangezogen werden, so dürfte m. E. auch die Welthilfssprachenfrage nicht unbeantwortet bleiben. Und bei der „Deutschen Literatur" möchte ich auf das mehr synthetische Verfahren, wie es E. Ackerknecht in seinen „Vorlesestunden" (Bln., Weidmann) zu einem freilich ganz andern Zweck anwendet, hinweisen; ich sehe immer noch zuviel „Akademisches" hinter den Themen hervorlugen, dieses aber ist der Tod jeder volkstümlichen Bildungsflege. Die in der Vorrede versprochene Vorurteilslosigkeit ist wirklich erreicht, so daß dieses katholische Kompendium bedenkenlos von jedem befragt werden kann.

O. Tacke (Stettin).

Fuhrmann, Ernst: Das Tier in der Religion. Mit 102 Abbildungen. München, Georg Müller, 1922. (181 S.) 4°.

Wer von dem vorliegenden Buche eine gut disponierte, methodisch sorgfältige Untersuchung erwartet, die von den bekanntesten, nämlich den christlichen Tiersymbolen ausgehend unter Heranziehung sprachlicher, künstlerischer und volksbräuchlicher Urkunden verschiedener Kulturkreise große Hauptlinien herauszuarbeiten sucht, der wird bitter enttäuscht. Wer allerdings von seinem seltsamen Verfasser sonst schon etwas gelesen hat, der wird gar nicht mit solchen Erwartungen an das Buch herantreten. Er weiß, daß man in Fuhrmanns Publikationen (früher sämtlich in dem von ihm begründeten Folkwang-Verlag erschienen) zwar eine Fülle von Anregungen und ein ganz ausgezeichnetes, sonst nirgends in dieser Güte gebotenes Bildmaterial findet, dafür aber eine Forschungs- und Darstellungsweise in Kauf nehmen muß, die vielfach dilettantisch im üblen Sinne ist. Es kann auch einem vorurteilsfreien nichtzünftigen Leser auf die Nerven fallen, wenn Fuhrmann bei seinen Kreuz- und Quersprüngen die gewagtesten „Synthesen" (wie er seine meist auf etymologischem Wege gewonnenen oder wenigstens begründeten Kombinationen nennt) als unantastbare Ergebnisse hinstellt und das überdies oft in einem recht saloppen und verschwommenen Stil. Diesmal geht er zuerst eine Reihe von Tieren auf ihre allgemeine sinnbildliche Bedeutung hin einzeln durch, gibt dann in einem Abschnitt „Sprache" über dieselben und andere Tiere, wieder einzeln, sprachverwandtschaftliche Hinweise aus sämtlichen bekannten und unbekannten Sprachen, und nimmt schließlich, jeweils in einem besonderen Abschnitt, wieder einzelne Tiere vor, und zwar jetzt auf ihre besondere religiöse Bedeutung in dem chinesischen, ozeanischen, indianischen und europäischen Kulturkreise. (Auffallend ist dabei, daß sich nirgends eine planmäßige Betrachtung der christlichen Symboltiere — Lamm, Taube, Fisch, Ewigkeitsschlange, Schmetterling, Aposteltiere usw. — findet.) Der Bildteil, zu dem Fuhrmann im einzelnen noch allerhand lehrreiche Anmerkungen gibt, ist diesmal ganz besonders köstlich. — Zweifellos hat Fuhrmann in seinem neuen Buche wieder eine Fülle wertvollen Materiales aufgehäuft. Dessen kulturpsychologische Einordnung wird jedoch erst dann gesichert sein, wenn die allgemeine Struktur des „vorgeschichtlichen Bewußtseins" bloßgelegt ist, wie dies Klages in seinen von Bachofen ausgehenden Forschungen (vergleiche den „Kosmogonischen Eros") zu tun begonnen hat. — Das Buch kommt also nur für große Büchereien in Betracht. E. Ackerknecht (Stettin).

Hessen, Joh.: Die philosophischen Strömungen der Gegenwart. München, Jos. Kösel u. Fr. Pustet, 1923. (118 S.)

H. unterscheidet fünf Hauptrichtungen in der heutigen Philosophie: Die in der mittelalterlichen Scholastik wurzelnde katholische Philosophie, (bei der er verhältnismäßig lange verweilt), die auf Kant folgende (Marburger und Badische Schule, Als-Ob-Lehre), die an der Naturwissenschaft orientierte (Mach, Schuppe, Rehmcke, Külpe, Driesch, Haeckel, Ostwald, Wundt u. a.), die geisteswissenschaftlich eingestellte (Dilthey, Eucken) und die „vom Leben

ausgehende“ Philosophie (James, Simmel, Bergson, Husserl, Scheler). Der Verf. selbst bekennt sich zur idealistischen und theistischen Weltanschauung. Beim „Nihilismus“ Vaihingers empfindet er „einen wahren Schauder“, und mit dem Materialismus lehnt er auch den Pantheismus ab. Nietzsche hat H. nicht mehr in den Bereich seiner Gegenwarts-Philosophie gezogen.

G. Kohfeldt (Rostock).

Landsberg, Paul Ludwig: Die Welt des Mittelalters und wir. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über den Sinn eines Zeitalters. Bonn, Cohen, 1922. (124 S.)

„Die zentrale Ansicht von der aus Denken, Weltanschauen und Philosophie des Mittelalters verständlich werden, ist die, daß die Welt ein Kosmos sei, daß sie ein sinnvoll und ziervoll geordnetes Ganzes sei, das sich ruhig bewege nach ewigen Gesetzen und Ordnungen, die, aus Gott ersten Anfanges entsprungen, auch auf Gott letzten Endes Beziehung hätten.“ Zu diesem Kosmos blickt der Verfasser, ein Schüler Max Schelers, nicht nur zurück in romantischer Sehnsucht, sondern er lebt der Überzeugung, daß die Rückkehr vom heutigen Chaos dorthin das einzige Heilmittel gegen die Krankheit der Zeit darstellt. Unermüdlich stellt der Verfasser das mittelalterliche Ordnungsvertrauen der heutigen Anarchie, die mittelalterliche Versöhnung von Glauben und Wissen der heutigen Trennung, die mittelalterliche Solidarität der Stände den heutigen Klassenkämpfen gegenüber. Seine Gedankengänge, gleich eindrucksvoll durch die Tiefe der Begründung und die geistreiche Ausführung, würdigen das Mittelalter nicht nach seiner empirischen Erscheinung ,der gegenüber der Verfasser sich durchaus das Recht der Kritik wahrt ,sondern nach seinem inneren Wesen. Auf Scholastik und Mystik, auf Reformation und Gegenreformation, auf Romantik und Rationalismus fallen dabei sehr eigenartige Streiflichter. Die ganze Darstellung ist getragen von der ruhigen Sicherheit, wie sie der feste Besitz der Wahrheit verleiht, und ausgezeichnet durch die Gabe, das Ergebnis langer Gedankengänge in wenigen plastisch geprägten Worten zusammenzufassen. Nachdenklichen Protestanten kann diese Apologie des Mittelalters sehr empfohlen werden.

K. Hartmann (Stettin).

Messer, August: Erläuterungen zu Nietzsches Zarathustra. Stuttgart, Strecker u. Schröder, 1922. (VIII, 174 S.)

Weichelt, Hans: Zarathustrakommentar. Zweite, neubearbeitete Auflage. (= Wissen und Forschen Bd. 13) Leipzig, Felix Meiner, 1922. (366 S.)

Fast gleichzeitig ist der neue Zarathustrakommentar von August Messer und die zweite, neubearbeitete Auflage des 1910 erstmalig aufgelegten und längst vergriffenen Zarathustrakommentares von Hans Weichelt erschienen. Sofern man nicht etwa grundsätzlich das Recht zu exegetischer Behandlung des Zarathustra bestreiten will, kann man sich dieser Doppelheit der Ereignisse nur freuen, denn wir haben nun, um dies gleich vorweg zu sagen, die beiden Typen des Kommentares, die wir brauchen.

Messers Buch ist das „leichtere“, auch weniger umfangreiche und billigere. Es gibt nach einer vier Seiten langen, nicht eben sehr eindringlichen „biographischen Einleitung“, den ganzen Zarathustra Kapitel für Kapitel durchgehend, sozusagen erklärende Randbemerkungen zu den schwerer verständlichen Versen. (Wobei die künstlerische Form des Werkes völlig außer Betracht bleibt.) Messer zieht dabei vielfach auch andere Denker heran. Daß bei einem immerhin so kurzen Kommentare der ratsuchende Leser doch häufig umsonst nachschlägt, ist begreiflich. Spätere Auflagen könnten da noch manche Bereicherung bringen. Den unterirdischen Zusammenhängen, die zwischen den einzelnen Kapiteln bestehen oder wenigstens vermutet werden können, geht Messer fleißig nach. Dafür kommt hin und wieder der unter-

irdische Zusammenhang zwischen den Versen (Zarathustras Predigten sind ja, wie gerade auch Messer deutlich erkennen läßt, keine Aphorismen-Sammlung) ein wenig zu kurz. Nicht selten geht Messer ziemlich weit in der Deutung epischer Einzelheiten (eine Gefahr, welcher bekanntlich der erste Zarathustrakommentator, Naumann, erlegen ist); so besonders in den Bemerkungen zu „Zarathustras Vorrede". Wenn man da die „Bedeutung" der Totengräber oder des Possenreißers so festzulegen sucht, muß man schließlich auch fragen: „Was bedeuten die Wölfe? Warum begrub Zarathustra den Leichnam nicht? Warum wandert er zweimal zwei Stunden?" Gewiß wetterleuchten hinter vielen Gestalten und Ereignissen des Zarathustra symbolische, insbesondere satirische Einfälle. Aber sie bleiben doch stets Gleichnisse und werden nie zu Allegorien. Alles in allem: Zur ersten Einführung und zu gelegentlichem Handgebrauch kann Messers Kommentar aufs beste empfohlen werden. Er gehört in jede Bücherei, die einen Zarathustra besitzt.

Weichelt gibt den Inhalt des Zarathustra kapitelweise in „fortlaufender Darstellung" wieder, die er nur hier und da in Fußnoten durch Parallelzitate aus Nietzsches übrigen Werken oder Briefen und aus anderen Schriftstellern ergänzt. (Leider verwendet er, im Unterschiede von Messer, noch sparsamer ein anderes Ergänzungsmittel, nämlich Vor- und Rückverweisungen auf andere Zarathustra-Worte.) Diese Darstellungsweise bringt, im Gegensatz zu der aphoristischen Gefahr, die Gefahr verwässernder Paraphrasierung mit sich, der denn Weichelt auch nicht immer entgangen ist. (Vergleiche die Umschreibung des Verses: „Man vergilt einem Lehrer schlecht, wenn man immer nur der Schüler bleibt. Und warum wollt ihr nicht an meinem Kranze rupfen?" oder die Zerredung der holden Schwermut der letzten Verse des „Tanzliedes".) Zum Deutobold hat Weichelt erfreulicherweise wenig Anlage. Er sagt selbst mit Recht: „Wir müssen uns hüten, Nietzsche zum Sklaven seiner Bilder zu machen. Wenn er einmal unter dem Zauberer Wagner versteht, folgt daraus noch nicht, daß nun überall, wo das Wort Zauberer wiederkehrt, unbedingt an Wagner gedacht werden müsse." Daß auch er, trotzdem sein Kommentar doppelt so umfangreich ist wie der Messersche, nicht alle dem tiefer eindringen wollenden Leser wichtigen Fragen berücksichtigt, wird niemand verwundern, der den Umfang dieser Aufgabe kennt. Außerordentlich bereichert hat Weichelt sein Werk dadurch, daß er dem eigentlichen Kommentar eine Reihe historischer und ästhetischer Aufsätze zum Zarathustra hat folgen lassen. Ich hebe namentlich hervor das Kapitel aus der „Vor- und Nachgeschichte", in dem Weichelt die Aufnahme des Zarathustra durch Nietzsches Freunde und durch die öffentliche Meinung schildert; ferner die psychologische Aufhellung von Nietzsches eigener Stellung zu seinem Zarathustra, wobei die in der gesamten mir bekannten Nietzsche-Literatur seltsamerweise nie berührte Frage auch hier nicht gestellt wird: Warum Nietzsche seinen Zarathustra IV in „Ecce homo" so energisch verleugnet; dann den (kulturgeschichtlich, nicht pädagogisch abgezielten Überblick über die Nietzsche-Literatur, insbesondere auch die Anti-Nietzsche-Literatur, bei dem man sich nur wieder einmal fragt, warum denn so viele Nietzsche-Biographen bloß zwischen Frau Förster-Nietzsche und Frau Lou Andreas-Salomé die bange Wahl zu haben scheinen; vor allem aber die äußerst eindringliche Untersuchung über „die Kunstform des Zarathustra". Was dort über den Superlativ (im Zarathustra) und seine Verkleidungen, über Paradoxien, über Kapitelüberschriften, über das Fehlen aller in einem philosophischen Werke sonst völlig unentbehrlich scheinenden Fremdworte ausgeführt wird — um nur einiges herauszugreifen — das ist Philologie im besten und interessantesten Sinn des Wortes. Erwähnt sei schließlich noch aus dem Kapitel „Vorgänger und Analogien" die sehr wertvolle Zusammenstellung parodistischer Anklänge an Bibelworte. — Alles in allem ein Werk, das jedem willkommen sein wird, der sich mit Nietzsches Zarathustra gründlich auseinandersetzen will und dazu noch mehr Anhaltspunkte wünscht, als sie der Messersche Kommentar bietet. Es gehört also zum mindesten in alle größeren Büchereien. E. Ackerknecht (Stettin).

Nordmann, Ch.: Einstein und das Weltall. Stuttgart, Julius Hoffmann, 1922. (199 S.)

Unter den verschiedenen Versuchen, die Geheimnisse der Einsteinschen Theorie allgemein verständlich darzustellen, ist der vorliegende jedenfalls einer der glücklichsten. Der Verfasser verbindet mit der lichtvollen Klarheit, wie sie die französischen Mathematiker auszeichnet, eine bemerkenswerte Gabe, mathematische Formen durch anschauliche Gedankengänge zu umschreiben, und ein sicheres Gefühl für die Punkte, wo für den allgemein, aber nicht speziell mathematisch Gebildeten die Probleme liegen. So zeigt er uns die verschiedenen Anknüpfungspunkte und Vorarbeiten der Einsteinschen Lehre in Mechanik, Optik und Geometrie und würdigt von hier aus die Förderung der Einzelprobleme und die mächtige Synthese, die Einstein gelungen ist. Die Darstellung ist lebhaft und unterhaltend. Die Übersetzung liest sich wie ein Original, und das Buch entläßt zum Schlusse den Leser zum mindesten mit der Illusion, die Sache begriffen zu haben.

K. Hartmann (Stettin).

Schmidt, Raymund (Herausgeber): Die Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Bd. 3. Leipzig, Meiner, 1922. (234 S.)

Der dritte Band dieses interessanten Werkes, das führenden Denkern unserer Zeit Gelegenheit gibt, sich über ihr Leben und ihre weltanschauliche Stellung zu verbreiten, enthält Beiträge von G. Heymans, Wilh. Jerusalem, Götz Martius, Fritz Mauthner, Aug. Messer, Julius Schultz und F. Tönnies. Das auf durchaus einheitlichen Grundgedanken aufgebaute Werk enthält weit mehr als eine Reihe von locker angereihter Selbstcharakteristiken, da für die Verfasser die innere Nötigung bestand, ihre Forschungsziele in geschlossener, vielfach bis zur Systembildung gehender Darstellung zum Ausdruck zu bringen.

G. Fritz (Berlin).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie (Briefwechsel und Erinnerungen).

Gundolf, Friedrich: Heinrich von Kleist. Berlin, G. Bondi, 1922. (173 S.)

Als neuester Darsteller der Kunst Heinrichs von Kleist tritt Friedrich Gundolf auf, von dem wir bisher Bücher über Shakespeare, Goethe und George haben. Daß neben diese Vertreter des in sich ruhenden schönen Maßes nun die Gestalt des gequältesten und zerrissensten deutschen Dichters tritt, scheint ein befremdender Widerspruch. In der Tat haftet dem Buch, so fesselnd und anregend es ist, etwas Ungeklärtes an: man spürt dauernd eine innere Gegensätzlichkeit, die nicht überwunden wird. Kleist wird für Gundolf zwangsläufig zur Schau eines Problems, und es befriedigt nicht, daß die Betrachtung mit dem Urteil, Kleist sei der stärkste, ja der einzig ursprüngliche deutsche Tragiker, eingeleitet und beschlossen wird. Dieser Standpunkt, den man objektiv durchaus teilen kann, wird durch die Einführung des Begriffs einer dichterischen Einsamkeit, in die Kleist gleichsam wie ein Besessener eingesperrt gewesen sei, so beengt, daß man die Gundolfsche Darstellung der tragischen Künstlerschaft des Dichters als die kühle Geste eines Fremden, zum letzten Urteil nicht Berufenen empfindet und ihrer mithin nicht froh werden kann. Fast hat man den Eindruck, als ob es Gundolf weniger auf den Einzelfall Kleist angekommen wäre, als vielmehr auf eine grundsätzliche Erörterung mannigfaltiger Zusammenhänge des künstlerischen Schaffens, für die Kleist nur einen zufälligen Anlaß bietet. Gundolf sagt im Einzelnen recht Tiefes, so wenn er ausführt, daß der große Dramenstil Gemeinschaft

voraussetzte, oder wenn er dem Werke Goethes oder Schillers im Gegensatz zu dem Kleists nachrühmt, daß es unser Lebenswissen um Gott und Welt erhellt, oder wenn er auf das deutsche Verhängnis mit dem unbedingten Ich deutet, allein das gehört viel weniger zur Betrachtung einer dichterischen Seele, als zu der eines überindividuellen Stoffes. — Das Buch ist als gedankliche Leistung höchst wertvoll, als biographische Schrift selbst unter der Beschränkung auf das künstlerische Ereignis wird man sich nicht dafür erwärmen können. Die älteren Bücher über Kleist macht es so wenig überflüssig wie das von Witkop. — Nur für große Büchereien und Leser, die kritisch zu urteilen vermögen. G. Kemp (Memel).

Haebler, Konrad: Geschichte Amerikas. Durchgesehen von Joh. Kohlfeld. Mit Abb. Leipzig, Bibliograph. Institut, 1923. (346 S.)

Wie die „Geschichte Indiens" von Richard Schmidt ist dies Werk eine (gekürzte) Überarbeitung der betreffenden Abschnitte in Helmolts Weltgeschichte mit wesentlichen, die neuere Zeit betreffenden Ergänzungen. Daß es auf diese Weise möglich geworden ist, eine so vortreffliche, durch wissenschaftliche Gediegenheit und Weite des Horizonts ausgezeichnete Darstellung, die Gesamtamerika umfaßt, einem breiteren Leserkreis zugänglich zu machen, ist freudig zu begrüßen. Schon die Schilderung der Zeit vor der Entdeckung offenbart eine erstaunliche Stoffbeherrschung. Nicht minder ausgezeichnet ist die Darstellung der Entdeckung und Eroberung, wobei mit manchem Legendarischen aufgeräumt wird, das noch immer in den für Schule und Haus bestimmten Geschichtsbüchern zu finden ist. Die auf die neugebildeten Kolonialreiche und auf die im 19. Jahrhundert einsetzenden Unabhängigkeitskämpfe bezügliche Darstellung führt uns in weltpolitische Probleme ein, die für das gegenwärtige Deutschland von größtem Interesse sind. Das Buch vermag wegen seiner Universalität und vorzüglichen Einteilung des umfänglichen Stoffs eine ganze Reihe von Monographien zu ersetzen, zumal auch die allgemein kulturelle und wirtschaftliche Seite die ihr gebührende Beachtung gefunden hat. Ausstattung und Bilderschmuck verdienen alles Lob.

G. Fritz (Berlin).

Ein Luzerner Junker vor hundert Jahren. Aus den Lebenserinnerungen von Xaver Schnyder von Wartensee. Hrsg. von Hermann Hesse. Bern, Seldwyla-Verlag, 1923. (205 S.)

Aus den Lebenserinnerungen des Luzerner Patriziersohnes Xaver Schnyder von Wartensee (geb. 1786, gest. 1868), dem auch Gottfried Keller ein prächtiges Gedächtnisblatt gewidmet hat (vergleiche seine „Nachgelassenen Schriften und Dichtungen"), bietet Hermann Hesse in einer sehr hübschen, mit dem Charakterkopf Schnyders und mit seinem Stammschloß geschmückten Volksausgabe die Beschreibung der ersten 22 Jahre dieses reichen und glücklichen Lebens. Der Herausgeber hat den Text leicht gekürzt, ohne jedoch den Wortlaut zu verändern, und hat ein kurzes Nachwort hinzugefügt, in dem er mit Recht hervorhebt, daß jene Jugenderinnerungen „außer der fröhlichen, liebenswürdigen Natur des Verfassers, dessen Humor einst berühmt war, in äußerst treuen, kräftigen Bildern viel vom Leben der damaligen Zeit zeigen und so nicht nur das Selbstporträt eines begabten und jovialen Mannes seien, dem man mit Behagen zuhört, sondern auch ein ergiebiges Bilderbuch, in welchem zu blättern heute noch schön und lohnend ist". Wie lebendig wiedererstehen da vor unseren Augen alle die Hantierungen eines wohlbestellten oberdeutschen Familienhaushaltes vor vier bis fünf Menschenaltern und mancher origenelle Luzerner Stadtbrauch! Der flackernde Schein der französischen Revolution läßt hier und dort eine Gestalt oder Situation besonders deutlich hervortreten. Und als fröhliches Rankenwerk schlingt sich durch das ganze Bilderbuch Musik in allerhand Gestalten. Ihr vor allem hat Schnyder dann sein ferneres Leben gewidmet, freilich ohne von der Nachwelt

dem Kreis der musikalischen Götter und Halbgötter zugezählt zu werden. Seine Jugenderinenrungen allein werden seinen Namen noch eine gute Weile, auch außerhalb der Schweiz, im dankbaren Gedächtnis der Deutschen erhalten. — Volksbüchereien, denen ja die Pflege guter Erinnerungsliteratur stets besonders angelegen sein muß, sollten sich das Bändchen nicht entgehen lassen.

E. Ackerknecht (Stettin).

Luxemburg, Rosa: Briefe aus dem Gefängnis. Mit e. Bild u. e. Faks. (Internationale Jugendbibliothek Nr. 10) Berlin-Schöneberg, Jugendinternationale, 1922. (75 S.)

Diese in den Gefängnissen Berlin, Wronke und Breslau im Zeitraum von wenig mehr als 2 Jahren entstandenen Briefe sind an die zweite Gattin Karl Liebknechts, Frau Sophie Liebknecht, gerichtet, die wie die Schreiberin von Geburt Russin war. Sie sind alle von dem Wunsche beseelt, der Adressatin über die schwere Zeit der Trennung von ihrem Gatten, der Mai 1916 verhaftet und dann zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt worden war, hinwegzuhelfen. Auch der Verlust des Bruders im Winter desselben Jahres drückt die um vieles jüngere Freundin nieder; es ist rührend, wie Rosa bemüht ist, ihr etwas von der unerschöpflichen eigenen Heiterkeit einzuhauchen und sie zur gleichen Lebensauffassung zu führen. Eine musikalisch und literarisch feingebildete Menschenseele lernt man in diesen Briefen kennen, die zugleich mit einer auf wissenschaftlichen Studien begründeten Kenntnis und Liebe der Natur ausgestattet ist. Von ihrem Fensterplatz aus verfolgt sie das Auf- und Absteigen des Jahreskreislaufs: Bäume, Sträucher, Vögel und Käfer, Blumen, mit Unkraut bewachsene Steine, Wolkenbildung, Sterne, Sonne und Mond reden zu ihr, und überall zeigt sich ihre an den heiligen Franziskus erinnernde Naturverbundenheit. „Ich habe manchmal das Gefühl, ich bin kein richtiger Mensch, sondern auch irgend ein Vogel oder ein anderes Tier in Menschengestalt, innerlich fühle ich mich in so einem Stückchen Garten wie hier oder im Feld unter Hummeln und Gras viel mehr in meiner Heimat als — auf einem Parteitag." — Keine politischen Aufklärungen bietet das Büchlein — waren sie vorhanden, so sind sie geschickt gestrichen worden —, aber aus der Schlichtheit und Herzenswärme der Schreiberin für alle Geschöpfe sprechen so viel reine Menschlichkeit und Seelengröße, daß auch kleinere Büchereien die Anschaffung der Briefe anstreben sollten.

Anna Reicke (Charlottenburg).

Männer und Zeiten der Weltgeschichte. Eine Auswahl aus den Werken von Leopold von Ranke. Eingel. u. hrsg. von Rudolf Schulze. Köln, Bachem, 1916. 3 Bde.

Über die vorliegende Auswahl aus dem Lebenswerk Leopolds von Ranke kann man geteilter Meinung sein. Der Fachgelehrte wird das Vorwalten katholischer Gesichtspunkte und die radikale Ausmerzung aller Fremdwörter aufs schärfste verurteilen. Er wird zeigen wollen, daß der Altmeister der Geschichtsschreibung auch den unerhörtesten Begebenheiten der Geschichte mit gelassener Würde gegenübersteht und wird sich bewußt sein, daß keine noch so gute Verdeutschung den Sinn der feingeschliffenen Fremdwörter richtig wiederzugeben vermag. Wem es aber darum zu tun ist, breitesten Volksschichten ein einigermaßen abgerundetes Bild von der Erzählungs- und Darstellungskunst Rankes zu vermitteln, der wird auch auf die überlieferten Gefühle weiter Volkskreise und deren Bildungsstufe Bedacht nehmen müssen. Aus dieser Einstellung heraus wird man die vorliegende Auswahl immerhin zu begrüßen haben. Die dreibändige Auswahl ist geeignet, eine Vorstellung zu geben von der Weite und Tiefe Rankescher Geschichtsauffassung, seiner künstlerischen Kraft im Schildern großer Gestalten und weltgeschichtlicher Zusammenhänge. Der erste Band führt rasch aus dem Altertum heraus ins Mittelalter und in die Zeit der Reformation hinein. Der

zweite Band behandelt die an großen Persönlichkeiten und bewegten Ereignissen reiche Zeit der Gegenreformation und endet mit dem Zeitalter Ludwig XIV. Der dritte Band beginnt mit Brandenburg-Preußens Aufstieg, führt durch die Napoleonische Zeit und schließt mit dem Zeitalter der Verfassungs- und Einigungskämpfe 1815—1871 ab. — Eine dreibändige Auswahl kann natürlich nirgends Erschöpfendes bieten. Sie will auch nur anregen und einführen in Rankes historisches Denken und Schaffen, ihm neue Verehrer gewinnen. Größeren Volksbüchereien, die sich die Anschaffung einer Gesamtausgabe nicht leisten können, wird daher diese Auswahl-Ausgabe zweifellos willkommen sein. Trotz der erwähnten Bedenken ist sie durchaus zu empfehlen. H. Horstmann (Gleiwitz).

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Cathrein, Viktor, S. J.: Der Sozialismus. Eine Untersuchung seiner Grundlagen und seiner Durchführbarkeit. 14.—16. Aufl. Freiburg i. Br., Herder u. Co., 1923. (358 S.)

Cathreins Buch erschien zum ersten Male im Jahre der Aufhebung der Sozialisten-Gesetze 1890 und hat seitdem vielfach ergänzt und vervollständigt 16 Auflagen erlebt. Es ist ein Kampfbuch gegen den Sozialismus, ohne darum aber irgendwie von wissenschaftlichen Methoden abzuweichen. Seine Einstellung ist positiv christlich, genau gesagt, katholisch, und aus der katholischen Sozial- und Sittenlehre leitet Cathrein seine bedeutendsten Argumente gegen den Sozialismus ab. Aus den Grundsätzen dieser Weltanschauung heraus ist das Buch entwickelt. Das ist sein Vorzug und seine Grenze.

E. Dovifat (Berlin).

Nobel, Alphons: Handbuch des Staatsmanns. Parteien, Gewerkschaften, Zeitungen, Parlamente, Kabinette, Verfassungen in allen Ländern der Welt seit dem Kriege. Im Anhang ein Personalregister der bekanntesten Politiker der Welt seit dem Kriege. München, Wieland-Verlag, 1923. (348 S.)

Das Buch gibt äußerst praktisch und handlich zusammengesetzt in kurzen Abrissen Übersichten über das Wichtigste aus der politischen Materialienkunde, mit der sich heute bei der Überfülle und dem raschen Wandel der Erscheinungen niemand mehr das Gedächtnis belasten kann. Namentlich der ernste Zeitungsleser wird es als Nachschlagebuch zum Verständnis vor allem außenpolitischer Zusammenhänge sehr nutzbringend verwerten können. Selbst Nikaragua, Transjordanien und die Republik Tschita sind nicht vergessen. Das dem Buche beigegebene Personalregister der „bekanntesten Politiker" erhöht die Übersicht, krankt aber an einer Überfülle durch Aufnahme von allerlei weniger bekannten Persönlichkeiten, denen alles andere eher als der Ruf der „bekanntesten Politiker der Welt" voraufgeht. — Das ganze Werk aber wird sich unter den Nachschlagebüchern ähnlicher Art mit Erfolg behaupten. E. Dovifat (Berlin).

Paquet, Alfons: Der Rhein, eine Reise. Frankfurt a. M., Frankfurter Sozietätsdruckerei, 1923. (183 S.)

Wer Paquets Buch „Li oder der ferne Osten" kennt, der weiß, mit welch außerordentlicher Gestaltungskraft dieser echte Dichter landschaftliche, völkerpsychologische und volkswirtschaftliche Erlebnisse zu einer ganz neuartigen, zukunftsreichen Einheit zusammenzufassen vermag. Diesmal hat er seine Schilderungskunst dem Strome zugewandt, zu dem heute so viele deutsche Sorgen und Wünsche hinüberziehen. Von der Quelle bis zur Mündung zeichnet er in vielen kleinen, in sich geschlossenen Einzelbetrachtungen

das Bild des Stromlaufes, die heroische Stimmung, die sich einst in Hölderlins Hymnus auf den Rhein klassisch äußerte, reizvoll modernisierend durch den Glauben an seine menschheitsbildende, in einem höchsten und freiesten Sinne politische Kraft. Allen sozialen Forderungen unseres Zeitalters aufgeschlossen, alle völkischen Notwendigkeiten nicht weniger warmherzig anerkennend als alle übervölkischen Möglichkeiten, und bei alledem nie vom Aberglauben an die Allmacht der „Organisation" dem irrationalen Wesensgrund alles Lebens entfremdet, so hat Paquet hier „die Stimme des Edelsten der Ströme, des freigeborenen Rheins" (Hölderlin) in andachtsvollem Lauschen zu verstehen und mit lebensvollen Worten zu deuten versucht. — Mit diesem Buche ist schon für mittlere Büchereien die Möglichkeit gegeben, an ein Tagesinteresse anknüpfend ernsthafte Leser in genußreichster Weise zu tieferem Nachdenken über eine, für die künftige Gestaltung der europäischen Wirtschaft und Kultur äußerst wichtige Frage zu veranlassen.

E. Ackerknecht (Stettin).

Rings, Josef: Siedlungsreform. Gesetze, Baugedanken, Ziele. Titelzeichnung und Satzangaben von Professor Wilhelm Poetter-Essen. Essen, Selbstverlag Josef Rings, Architekt, 1922/23. 254 S. quer-8⁰).

Dieses umfangreiche neueste Werk über Siedlungsreform enthält in seiner ersten Hälfte eine Sammlung aller Gesetze und Verordnungen über das Siedlungswesen. Man erkennt daraus, mit welcher Gründlichkeit wir Deutsche selbst in dieser schnellebigen Zeit alle Probleme anfassen. Im zweiten Teile bringt der Verfasser seine eigenen Entwürfe und Schöpfungen von Siedlungen im Ruhrgebiet. Die Grundrißlösungen sind durchgehends höchsten Lobes wert. Niemals ist außer acht gelassen, daß die Erzielung von Raumwirkung erstes Erfordernis bei allen städtebaulichen Fragen ist. Die Häusertypen, nach dem Grundsatz alleräußerster Sparsamkeit konstruiert, befriedigen freilich nicht völlig infolge ihrer oft großen Nüchternheit. Auch ist unverkennbar, daß dem Verfasser kein ebenbürtiger Gartenfachmann beratend zur Seite gestanden hat, ohne den nun einmal vorbildliche Lösungen nicht zu erzielen sein werden. Jede Siedlung besteht aus Haus und Garten und selten wird eine künstlerische Kraft beides einwandfrei zu gestalten vermögen. — Bei manchen Vorschlägen, so für die Bergmannssiedlung in Altenessen, ist auf das in Deutschlands Norden gewohnte Dach vollkommen verzichtet; die Decke des Obergeschosses bildet hier zugleich das Dach, ähnlich wie wir es an manchen üblen Notbauten unserer Vorstädte gewohnt sind. Abgesehen davon, daß das Wohnen und zumal das Schlafen in den unmittelbar unter solchen „Dächern" gelegenen Räumen bei Sommerwärme geradezu unleidlich wird, wirken solche Bauten heimatfremd. Man kann den im Buche erwähnten Einspruch der Aufsichtsbehörde wohl verstehen, die nicht zulassen wollte, daß die deutsche Bergmannssiedlung sich äußerlich als „italienische Stadt" gibt. — Großen Wert erhält das Buch aber weiterhin durch die Anleitungen zur zweckmäßigen und wohlfeilen Gestaltung aller baulichen Einzelheiten. Schließlich sind auch noch die Vorschläge zur Schaffung von Gemeinschaftsküchen gründlichster Beachtung wert. Der Gedanke, die Hausfrau von den zermürbenden täglichen Sorgen und Arbeiten dadurch zu entlasten, daß die Hauptmahlzeiten in einer gemeinsamen Küche hergestellt werden, ist zwar an sich nicht neu, aber bislang leider nicht über kümmerliche Versuche hinausgediehen. Man mache sich einmal klar, was es für die Volkserziehung und Volksgesundheit bedeuten würde, wenn die Hausmütter von den täglich sich in eintöniger und aufreibender Weise wiederholenden Küchenarbeiten befreit würden. Wir können dem Verfasser der „Siedlungsreform" jedenfalls dankbar sein für alles, was er im Sinne kultureller Fortentwicklung tut und lehrt. Büchereien, die das Werk erschwingen können, sollten es einstellen.

G. Hannig (Stettin).

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Hillebrand, Lucie: Das Riesengebirge in der deutschen Dichtung. Breslau, Hirt, 1922. (183 S.)

Eine Literaturgeschichte der Riesengebirgsdichtung in zeitlicher Anordnung von den ersten Anfängen im 15. Jahrhundert und von hier aus bis in die jüngste Gegenwart nach stofflichen und formalen Gesichtspunkten gegliedert. Für die schlesische Literaturgeschichte bedeutet die Riesengebirgsdichtung einen wichtigen Bestandteil. Aber über diesen Rahmen hinaus wird die vorliegende Arbeit, so verdienstlich sie auch ist und so sehr sie sich auch von langweiliger Aufzählung frei hält, nur für Freunde und Kenner des Riesengebirges von Interesse sein. Deshalb werden selbst größere Volksbüchereien außerhalb Schlesiens wohl auf die Anschaffung dieses Buches verzichten müssen. H. Horstmann (Gleiwitz).

Schöffler, Herbert: Protestantismus und Literatur. Neue Wege zur englischen Literatur des 18. Jahrhunderts. Leipzig, Tauchnitz, 1922. (240 S.)

Das Werk, eine wissenschaftliche Glanzleistung, gibt wertvollen Aufschluß über das Herauswachsen der englischen weltlichen Literatur, vor allem des Romans, im 18. Jahrhundert aus den Kreisen der calvinistischen Geistlichkeit, die sich später den Tendenzen der Aufklärung gegenüber zugänglich zeigte. Was Sch. mit sicherer Methode für die englische Literatur geleistet hat, wird hoffentlich auch Nachfolge für unser nationales Schrifttum finden, auf das hier und da sehr bezeichnende Streiflichter fallen. Auf alle Fälle erschließt das Buch ganz neue Wege für die Literaturforschung. Größere Büchereien sollten auf die Anschaffung nicht verzichten.
G. Fritz (Berlin).

Wasserzieher, Ernst: Sprachgeschichtliche Plaudereien. Berlin, Dümmler, 1922. (258 S.)

Wie ähnliche Schriften des Verfassers, will auch dieses Buch das sprachgeschichtliche Verständnis breiterer Kreise anregen und erweitern. Auf zusammenhängende Darstellung wird durchgängig verzichtet und in aphoristischer Form eine Menge von Einzelkenntnissen vermittelt, eine Methode, gegen deren Berechtigung unter den gegebenen Voraussetzungen keine Einwendungen erhoben werden sollen. G. Fritz (Berlin).

Weise, Oskar: Blicke in das Leben und das Wesen unserer deutschen Sprache. Jena, Frommann, 1923. (176 S.)

Unter den Führern zur sprachlichen Bildung nehmen die Schriften von O. Weise mit Recht eine hervorragende Stelle ein. Das vorliegende Buch bringt manches Neue aus der Geschichte der deutschen Sprache, ihren Beziehungen zur Kulturgeschichte, aus der Syntax, Stil- und Bedeutungslehre und dem Reich der Mundarten. Vielseitig und anregend geschrieben, kann es auch kleineren Büchereien empfohlen werden. Die Ausstattung läßt zu wünschen übrig. G. Fritz (Berlin).

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Bell, Clive: Kunst. Hrsg. u. eingel. von P. Westheim. Dresden, Sibyllen-Verlag, 1922. (180 S., 16 Abb.)

Ausgangspunkt für die hier vorliegende Erörterung des Kunstproblems ist die Annahme, daß über keine geistige Erscheinung so wenig gesagt worden sei, was überhaupt zur Sache gehört. Ohne künstlerische Empfindung ist keine ästhetische Erfahrung möglich. Jedes System der Ästhetik muß auf

der persönlichen Erfahrung beruhen, also individuell sein. Alle Werke der bildenden Kunst haben eine gemeinsame Eigenschaft, mag es sich um die Hagia Sofia oder die Fenster von Chartres, um chinesische Teppiche oder die Meisterwerke Poussins und Cézannes handeln: „bedeutsame Form". Das Wesentliche in der Kunst ist ewig gleich. Bedeutungsvolle Form ist diejenige Form, durch die wir von der letzten Wirklichkeit einen Begriff zu erfassen vermögen. Dem künstlerischen Sinn für die letzte Wirklichkeit ist das religiöse Erleben eng verwandt; ebenso nahe steht die Kunst der Ethik: sie ist gut. Clive Bell trägt seine ästhetische und metaphysische Auffassung der Kunst mit großer Überzeugungskraft vor. Seine Darstellung führt überraschend weit in die Tiefe des Problems, viel weiter, als man nach der ungewohnt einfachen Form der stofflichen Behandlung des Themas erwarten möchte. Daß seine Auffassung sich mit der Theorie des Expressionismus nahezu deckt, nimmt nicht Wunder, — der Expressionismus ist ja so alt wie die Kunst. Auch der Laie wird ihm mit Interesse folgen, er wird es schon mit Dankbarkeit begrüßen, daß ihm hier eine Erkenntnis vermittelt wird, die nicht mühselig im Schweiße der Gelehrsamkeit erarbeitet ist. Ob Bells Kunstbegriff aus dem Werk Cézannes, den er als „Kolumbus eines neuen Kontinents der Form" feiert, sein Leben empfangen hat, ob er aus der frühchristlichen Kunst gewonnen oder aus der Wendung gegen die „Krankheiten der klassischen Renaissance" herstammt, ob er in Wahrheit die ästhetische Erlebnisform einer künstlerisch gestimmten Persönlichkeit ist, danach wird man angesichts seiner Zukunftsgläubigkeit wenig fragen. — Mittelere und größere Büchereien sollten an dem Buch nicht vorübergehen.

G. Kemp (Memel).

Lempertz, Heinrich, und Karl Becker: Der Weg zur Kunst für Schule und Haus. Bd. 1. Einführung der Jugend in die Baukunst. Bd. 2. Einführung in die Malerei und Bildhauerkunst. Köln, J. P. Bachem, 1922. (52 u. 63 S., 97 u. 66 Abb.)

Als allererste Einführungen in eine ganz elementare Kunstbetrachtung sind die beiden Bändchen wohlgelungen. Da sie auf die stets nachkontrollierbaren Beobachtungen in Köln zugeschnitten sind, wird ihre volle Auswertung erst dort möglich sein. Bei der Fülle der Vergleichsmöglichkeiten, die sich aus einem verständnisvollen Unterricht auch in andern Großstädten mühelos ergeben, dürfte einer Übertragung der Lehrmethode indessen nichts im Wege stehen. Der nicht vorliegende 3. Band bringt eine geschichtliche Entwicklung des Stoffes. Nach den in den ersten Bändchen gelegentlich schon anzutreffenden Andeutungen ist es recht zu begrüßen, daß dabei den modernen Kunstleistungen mit Achtung und Einsicht begegnet wird.

G. Kemp (Memel).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Bürger, Otto: Venezuela. Ein Führer durch das Land und seine Wirtschaft. Mit einer mehrfarb. Karte. Leipzig, Dieterich, 1922. (VII, 272 S.)

Eine streng sachliche, wissenschaftliche Arbeit auf Grund reichen statistischen Materials und z. T. eigener Kenntnis des Landes. Es will allen denen ein Berater sein, die sich in irgend einer Absicht über Venezuela zu unterrichten wünschen. Eingehend werden besonders die staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Republik behandelt. Der Verfasser geht hierbei oft bis ins Einzelne. Kurz, aber in den wesentlichsten Zügen spricht er z. B. über Kleidung, Wohnung, Haushalt, Rechtspflege, Waldwirtschaft, Jagd und Fischerei, Handel und Verkehr, Maße und Gewichte usw. Zum Schluß folgen einige Ausführungen über die Einwanderung und ihre Bedingungen. Hier hätte man gerne Ausführlicheres gewünscht, zumal die südamerikanischen

Länder für Tausende Deutscher, die in der Heimat kein Fortkommen mehr finden, erhöhte Bedeutung gewinnen und gewinnen werden. Unermeßliche Siedlungsflächen liegen auch in Venezuela noch brach, gewaltige Gebiete scheiden allerdings infolge ungünstiger klimatischer Verhältnisse für den Europäer aus. — Trotz der vielen gelehrten Fachausdrücke ist das Buch klar und verständlich geschrieben. Größeren Volksbüchereien kann das zuverlässige, über den Gesamtkreis wichtiger Fragen Auskunft gebende Buch empfohlen werden. H. Horstmann (Gleiwitz).

Morgenthaler, Hans: Matahari. Stimmungsbilder aus den malayisch-siamesischen Tropen. Mit 24 Federzeichnungen. 2. Aufl. Zürich, Orell Füßli, 1921. (303 S.)

Matahari, Auge des Tages, die malayische Sonne, ist die erhabene Göttin, unter deren Glutblick alles das, wovon das Buch in verschwenderischer Fülle berichtet, erlebt worden ist. Es ist keine Reisebeschreibung im landläufigen Sinne: vielmehr ein allmähliches Hineinwachsen, Sichhineinfühlen in eine Landschaft und in ein seelisches Klima, reich an Kostbarkeiten und Verführungen, die den Europäer in ihren Bann ziehen und umstrickt halten bis zur gewaltsamen Loslösung. Der Zauber des unergründlichen Urwalds, der weltabgelegenen malayischen Dörfer, der tropischen Nächte und, nicht zu vergessen, der siamesischen Frauenwelt, wird darin von einem Stimmungskünstler geschildert, der die leuchtenden Farben auf seiner Palette zu Gemälden von bestrickendem Reiz zu verwenden weiß. Seine Ausflüge in das wenig bekannte Innere des Landes, zu denen er als zünftiger Geologe Veranlassung hat, bieten ihm Gelegenheit, sich mit Land und Leuten vertraut zu machen und trotz aller Schwierigkeiten, über die er mit gutem Humor leicht hinwegkommt, sich einer wahrhaft göttlichen Muße hinzugeben, in welcher er Seele und Sinne mit den wechselnden, auf ihn eindringenden Eindrücken speist. So hat uns Morgenthaler mit einem der schönsten Reisebücher beschenkt, die überhaupt geschrieben sind: belehrend, ohne lehrhaft zu sein, schwärmerisch und lyrisch, ohne die festen Beziehungen zum Gegenständlichen zu verlieren. G. Fritz (Berlin).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Francé, R. H.: Zoësis. Eine Einführung in die Gesetze der Welt. 1.—10. Taus. München, Frz. Hanfstaengl, 1920. (60 S.)

Die kleine Schrift soll ein „kurzgefaßter Vorläufer und Vorbereiter" des großen zweibändigen Werkes „Bios, die Gesetze der Welt" sein, das im vorigen Jahrgang dieser Blätter S. 262/63 angezeigt worden ist. Es soll in die „Objektive Philosophie" F.'s einführen, die auf Kant und Schopenhauer weiterbauend nachdrücklichst das menschliche Erkenntnisvermögen auf den Kreis des biologisch Erreichbaren und Faßbaren einengt, die somit auf alles Absolute verzichtet, umso stärker aber Wert und Unentbehrlichkeit einer vom Leben (Zoë) beherrschten und auf das Leben wirkenden Philosophie betont. Im besonderen bemüht sich F. an dieser Stelle, den Leser davon zu überzeugen, daß seine biozentrische und relativistische Erkenntnistheorie aufs beste mit den neuen naturwissenschaftlichen Lehren von der Relativität des Raums und der Zeit, von der Aufhebung der Masse, von der Quantennatur der Bewegung u. a. harmoniere. G. Kohfeldt (Rostock).

Younghusband, Francis: Das Herz der Natur. Aus dem Englischen. Leipzig, Brockhaus, 1923. (234 S.)

Der als Soldat, Staatsmann und Naturforscher gleich ausgezeichnete Verfasser — bekannt durch die 1904 von ihm durchgeführte Tibet-Expedition — läßt in diesem Buche den ganzen Reichtum eines übervollen Herzens ausströmen, gesättigt an den Wundern der Natur, wie sie sich ihm vor allem in

den Gegenden des Himalaya, dem Ziel seiner Forschungsreisen, offenbart haben. Das Buch zerfällt in zwei Teile: einen die Schönheit jener unvergleichlichen, erhabenen Gebirgswelt beschreibenden und in einen mehr allgemeinen, der das Wesen der Natur zu ergründen und in die Tiefe des Verhältnisses von Mensch und Natur einzudringen versucht. Die Planmäßigkeit und Zielstrebigkeit des Universums bildet den Ausgangspunkt für Betrachtungen über die Natur als einer unversiegbaren Quelle unendlicher Schönheit; der Geist, das Herz der Natur, ist mit dem tiefsten Wesen des Menschen identisch, der sich emporläutern soll zu einer reinen wunschlosen, ihm das größte Glück verheißenden Anschauung ihrer Größe und Herrlichkeit. Das Werk, das jeden unwiderstehlich in seinen Bann zieht, ist mehr als das Bekenntnis einer schönheitsdurstigen Seele: es gibt Zeugnis von einer großen, in sich beruhenden Persönlichkeit, deren welt- und lebenbejahende, pantheistisch gefärbte Grundstimmung ihren Ausdruck in einer künstlerisch vollendeten Darstellungsweise findet. Bei alledem, und dieser Zug verrät den Engländer, hält sich das Buch frei von jeder mystischen oder nur schwärmerischen Hingabe; bei aller Begeisterung für die großen Wunder, von denen es berichtet, entfernt es sich nie von dem Boden des empirisch Tatsächlichen, bewahrt es eine männliche Zurückhaltung vor jedem Gefühlsüberschwang. Alles in allem: ein ganz wundervolles Buch, das man mit steigendem Interesse und Genuß liest. Angefügt sind zwei Reden des Verfassers über „Naturschönheit und Geographie". Die Übersetzung ist vortrefflich: warum ist der Übersetzer nicht genannt? G. Fritz (Berlin).

8. Verschiedenes

Wasielewski, Waldemar v.: Telepathie und Hellsehen. Versuche und Betrachtungen über ungewöhnliche seelische Fähigkeiten. Mit 12 Abb. 3. durchgesehene Aufl. Halle a. S., Carl Marhold, 1922. (220 S.)

Moll, Albert: Prophezeien und Hellsehen. Mit 15 Abb. 5. Aufl. Stuttgart, Franckhsche Verlagsbuchhandlung, 1922. (92 S.)

In W. tritt ein naturwissenschaftlich und philosophisch gebildeter geistvoller Verfasser an die okkulten Probleme heran. Als Zweifler zunächst, aber zugleich als ein nach Wahrheit Ringender, der unter allen Umständen das Tatsächliche der Leistungen des ihm zufällig bekannt gewordenen Mediums festzustellen entschlossen ist. Ein paar Jahre hindurch hat er mit diesem Medium, einer jungen Dame, Versuche der verschiedensten Art, zum großen Teil in Gegenwart von Zeugen, angestellt. Etwa 140 der Experimente beschreibt er mit allen Einzelheiten in seinem Buche. Nur einige wenige sind nach W. ganz ergebnislos verlaufen. Im ganzen sind die Lösungen von der erstaunlichsten und wunderbarsten Sicherheit, sei es, daß es sich um das Erkennen und Finden verborgener Gegenstände, um das Lesen geschlossener Briefe, um das Beschreiben verdeckter mikroskopisch kleiner Gegenstände, oder sonst um das Sehen räumlich oder zeitlich entfernter Dinge handelt. Die Schilderung dieser okkulten Vorgänge kann man nur mit Spannung lesen. Daß sie für sich einen Zweifler ganz überzeugen könnte, ist allerdings nicht anzunehmen. Doch wer, wie der Unterzeichnete, den Verfasser in seiner akademischen Dozententätigkeit persönlich kennen und schätzen gelernt hat, wird sich immer wieder zu der Frage genötigt sehen: Geht hier wirklich alles ehrlich zu? Wie soll denn all dies Rätselvolle nur möglich und erklärlich sein? Auch W. hat sich diese Frage dauernd vorgelegt und er hat am Schluß seines Buches wenigstens den Versuch zu einer Erklärung gemacht, obwohl er überzeugt ist, daß die Zukunft erst befriedigendere Antworten wird geben können. Zu bedauern ist es, daß die Hellsehergabe seines Mediums jetzt völlig aufgehört hat, so daß in diesem Fall weitere Versuche leider nicht gemacht werden können. — Moll, der Vorsitzende der Berliner

Psychologischen Gesellschaft, ist seit Jahren mit der Beobachtung okkulter Erscheinungen beschäftigt gewesen. Er glaubt bei den meisten Berichten von wunderbaren Medienleistungen Selbsttäuschung, Ungenauigkeit und mangelhafte Schulung der Experimentierenden annehmen zu können. Auch Wasielewskis Untersuchungen scheinen ihm anfechtbar zu sein. Zusammenfassend möchte er feststellen, daß bisher „in exakter Weise durch schlüssige Versuche weder ein räumliches noch ein zeitliches Hellsehen bewiesen worden sei".

G. Kohfeldt (Rostock).

C. Schöne Literatur.

1. Sammlungen, Dramen, Gedichte.

Balladen aus alter Zeit. Aus dem Altenglischen und Altschottischen übertragen von Hedwig Lüdeke. Mit einem Geleitwort von Alois Brandl. Berlin, Grotesche Verlagsbuchhandlung, 1922. (XXIV, 346 S.)

Brandl rühmt in seinem sehr gut orientierenden literarhistorischen Vorwort von dieser Übersetzung, daß sie nicht nur liebevoll, sondern auch stilgerecht sei, und, soweit sich das ohne Kenntnis der Originale, bloß durch Vergleichung einzelner Stücke in anderen Übersetzungen, nachprüfen läßt, kann man dieses Zeugnis eines Kenners nur bestätigen. Hier wird die so ganz „unverständige", wahrhaft romantische Welt der altenglischen Balladenhelden, die wir aus Herders und Fontanes Nachdichtungen bereits kennen, aufs neue lebendig. Da kämpfen Percy und Douglas voll mittelalterlicher Ritterlichkeit, da treibt der Volksheld und Buschklepper Robin Hood seinen derben Schabernack mit den ehrbaren Hütern bürgerlicher Ordnung, da singt Robin Gutfreund, der Puck des Sommernachtstraumes, sein Schelmenlied, da krächzen „die drei Raben" ihren Nachruf auf den erschlagenen Ritter, da grollt das dämonische Zwiegespräch Edwards mit seiner Mutter, der Mordstifterin. Und all dies ist, wie Brandl sehr gut formuliert, mit kräftiger historischer Färbung, aber ohne eigentliche historische Treue, gläubig, aber nicht fromm, sentimental in gutem Sinne dargestellt und von einer jahrhundertelangen mündlichen Überlieferung „zurechtgesungen". Wahrhaftig, Hedwig Lüdeke erinnert in ihrem kurzen Vorwort (das durch philologische Nachweise am Schluß ergänzt wird) mit Recht an Goethes Meinung, daß sich an einer Auswahl von Balladen „die ganze Poetik gar wohl vertragen ließe, weil hier die Elemente (nämlich die verschiedenen Gattungen der Poesie) noch nicht getrennt, sondern wie in einem lebendigen Ur-Ei zusammen sind, das nur bebrütet werden darf, um als herrlichstes Phänomen auf Goldflügeln in die Lüfte zu steigen." — Größere Büchereien sollten diese schön gedruckte Sammlung einstellen. E. Ackerknecht (Stettin).

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Andersen: Märchen. Hrsg. u. übers. von M. Kohlhaas. Berlin, Wegweiserverlag, 1922. 2 Bde.

Diese Ausgabe ist, wie sich beim Volksverband der Bücherfreunde nachgerade von selbst versteht, sehr gut gedruckt und geschmackvoll gebunden. Überdies ist sie mit zarten und geistreichen Federzeichnungen von Lore von Recklinghausen geschmückt. Sie enthält 80 Märchen (die große, von Hans Tegner illustrierte, von Pauline Klaiber übersetzte Ausgabe enthält nur halb so viel), d. h. so ziemlich alle außer den im engeren Sinn italienischen und dänischen Märchen. Die Übersetzerin, Marietta Kohlhaas, die auch eine anregende, freilich stilistisch nicht durchweg befriedigende Einleitung beigesteuert

hat, bemüht sich in anerkennenswerter Weise um einen kräftigeren Rhythmus, als er in den verbreitetsten, vielfach sehr mangelhaften Übersetzungen zu finden ist. Leider wird sie jedoch gelegentlich in dem Bestreben, die herkömmmliche Glätte zu vermeiden, schwerverständlich, ja es fehlt auch nicht ganz an eigentlichen Übersetzungsfehlern. — Alles in allem kann diese Ausgabe größeren Büchereien aufs wärmste empfohlen werden.

E. Ackerknecht (Stettin).

Poe, Edgar: Die schönsten Erzählungen von Edgar Allan Poe. Ausgew. u. eingel. von W. von Molo. In neuer Verdeutschung von Ernst W. Freißler. München, Langen, 1922. (238 S.)

Die empfehlenswerte Reihe der von W. v. Molo herausgegebenen Langenschen Auswahlbände erfährt durch die Hinzunahme von E. Poe eine wertvolle Bereicherung. Über die Auswahl selbst läßt sich reden: Freunde der Poeschen Erzählungskunst werden die Meisternovelle „Der entwendete Brief“ (die übrigens mindestens die Hälfte aller Sherlock Holmes-Geschichten verschuldet hat) nur ungern vermissen; sie ist wichtig schon aus dem Grunde, weil sie zu den wenigen Erzählungen gehört, in denen Poe die von ihm bevorzugte Nachtseite der menschlichen Natur zugunsten einer realistisch unbefangenen Schilderung zurücktreten läßt. Die Übersetzung läßt zu wünschen übrig: sie ist häufig ungenau und wird vor allem dem eigentümlichen, spannungsreichen Rhythmus der Poeschen Sprache nur unvollkommen gerecht.

G. Fritz (Berlin).

Remisow, Alexej: Russische Frauen. Dem Volksmunde nacherzählt. Übertragen von Alexander Eliasberg. München, Drei Maskenverlag. (Russische Bibliothek.) (151 S.)

Dostojewski, F.: Novellen. Mit Vorwort von A. Lunatscharski u. Anhang von K. A. Wittfogel. Berlin, Vereinigung internationaler Verlagsanstalten, 1923. (158 S.)

Russische Novellen und Märchen. Zürich, Max Rascher, 1920. (Europäische Bücher.) (179 S.)

Kapherr, Egon von: Der Weg zum Abgrund. Roman. Leipzig, Rich. Eckstein Nachf., 1922. (213 S.)

Eine gute Übersetzung läßt Bau und Bildung der Fremdsprache durchfühlen (wie man unter den Schleiern der bekleideten Maja den spielenden Rhythmus der Glieder erlebt), ohne doch den immanenten Gesetzen des eigenen Idioms Gewalt anzutun. Aus solcher Verschmelzung, die durch Bildsamkeit und neugewonnene Kraft und Fülle zugleich überrascht und beglückt, erwächst der Sprache in verwandter Weise immer neue Bereicherung, wie aus dem Jungbrunnen der eigenen Mundarten. Alexander Eliasberg ist solche Neuschöpfung aus dem Geiste des Originals gelungen, so daß durch ihn die Märchen und Volkserzählungen Remisows zum künstlerischen Erlebnis werden. Um Märchen handelt es sich, in dem weiteren Sinne etwa der plattdeutschen Märchen und Schwänke der Wisserschen Sammlung. Wie viel oder vielmehr wie wenig der Dichter in einzelnen Fällen hinzugetan hat (was seinen Ruhm nicht schmälert), kann ich zufällig an dem Stück „Die Geschwätzige“ nachprüfen, das in ähnlicher Form im oberschlesischen Wasserpolnisch lebendig ist. Nur das letzte Stück ist offenbar breiter behandelt (Die Hexe) und zur Novelle gerundet. Auch ein russisches Aschenbrödel findet sich. Für die Kenntnis des russischen und, man darf hier verallgemeinern, slawischen Volkscharakters ist die Sammlung von hohem Wert und vermittelt einen selten reinen poetischen Genuß. Sie wird den Liebhabern russischer Literatur ebenso willkommen sein wie den Märchenlesern (nur für Erwachsene!) und ist ebenso schön gedruckt und ausgestattet wie die anderen Bücher des Verlags.

Die Dostojewski-Novellen bringen den „Traum eines lächerlichen Menschen“, den „Weihnachtsabend bei Christus“ und „Eine böse Geschichte“. Ohne Zweifel sind die Novellen und kleineren Erzählungen Dostojewskis am besten geeignet, den Leser in den Dichter einzuführen, und der „Traum eines lächerlichen Menschen“ steht gut an erster Stelle, während die Meisternovelle „Eine böse Geschichte“ schon bedeutend höhere Anforderungen stellt. A. Lunatscharski gibt zu dem Ganzen eine gute Einführung „Dostojewski als Künstler und Denker“, sie wendet sich bewußt an ein einfaches (Arbeiter-) Publikum, setzt aber immer noch viel zu viel voraus. Ein Nachwort von K. A. Wittfogel, „Gedanken über Dostojewski“, unterstreicht die schon bei Lunatscharski anklingende Verherrlichung des Bolschewismus durch eine propagandistische Weltanschauungsklitterung, die das Buch für unsere Zwecke übel belastet. Ich meine zwar nicht, daß man den revolutionären Geist der Masse mißachten solle, denn es stecken in ihm Wille und Glaube zu einer Umformung unseres verzweifelten gesellschaftlichen Zustandes und ohne diese beiden erschiene alles hoffnungslos. Aber über die Wege, auf die man diesen Geist leiten solle, kann man sehr verschiedener Meinung sein. Hier steckt eines der schwierigsten bildungspfleglichen Probleme der Gegenwart, das nicht durch den bequemen Anschluß an irgend einen „Weltanschauungs-“ oder „Lebenskreis“ gelöst wird, sondern (wie letzten Endes alle Bildungsprobleme) eine durchaus aktive Haltung des Bildungspflegers verlangt. Das nun heißt uns Vorsicht gegenüber einem Buche wie dem vorliegenden üben.

Die Übersetzung steht nicht auf der künstlerischen Höhe Eliasbergs, ist aber durchaus brauchbar und übertrifft in etwas die der „Russischen Novellen und Märchen“, die Hermynia von zur Mühlen besorgt hat. Der Titel „Märchen“ ist irreführend. Es sind 25 kleine Stücke von 21 verschiedenen Verfassern, darunter Turgenjew, Dostojewski, Korolenko, Gorki, Garschin, Tschechow, Tolstoi, Buditschew, Ssologub. Die schönsten Stücke sind Tschechows „Wanka“ und „Schlafen“ und Buditschews „Fallensteller“. Manches eignet sich hieraus wie aus dem erstbesprochenen Buche gut für Vorlesestunden. Solch eine Sammlung vermittelt einen Einblick in die Fülle des Reichtums und die Vielfältigkeit der russischen Literatur, gibt aber vom Einzelnen doch zu wenig, um die Dichterphysiognomien recht scheiden zu können. Leider ist das dankenswerte Buch auf sehr schlechtes Papier gedruckt.

Mit solchem Reichtum mißt sich, wer als Ausländer seinem Erlebnis „Rußland“ Gestalt zu geben sucht. Egon von Kapherr kennt Rußland wohl, aber in seine Tiefen ist er nicht gedrungen, auch nicht in dem beschränkten Ausschnitt russischen Lebens, in dem seine Fabel sich abrollt. So ist nicht mehr als ein Unterhaltungsroman in einem interessanten Milieu entstanden, ein Unterhaltungsroman, wie tausend andere auch, der zudem seine kompositionellen Schwächen hat und auch in der Gestaltung seiner Menschen nirgends das in dieser Gattung übliche Niveau überragt. Das Buch ist abzulehnen.

W. Schuster (Kattowitz).

Russische Gespenster-Geschichten. Acht Novellen. (235 S.)
Russische Tier-Geschichten. Sieben Novellen. (183 S.)
Russische Verbrecher-Geschichten. Sieben Novellen. (375 S.)
Sämtlich übers. von J. v. Guenther. München, Drei Masken-Verlag, 1922.

Eine verdienstliche Sammlung vorzüglicher ausgewählter, vortrefflich übersetzter und in bester Ausstattung dargebotener Novellen. Die sensationelle Titelgebung ist etwas irreführend. Die ganze Reihe — weitere Bände sollen noch folgen — will einfach hervorragende Stücke aus der gesamten russischen Novellistik bringen, deren Reichtum an bedeutenden Leistungen überaus

groß ist. Ein Beweis für die außerordentliche Höhe der russischen Erzählungskunst liefert schon die vorliegende beschränkte Auswahl. Neben Puschkin, Gogol, Lermontow, Dostojewski, Turgenjew, Tolstoi, Tschechow stehen dort in Deutschland mit Unrecht weniger bekannte Namen wie vor allem Ljeskow und Brjussow. Von den meisterlichen Tiergeschichten verdient besonders „Das Tier" von Ljeskow bekannt zu werden, ebenso desselben Verfassers Erzählung „Der weiße Adler" in dem Bande „Gespenstergeschichten". Bekannteres, wie Turgenjews „Mumu" oder Tolstois „Leinwandmesser" wird man auch in der neuen Sammlung gern begrüßen. Wie der große Roman so weist auch die russische Novellendichtung Wesenszüge auf, die ihren hohen Rang unverrückbar bestimmen: Kunst der Charakterisierung, Gegenständlichkeit der Schilderung und mystisches Verbundensein zwischen dem Menschen und der Natur anstatt rationalistischer Einstellung, die der slawischen Seele von jeher fremd gewesen ist. G. Fritz (Berlin).

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Bock, Alfred: Der Elfenbeiner. Roman. Leipzig, Weber, 1922. (159 S.)

Bock erzählt knapp und straff vom Meister Fabri, der als tüchtiger Elfenbeinschnitzer sich in seinem Heimatstädtchen, in der Wetterau, vergraben hat. Nicht bloß Handwerker, lebt er so sehr seiner Kunst, seiner „Sprache zu Gott", daß er vom Alltagsleben nichts weiß und sich allen praktischen Fragen gegenüber fast abweisend verhält. Seine lebensfrohe, leichtsinnige und eitle Frau, das Dortel, will bei der größer werdenden Not aber nicht die Hände in den Schoß legen: mit Hilfe des gewissenlosen und geriebenen Lieferanten Hassenpflug, dem sie, nicht ohne innere Zustimmung, mehr zu Willen ist, als verborgen bleiben kann, richtet sie ein Galanteriewarengeschäft ein. Als die herangewachsene, reine und feste Tochter, Herma, in der das Künstlertum vom Vater her vollends erblüht, von ihm ein strenges Wort an die Mutter fordert, bringt er es in seiner grüblerischen Art nur hervor, um es sofort zurückzunehmen. Sie verläßt darum das Elternhaus und findet in Frankfurt als Kunstgewerblerin ein sehr gutes Fortkommen. Die Mutter, von Hassenpflug doppelt betrogen, muß das neue Geschäft aus Zahlungsunfähigkeit einstellen, findet aber in ihrer elastischen Art als Wirtschafterin bei Homburg ein Fortkommen. Nunmehr ganz allein, verliert der Meister den Lebensmut immer mehr, seine künstlerische Schöpferkraft wird müde über der Trennung von der Tochter. Die Wiedervereinigung mit ihr und späte Anerkennung seiner Kunst kommen zu spät, um den Tod fernzuhalten; sie können ihn nur verklären. — In fast allen seinen Werken hat Bock ein warmes Wort für das Handwerk, im Elfenbeiner wird die Pflege desselben zum Kunstgewerbe hin fast Mittelpunkt der Erzählung. Die schlichte, ganz unsentimentale Behandlung solcher wirklich volkstümlichen Fragen und die kräftige Sprache des Dichters, der wirklich dem Volk aufs Maul gesehen hat, rücken ihn in die vordere Reihe unserer heutigen Volksschriftsteller. — Die Erzählung eilt außerordentlich straff und rasch vorwärts, — ob Bock nicht mehr Dramatiker als Epiker ist? Das Tempo scheint mir gar reichlich schnell, fast hastig genommen. Dieser Eindruck wird dadurch vertieft, daß die Sätze ganz kurz, fast abgerissen sind, als ob jemand möglichst viel in möglichst kurzer Zeit berichten wolle und sich dabei verhaspele. Das mag im Temperament des Hessen begründet sein. Schwerer wiegt der Vorwurf, daß Bock für die verschiedensten Menschen — besinnliche wie waschmäulige — nur ein Tempo hat. Bei dem schnellen Erzählen gelingt der Charakterisierung der einzelnen Gestalten fast nur Reliefarbeit; volle, runde Figuren erstehen nicht; an der Herma ist einiges wohl gar verschnitzt. Der „Elfenbeiner" kann sich nicht mit früheren Arbeiten Bocks messen; ich denke vor allem an „Kinder des Volkes" und „Grete Fillunger", die wärmer im Ton sind, herzlicher in

der Sprache. Doch wird er für größere und mittlere Büchereien in Frage kommen, die ihren Bestand an wirklich volkstümlicher Literatur erweitern wollen. J. Langfeldt d. J. (Stettin).

Dörfler, Peter: Stumme Sünde. Erzählung. München u. Kempten, Kösel, 1921. (147 S.)

Dörfler schildert einen von „stummer Sünde" durch die Lande gepeitschten Schäfer, dessen Gewissen mit einer schweren Untat belastet ist. Büßen möchte er, nur reden, beichten kann er nicht. Ein Sprachfehler und der dadurch hervorgerufene Spott hatten ihn schon in der Kindheit verschlossen und „hinterhältig" gemacht. Schon damals konnte er die kleinen Diebereien nicht beichten, wie soll er nun das Große vollbringen! Fern von der Heimat glaubt er Ruhe für seine Seele gefunden zu haben, da begegnet er der alten Kätter aus seinem Heimatdorf, und die alte Wunde reißt wieder auf. „Ein ungeheures Grauen kam über den Schäfer, er mußte jetzt wieder mit allen Gedanken auf seine Schuld hinstarren." Der Alkohol bringt kein Vergessen. Sein Körper kann den Seelenkämpfen nicht mehr widerstehen, ein Nervenfieber befällt ihn und als der Priester ihn in der Sterbestunde zur Beichte mahnt, bleiben seine Lippen geschlossen. „Nur seine Augen reden von Qual ohne Hoffnung und Trost. Über seinem Kampf um das Bekenntnis bricht dem Schäfer das zermürbte Herz." — Die Erzählung ist durchpulst von warmer Liebe zum katholischen Glauben, die Sprache einfach und schlicht; um Menschen und Dinge weht gleichsam weite und freie Luft. Trotz allem vermochte der Dichter seinem Schäfer keine Lebenswärme zu geben, dessen Kämpfe und Leiden uns nicht ergreifen, vielleicht weil uns die Voraussetzungen für unsere tiefste Anteilnahme fehlen. Katholischen Lesern wird das Buch mehr geben können. Immerhin eignet es sich für größere Volksbüchereien. H. Horstmann (Gleiwitz).

Fleuron, Svend: Meister Lampe. Ein Roman von den dänischen Feldern. Jena, Diederichs, 1923. (231 S.)

Eine köstliche Idylle, die durch entschwebende leise ernste Töne einen ganz besonderen Reiz gewinnt. Das erste Lebensjahr eines Hasen, wie er aus leisem Dämmern zu Leben und Bewußtsein erwacht, wie von seinem Moosbettchen aus die Umwelt, Kreis um Kreis, sich ihm erschließt, Hecke, Wiese, Acker, Dorf, die weite Landschaft; wie er Freund und Feind unter vielerlei Plage erkennen lernt, wie sein zäher Selbsterhaltungstrieb ihn aus jeder Gefahr klüger, überlegsamer hervorgehen läßt, bis er zu einem kleinen Wesen geworden ist, das in genügsamer Weisheit sich und die Welt nimmt, wie sie nun einmal geschaffen sind, stets seiner Kleinheit und Schwäche sich bewußt, stets auf der Hut, darum aber nicht etwa ängstlich und scheu, sondern lebensfroh, neugierig, voll Freude an jedem Sonnenstrahl und jedem saftigen Blättchen, voll eines reizenden Stolzes auf seine Schlauheit, mit der er, der kleine fixe und überlegsame Läufer, die gefährlichsten Bestien an der Nase herumführt. Es gibt in der ganzen Tierdichtung keine liebenswürdigere Gestalt als diesen Meister Lampe. Neben das fast tragisch herbe Buch von „Strix", bisher das künstlerisch höchststehende seiner Werke, hat Fleuron hier ein heiteres und doch fast tiefsinnig zu nennendes Werk von gleicher Vollendung gestellt. Bewundernswert ist die Kunst, mit der er aus dem wenigen, was wir von dem Leben eines solchen Tierchens schließlich doch nur wissen, ein reiches Bild zusammengestellt hat, wie er fast so etwas wie eine Tierpersönlichkeit vor uns aufwachsen läßt, ohne sich je ernstlich eine Vermenschlichung der Erscheinungen zuschulden kommen zu lassen. Überflüssig fast scheint es, Fleurons Darstellungen der Naturstimmungen noch zu rühmen, aber gerade dieses Buch ist besonders reich an wunderschönen Schilderungen der Frühlings- und Sommermorgenstunden und bringt unvergeßliche Bilder geheimnisvoller weiter stiller Sommernächte. — Für die Naturliebhaber aller Büchereien ein großer Gewinn. H. J. Homann (Charlottenburg).

Fleuron, Svend: Katzenvolk. Eine Familienchronik. Jena, Diederichs, 1923. (170 S.)

Fleuron erzählt von dem ersten Lebensjahr eines Wurfs von sechs Katzen. Die Mutter hat sie vor den Menschen und dem blutgierigen eigenen Vater aufs Feld in ein altes Hünengrab gerettet und lehrt sie in freier Natur alle klugen Raubtierkünste. Sehr geschickt hat Fleuron die sechs kleinen Katzenpersönlichkeiten verschieden zu gestalten verstanden. Schnell vergeht ihnen beim Spielen und Jagen Sommer und Herbst; der harte Winter treibt sie alle bis auf eine doch wieder in die warmen Häuser der Menschen zurück, wo sie nun alle nach ihrer verschiedenen Begabung verschiedene Berufe erfüllen. — Das Buch bietet ein interessantes Vielerlei guter Beobachtungen, ist im ganzen aber doch den Beiwerken unter Fleurons Schöpfungen beizuzählen. Das Mosaik der Einzelheiten will sich nicht recht zu einem Ganzen zusammenschließen und ermüdet manchmal. Größere Büchereien sollten das immerhin von einem Fleuron geschriebene Werk dennoch einstellen. H. J. Homann (Charlottenburg).

Grautoff, Erna: Wege ins Dunkle. Novellen. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart u. Berlin, 1922. (214 S.)

Über wieder und wieder vergeblichem Ringen um äußere Anerkennung, um eine dem Ausmaß seines Könnens entsprechende Stellung entgleitet dem Musiker Jörg Wislicenus die aus reichem und vornehmen Haus stammende Ellen, seine Frau. Ihre Liebe und ihr Glaube an ihn schwanden wohl nicht, erweisen sich aber als nicht stark genug gegenüber der wachsenden und sie schließlich beherrschenden Erbitterung darüber, daß Jörg sich und sie aus den engen, kleinen Verhältnissen nicht herauszuführen vermag. Sie folgt, nach sechsjähriger Ehe, der Einladung einer Freundin, auf deren Schloß sie wie befreit die Luft der großen Welt atmet. Alle aufgespeicherte Erlebensgier und Sinnenlust entlädt sich in dem Verhältnis zu dem jüngeren, männlich-starken, sonst aber nichts weniger als wertvollen Bruder der Freundin Falk. Sie vergißt Jörg keineswegs neben dem schrankenlosen Sichhingeben an ihre Sinnlichkeit. Sie empfindet, daß Falk tief unter ihm steht, und will später, junggebadet, zu Jörg zurück. Aber sie verstrickte sich doch zu tief und reißt sich erst los, als es zu spät ist, als Jörg sie freigegeben hat und ohne eine Spur zu hinterlassen verschwunden ist. Sie heiratet Falk, aber über ihm wächst riesengroß der Schatten des anderen, und als ihr Falk nicht einmal das einzige, was er ihr zu geben vermag, ungeteilt gibt, da verstören sich ihre Sinne eines Nachts und sie sucht Jörg — im Meer. — Die hier skizzierte Novelle „Der Stärkere" eröffnet den Band. Auf die Wiedergabe der vier anderen muß verzichtet werden. Sie alle sind gut erzählt — nur eine („Kreuzweg") liegt unter dem Niveau der übrigen — und mit einer reifen Seelenkenntnis gegeben, die auch so komplizierte Naturen wie Ellen Wislicenus bis auf den Grund glaubhaft zu machen versteht. Bei keiner der fünf Novellen würde man auf eine Frau als Verfasser schließen, denn Erna Grautoff tritt völlig hinter ihren Gestalten zurück. In dieser scheinbar leidenschaftslosen Objektivität wie in der Darstellung selbst beweist sie den Geschmack, den man ohne weiteres von der feinsinnigen Übersetzerin erwarten durfte. Gleichwohl können Volksbüchereien jeder Größe von der Anschaffung absehen. Denn die Zeit zwingt wie zu äußerster Sparsamkeit auch mehr denn je zur Auswahl von Büchern, die irgendwie gemüts- und charakterbildenden Wert haben. Wirkliche Kunstwerke, Dichtungen, besitzen ihn immer, ungeachtet des Inhalts (nicht immer für alle, aber doch immer für einen jeweils zu begrenzenden Teil der Leser), denn nicht der Inhalt wirkt bei ihnen, sondern die Gemeinsamkeit von Form und Inhalt. Was Erna Grautoff bietet, ist letzten Endes nicht Dichtung, sondern (wenn auch geschmackssichere) „Literatur". So zwingt sie, nach dem eben Gesagten, zu kritischer Betrachtung des Inhalts, uns besonders. Vor allem die erste Novelle bestätigt diese Einschätzung, weil sie Gewagt-

heiten des Inhalts und Ausdrucks als solche empfinden und den Wunsch wach werden läßt, es möchte die hier als selbstverständlich gegebene völlige Freiheit von sittlichen Bindungen nicht in noch weitere Kreise unseres Volkes getragen werden. Die Keuschheit eines Storm fehlt aber eben: Storm war Dichter, nicht Schriftsteller. E. A. Meyer (Stettin).

Hamsun, Knut: Die Weiber am Brunnen. Roman. Übersetzt von Pauline Klaiber-Gottschau. München, Langen, 1921. (426 S.)

Wieder führt H. seinen Lesern ein breites Stück des nordischen Kleinstadt- und Dorftreibens vor. Mit sicherer Hand zeichnet er wieder ein Bild von all dem bunten Menschengewirre, das sich hier in Reichtum und Dürftigkeit mit allen Zügen von Genußsucht und Hungerleiden, von Hochherzigkeit und Gutmütigkeit wie von Niedertracht und Schlendrian abspielt. Wie man es bei H. gewohnt ist: auch hier greifbare, ganz persönliche Gestalten, die doch zugleich die Bedeutung des Typischen haben. Und wie immer steht H. wieder dieser engen Welt gegenüber mit dem tiefdringenden Blick des schwermütig Betrachtungen und doch auch des verstehend und lächelnd in all dies Treiben hinein Schauenden. Einen eigenen Reiz erhält diese neue Kleinstadtgeschichte durch den seltsamen Helden, den braven Olivier, der sich nach einem Schiffsunfall aus einem frischen Seemannsburschen in einen Kleinbürger-Ehemann verwandelt hat, ohne eigentlich ein richtiger Ehemann sein zu können, was ihn dann vollends zum Opfer des Geklatsches der „Weiber am Brunnen" macht. Ein echter Hamsun dieser neue Roman, der für die Freunde des Dichters keiner weitausholenden Empfehlung bedarf.

G. Kohfeldt (Rostock).

Jensen, Johannes V.: Kolumbus. Roman. Berlin, S. Fischer, 1922. (299 S.)

Der Däne Johannes V. Jensen, der vor mehr als einem Jahrzehnt durch seine „Exotischen Novellen" unter die großen Erzähler der Gegenwartsliteratur einrückte, hat neuerdings in einer Reihe von epischen Monumentalbildern („Der Gletscher", „Das Schiff", „Das verlorene Land") die Epochen der Menschheitsgeschichte sinnbildlich zu „verdichten" begonnen. Das letzte Sinnbild, dem er sich eben jetzt zugewandt hat, heißt Kolumbus. Christoph Kolumbus, der Ligurier von Geburt, der Nordländer, „dessen Fähigkeiten aufflammen und dessen Verirrung tiefgehend ist, wenn er nach dem Süden verschlagen wird", Kolumbus, der tragische „Weltumarmer" voll gotischer Mystik, Kolumbus, der große Enttäuschte, den seine apokalyptische Entdeckersehnsucht als den wahren fliegenden Holländer ewig durch alle Zonen geistern läßt, dieser Kolumbus ist Jensens Held. Nach dem neuesten Modesprachgebrauch müßte man also sagen: Es ist der Mythus von Kolumbus, der hier erzählt wird, und diese Ausdrucksweise wäre in unserem Falle besser begründet als sonst; denn Jensen hat den auf Kolumbus bezüglichen biographischen Szenen ein menschheitsgeschichtliches Präludium vorausgeschickt, läßt sie ebenso ausklingen und hat seinen Prosatext häufig durch dithyrambische Verse unterbrochen, die übrigens vom Übersetzer klugerweise reimlos wiedergegeben worden sind, um dem deutschen Leser ihre großartige, stimmungsschwere Bilderpracht möglichst unversehrt zu überliefern. Der Bericht selbst von des Kolumbus Abreise aus Palos in Südspanien, von seiner zehn Wochen langen Fahrt ins Unbekannte, von seiner Landung in San Salvador und von dem späteren Hexensabbath bei der Eroberung Mexikos ist in jenem farbigen, wirklichkeitsstarken Stil abgefaßt, den wir an diesem blutvollen Erzähler schätzen. Johannes V. Jensen gehört bekanntlich nicht zu den Nur-Realisten. Seine Welt mag noch so scharf impressionistisch erfaßt sein, er sieht sie stets mit Dichteraugen, und die sehen zuweilen feuerumstrudelte Dämonen, wo der Nur-Realist „nichts als einen schwarzen Pudel" bemerken

kann. So etwa, wo der Dichter dem Kolumbus vor seiner Abreise den hinkenden Babuin gegenüberstellt mit seinen flackernden Hohnreden, ein sibyllenhaftes Mittelwesen zwischen dem Teufel und dem ewigen Juden, so, wo er den nordischen Genius Norne-Gast „seine alte geprüfte Eiche“ (einen Einbaum) wieder besteigen und vom mexikanischen Ufer, wo man ihn als Lichtbringer und Gott der Menschlichkeit verehrt hat, heimwärts paddeln läßt. Aber der Grundton ist allerdings der eines großzügigen, saft- und kraftvollen, humordurchtränkten Realismus. Wie ist die Nacht vor der Abfahrt der 3 Schiffe mit dem improvisierten Stiergefecht geschildert, wie das Ringen des Kolumbus mit den allmählich verzweifelnden spanischen Seemannsseelen, wie die Nacht vor der Landung hüben und drüben (wo ist je mit weniger Pinselstrichen ein packenderes Bild von indianischen Wilden geschaffen worden!), wie die Landung selbst, wie die Conquistadorenzeit im allgemeinen und des Cortez Kampf um Mexiko im besonderen und wie schließlich des blinden und vereinsamten Kolumbus trauriges Sterben! Hier ist wieder ein Stück großes Geschehen durch „des Menschen Kraft, im Dichter offenbart, zur allgemeinen Weihe berufen“, zur Sage erlöst worden. — Schon mittlere Büchereien werden dieses Buch zu erwerben suchen müssen.

E. Ackerknecht (Stettin).

John, Johs.: Der Marienkantor. Roman. Hamburg, Quickborn-Verlag, 1922. (272 S.)

Der schwedische Feldmarschall Magnus Steenbock, dessen tragisches Geschick sich während der letzten Jahre des nordischen Krieges in Schleswig-Holstein vollendete, ist der eigentliche Held der Erzählung. Die herzerfrischende Liebesgeschichte des thüringischen Musikers Johannes Pfeiffer hebt sich hell und warm ab von dem dunklen Hintergrunde kriegerischer Ereignisse. Beide Handlungen verlaufen fast parallel, ohne sich voll zu künstlerischer Einheit zu durchdringen. Und doch ist das Erstlingswerk des Flensburger Erzählers ein geschichtlicher Heimatroman von großem Wert. Deutlich sehen wir den alternden Steenbock, anders als die Überlieferung ihn uns zeigt viel weicher und menschlicher, nicht ohne künstlerische Neigungen. Mit dem liebenswerten Marienkantor kommen wir in das Flensburger Bürgerleben jener wildbewegten Zeit, sehen das Gegenüber von hochherzigem, aufopferndem Bürgersinn und kleinlicher, zaghafter Ichsucht. Rats- und Familienstuben tun sich auf und zeigen uns zeitgeschichtliche Bilder von lebendiger Klarheit. Der Kaufmann Franz Böckmann, dem Nettelbeck Flensburgs, fehlt es auch in den schweren Tagen nicht an Frohsinn. — Da alle Leser, die sich durch hier und da eingestreute plattdeutsche Dialoge nicht stören lassen, auch Jugendliche vom 16. Jahre das Buch mit Gewinn lesen können, werden auch kleine Büchereien namentlich in Schleswig-Holstein es gern einstellen.

K. Jungclaus (Kiel).

Lint, Hermann: Der Weg zur Einsamkeit. Roman vom Verfall einer Ehe. Dresden, Sibyllen-Verlag, 1922. (414 S.)

Ein altes Problem — der Mann zwischen zwei Frauen — in neuer und eigenartiger Darstellung. Ein Gelehrter und hoher Beamter wird durch den Novemberumsturz seines Tätigkeitsfeldes beraubt, aus ruhigem, mit planmäßiger, erfolgreicher Arbeit erfülltem Leben hinausgerissen in ein anderes Dasein ohne Ziel und Sinn, ohne Ruhe und Gleichmaß, aber doch voll eines ewig neuen Zaubers der Bewegung, des Lebens an sich. Die tiefe innerliche Gemeinschaft mit seiner Frau, deren ruhevolles, harmonisches Wesen den Mittelpunkt seines früheren Lebens bildete, wird infolge der inneren Wandlungen des Mannes allmählich zerstört, Liebe und gegenseitige Aufopferung führen beide nur zu kurzem scheinbarem Wiederkehren des früheren restlosen Verbundenseins. Mehr und mehr schließt er sich an eine Frau der anderen Welt an, ein blutjunges Geschöpf ohne jenes dauernd beglückende

Gleichmaß, aber voll instinkthaften quellenden Lebens, eine Künstlerin, deren Talent er entdeckt, der er den Weg bahnt zur Bühne, dieser neuen, ihn bei seiner Wandlung so unwiderstehlich anziehenden, ewig wechselnden und schillernden Welt, dem Gegenpol seines früheren Lebens. Vergeblich kämpfen diese drei Menschen einen Kampf um ein für sie alle erträgliches Leben, bis die Frau durch ihren freien Tod die Lösung zu bringen versucht, statt dessen aber die beiden anderen auch auseinanderreißt und den Mann in die Einsamkeit führt. — Die Angabe des Waschzettels, hinter dem Autorennamen verberge sich ein bekannter Gelehrter, erscheint glaublich. Die Fülle der überzeugenden Einzelheiten, die eindringliche Kraft der Darstellung, und gerade der Mangel an jener letzten Erhöhung des Problems und der Gestalten ins Überwirkliche, Sinnbildliche, das Zuviel an individuellem Erleben, wie auch die Ratlosigkeit, mit der das Buch sehr schnell endet, sprechen dafür, daß es sich hier um eine Selbstdarstellung handelt. So ist vielleicht nicht die Höhe des reinen Kunstwerkes erreicht, aber doch eine selten echte und feine, tief bewegende Darstellung gegeben, die den Büchereien für ihre gebildeten Leser warm empfohlen werden muß. H. J. Homann (Charlottenburg).

Mann, Thomas: Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull. Buch der Kindheit. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1923. (97 S.)

Als zehnter Band der „Bücherei zeitgenössischer Novellen", die nach dem bekannten Heyse-Wort über das Wesen der Novelle „Der Falke" getauft wurde, ist das vorliegende Fragment eines Romanes von Thomas Mann erschienen. Also immerhin eine Extratour; aber eine Extratour, die schon im Hinblick auf die sonstige Außerordentlichkeit der Sachlage gerechtfertigt erscheint: Einer der bedeutendsten und erfolgreichsten Erzähler der Weltliteratur unserer Zeit übergibt den Anfang eines Romanes, den er vor zwölf Jahren begonnen, aber nicht fortgesetzt hat, der Öffentlichkeit, nicht ohne in einer etwas gezierten Nachbemerkung zu versichern: „Den Autor angehend, so ist er willig genug, sich durch freundliche Teilnahme, die das Fragment etwa finden mag, zur Fortführung und Beendigung spornen zu lassen". Da kommt es also auf ein bißchen mehr Außergewöhnlichkeit nicht an. Was nun die Erzählung als solche betrifft, so kann man sie nur als glänzende künstlerische Leistung bezeichnen. Mit welch überlegenem Humor und welch feinschmeckerischer Menschenkenntnis wird hier das komplizierte Wesen eines Hochstaplers in seinem Keimstadium und zugleich auch (mittelbar) in seiner späteren Entfaltung dargestellt: sein heftig moussierendes Elternhaus, seine kindlichen Verkleidungsorgien, sein erster Diebstahl (als magische Wunscherfüllung), sein erster galanter Erfolg! Bei schärferem Zusehen kann man allerdings einige Bedenken bezüglich der Form der fingierten Selbstdarstellung nicht unterdrücken: Thomas Mann ahmt, besonders am Anfang und Schluß, den kitschig-pathetischen Stil und die selbstgefällige „moralische" Geste solcher Lebenskünstler minderen Ranges vorzüglich nach. Dazwischen stehen aber lange Stellen, in denen er seinen Krull sich so ausdrücken läßt, wie Thomas Mann sprechen würde, wenn er über Krull Rechenschaft geben müßte. Vor allem ist das deutlich, wo Krull klarzumachen sucht, daß er sozusagen ein Dichter sei, ein schöpferischer Phantasiemensch, der eben nur mit der bürgerlichen Ordnung in Konflikt geraten mußte, weil er seine Dichtungen unmittelbar in die Welt der Tatsachen hineinstellte. Selbst wenn man zugibt, daß Krull eine so tiefgreifende Erklärung für sein Schicksal und — sein gutes Gewissen finden konnte, so reimt sich doch die geistvolle Art, wie er sie vorträgt, nicht zusammen mit jenen Stellen, wo er die (ihm gemäße) Sprache einer künstlerischen und philosophischen Halbnatur spricht. Es darf aber als Triumph der Erzählungskunst von Thomas Mann bezeichnet werden, daß man trotz dieses stilistischen Zwiespaltes restlos mitgeht und von dem prächtigen Schwindler Felix Krull, wie er „an der erkaltenden Hülle seines Erzeugers diesem reichlich den Zoll der Tränen entrichtet", für diesmal nur un-

gerne und in der Hoffnung Abschied nimmt, ihm bald in komplettem Zustande, wie Onkel Bräsig sagt, wieder zu begegnen. — Das Büchlein kommt vor allem für größere Büchereien in Betracht, die genug lebensreife Leser dafür haben. Bei Jugendlichen könnte es beträchtlichen Schaden anrichten.

E. Ackerknecht (Stettin).

Mereschkowski: Der vierzehnte Dezember. Roman. Deutsch von Alexander Eliasberg. München, Drei Masken-Verlag, 1921. (423 S.)

Als nach dem Tode Alexanders I. von Rußland sein Bruder Konstantin unerwartet auf den ihm zu gefährlichen Thron verzichtet hatte und infolgedessen sein Bruder Nicolai die Krone übernehmen mußte, benutzte eine kleine Zahl von Freiheitsschwärmern am 14. Dezember 1825 die Verwirrung der allgemeinen Lage zu einem Aufstand in Petersburg. Mit leidenschaftlicher Teilnahme und doch objektiver Darstellung beider Parteien erzählt Mereschkowski von diesem ersten Versuch einer politischen Revolution in Rußland, von ihrem Mißlingen und dem tragischen Untergang der Märtyrer. Reiches Geschehen mit einer Fülle von Gestalten wird vor uns ausgebreitet. Unvergeßlich sind einzelne prachtvoll geschaute Szenen: wie der trübe Tag dieser „stehenden" Revolution selbst, in der es den Aufrührern am Entschluß zum Angriff, d. h. zum Blutvergießen, fehlt, wie die schaurige Verführung des allzu vertrauenden Rylejew zum Geständnis und Verrat durch den heuchlerisch schauspielernden Zaren Nicolai, die verschiedenen Untersuchungen, die traurig trostlosen Tage im Gefängnis und die schließliche Hinrichtung der fünf Hauptverschwörer. — Die Charakterschilderung ist von größter Eindringlichkeit und Plastik. Wer sähe nicht vor sich den feigen Despoten Nikolai, der vor Hof und Volk nur „eine Menge von Masken hat, jedoch kein Gesicht", den schwärmerisch begeisterten, zarten Pläneschmied Rylejew, diese des Handenls unfähige Seele der Verschwörung, den starren leidenschaftlichen Kachowskij, den einzigen Realisten der Geheimen Gesellschaft, und noch manches andere Mitglied! Obgleich diese verlebendigte Geschichte einen einzelnen Helden nicht kennt und nicht braucht, werden für uns doch noch alle Geschehnisse zusammengehalten durch eine Hauptperson, die mit allen ihren Zügen noch einmal als Typus dieser sogenannten Dekabristen gelten kann: durch den jungen Fürsten Valerian Michailowitsch Golizyn, mit dessen Schicksal sich das seiner hingebend liebenden und verstehenden Braut und Frau verbindet. Diese Männer sind nicht etwa blindwütige Umstürzler oder gar Meuterer, sondern vom Metaphysischen herkommende Theoretiker, denen allen die drängende, echt russische Frage am Herzen nagt: „Darf man denn für Christus töten?" Gerade weil sie alle nicht Politik wollen, sondern Religion, können sie nur denken und grübeln, nicht handeln und müssen — es selber vorausahnend — untergehen. Wenige Stunden bloß erklingt die Stimme der Freiheit, aber „auch das ist schon gut, daß sie überhaupt erklungen ist und nie wieder verstummen wird". „Man wird vergessen, sich später aber erinnern; der Stein, den die Bauleute verworfen haben, wird zum Eckstein werden. Rußland wird nicht gerettet werden, ehe es mein Vermächtnis nicht erfüllt hat: Freiheit mit Gott." — Der überaus fesselnde Roman ist nicht nur historisch interessant, er läßt uns auch einen Blick tun in das Geheimnis der russischen Seele; die Unfähigkeit zum entscheidenden Handeln und die Gabe des großen Träumens um der Menschheit willen gewinnen in dieser bedeutungsvollen Episode aus der russischen Geschichte ergreifenden Ausdruck. Das Lesen des übrigens ausgezeichnet übersetzten Buches wird erschwert durch die Fülle der Personen und Namen, die ein starkes Auffassungs- und Unterscheidungsvermögen erfordert, mehr noch durch die psychologischen Momente, deren Erkenntnis erst ein tieferes Eindringen in die innere Handlung ermöglicht. Das Buch ist also nur literarisch gebildeten Lesern zugänglich, sollte als wertvolle Gabe für diese aber von jeder größeren Bücherei angeschafft werden. Hildegard Lohmann (Hamburg).

Paquet, Alfons: Die Prophezeiungen. Roman. München, Drei Masken-Verlag, 1923. (168 S.)

Ein tieferes Verständnis für dieses seltsame Werk ist nur zu gewinnen, wenn man die von Paquet sehr kunstvoll charakterisierte Persönlichkeit des erdichteten Ich-Erzählers ins Auge faßt. Nur der Leser, dem diese religiös ungemein leicht erregbare, aller Zeichen und Wunder gewärtige, dabei zarte ,scheue und dienstbare Seele wirklich lebendig geworden ist, begreift, daß hier der Bolschewismus sozusagen an seiner psychologisch tiefsten Stelle gefaßt ist, nämlich da, wo er von dem betäubenden Duft des Apokalyptischen umwittert ist. Dieser Bildad, dieser letzte Sproß einer alten schwedischen Gelehrten- und Beamtenfamilie, die einst auch „Meister Emanuel", den „großen Aufschneider" und Geisterseher Swedenborg unter die Ihrigen zählte, gehört zu den Menschen, die sich instinktiv von der geheimen Unkraft und Unrast ihrer in einer langen Geschlechterreihe ermüdeten Seele durch jenen Opiumduft zu erlösen suchen. Von hier aus ist zu verstehen, daß der Bericht Bildads von den Abenteuern, die er mit seiner sonderbaren Freundin und Landsmännin, der Gräfin Rune Lewenclau, im „großen Vaterland" (Deutschland) und in der „Hohen Nördlichen Gemeine" (Sowjetrepublik) erlebt hat, sich zuweilen wie Fieberträume, zuweilen wie eine moderne Version von „Gullivers Reisen" anhört. Hier ist nirgends, wie im „Ararat" von Ulitz, beabsichtigt, die ungeheuren Ereignisse der bolschewistischen Revolution und ihre Folgen sich in dramatischer Unmittelbarkeit und in voller Tageshelle vor den Augen des Lesers abspielen zu lassen, sondern es handelt sich um ihr elementarisches, seltsam verzerrtes Widerspiel in einer visionären Seele. So könnte man also hier, so fern dieses Buch in seinem gepflegten und meist gedämpften Stil allem dem steht, was man heute in der Literatur — recht oberflächlich — expressionistisch nennt, wohl mit einem tieferen Rechte von einer expressionistischen Dichtung sprechen. Womit auch gleichzeitig gesagt ist, daß dieses Buch schwer zugänglich ist, ja immer nur von Wenigen ganz gewürdigt werden wird. Es verdient aber, daß wir uns bemühen, ihm diese Wenigen zuzuführen. Mittlere und größere Büchereien werden es daher haben müssen. E. Ackerknecht (Stettin).

Roselieb, Hans: Der Abenteurer in Purpur. Roman. Kempten, Kösel u. Pustet, 1922. (463 S.)

Wirklichkeits- und Gegenwartsferne locken nach wie vor in die entlegenen Provinzen des phantastischen, des historischen, exotischen oder Tierromans ,während die großen Probleme der Gegenwart keine oder unzulängliche Darstellung finden. Wie bezeichnend ist es, daß fast in keinem der derzeitigen Gesellschafts- oder Weltanschauungsromane die Papiergeldflut mit ihrem Gefolge sozialer Zustände und Probleme auftritt und daß ihre klassische Darstellung immer noch einzig die des alten Goethe im zweiten Teile des Faust ist, woraus sich für unsere derzeitige Literatur denn mancherlei Schlüsse ziehen lassen. Auch Roselieb ist mit seinem neuen dickleibigen Roman diesem weltflüchtigen Zuge der Zeit gefolgt. Und man könnte wohl einiges Gute von diesem Buche sagen, das einem Abenteurer des 18. Jahrhunderts auf seinen wirren Wegen folgt, aber dieses Gute bleibt doch ganz im Technischen stecken. So ist nicht mehr als ein farbiger Unterhaltungsroman entstanden, der zwar den Vorzug besitzt, stets geschmackvoll, gelegentlich sogar geistreich zu sein, aber den ernsten Leser in dieser schweren Zeit doch schon durch seine Länge ermüdet, während er einfacheren Gemütern durch die problematische Hauptfigur, die interessant aber keineswegs erschöpft ist, nicht eingehen dürfte. Die Büchereien werden aus diesen Gründen das Buch ablehnen müssen, während der Literaturfreund, der etwa von Roselieb noch etwas erhoffte (es gibt solche, oder hat sie doch gegeben), eine neue Enttäuschung registrieren wird. W. Schuster (Kattowitz.)

Schaffner, Jakob: Johannes. Roman einer Jugend. 5. Aufl. 2 Bde. Stuttgart, Union, 1922. (270 u. 285 S.)
— Das Wunderbare. Roman. Ebenda, 1923. (420 S.)

Mit diesen beiden großen Romanen ist Schaffner ein gut Stück weiter geschritten auf dem Wege, auf dem ihn am deutlichsten bisher — trotz manches verwirrenden milieuhaften Beiwerkes — der Roman „Weisheit der Liebe" (vgl. Jg. 1921, S. 292) zeigte, auf dem Wege, der von einer unmittelbaren, sinnenfroh frischen und nur gelegentlich rein gedanklich eingestellten Wirklichkeitsschilderung, deren Meister Schaffner von jeher gewesen ist, abseits führt zu einer grundsätzlich auf Kritik des Lebens, auf Gestaltung der Weltanschauung, ja immer enger auf streng religiöse Daseinsbetrachtung als letztes Ziel gerichteten Dichtung. Im „Johannes" ist es die Geschichte einer Jugend — in vielem wohl die der eigenen —, die unter diesem Aspekt dargestellt wird, der Jugend einer armen Halbwaise, zunächst von der Sonne traulicher schweizerischer Heimat erleuchtet und erwärmt, dann eingeengt dahinfließend in der strengen Erziehung eines Brüder-Gemeinde-Waisenhauses. Hier führt der Weg durch herbste Kämpfe des Individuums gegen die Mächte der Gemeinschaft zu einer schwer errungenen aber doch innerlich bereichernden Unterwerfung. Mit dem Hinaustreten des Jünglings, der reifer aber noch nicht reif geworden ist, der todeinsam und nur auf die eigene kaum errungene innere Kraft angewiesen ist, in das schwere Leben schließt das Buch. — Das „Wunderbare" bringt die Lebensbeichte eines noch jungen Mannes, eines Auserwählten in Kultur und Geist, der sich ein gleich hochstehendes Mädchen gewinnt, es aber wieder aufgeben muß nach abenteuerlich komplizierten äußeren und inneren Konflikten mit einem über alle Pflichten der Menschengemeinschaft sich hinwegsetzenden und böse endenden Freunde und seiner eigenen protestantisch strengen Mutter; in der opfernden Resignation findet er das „Wunderbare", das den Menschen mit der Gottheit vereinende Diesseitswunder. Mit so wenigen Worten läßt sich das Wesen eines so tiefsinnigen Buches nicht faßlich darstellen. Angedeutet sei nur, daß die Problemlösung, die Trennung dieser beiden Liebenden wegen der Schuld anderer, und die erhebende Ruhe, die der Verzicht bringen soll, doch vielleicht nicht ganz notwendig und überzeugend erscheint, sondern als eine Überspitzung, als eine vielleicht großartige Einseitigkeit, der zu folgen nicht leicht ist. Es ist oft fast quälend, innerhalb der unerhörten, selten nachlassenden inneren Spannung des Buches den Wechsel zu ertragen zwischen Szenen, besonders Gesprächen, von einer wundersam zarten Anmut, wie sie sonst kaum ein lebender deutscher Dichter zu geben vermag, und dem Dazwischentreten der unerbittlich harten und strengen Sittlichkeits- und Religionsauffassung dieser Menschen, die oft genug aus reinem Denken und Dogmatismus zu stammen scheint und hier doch alle Gewalten des Fühlens und Erlebens überwindet. Aber es ist nicht angebracht, über den Gehalt dieser Werke zu urteilen; wie weit er der weltresignierenden Ansicht des Dichters und Denkers folgen will, muß jeder mit sich selbst abmachen. Niemand, der diese Bücher liest, wird um eine Abrechnung mit sich selbst und dem tiefernsten Dichter und seiner eindringlichen Darstellung herumkommen. Das ist wohl die stärkste bildende Wirkung, die von einer Dichtung ausgehen kann und in diesem Sinne seien beide Bücher den Bildungspflegern dringend empfohlen. Für primitive Leser und solche, die nicht selbständig denken, sind sie unzugänglich.

H. J. Homann (Charlottenburg).

Schibli, Emil: Die innere Stimme. Geschichte eines Menschen aus unserer Zeit. Leipzig, Haessel, 1923. (295 S.)

Mit einer rücksichtslosen und geradezu überwältigenden Ehrlichkeit, die derjenigen des Hesseschen „Demian" wesensverwandt ist, wird in diesem Buche der Lebensgang eines schweizerischen Armeleutebuben erzählt — und zwar wirklich erzählt, in einer überaus lebendigen und anschaulichen Sprache, kurz

und bündig, wie es dem Selbstbekenntnis wohl ansteht. Etwa um die Jahrhundertwende wird dieser Knabe geboren. Sein Vater, den er erst mit vierzehn Jahren und auch nur so im Vorübergehen kennen lernt, verläßt die Mutter bald nach der Geburt des Kindes. Der Stiefvater, ein haltloser Mensch, wird ihm nur zum Inbegriff seiner heimatlosen, harten und vergifteten Jugend. Auch dieser Mann geht eines Tages auf und davon und läßt die an Zahl schon stattliche Familie vollends im Elend zurück. Der verwahrloste Junge fängt an zu lügen, zu stehlen, kurzum, er ist auf dem besten Wege ein rechter Unflat zu werden, wenn nicht die innere Stimme für ihn zum Wegweiser aus den Morästen sittlicher Niederung würde. Er lernt den peinlichen Zwang des „Gönnertums" kennen, das ihm eine höhere Schulbildung gewährt, fällt aber in der entscheidenden Prüfung durch und wird nach unterschiedlichen Versuchen, sein Brot zu verdienen, Buchhändler. Der Umgang mit dem geistigen Gute unterstützt wirksam seine unablässige Arbeit an sich selbst. Dichterische Begabung regt sich, führt auch zu bescheidenen Anfangserfolgen und hängt ihm künftigen Dichterruhm in die Sterne seines erträumten Himmels. Schließlich aber rüttelt das große Erlebnis des Weltkrieges sogar diesen „Neutralen" wach. Gereift nimmt er noch einmal als Seminarist auf der Schulbank Platz und wird aus innerstem Drange heraus Lehrer, Volkserzieher im besten Sinne. Er findet endlich das Glück, wo es in jedem Menschen schlummert, in sich selbst. — Daß bei der schonungslosen Ehrlichkeit dieses Bekenntnisses in der Beschreibung der ersten Anzeichen kindlichen Trieblebens und des Eintritts der Geschlechtsreife ungewöhnlich kühne erotische Szenen vorhanden sind, ist selbstverständlich; sie gehören dazu. Es hieße aber der erziehlichen Einstellung dieser eigenwüchsigen Selbstdarstellung Gewalt antun, wollte man solcher Episoden halber das Buch Jugendlichen gänzlich vorenthalten; im Gegenteil, es gehört zunächst in die Hände heranreifender junger Menschen und vor allem in die junger Proletarier, welche hier überzeugend die Stimme eines Leidensgenossen hoffnungsvoll zu sich sprechen hören werden. Das Buch reiht sich ebenbürtig den proletarischen Aufstiegsromanen der Andersen-Nexö, Bröger und Petzold an; es gehört schon darum in jede Volksbücherei. H. Rosin (Stettin).

Wegner, Armin T.: Das Geständnis. Roman. Dresden, Sibyllen-Verlag, 1922. (285 S.)

Das triebhafte, an das Pathologische grenzende Liebesleben eines Berliner Großstadtkindes in der Form einer Icherzählung. Aus drückender sozialer Umwelt hervorgegangen, der Stimme ihres Blutes gehorchend, geht die Heldin ihren Schicksalsweg, der sie über die Höhen zartester Empfindung und inbrünstigen Glückverlangens in die furchtbarsten Tiefen treibt, aus denen schließlich nur aus weiter Ferne der Stern der Erlösung strahlt. Der Vergleich mit Nexös „Stine Menschenkind" drängt sich auf: vielleicht noch mehr werden wir an van Eedens Roman „Wie Stürme segnen" erinnert: aber bei Wegner verleugnet sich neben dem Epiker auch der lyrische Dichter nicht in der Weise, wie er eine Welt härtester Tragik durchdrungen sein läßt von dem Duft zartester Empfindung, von dem Glauben an die unzerstörbaren Güter des Menschenherzens. Daß das Buch sich fern hält von sozialer Anklage, sondern nichts sein will wie gütiges Verstehen und Miterleben, verleiht ihm seinen Rang unbeschadet der grellsten Ausmalung erotischer Erlebnisse, über die man mit dem Dichter nicht rechten soll. Freilich ist der Roman damit für einen großen Teil der Leserschaft unmöglich geworden. G. Fritz (Charlottenburg).

Wegner, Armin T.: Der Knabe Hüssein. Türkische Novellen. Dresden, Sibyllen-Verlag, 1921. (233 S.)

Der Titelnovelle, die den während der Balkankriege an den Tag gelegten Heldenmut eines türkischen Knaben zum Gegenstand hat und das nicht minder eindrucksvolle Gegenstück „Osman", das tragische Geschick des in den

Wirbel des Weltkrieges gezogenen anatolischen Bauern, stehen stofflich die beiden anderen Novellen gegenüber, episodenhafte Schilderungen von dem entsetzlichen Leiden des der Rachgier seiner Unterdrücker preisgegebenen armenischen Volkes. Wer von der Lyrik Wegners herkommt, muß erstaunen über die sich hier offenbarende Fähigkeit der Gestaltung schicksalhaften Lebens. Freilich werden wir manchmal bis an die Grenze des Erträglichen geführt: die unerbittliche Schilderung von Schreckensszenen zwingt, das Buch mit äußerster Vorsicht zu verwenden, doch steht es als künstlerische Leistung so hoch, daß derartige Einwendungen nicht entscheidend sein sollten, es für die Aufnahme in größere Büchereien abzulehnen. G. Fritz (Charlottenburg).

Wille, Bruno: Hölderlin und seine heimliche Maid. Roman. Dresden, Reißner, 1921. (186 S.)

Nachdem Goethe und Schiller, Kleist und Lenau, Hebbel und Storm dem Eifer biographischer Romanschreiber zum Opfer gefallen sind, hat Bruno Wille die Welt nun mit einem Hölderlin-„Roman“ beglückt, dessen Titel für den Stil des Buches bezeichnend ist. Das Werk, das die Liebe Hölderlins zu Frau Susette Gontard, seiner Diotima, verherrlichen soll, ist kein Roman, sondern eine Zusammenstellung von Auszügen aus Platos „Gastmahl“, Briefen Hölderlins und der Diotima, aus dem „Hyperion“ und von nicht weniger als 21 Gedichten mit verbindendem Text von Bruno Wille. Den Schluß bildet ein Zwiegespräch zwischen dem Verfasser und — vermutlich — seiner Diotima, das ihm Gelegenheit gibt, auf 15 Seiten seine Ansichten über Platos Eros, Goethes „Stirb und werde“, die Syzygienlehre des Gnostikers Valentinus, über Dante und Beatrice, Franziskus von Assisi und die Hl. Klara, Schiller und Laura, Mörike und Peregrina, ja selbst Lohengrin und Elsa darzulegen. — Charakteristisch für die Form sind zwei Zitate, von denen das erste einen belustigenden Gegensatz zu der hochtrabenden Sprache bildet, mit der Wille sich als kongenial zu Hölderlin erweisen will: „Als die Haushälterin ihm (Gontard) durch Einbläserei einen dicken Floh ins Ohr setzte, der hüpfend das Trommelfell erdröhnen ließ...“ Meistens wird aber im Stil „so daß ums wallende Blondhaar quick die Luft vom Walde hauchte“ erzählt, so daß man der Beschreibung der „zartschönen“ Hände oder des „bangsüßen“ Lächelns sehr bald überdrüssig wird. Wer den Weg zu Hölderlin und seiner Diotima nicht über dem „Hyperion“ und die Diotimabriefe findet, dem kann auch dies Buch nicht helfen. In der Volksbücherei ist dieses schwülstige Machwerk durchaus entbehrlich.

Elisabeth Wernecke (Berlin).

Tuchenhagen, Otto: Heutala. Potsdam, Kiepenheuer, 1922. (80 S.)

Unsere Zeit ist nicht gerade arm an Kindheitsgeschichten, und es ist mitunter etwas mühsam, sich durch all diese zärtlich gehegten und anspruchsvoll dargebotenen Erinnerungen hindurchzuarbeiten. Da ist es dann eine wahre Erfrischung, wenn einmal einer daherkommt und schlicht und ohne abgründige Pseudopsychologie erzählt, was ihm rückblickend erzählenswert scheint. Das tut Otto Tuchenhagen. Die eigene Entwicklung gibt ihm eigentlich nur Ausgangspunkte für seine Geschichte und Berechtigung für die eigentümliche Form: wie die Dinge und Menschen der Umwelt in den Anschauungskreis des heranwachsenden Kindes treten und daraus verschwinden, so wird von ihnen erzählt — mit der Sicherheit und Einfalt kindlicher Beobachtung, nicht beirrt durch Reflexionen und mit fast brutaler Sachlichkeit. Und deshalb ist es nicht das Wesentliche, wie der Knabe, dem der Dorfschmied den Namen Heutala gab, spielt und lernt, Bäckerlehrling und Gasthofsknecht ist und schließlich Maler wird — wesentlich ist, wie dieser Kinderbericht Menschen vor uns stellt mit ihren Schicksalen, wie aus den vielen scheinbar fast zusammenhangslosen Episoden sich eine ganze, wohl eng

begrenzte aber unendlich belebte Welt formt und wie unter der Gleichmütigkeit des Erzähltons für den tiefer Schauenden ein warmes Empfinden des Erzählers schwingt, der die Erlebnisse der Kindheit anders sieht und der mit seinen kargen Wirklichkeitsschilderungen mehr als einmal die menschliche Gesellschaftsordnung unverschleiert zeigt und dem aufmerkenden Blick größere Weiten öffnet, als das schmale Bändchen mit seiner anspruchslosen Aufmachung erwarten läßt. — Für alle Büchereien geeignet.

Therese Krimmer (Berlin).

D. Jugendschriften.

1. Bilderbücher, Kinderreime.

Aus der kleinen alten Stadt. Mit Bildern von Else Wenz-Vietor. 2. Aufl. (Nürnberger Bilderbücher Nr. 23 a) Oldenburg, Stalling, o. J. (7 Bl.) qu 4⁰.

Ein Spiel-Bilderbuch, das leider für Büchereien nicht zu gebrauchen ist. Auf Pappseiten, wie sie die „unzerreißbaren" Bilderbücher haben, bekommen wir Bilder aus der kleinen alten Stadt, Bühnenbilder gewissermaßen, die nur den Ort der Handlung geben: Straßen, den Markt, den Gartenplatz vor dem Gasthaus, ein Schulzimmer, einen Kaufladen — die handelnden Personen aber muß der „Leser" erst selbst hineinbringen. Denn eine ganze Anzahl von Spielern, Menschen und Tieren, ist dem Buche beigegeben. aus Pappe gestanzt und jeder mit einem Pappstreifchen versehen, mit dem sie in die Einschnitte hineingesteckt werden können, die auf den Bildern angebracht sind. Die hübsche Idee ist ganz prächtig ausgeführt. Der Geist einer Kleinstadt der guten alten Zeit mit ihrer Verschlafenheit und kleinbürgerlichen Geschäftigkeit kommt außerordentlich humorvoll zum Ausdruck in den hellfarbigen Stadtbildern und den liebevoll karikierten Kleinstadtmenschen. — Das Buch wird ganz sicher in der Kinderstube eine außerordentliche Beliebtheit erringen, denn es wird vermutlich, wenn die rechte Mutter es ihren Kindern vorführt oder größere Kinder es selbst in die Hand bekommen, prächtigere Geschichten erzählen (ohne daß ein Druckbuchstabe dazugehört!), als mancher andere dickleibige Band. Therese Krimmer (Berlin).

Braun, Hans und Beatrice Braun-Fock: Kunterbunt. Zehn Bilderbuchgeschichten. München, Recht, 1922. (63 S.) 4⁰.

Sind diese Bilderbuchgeschichten wirklich für Kinder gedacht? Die Bilder, beinahe kapriziös und doch kindlich, dazu lustig in der Farbe, würden ihnen freilich Spaß machen, aber es ist doch wohl selbst in einer Zeit, in der schon die liebe Jugend von Dollarkursen und Goldmarkpreisen spricht, überflüssig, ihnen in ihren Bilderbüchern von jüdischen Maklern, Neurotikern, betrügerischen Erfindern und ähnlichen „witzigen" Angelegenheiten zu erzählen. Auch die im Stoff kindlichen Bildergeschichten können diesen Mangel nicht ausgleichen, besonders weil sie nicht originell genug sind, die Verse überdies angefertigt nach dem Rezept „Reim' mich oder ich freſſ' Dich!"

Therese Krimmer (Berlin).

Den kleinen Gästen bei fröhlichen Festen! Des Jahres und des Lebens frohe Feste. Mit bunten Bildern von Hans Krieg. Hrsg. von Martin Venzky. (Nürnberger Bilderbücher Nr. 23) Oldenburg, Stalling, o. J. (6 Bl.)

Der Untertitel gibt den Inhalt des Buches an: mit Neujahr beginnend und mit Weihnachten abschließend ziehen die Feste des Jahres hübsch in der Reihe nacheinander vorüber, und des Lebens Feste, Geburtstag, Hochzeit

und Taufe, schieben sich zwischen Pfingsten und Kirmes — in des Jahres hohe Zeit. Jedes Fest hat sein ganzseitiges Buntbild bekommen und sein Verslein, die Verse ziemlich nichtssagend, aber die Bilder fast durchweg gut. Manches ist ein bißchen dunkel in der Farbe herausgekommen, so das Pfingstbild, das mehr nach Hochsommer und Gewitterstimmung aussieht, aber dafür entschädigen so frische und ganz kindertümliche wie die Fastnachts- und Niklasbilder und die Lebensfestbilder, von denen namentlich der Geburtstagstisch mit seiner vielfältigen und nicht auf den ersten Blick übersehbaren Gabenpracht so recht nach Kindergeschmack sein wird. — Schon für die unterste Altersstufe brauchbar. Therese Krimmer (Berlin).

Gretel, Pastetel, was machen die Gäns'? In Reimen und Gedichten alte und neue Tiergeschichten. Hrsg. von Martin Benzky. Mit Zeichnungen von Anneliese Stock. (Nürnberger Bilderbücher Nr. 22) Oldenburg, Stalling, o. J. (10 Bl.) 4⁰.

Es scheint, als hätte Goethe Pate gestanden bei diesem Bilderbuch. Sein Lied vom großen Floh steht am Anfang und nach dem Rezept seines Theaterdirektors schreitet man mit Martin Benzky „den ganzen Kreis der Schöpfung aus". Von der Maus bis zum Kamel und der Schnecke bis zum Krokodil (von den vielen Vögeln ganz zu schweigen), erscheinen die Tiere des Orients und Okzidents in lustigen Versen und fast noch lustigeren Bildern, die ohne feste Regel über die Seiten gestreut sind. Es mag hie und da mal ein Strich nicht ganz richtig sitzen — aber was schadet ein verzeichnetes Kind gegenüber dem Schwung, den das Ganze hat, und der Sicherheit, mit der die Komik der Gedichte erfaßt und bildhaft gemacht ist! Auch der Anschauungskraft der Kinder wird kaum zuviel zugemutet, denn welches unter ihnen wird heute diese exotischen Tiere nicht kennen? — Das Bilderbuch eignet sich schon zum Vorlesen vorzüglich, wird aber darüber hinaus allen Kindern, auch den größeren, inniges Vergnügen bereiten.

Therese Krimmer (Berlin).

Gullivers Reisen. Nach Jonathan Swift für die Kleinen erzählt. Mit vielen Bildern von Hans Schroedter. (Scholz' Künstler-Bilderbücher Nr. 79) Mainz, Scholz, o. J. (8 Bl.)

Auf 7 Seiten, von denen noch dazu 2 nur halb bedruckt sind, läßt sich natürlich die Geschichte von Gullivers Reise nicht in ihren ursprünglichen Proportionen erzählen. Doch muß dem Bearbeiter zugestanden werden, daß er das Wichtigste und für Kinder Belustigendste aus den Abenteuern in Lilliput und Brobdingnag ausgewählt und kindlich dargestellt hat. Überdies liegt ja der Nachdruck bei dieser Ausgabe auf den Bildern, die äußerst glücklich die fruchtbarsten Momente erfaßt haben und sehr eindrucksvoll sind mit ihren schlichten Formen und starken Farben und mit ihrer handfesten Charakterisierung. Für Kinder von etwa 6—8 Jahren.

Therese Krimmer (Berlin).

Im Reiche der Waldmännchen von Grimmer Kriwub, mit Versen von Emmy Landmann. Nürnberg, Offenstadt u. Fellheimer, 1923. 12 Bl.

Die Zwerge zeigen dem kleinen Klaus ihr Reich und erklären ihm ihre vielseitige Tätigkeit. Die grellbunten Bilder sind in der Art altmodischer Bilderbücher ausgeführt, dabei fehlt ihnen die künstlerische Einheitlichkeit. Da die nüchternen Textverse auch nicht verdienen hervorgehoben zu werden, so ist eine Anschaffung des Bilderbuches nicht zu empfehlen.

Martha Schwenke (Charlottenburg).

Juchhe und Juchhei! Ein lustiges Bilderbuch von Ernst Kutzer. Verse von Adolf Holst. Leipzig, Hahn, o. J. 12 Bl.

Kinderfreuden im Wechsel der Jahreszeiten. Nicht besonders originell, doch sind Bilder und kurze Verschen für das Verständnis der Allerkleinsten gut getroffen. Der Text in lateinischen Schreibbuchstaben für ABC-Schützen empfehlenswert. Martha Schwenke (Charlottenburg).

Koch, Willy und Josua L. Gaupp: Das Märchen vom Traumengel. (Nürnberger Bilderbücher Nr. 24) Oldenburg, Stalling, o. J. (8 Bl.)

Vermutlich sind von diesem Buch zuerst die Bilder entstanden. Denn es ist nicht anzunehmen, daß dieses sentimentale schwächliche Märchen von Raimers und Ursels Reise durch den Himmel der Anlaß gewesen sein sollte für diese Bilder, und die getreue Übereinstimmung der Tatsachen in Wort und Bild spricht nur für die Annahme, daß hier zu bestehenden Bildern unter ängstlicher Vermeidung aller selbstschöpferischen Tätigkeit, aber auch ohne Einfühlung in ihren Geist, ein Begleittext geschrieben worden ist. Den Bildern Gaupps eignen alle Vorzüge, die dem Märchen fehlen, vor allem echte Märchenstimmung und Eigenart, doch werden sie gerade wegen dieser Eigenart — stark ornamental in der Form bei unrealistischer Farbgebung — nur einem sehr begrenzten Kreis von Kindern zugänglich sein.

Therese Krimmer (Berlin).

Pumpelputz und Teddybär mit Text von Emmy Landmann und Bildern von Br. Grimmer. Nürnberg, Offenstadt u. Fellheimer, 1923. (11 Bl.)

Pumpelputz mit Riesenmütze und Pantoffeln in karriertem Röckchen reist mit seinem Teddybären auf einer Schnecke in den grünen Wald und besucht die Pilzmuhme, viele Tiere und ein Zwerglein, nimmt vor den Hasen reißaus und schläft sich daheim von seinen Abenteuern aus. Die Verse — ein Vierzeiler zu jedem Bild — sind inhaltlich und formal unbedeutend, stören aber nicht weiter. Die flächenhaft gezeichneten Bilder wirken gut in der Farbe und Raumverteilung, sind im Ausdruck aber etwas übertrieben. Ausstattung gut. Martha Schwenke (Charlottenburg).

Wichtel-Theater. Bilder von Ernst Kutzer. Verse von Adolf Holst. Leipzig, Hahn, o. J. Leporelloform.

Eine Zirkusvorstellung bei dem Zwergenvolk. Lustige flotte Verse; die ausdrucksvollen farbigen Bilder in karrikierendem Witzblattstil, trotzdem kindlich gehalten. Kommt aber seines kleinen Formats wegen kaum für Büchereien in Betracht. Martha Schwenke (Charlottenburg).

Selige Zeit. Alte und neue Kinderlieder. Ges. von Wilhelm Lobsien. Mit Zeichnungen von Edmund Schaefer. Bremen, Schünemann, o. J. (63 S.)

Eine vortreffliche und vor allem erfreulich unsentimentale Sammlung, ganz auf Schalkhaftigkeit und vergnügte Diesseitigkeit gestimmt. All die guten alten Bekannten treten auf: Hoffmann v. Fallersleben, Güll, Reinick, Rückert, daaneben aber auch andere, die gemeinhin nicht in diesem Kreise gefunden werden: Bierbaum, Cornelius, Goethe, Groth, Liliencron, Mörike, und alle wissen ihr Sprüchlein von Kinderspielen und Kindertorheiten, von allerlei Tieren, Blumen und Bäumen, Sonne, Regen, Mond und Sternen, der Weihnachtszeit, Schlaf und Traum. — So ist es zu bedauern, daß der Verlag diesen Kinderliedern keine Buntbilder mitgegeben hat. Zeichnungen wie die Schaeferschen, so gut sie namentlich im Komischen und einer teilweise

ganz famosen Vermenschlichung von Tieren, Pflanzen und allerlei Elementarischem den Ton der Gedichte treffen, sind nachweislich kleineren Kindern nicht recht zugänglich, weil ihre Mittel nicht stark genug sind, und schränken die Verwendbarkeit des Buches ein. Doch werden wir es für die größeren, etwa vom 10. Jahre ab, und für alle erwachsenen Kinder, die an ihm ihre Freude haben werden, gerne einstellen. Therese Krimmer (Berlin).

2. Märchen, Sagen.

Dauthendey, Elisabeth: Akeleis Reise in den goldenen Schuhen und andere Märchen. München u. Kempten, Kösel & Pustet, 1922. (106 S.)

Das in Papier, Druck und Einband sehr gediegene Buch wird sich wieder seine Freunde erwerben, denn Elisabeth Dauthendey hat den Märchensinn, hat das Gefühl für das rechte Maß von Poesie und Handlung, für Bild und Gestalt. Nur das letzte Märchen „Christabend im Gottesgarten" bildet einen ungleichwertigen Abschluß, und man muß es zum wenigsten unkindlich nennen. Die Sprache ist märchenhaft einfach bis auf die vielen Verkleinerungssilben, die eine gefühlsmäßig gar nicht vorhandene Sentimentalität hineinbringen. Vom 10. Jahre an geeignet. Erna Oelfke (Berlin).

Liebl, Jella: Das Feuerzeug. Ein Schattenspiel nach Andersen. Mit Bildern und einem Bilderbogen von Erwin Tintner. Wien, Rikola-Verlag, 1922. (21 S.) (Sonderdruck a. d. Blauen Kinderkalender für 1922.)

Andersens Märchen ist recht geschickt in flüssigen Knittelversen dramatisiert. Nicht so geschickt ist die Wahl gerade dieses Märchens als Vorwurf für ein Schattenspiel, weil es zu viel Szenenwechsel bedingt und zu viel Handlungen fordert, die die unbeweglichen Schattenfiguren nicht ausführen können, wie denn überhaupt das Technische gar nicht durchdacht, scheinbar sogar nicht praktisch erprobt ist. Verteidigen läßt sich allenfalls noch die geringe Größe des Theaterchens — der Rahmen ist 52½ mal 39½ cm (Ausschnitt 45 mal 29 cm), die Figuren 6 bis 14½ cm groß (nur ein Schoßhündchen ist noch kleiner) — wenn man bedenkt, daß es für die Kinderstube und einen ganz kleinen Kreis von Zuschauern gedacht ist. Schon bei den Figuren aber müssen Einwendungen gemacht werden. Ihre Schattenrißwirkung ist nicht genügend berücksichtigt: an sich sehr witzig und charakteristisch für die dargestellten Personen, sind sie doch zum großen Teil in den Umrissen nicht einfach und nicht eindeutig genug. Ihre Silhouette wird vollends zerstört durch die Vorrichtung zum Bewegen der Figuren, einen im rechten Winkel an den Figuren befestigten Führungsstreifen aus Pappe, der die Anbringung eines Pappstreifens zum Senkrechthalten der Figuren ermöglicht — und seinen eigenen Schatten wirft. Auch hätte man besser die Figuren nicht als Schattenrisse zum Aufkleben, sondern als einfache Umrißzeichnungen zum Überpausen auf Karton gegeben, weil einseitig beklebter Karton — auch wenn er, wie vorgeschrieben, gepreßt wird — sich immer krumm ziehen wird und die Klarheit des Schattenrisses gefährdet. Gleich unvollkommen ist die Anweisung für die Aufstellung des Rahmens und die Beleuchtung: der Rahmen wird bei der angegebenen Befestigung schwerlich gerade stehen bleiben, und die neben der Glühlampe genannte Kerze ist als Licht nicht nur zu schwach, sondern als Kinderspielzeug auch gefährlich. Eine Angabe über die Anbringung eines Vorhangs, der mehrfach als notwendig bezeichnet ist, an dem Rahmen fehlt schließlich ganz. — Im ganzen: ungenügend durchgearbeitet und für Büchereien nicht zu gebrauchen, vielleicht aber von lebendigen Spielern, also von den Kindern selbst, aufführbar.

Therese Krimmer (Berlin).

Seebach, Hans: Rotkäppchen und die Hexe. Ein deutsches Märchenspiel in 3 Akten. Mit farbigen Bildern und einem Marionettenbilderbogen nach Figurinen Prof. Anton Aichers von Christine Poeschl. (Sonderdruck a. d. Blauen Kinderkalender für 1923) Ebd., 1922. (56 S.)

Das „deutsche Märchenspiel" auch noch als Einzelausgabe herauszubringen, war höchst überflüssig. Denn es ist zumindest eine Verballhornisierung unserer schönen Volksmärchen, wenn Rotkäppchen zur Nichte einer zänkischen Gastwirtin wird, Hänsel und Gretel zu Kindern einer „Dame in Trauer", der Rotkäppchenwolf zum Verbündeten der Hänsel und Gretel-Hexe, die die beiden Kinder verzaubert hat, und ein alberner Kasperle zum Erlöser der Verzauberten und Verschluckten und zum Verderber der Bösen, wofür er von der trauernden Dame soviel Geld bekommt, daß er das bedauernswerte Rotkäppchen heiraten kann. Die Figuren sind diesem Text ebenbürtig. Die Anleitung für die Herstellung des Theaters dagegen ist sehr brauchbar bis auf die auch hier wiederholte Anweisung, die Figuren auf Karton aufzukleben.

Therese Krimmer (Berlin).

Volkmann-Leander, Richard von: Vom unsichtbaren Königreiche. Märchen. Bilder von H. Stockmann-Dachau. (Scholz' Künstler-Bilderbücher Nr. 68) Mainz, Scholz, o. J. (7 Bl.) 4⁰.

Das graziöse Märchen hat leider nicht die Bilder gefunden, die es verdient. Dieser phantastischen Geschichte mit ihrem bürgerlichen Moralschwänzchen hätte man duftigere Illustrationen gewünscht. Stockmanns Bilder sind in der Farbe irgendwie schmuddelig und für ein Traummärchen doch gar zu wirklich und unbeschwingt. Es ist bezeichnend, daß die Darstellung der bösen Träume (die aber mehr grotesk als böse wirken) am besten gelungen ist. Immerhin ist das Bilderbuch, schon wegen der guten klaren Drucktype, für die Anfänger des Lesens noch verwendbar.

Therese Krimmer (Berlin).

Weismantel, Leo: Die Blumenlegende. München u. Kempten, Kösel & Pustet, 1922. (198 S.)

Bauer, Peter: Das Dreigespann. Tierlegenden. Ebd., 1922. (152 S.)

Einem protestantischen Norddeutschen fällt es sehr schwer, den beiden Büchern gerecht zu werden. Neben ganz dichterisch empfundenen rhythmisch bewegten Stellen finden sich so fremd anmutende Ausdeutungen und Ideenverbindungen, daß man wie vor einem verschlossenen Tore steht. Eine große Weichlichkeit ist gepaart mit einer Lust am Grausamen und Leiden, wie man sie einem Kinde immer vorenthalten sollte. Im Dreigespann werden die Tierlegenden von einem Alten erzählt, der mit seinem Esel und Raben als gern gesehener Gast von Ort zu Ort wandert. Die Blumenlegenden gruppieren sich zuerst um bestimmte biblische Heiligengeschichten, auf die zum Schluß drei ganz märchenhafte Legenden folgen. Beide Bücher haben unbedingt künstlerische Werte Sie sind auch in ihrer Aufmachung einfach und klar im Druck. Für Volksbüchereien sind sie ungeeignet. Einzelne Legenden lassen sich bei festlichen Anlässen vorlesen. Erna Oelfke (Berlin).

3. Erzählungen.

Asmussen, Georg: Einer, der es schwer hatte. (Flemings Bücher für Jung und Alt. Hrsg. v. B. v. Münchhausen. Gr. Reihe Bd. 1) Berlin, Fleming u. Wiskott. (158 S.)

Eine Tendenzerzählung. Der Sohn eines Trinkers und einer tüchtigen Mutter ringt sich durch Krankheit und Not einer unseligen Kindheit

zum fleißigen Arbeiter durch. Hunger und Alkohol haben ihn eist zum Diebe werden lassen. Wegen dieser Schuld wird er durch erbarmungslose Genossen in neues Elend getrieben, aus dem er sich mit Hilfe guter Menschen von neuem emporringt. Die nichtgesühnte Jugendschuld macht er im Kriege wett und gewinnt die Tochter seines ehemaligen Brotherrn, des braven Heidebauern. — Die ganz einfach erzählte Geschichte, in der mancherlei Probleme angeschnitten werden, ist stofflich spannend und trotz oder wohl gerade wegen der groben Mittel, mit denen gearbeitet wird, sehr eindringlich. Für Jugendliche der erziehlichen Tendenz halber gut zu gebrauchen.

Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Bolt, Niklaus: Jetzt bin i halt ein Bub. Erzählung. Mit 6 Bildern von Willy Planck. Stuttgart, Steinkopf, 1922. (135 S.)

In die Schweiz kommen Ferienkinder aus Wien. Die arme Gaisbäuerin Frau Britt wünscht sich ein Maitli, denn Buben hat sie genug. Sie hofft damit gleich eine Hilfe im Haushalt zu bekommen. Es wird ihr aber der Franzl zugesprochen, der, obzwar nur ein Bub, überall tüchtig zupackt. Das Essen ist knapp und er hat es nicht leicht bei der mürrischen Frau. Er weiß aber, daß es eine Erleichterung für die Mutter in Wien ist, wenn er fortbleibt, darum ist er immer vergnügt, singt mit den Dorfkindern und stimmt sogar seine grämliche Wirtsfrau allmählich um. Zum Schluß findet sich ein Wohltäter, der dafür sorgt, daß der schmalwangige überarbeitete Junge noch auf einer Alp bei seinem Sennfreunde sich kräftigt und der ganzen Familie in Österreich eine sorgenfreie Zukunft ermöglicht. — Die Geschichte beleuchtet die trostlosen österreichischen Zustände der Nachkriegszeit und betont die herzliche Hilfsbereitschaft der Schweizer. Die Handlung selbst ist aber so sentimental, die Entwicklung so wenig motiviert und die Handlung so unkindlich sprunghaft, daß deutschen Bibliotheken schon wegen der Dialektschwierigkeiten eine Anschaffung nicht empfohlen werden kann.

Martha Schwenke (Charlottenburg).

Das deutsche Buch für die männliche Jugend. Hrsg. v. Victor Ottmann. Mit zahlr. Ill. Dresden, Verlag Deutsche Buchwerkstätten, 1923. (238 S.)

Bringt das übliche üble Vielerlei derartiger Sammelwerke: Eine Erzählung aus Indien, in der alle kulturellen Eigenheiten indischen Lebens überlegen verurteilt werden; eine äußerst kitschige Geschichte von der rührenden Tüchtigkeit und Aufopferung eines Gymnasiasten, der natürlich Sohn eines verabschiedeten verbitterten Offiziers ist; oberflächliche aber „interessante“ Artikelchen naturkundlichen und technischen Inhalts; eine kurze Betrachtung über die Maler Spitzweg, Schwind, Böcklin, die bei aller Kürze nicht ohne törichte Seitenhiebe gegen moderne und gegen französische Kunst blieb ...., kurz ein Durcheinander von Anregungen, meist mit plumper Tendenz im Hintergrund. Für Büchereien unverwendbar.

H. J. Homann (Charlottenburg).

François, Louise v.: Die letzte Reckenburgerin. Mit 12 schwarzen Abb. und 4 farb. Einschaltbildern v. R. Geipel. (Lebensb. d. Jugend Bd. 47) Braunschweig, Westermann, 1922. (258 S.)

Der alte Roman, dessen Hintergrund die napoleonische Zeit bildet, ist uns heute lebendiger denn je. Fraglich erscheint nur, ob diese Jugendbearbeitung notwendig war. Nicht als ob der Stoff, der neben dem Schicksal der herben Aristokratin die Tragödie der ledigen Mutter behandelt, als ungeeignet für die reifere Jugend abzulehnen sei. Dazu ist seine Behandlung zu ernst und zu vornehm. Aber warum kann die reifere Jugend nicht das unverkürzte Werk lesen? In der vorliegenden Bearbeitung ist der Heraus-

geber sehr vorsichtig zuwerke gegangen. Die Kürzungen sind gering und für den Fortgang der Handlung belanglos. Und doch bedauert man oft das Fehlen eines klugen Wortes, einer den Zeitgeist betonenden kleinen Bemerkung. Selbst die Ausmerzung der Fremdwörter wird in diesem feinen Gemälde der Zopfzeit als eine bedauerliche Verwischung empfunden. Da aber im übrigen dem Werke keine Gewalt angetan worden ist, kann man die Ausgabe, abgesehen von den schlimmen Bildern, gelten lassen.

Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Marholds Bücherei. Zur Anregung u. Förderung f. unsere Jugend hrsg. v. Eduard Schulze, Stettin. Halle, Marhold.

Das Ziel dieser Sammlung ist, billige Bücher zu schaffen „für die ungeheuren Kinderscharen unseres Volkes mit ihrer geringen Sprach- und ungeübten Auffassungskraft". Es ist nichts Erfreuliches dabei zustande gekommen. Das Äußere der Bändchen — ein reizloser graugrüner Umschlag, schlechtes Papier, schlechte Bildreproduktionen — dokumentiert stark die Billigkeit, und dem Verständnis des gedachten Leserkreises sucht man (außer durch eine große klare Drucktype) entgegenzukommen durch kurze Sätze und kindlich tuende Sprache, die der Redeform eben dieses Kreises so weit angepaßt ist, daß sie schließlich — zu schlechtem Deutsch wird.

1. Bändchen: Robinson. Bearb. v. Otto Kampe. 5. Aufl. o. J. (64 S.) Bearbeitung, die sich in den Tatsachen im wesentlichen an Campes Erzählung anlehnt, Robinson jedoch selbst zum Hamburger Familienvater macht, der seinen Kindern (ohne Zwischenfragen!) seine Geschichte erzählt. Der geringe Umfang der Bearbeitung bedingt die Fortlassung aller Betrachtungen, wodurch die Erzählung ein gut Teil materialistischer als das Original und die Nützlichkeits-Frömmigkeit noch mehr unterstrichen wird. — 2. Bändchen: Kampe, Otto: Ein Korb voll Kirschen. Kleine Geschichten. 6. Aufl. o. J. (64 S.) Kurze Geschichten aus dem Alltagsleben der Kinder im platten Stil von Scharrelmanns Berni-Bändchen, doch ohne Bilder und in der Ichform erzählt, wobei besonders störend wirkt, daß der Sprecher bald ein Knabe, bald ein Mädchen ist. — 3. Bändchen: Reineke Fuchs. Nach Simrock neu erzählt von Franz Lichtenberger. Mit 6 Bildern von Ludwig Richter. o. J. (48 S.) An sich recht geschickte Zusammenziehung der wesentlichen Erlebnisse Reinekes — freilich mit einem Schlußwort des Bearbeiters voll moralischer Entrüstung über den genialen Spitzbuben und mit dem frommen Wunsch „Da wollen wir hoffen, daß er schließlich doch mal seine Strafe bekommen hat". Wäre bei besserem Deutsch zu gebrauchen. — 4. Bändchen: Deutsche Sagen, nach den Brüdern Grimm und anderen neu erzählt von Franz Lichtenberger. o. J. (62 S.) Von diesen Sagen gilt das Gleiche wie von Reineke Fuchs. Eine gute Auswahl — schlechtes Deutsch, bei der einen Sage mehr, bei der anderen weniger. Sind die alten Fassungen der Sagen denn wirklich so schwer verständlich, daß sie durch so viel Flickworte „verbessert" werden mußten? — 5. Bändchen: Am Brunnen vor dem Tore! Volkslieder und ihre Geschichten der Jugend erzählt von Robert Theuermeister. o. J. (63 S.) — 6. Bändchen: Wenn ich ein Vöglein wär'! Kinderlieder und Fabeln mit ihren Geschichten. Unseren Kleinen erzählt von Robert Theuermeister. o. J. (63 S.) Diese beiden Bändchen haben ein Extra-Vorwort bekommen. Danach wird mit ihnen der Versuch gemacht, „eine neue Art Buch zu schaffen, die das alte Schulbuch ablöst und zugleich Kinderbuch von Wert bleibt". Sie wollen „in schlichtester Form in eine köstliche Welt, die Welt des deutschen volkstümlichen Gedichts und des deutschen Volksliedes" führen und bauen zu diesem Zweck — schlimmer als die „Gedichtbesprechungen" der alten Schule — um jedes Lied eine alberne Geschichte, die seine (fingierte) Entstehung oder seinen Sinn dartun will. Wir wehren uns gegen solche Verwässerungen von Kunstwerken.

Therese Krimmer (Berlin).

Der Blaue Kinderkalender für das Jahr 1924. Ein Jahrbuch für die Jugend. Hrsg. von Walter Kauders. 3. Jahrg. Wien, Rikola-Verlag, 1923. (225 S.)

Von dem dritten Band des Blauen Kinderkalenders ist nichts Besseres zu sagen als von dem zweiten (s. B. u. B., Jg. 1923, H. 3). Es ist zwar alles da, wodurch solch ein Kalender in seiner Vielseitigkeit das Entzücken der Kinder ausmacht — aber sollte es wirklich nicht möglich sein, ihm ein etwas höheres Niveau zu geben? Von den zwei Abenteuergeschichten ist die eine ein Kapitel aus Coopers „Rotem Freibeuter", ohne jeden Abschluß einfach aus dem Zusammenhang gerissen mit einer ziemlich unklaren Inhaltsangabe des Vorhergegangenen; die andere „Der heilige Zahn. Das Abenteuer eines Schneidergesellen auf Ceylon" wirkt wie ein Hohn auf indische Mystik und zeugt von der ganzen Borniertheit des Westeuropäers, der in indischen Götterbildern nur „ekelhafte, dickwanstige Mißgeburten" sieht, von der „verzerrtesten Phantasie ersonnen". Alle übrigen Geschichten, teils märchenhaften, teils moralischen Inhalts sind schon einmal irgendwie dagewesen, mit Ausnahme vielleicht des Märchens von Werner Jansen „Der goldene Butt". Gleich wenig aufregend, obgleich ganz lustig gereimt, ist das Kasperlestück, zu dem jedoch Elli Stoi eindrucksvolle Marionetten gezeichnet hat. Wie denn überhaupt das beste am Buch der Teil „Aus der Werkstatt" ist, mit der Anleitung zum Bau des Marionettentheaters und eines „Bergwerks in der Holzkiste" (wozu eine längere Beschreibung von der Entstehung und Gewinnung der Kohle gehört), zu allerlei anderen Spielereien und schließlich mit Kochrezepten für die kleinen Mädchen. — Kommt für Büchereien nicht in Frage. Therese Krimmer (Berlin).

Ponten, Josef: Der Meister. Novelle. Hrsg. v. Wilhelm Schneider (Schaffsteins Blaue Bändchen 145) Köln, Schaffstein. (84 S.)

Molo, Walter von: Aus Schillers Jugendzeit. Für die Jugend bearb. u. ausgew. (Schaffsteins Blaue Bändchen 152) Ebd. (86 S.)

Behrens, Karl, und Franz Kiesewetter: Fritz der Wolkenfahrer. Ein Geschichtenbuch im Sinne der Arbeitsschule für unsere Kleinen. Mit Zeichnungen von K. Behrens. (Schaffsteins Blaue Bändchen 153) Ebd., 1922. (69 S.)

Nettelbeck, Joachim: Des Seefahrers und aufrechten Bürgers wundersame Lebensgeschichte von ihm selbst erzählt. Gekürzte Fassung. Mit Federzeichnungen von G. W. Roeßner. (Schaffsteins Blaue Bändchen 158) Ebd. (80 S.)

Pontens Novelle ist unverkürzt und unverändert abgedruckt. Trotz des sehr verständnisvoll einführenden Vorwortes eignet sich diese vielleicht schönste Novelle Pontens für Jugendbüchereien gar nicht, da alle wesentlichen Probleme der Jugend unverständlich bleiben. Diese für die Jugend bestimmte Ausgabe muß daher abgelehnt werden. — Das Molo-Bändchen bietet eine sehr gute Zusammenfassung des für die Jugend Eindrucksvollsten und Wesentlichsten aus dem Schillerroman. — Das kleine Bändchen „Fritz der Wolkenfahrer" ist belanglos und wird nur einen kleinen Leserkreis finden. Auf Spaziergängen mögen Eltern anknüpfend an wunderliche Wolkengebilde oder Regen und Wind Kinder mit ähnlichen Einfällen unterhalten. Lesen werden die Kinder nur in den seltensten Fällen solches Gemisch von witzigem Erklären und märchenhaft sein sollendem Ausschmücken, und wenn es mit noch so kindlichen Versen gewürzt ist. Man braucht da nur an die wunderhübschen und doch wenig gelesenen Bände von Sophie Reinheimer zu

denken. Die unglaublich primitiven, spaßigen Zeichnungen verdienen erwähnt zu werden. — In der Nettelbeck-Auswahl sind Wagemut und Tüchtigkeit, Verantwortlichkeits- und Gemeinschaftsgefühl durch Kürzung und Weglassen der die Jugend nicht interessierenden und der für unsere Zeit unerträglichen Stellen wirkungsvoll in den Vordergrund geschoben worden.

Erna Oelfke (Berlin).

Schönfelder, Bruno: Hansel — Ein Vogelleben. Eine Erzählung für alle, die Vögel liebhaben. Ill. Stuttgart, Franckh, 1923. (136 S.)

Diese Geschichte von Hansel, dem Starmatz, ist — in Anbetracht des nicht sehr wandlungsfähigen Stoffes — sehr frisch und unterhaltend, nur zum Ende hin ein wenig sentimental, erzählt und enthält eine ganze Reihe sehr hübscher Episoden. Sie ist dem Verständnis etwa der 10 jährigen angepaßt, doch wird sie auch beträchtlich älteren noch Freude machen.

H. J. Homann (Charlottenburg).

Schücking, Levin: Eines Kriegknechts Abenteuer. (Flemings Bücher für Jung und Alt. Hrsg. v. B. v. Münchhausen. Gr. Reihe Bd. 5) Berlin, Fleming u. Wiskott, 1922. (147 S.)

Der Stoff der beiden in dem Bande vereinigten Geschichten aus der Zeit Friedrichs des Großen: „In den Kasematten Magdeburgs" und „Husar und Pandur" ist den Lebensbeschreibungen der beiden abenteuerlichen Vettern aus dem Hause v. d. Trenck entnommen. Die Erlebnisse eines österreichischen Soldaten halten beide Erzählungen lose zusammen. Die sehr flott und spannend geschriebenen abenteuerlichen Begebenheiten werden größere Knaben stark fesseln. Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Siebe, Josephine: Herrn de Charreards deutsche Kinder. Die Geschichte einer Familie. (Flemings Bücher für Jung und Alt. Hrsg. v. B. v. Münchhausen. Gr. Reihe Bd. 7) Berlin, Fleming u. Wiskott. (155 S.)

Sophie Christine, eines Jenenser Hofbeamten liebliche Tochter, wird mit dem eleganten Emigranten und Günstling der Herzogin, Herrn de Charreard, verheiratet. Nach kurzem Eheglück wird die verschiedene Abstammung zur Quelle ständigen Leidens, besonders beim Kampf um die Erziehung der Kinder. Fast gelingt es dem Vater, die älteste Tochter dem Deutschtum zu entfremden, während der Sohn, anstatt in das französische, ins Brandenburger Heer tritt. Es bedarf der Nöte der Belagerung Wiens, um die Tochter nach großen Enttäuschungen der deutschen Mutter wieder zuzuführen. J. Siebe hat sich im Laufe der Zeit eine nicht unbeträchtliche Geschicklichkeit in der Verarbeitung eines spannenden Stoffes erworben, und die Leichtigkeit und graziöse Art, mit der sie ihre Gestalten zu verwenden versteht, machen ihre Beliebtheit verständlich. Zu bedauern ist nur, daß sie niemals die Probleme bei der Wurzel zu packen versteht, daß nur in wenigen Fällen etwas wirklich aus dem Herzen kommt und zum Herzen spricht, und hier — im Gegensatz zu L. v. François — das deutsche Wesen nicht als Naturnotwendigkeit empfunden wird. Als anspruchslose Erzählung für junge Mädchen immerhin zu gebrauchen. Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Sonnleitner, A. Th.: Das Haus der Sehnsucht. Mit Bildern von Fritz Jaeger. Stuttgart, Franckh. (270 S.)

Eine Familiengeschichte voll von naturwissenschaftlichen Erkenntnissen und moralbildender Weltanschauung. Künstlerisch wertlos: der Stil ist schwerfällig und papieren, die Komposition durch eine fehlende Vor- und Schlußgeschichte besonders unglücklich. — Die Fabel ist viel weniger anziehend, als

die der Höhlenkinder. Der „wellenförmige“ Aufstieg einer durch des Vaters Trunksucht in Verfall geratenen Familie bildet den Inhalt. Die engelgleiche, dabei schulmeisterlich gelehrte Schwester Agi leitet, unter Verzicht auf eigenes Lebensglück, diesen Aufstieg, während ihr naturwissenschaftlich sehr begabter Bruder ihn vorläufig mehr hemmt als fördert. Er wird aber dereinst ein Doktor werden, wenn er es auch vorläufig erst zum Dorfschullehrer gebracht hat. Der Anfang ist gemacht. Das Haus der Sehnsucht, das die Familie sich im Geiste erbaut, findet am Ende zum kleinen Teile seine Verwirklichung. — Trotz der großen Schwächen und übermäßigen Schulmeisterei ist das Buch als Wegweiser zu einer tatkräftigen Lebensbejahung für Büchereien wohl zu gebrauchen. Es eignet sich für größere Knaben wie für Mädchen. Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Thompson Seton, Ernest: Zwei kleine Wilde. Ein Buch von Jan und Sam und ihrem Treiben in ihrem Reich und auf der Farm in Sanger. Ill. 3. Aufl. Stuttgart, Franckh, 1923. (240 S.)

Thompson erzählt hier, nach genauester eigener Erfahrung, wie es scheint, von dem Indianerspiel zweier Jungens, von ihrem Waldleben, dem schwierigen Bau eines „Wigwams“, der Anfertigung von Bogen und Pfeilen, dem Feuerbohren, kurz von der ganzen Nachahmung primitiven Lebens. Neben den sachkundigen Schilderungen ist das Erzählungsmäßige leider sehr vernachlässigt worden. Die Handlung ist aus unzusammenhängenden Teilen zurechtgestückelt worden, die Charakteristik der Menschen — die stets Tompsons schwache Seite war — ist überaus dürftig, bei den Personen der Eltern der Jungens zum Teil höchst unerfreulich; allerhand Naturkundliches, meist aus der amerikanischen Vogelwelt, ist planlos eingestreut. Das allzu nachlässig gearbeitete Buch kommt für große Büchereien allenfalls des Stoffgehalts wegen in Frage und muß sonst abgelehnt werden.

H. I. Homann (Charlottenburg).

Was der Storch in Afrika erlebte. Märchen aus Feld, Wald und Heide nach Karl Ewald. Ausgew. u. bearb. v. Clara Hepner. Ill. Stuttgart, Franckh, 1923. (96 S.)

Eine kleine Auswahl aus den Naturmärchen von Ewald für 8 bis 10 jährige. Immer wieder fällt bei diesen Geschichten im Gegensatz zu denen vieler anderer Erzähler die gesunde, fast nüchterne Art der Naturbetrachtung angenehm auf, die die Härten des natürlichen Lebens nicht zu verdecken sucht, womit nicht gesagt sein soll, daß nicht auch Ewald gelegentlich Stücke der anderen, sentimentaleren Art bringt. Vielleicht ist diese Sachlichkeit der Grund, weshalb diese Märchen bei den Kindern nicht allzu beliebt sind, sondern ihnen meist erst nahe gebracht werden müssen. Die Auswahl ist gut und geschickt, besonders sei hingewiesen auf die Erzählungen „Der gute Mann“, „Der trockene Sommer“ und die geradezu klassische „Vier feine Freunde“. H. I. Homann (Charlottenburg).

Weysar, D.: Fritze Grün — der Laubfrosch und andere Tiermärchen. Ill. Stuttgart, Franckh, 1923. (26 S.)

Diese Tiermärchen sind in sehr kindlicher, etwas geschwätziger Weise, aber doch ganz frisch und lustig für die 6—9 jährigen erzählt. Sie berichten von unseren heimischen Tieren in Feld und Wald, von Vögeln, Insekten, dem Reh, dem Wiesel und manchen anderen. Fast jede Geschichte hat moralischen Grundgehalt. Diese Färbung mindert den naturkundlichen Wert der Märchen; den kleinen Lesern aber wird gerade diese Vermenschlichung die Tiere näher bringen. H. I. Homann (Charlottenburg).

Herzblättchens Zeitvertreib. Begr. v. Thekla v. Gumpert. Hrsg. v. Josephine Siebe. Bd. 68. Berlin, Fleming u. Wiskott, 1923. (192 S.)

Dies Jahrbuch war auch früher nie literarisch wertvoll, aber es hatte eine gewisse altmodische Grazie, die selbst mit der häufig gar zu stark herausgearbeiteten Moral zum Teil versöhnte, und es erzählte vor allen Dingen sehr munter in den glücklich für die allerkleinsten Leser berechneten Geschichten. Dies hat sich gewandelt. Das Buch ist heute für die Zwölfjährigen bestimmt, das Moralische ist abgeschwächt, obgleich noch recht viel mit dem lieben Gott operiert wird. Dafür ist das Sentimentale und Süddeutsch-Gemütliche (dies hauptsächlich durch die Herausgeberin) hochgekommen. Am besten, weil frisch geschrieben, sind die Erzählungen „In großer Gefahr" von Trude Bruns und „Das Feuerherzchen" von Frieda Henning, darin ein kleiner Junge von einem Feuergeistchen über Europa und Afrika zur Sonne geführt wird, und das — schließlich doch eine Moral hat; lustig ist schließlich noch die Schnurre „Der Hahn als Professor der Rechenkunst" von Knud Sökjer-Petersen. Alles übrige ist gar zu althergebracht, z. T. auch stilistisch recht schlecht. Ganz zu verwerfen aber ist die doch ziemlich nach Leserfang schmeckende Methode Jos. Siebes, eine Erzählung „Die Dietrichskinder auf der Schwedenschanze" durch mehrere Jahrgänge des Buches laufen zu lassen (in dem vorliegenden Band ist der zweite Teil enthalten), besonders wenn der Anfang so konfus von einer fingierten kleinen Leserin wiedererzählt wird, wie es hier geschehen ist (bei einer Geschichte, in der drei verschiedene Familien Dietrich vorkommen!), und wenn das ganze so schwach ist. Papier schlecht, Bildschmuck höchst mittelmäßig, z. T. sogar schlecht bis auf die flotten Zeichnungen von Walter Fürst und ein witziges Bild von H. Abeking. Von Büchereien ist die Anschaffung, besonders bei der hohen Grundzahl, abzulehnen.

Therese Krimmer (Berlin).

4. Belehrende Schriften.

Humboldt, Alexander v.: Auf dem Oriniko. Eine Reise in die Äquinoktialgegenden des neuen Kontinents. Ausgew. v. Fritz Gansberg. Mit 9 Bildern u. 1 Karte. (Wissenschaftl. Volksbücher für Schule u. Haus Bd. 8) Braunschweig, Westermann, 1920. (129 S.)

Dieser Auszug von Humboldts Riesenwerk behandelt seine mühselige, durch Stromschnellen und Insektenplage fast unerträglich gemachte Fahrt, die er unternahm, um den Lauf des Casiquiare, der Orinoko und Rio Negro verbindet, zu erforschen. Die anschauliche Art, mit der er Beobachtetes aus dem Leben der Natur und der Völker wiedergibt, lassen diesen Auszug für Jugendliche mit naturwissenschaftlichen Neigungen sehr geeignet erscheinen. Daß hin und wieder Zusammenhänge fehlen, ließ sich bei der im ganzen recht geschickten Auswahl kaum vermeiden. Das Vor- und Nachwort, in Humboldts Leben einführend, ist klar und einfach. Die Widergabe der Bilder leidet unter dem Papier. Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Geiringer, Grete: Das Puppenkochbuch. 24 Speisen für den Puppentisch mit Bildern von Erwin Tintner. Ebd., 1922. (44 S.) — Bäckereien und Leckereien für den Puppentisch. Mit Bildern von Erwin Tintner. Ebd., 1922. (44 S.)

Die beiden kleinen Kochbücher kommen für Büchereien selbstverständlich nicht in Frage. Doch geben sie eine so weise Auswahl von Kochrezepten für den täglichen und den festlichen Puppentisch (nur wie man Kartoffeln

kocht, ist vergessen zu sagen!), und sind mit so reizenden, in Zeichnung und Farbe gleich lustigen Bildern geschmückt, daß sie sicher das Entzücken aller Puppenmütter bilden werden und für Geschenkzwecke wie für die Weihnachtsausstellungen der Büchereien wärmstens empfohlen sein sollen.

Therese Krimmer (Berlin).

Kolumbus, Christoph: Die Entdeckung Amerikas. Nach zeitgenössischen Quellen bearb. von Hans Plischke. (Alte Reisen und Abenteuer Bd. 5) Leipzig, Brockhaus, 1923. (158 S.)

Der Band enthält den von Las Casas besorgten Auszug aus dem Bericht des Kolumbus über seine erste Reise (soweit er die letzten Tage der Seefahrt und die Landung umfaßt), den Brief des Dr. Chanka von der zweiten Reise, den Brief des Kolumbus an die Amme des Prinzen Johann von der dritten Reise (seine Anklage und Verteidigungsschrift über das ihm zugefügte Unrecht) und den Brief des Kolumbus an den König von Spanien, nebst dem ergänzenden Berichte seines Gefährten Diego Montes über die abenteuerlichen Begebenheiten der vierten Reise. Die lebendige und temperamentvolle Schreibweise des großen Entdeckers läßt uns einen Einblick tun nicht nur in seinen zwiespältigen Charakter, sondern auch in die großen Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte und in Leben und Sitten der Bewohner der neuen Welt, wie sie sich den Entdeckern darstellten. Die übersichtliche, alles Legendenhafte beiseite schiebende Einleitung des Herausgebers faßt die Berichte in verständlicher Weise zusammen, so daß das Buch schon für größere Knaben lesbar wird. Für Volksbüchereien sehr geeignet.

Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Kauders, Walter: Kinderreise durch die Schweiz. Mit Bildern und einem Bilderbogen von Erich von Mor. (Sonderdruck a. d. Blauen Kinderkalender für 1922) Wien, Rikola-Verlag, 1922. (20 S.)

Die Kinderreise führt von Bern über Freiburg und Lausanne nach Genf. In der Einleitung dazu wird versprochen, sie so unterhaltend zu schildern, daß jeder Leser meine ,wirklich auf Reisen zu sein. Dies Versprechen ist nicht gehalten. Es werden (wie in einer schlechten Geographiestunde) viele Namen und Zahlen gegeben, verschiedene große Brücken beschrieben, die Geschichte der ersten Mont Blanc-Besteigung erzählt — aber ein Bild des Landes kommt dabei nicht heraus. Spaß machen wird Kindern ein beigefügter Ausschneidebogen, aus dem sie sich Panoramen der vier Städte kleben können. Therese Krimmer (Berlin).

Schoßleitner, Karl: Wie Hans von München nach Venedig flog. Mit Bildern und einem Bilderbogen für ein Wettreisespiel von B. Lark und Otte Stoffler. (Sonderdruck a. d. Blauen Kinderkalender für 1923) Ebd., 1922. (42 S.)

Die Einkleidung dieser Reisebeschreibung ist amüsant und die Erzählung frisch, doch kann dies die große Oberflächlichkeit des Ganzen nicht wettmachen. Die Besonderheiten einer Luftreise sind durchaus nicht herausgekommen, und Geographiekenntnisse werden auch hier wie in der Schweizerreise fast ausschließlich in der Form von Namen und Zahlen gegeben. Das Brauchbarste ist auch an diesem Bändchen der Beilagebogen, der die Reise zu einem recht gut erdachten Wettreisespiel verarbeitet hat.

Therese Krimmer (Berlin).

Richter, Ludwig: Jugenderinnerungen. Nach der eigenhändigen Niederschrift Richters in gekürzter Form hrsg. von Fr. Düsel. Mit 36 Abb. nach Gemälden, Radierungen und Zeichnungen von Ludwig Richter. (Lebensb. d. Jugend Bd. 45) Braunschweig, Westermann, 1922. (237 S.)

Die hier wiedergegebene Fassung der stimmungsvollen Jugenderinnerungen des deutschen Malers unterscheidet sich von der üblichen Ausgabe, der Bearbeitung seines Sohnes, nur durch geringfügige textliche Abweichungen und stilistische Wendungen. In der ersten Hälfte des Buches, die Kindheits- und Entwicklungsjahre, seine Studienfahrten nach Italien und die Reise durch die Schweiz umfassend, ist nur wenig und dabei recht geschickt gekürzt. Die Zeit von Richters erstem Schaffen in Meißen und Dresden weist größere, zum Teil berechtigte Kürzungen auf. Doch wird hier manches nur ungern vermißt. So hätte man Richters Ausführungen über die Holzschnittkunst gerade in einer Jugendausgabe gern gesehen. Auch der Schluß der Erinnerungen, der Tod der Tochter, fehlt. Diese Streichungen sind wohl auf Kosten der vorgeschriebenen Bogenzahl zu setzen. Die beigefügten Gemälde und Zeichnungen, allen Schaffenszeiten des Malers entnommen, sind in der Auswahl glücklich, in der Reproduktion, soweit Format und Papier es zuließen, leidlich befriedigend. Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Blum-Erhard, Anne: Lieselottes Abenteuer mit dem Nähvölkchen, erzählt für Mädels, die nähen wollen. Mit zahlreichen Abbildungen u. 13 Blatt Schnittmuster. Stuttgart, Franckh, 1923. (211 S.)

Wohl als Gegenstück zu Clara Hepners „Mariannes Abenteuer mit dem Küchenvölkchen" gedacht, will dieses Buch kleine Mädchen in die Elemente der Nähkunst einführen. Wie sich in jenem Buch Töpfe und Tiegel, Quirl und Schaumlöffel zum „Küchenvölkchen" zusammenschließen, so bilden in diesem Schere, Nadel und Garnrolle, Fingerhut und all die anderen Nähgeräte das „Nähvölkchen", mit dessen Hilfe Lieselotte unter Leitung ihrer Puppe, die zu ihrer Lehrerin wird, alle Stufen der Näherei durchwandert, vom Heftstich bis zum fertigen Puppenkleid. — Es ist nicht ganz sicher, ob diese „Schule" der Näherei wirklich den angestrebten Erfolg haben wird. Abgesehen von der Gefahr aller Lehrbücher dieser Art, daß nämlich das — übrigens weder in der Fabel und im Stil einwandfreie — Märchen gelesen wird, die Nähanweisungen aber unbeachtet bleiben, sind diese Anweisungen nicht klar genug. Sie werden für des Nähens so unkundige Mädchen wie Lieselotte nur ausreichen, wenn ihnen, wie dieser, eine Wundernadel zur Verfügung steht — oder eine mit Rat und Tat helfend einspringende Mutter. — Die beigegebenen Schnitte für Puppenkleidung sind sehr brauchbar und — bis auf ein entsetzlich geschmackloses Ballkleid — auch recht niedlich, die Abbildungen ziemlich ungleichartig. Therese Krimmer (Berlin).

Kleine Mitteilungen.

Im letzten Heft des abgeschlossenen Jahrgangs der „Bücherei und Bildungspflege" wurden die Mißstände zusammenfassend dargelegt, die sich bei der Ausführung der **„Nothilfe für die preußischen Volksbüchereien"** durch das damit beauftragte „Einkaufshaus für Volksbüchereien" bemerkbar gemacht haben. Das inzwischen vorgelegte Material von 34 belieferten pommerschen Büchereien — das sind nicht ganz zwei Drittel der insgesamt an der „Preußischen Nothilfe" beteiligten Büchereien Pommerns — gestattet nunmehr, auch Einzelheiten einer selbständigen Kritik zu unterziehen. Die gewonnenen Ergebnisse sind hinsichtlich des schon in der oben erwähnten Darlegung als unverständlich gekennzeichneten Finanzgebarens der Verteilungsstelle so merkwürdig, daß sie weder der fachmännischen Öffentlichkeit noch den am Vergleich interessierten Beteiligten vorenthalten werden dürfen.

Die 34 Büchereien Pommerns haben im August v. Js. innerhalb der für die Einzelbücherei vorgeschriebenen Höchstgrenze von 3 Millionen Mark insgesamt rund 38 Millionen Mark zur „Preußischen Nothilfe“ aufgebracht. 15 von diesen Büchereien haben die Mittel mit jener Opferfreudigkeit, die gerade bei den kleineren Büchereien so häufig die einzige Grundlage ihrer Lebensfähigkeit bildet, aus eigener Kraft ohne behördliche Hilfe aufgebracht, also durch Veranstaltungen bildungspfleglicher Art, Elternabende, Ährenlesen der Schulkinder usw. Gemäß jener Bestimmung, die schon den ersten Wermutstropfen in den Freudenbecher einer ersten Begeisterung fallen ließ, daß die Hälfte des eingezahlten Geldes für Porto gestrichen werden solle, sind auch nach den Rechnungen den 34 Büchereien insgesamt rund 20 Millionen für Porto angerechnet worden. Das sind tatsächlich rund 50 % des eingezahlten Gesamtbetrages.

Nun stellt aber die statistische Zusammenstellung fest, daß von den jeweiligen Einzelbeträgen Beträge bis zu 25 % 6, bis zu 50 % 7, bis zu 75 % 15, bis zu 80 % 3, bis zu 85 % 2 Büchereien und bis zu 90 % 1 Bücherei abgezogen worden sind. Der niedrigste Satz des Portoabzuges ist 10 %, der höchste 90 % des eingezahlten Betrages. — Auch was die Reihenfolge der Lieferungen angeht, scheint diese mehr nach individuellen als nach von vornherein festgelegten einheitlichen Grundsätzen ausgeführt worden zu sein. Einer Bücherei, die am 23. August den zulässigen Höchstbetrag von 3 Millionen eingezahlt hat, werden 10 % des Betrages = Mk. 289 100.— für Porto gestrichen und ihre Lieferung erfolgt am 15. Oktober. Einer anderen Bücherei, die am 20. August (also 3 Tage früher) Mk. 900 000.— überwiesen hat, werden hingegen 57 % des Betrages = Mk. 518 700.— für Porto in Abzug gebracht, und ihre Lieferung erfolgt im Dezember (also ungefähr 2 Monate später). Einzahlungsdaten vom 7. bezw. 24. August stehen Lieferungsdaten vom 15. Dezember bezw. 27. September gegenüber. — Eine Bücherei zahlte am 17. August den Höchstbetrag von 3 Millionen ein und, entgegen den Bestimmungen, am 1. und 5. September abermals je 1 Million, also insgesamt 5 Millionen. Ihr sind nun aber keineswegs die überschießenden 2 Millionen sofort zurückgezahlt worden mit einem Hinweis auf die Unzulässigkeit solcher Mehrzahlungen, sondern ihr sind von dem Betrage von 5 Millionen glatt Mk. 4 482 800.— — für Porto angerechnet worden. Rechnerische Fehler in den Rechnungsaufstellungen sind keineswegs Seltenheiten. In einer Rechnung fehlt z. B. ein Nachweis über Mk. 200 000.— gänzlich.

Angesichts einer solchen Planlosigkeit ist die Mißstimmung und der Verdruß über die staatliche Unterstützungsaktion bei den Beteiligten vollauf verständlich und berechtigt, und die Frage an die zuständige Stelle wird immer dringlicher: Womit sind solche Willkürlichkeiten in der Verwaltung staatlicher Gelder zu entschuldigen? R.

Am 22. Dezember 1923 ist **Dr. Arend Buchholtz**, Direktor der Berliner Stadtbibliothek, in den Ruhestand getreten. Am 10. April 1857 in Riga geboren, siedelte er 1889 nach Berlin über und ist seit dem 1. Januar 1890 34 Jahre lang ununterbrochen in der Berliner Gemeindeverwaltung tätig gewesen, zunächst als Magistratsbibliothekar. 1892 übernahm er die Leitung der städtischen Volksbibliotheken, die er durch eine völlige Neuorganisation auf eine zeitgemäße Grundlage stellte. In seiner im gleichen Jahre dem Magistrat eingereichten Denkschrift, die sich auf die Reform des Berliner Volksbüchereiwesens bezog, wurde bereits auch die Einrichtung von Lesehallen gefordert, ein Gedanke, der indes erst 1896 verwirklicht werden konnte und bis 1918 zur Einrichtung von 14 Lesehallen (neben 31 Volksbibliotheken und 6 Kinderlesehallen) führte. Gekrönt wurde die von Buchholtz begonnene Reformarbeit durch die Begründung einer zentralen Stadtbibliothek, die 1907 in den als provisorisch gedachten Räumen Zimmerstraße 91 eröffnet und, nachdem sich der Plan eines Neubaus unter dem Druck der Zeitverhältnisse zerschlagen hatte, im März 1922 in das Marstallgebäude, Breite Straße 37 verlegt wurde. Aufgebaut zunächst mit Hilfe einer Reihe von

wertvollen Bücherstiftungen und Legaten, ist die Berliner Stadtbibliothek, deren Organisation von Buchholtz in großzügiger Weise durchgeführt wurde, in die vorderste Reihe der größeren deutschen Bibliotheken getreten. Bemerkenswert auch dadurch, daß sie neben ihrer wissenschaftlichen Bedeutung auch die Zentrale der organisatorisch eng an sie angeschlossenen städtischen Volksbüchereien bildet und in dieser Eigenschaft auch nach der bildungspfleglichen Seite wirksam ist. Neben seiner bibliothekarischen Amtstätigkeit hat Buchholtz eine Reihe von wissenschaftlichen und publizistischen Arbeiten veröffentlicht, von denen die Geschichte der Vossischen Zeitung, die Geschichte der Familie Lessing und die Biographie Ernst von Bergmanns besonders hervorgehoben zu werden verdienen. Auch das als Festschrift der Stadt Berlin erschienene Werk „Die Berliner Volksbibliotheken und Lesehallen 1850—1900“ ist als Beitrag zur Kultur- und Bildungsgeschichte des abgelaufenen Jahrhunderts wertvoll. Mit Bedauern sehen wir Arend Buchholtz, der als Bibliothekar wie als Forscher auf eine reiche, erfolggekrönte Lebensarbeit zurückblicken darf, aus seinem Amte scheiden: möchte es dem liebenswürdigen Kollegen vergönnt sein, sich noch viele Jahre in unverminderter geistiger und und körperlicher Rüstigkeit wissenschaftlich und literarisch zu betätigen, möchten aber auch die von ihm geschaffenen Einrichtungen als Grundlagen einer weiteren Entwicklung von dem auch die geistigen Kulturgüter bedrohenden Abbau verschont bleiben!

Die meistbegehrten Bücher der jungen Generation. — Das Wochenblatt der wandernden Jugend „Junge Gemeinde“ (Verlag Junge Menschen in Hamburg 13) hatte eine Rundfrage an die Jugend-Bücherstuben über die meistbegehrten Bücher der jungen Generation gerichtet. Über das Ergebnis dieser Rundfrage berichtet es jetzt:

Zehn Listen wurden folgender Aufstellung zugrundegelegt. Durch Punktwertung ergaben sich folgende Zahlen: Toller (vor allem mit der „Wandlung“) marschiert mit 29 Punkten an der Spitze, dann folgt Paasche mit Lukanga (27 Punkte). An dritter Stelle: Landauer (Aufruf zum Sozialismus) mit 23 und Lely Kempin (Die heilige Insel) an vierter mit 22 Punkten. Es folgen: Popert, Harringa, 19 Punkte; Sinclair (besonders Sumpf) 19; Löns 18; Dostojewski (besonders die Brüder Karamasoff) 17; Hölderlin 17; Zimmermann (Lichtwärts) 17; Klabund (Deutsche Literatur und Weltliteratur) 14; Rathenau (besonders Von kommenden Dingen und Deutschlands Jugend) 13; Asmussen, Der erste Einser, 12; Bonne, Kampf um die Ideale, 11; Storm 11; Wanderer (Paasche-Buch) 11; Meyer-Eckhardt, Wendelin, 10; Lienhard (besonders Thür. Tagebuch) 9; Am Lebensquell (Dürerbund-Flugschrift) 9; Blüher, Wandervogel, 8; Dehnow, Ethik der Zukunft, 8; Prellwitz, Vom Wunder des Lebens, 8; Lily Braun (besonders Memoiren) 7; Vict. Engelhart, Jugendbewegung, 7; Lamszus, Menschenschlachthaus, 6; Flaischlen (besonders Heimat und Welt) 6; Krapotkin (besonders Eroberung des Brotes) 6; Bürgel 6; Hesse (besonders Knulp, Demian) 6; Finckh, Rapunzel, 6; Wyneken, Eros, 5; Messer, Freid. Jugendbewegung, 5; Wilker, Lindenhof, 5; Politik der jungen Generation (Heft 6 der Jungen Republik) 4; Broeger, Flamme, 3; Klatt, Schöpferische Pause, 3; Vogeler, Friede, 3; Tepp, Sinn des Körpers, 2; Rilke, Cornet, 2; Frank, Der Mensch ist gut, 2. Die nur einmal und nicht gerade an einer der ersten Stellen genannten Bücher sind unberücksichtigt geblieben; es hätte zu weit geführt, sie alle zu nennen. Überdies sprach aus solch einmaliger Nennung bisweilen ganz offensichtlich nur eine persönliche Vorliebe, so daß die Nennung sich auch aus diesem Grunde nicht würde rechtfertigen lassen.

(Aus dem Buchhändlerbörsenblatt Nr. 29, 4. Februar 1924.)

Diese Notiz muß nach unserer Meinung alle Bildungspfleger vor allem deshalb interessieren, weil sie beurkundet, wie die Zerklüftung innerhalb der deutschen Jugendbewegung auch in der von ihr bevorzugten Literatur zum Ausdruck kommt.

Eine Beratungsstelle für das Volksbüchereiwesen der Grenzmark Posen-Westpreußen wurde am 1. Oktober 1923 in **Schneidemühl** gegründet mit der Aufgabe, die durch den Krieg und die dem Krieg folgenden Kämpfe gegen die Polen völlig zerstörten oder nur noch in Trümmern vorhandenen Volksbüchereien wieder aufzubauen und zur gemeinsamen Arbeit nach einheitlichen Gesichtspunkten unter fachmännischer Leitung zusammenzufassen. Eine besondere nationale Bedeutung erhält die Beratungsstelle durch ihr unbedingtes Eintreten für das Deutschtum und durch den Kampf gegen die großpolnische Agitation. Eine Ausdehnung des Aufgabenkreises auf die anderen Zweige des Volksbildungswesens ist für die kommende Zeit geplant. Die Leitung der Beratungsstelle übernahm Dr. Richard Kock, früher wissenschaftlicher Hilfsarbeiter der Stadt- und Volksbücherei zu Stettin.

Eröffnung einer „Deutschen Bücherei für Kunst und Wissenschaft" in Kattowitz in Polnisch-Schlesien. Am 1. November 1923 wurde die „Deutsche Bücherei für Kunst und Wissenschaft" in Kattowitz dem Verkehr übergeben. Sie ist erwachsen aus den Büchereien des Vereins für Kunst und Wissenschaft, der Volkshochschule und den vom Verbande deutscher Volksbüchereien für Polnisch-Schlesien E. V. gesammelten Beständen. Die Bücherei soll dem deutschen Kulturleben in der polnischen Wojewodschaft Schlesien den nötigen Rückhalt bieten. Abschriften ihres systematischen Kataloges sollen in den deutschen Volksbüchereien aller größeren Orte ausgelegt werden. Die Bücherei ist in einem Gebäude mit der Volksbücherei untergebracht, die Ausleihräume sind getrennt. Der Bücherbestand umfaßt mit dem der Volksbücherei gegen 12 000 Bände. Den deutschen Büchereien, die durch Schenkung von Doppelstücken wesentlich zu diesem Werke beigetragen haben, sei allen auch an dieser Stelle herzlichst gedankt. Da Geldmittel zu einem planmäßigen Ausbau fehlen, sind natürlich zahlreiche Lücken vorhanden, die erst allmählich geschlossen werden können. W. Schuster (Kattowitz).

Die erste **Hessische Fachprüfung** für den mittleren Bibliotheksdienst fand am 15. und 23. Januar 1924 in der Stadtbibliothek zu Mainz statt. Die einzige Bewerberin, Frl. Katharina Eppelsheimer, bestand die Diplomprüfung mit der Gesamtnote gut.

Berichtigung. Im 4. Heft des vorigen Jahrganges ist in dem Aufsatz über „Büchereiwesen im deutschen und dänischen Grenzgebiet" ein Druckfehler trotz mehrfacher Verbesserungsversuche stehen geblieben: Auf S. 222, Zeile 30 und 31 haben die beiden Zahlenangaben nicht 85 und 50, sondern 35 und 30 zu lauten.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Provinzialverband brandenburgischer Büchereien.

Zur Hauptversammlung des Provinzialverbandes brandenburgischer Büchereien

am Sonnabend, den 12. April 1924 vormittags 10 Uhr

in der Städtischen Bücherei zu Frankfurt a. d. Oder, Oderstraße 41

erlaube ich mir, die Mitglieder des Verbandes, sowie Leiter und Freunde brandenburgischer Büchereien, die etwa dem Verbande noch nicht angeschlossen sind, ergebenst einzuladen. F. Plage, Stadtbibliothekar.

Tagesordnung.

1. Bericht über die Tätigkeit des Verbandes und seine Vermögenslage. 2. Bericht über die Tätigkeit der Büchereiberatungsstelle. 3. Neuwahl des Vorstandes. 4. Büchernot und Bücherbeschaffung. 5. Sammlung und Verzeichnung der märkischen Heimatliteratur und der Ostmarkenliteratur. 6. Gebührenpolitik und Geldbeschaffung. 7. Öffentliche Bücherei und Schulbücherei. 8. Büchereitechnische Neuerungen.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei. Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck von Herrcke & Lebeling, Stettin.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 4 1924 Heft 2

Jugendbewegung und Bildungspflege.

Von Dr. Wilhelm Schuster, Kattowitz.

Unter den geistigen Strömungen der Gegenwart, mit denen die Bildungspflege sich auseinanderzusetzen hat, steht die Jugendbewegung in erster Reihe. Sie läßt sich zwar gut einordnen in die allgemeine Geistesbewegung der Zeit, von welcher sie nur ein Teil ist und die man etwa als Kampf der seelischen gegen die geistigen oder rationalen Kräfte kurz kennzeichnen kann, aber ihrer Eigenart gemäß stellt sie doch eine Fülle besonderer Fragen, die eine eigene Antwort verlangen. Wenn schon heute der Bildungspflege überall die Schwierigkeit erwächst, zwischen den beiden großen ringenden Kräftegruppen so zu vermitteln, daß die ihr sich anvertrauende Menge keinen Schaden erleidet, so erhöht und erschwert sich diese Aufgabe gegenüber der Jugend, auf der die Zukunft beruht und deren ungeheuer gesteigertes Selbstbewußtsein jede Führung durch Erwachsene, die nicht aus ihrem eigenen Kreise stammen und ganz in ihrem Sinne arbeiten, verbietet. Das Ideal und damit das Ziel der heutigen Bestrebungen kann doch nur sein, das Gleichgewicht der seelischen und rationalen Kräfte wieder herzustellen. Wären wir Deutschen nicht so schlechte Wahrer eines großen und reichen Erbes, so könnten wir wohl nie vergessen, daß wir dieses Ideal mehrfach in Gipfelleistungen unserer Rasse erreicht haben: in der sogenannten romanischen Baukunst, in der Dichtung Walthers v. d. Vogelweide, in zahreichen Werken der großen niederländischen und altdeutschen Maler, in der klassischen Periode unserer Literatur — um nur einiges andeutend zu nennen. Es scheint uns schwerer gemacht zu sein als anderen Völkern (wie rührend ist Dürers unermüdliches, tastendes Suchen), aber wir getrösten uns dessen durch die Stärke, Glut und Mannigfaltigkeit der seelischen Kräfte, die da nach den ihnen gemäßen Formen ringen.*)

Die Jugend, wie immer am stärksten und fast ausschließlich der Zeitströmung ergeben, läßt sich allein von den wiedererwachten seelischen Kräften der Rasse tragen. In der Wiederbelebung alten Volksgutes in Volkslied, Volkstanz, Volksbrauch, in romantischem Naturgenuß (Wandern) und in einer durch feste Regeln nicht gebundenen Kameradschaftlichkeit ohne Über- und Unterordnung, die also ebenfalls lediglich auf seelischen Kräften gründet, findet sie die ihr erwünschten Ausdrucksformen. Der

*) Es ist einseitig, die germanische oder deutsche Seele auf den einen Nenner des „Gotischen" bringen zu wollen. Wenn wir z. B. an Hans Thoma denken: dieser ist typisch deutsch und doch ungotisch. Freilich ist er elementar wie jeder große Künstler.

lockeren Bindung entspricht die äußere Zersplitterung bei einem allen Abweichungen gegenüber einheitlichen Grundtyp. Sie hat sich zahlreiche Organe geschaffen, durch die sie im Druck zu Worte kommt, und in diesen öffentlichen Kundgebungen zeigt sich bei erregtem Für und Wider in Einzelfragen ebenfalls die gleiche Grundmelodie: die bewußte Ablehnung jeder Autorität, der Wille, aus den eigenen seelischen Kräften das Volksganze von Grund auf neu aufzubauen, eine bald schwärmerische, bald mystisch vertiefte Hochspannung, die die Grenzen der jeweils erreichten Bildungsstufe mißachtet und im Kampf gegen überlebte Werte die Schaffung neuer richtunggebender Inhalte vergißt, die sie über sich selbst hinausführen könnten.*) So baut sich diese Jugend einen eigenen Freistaat im Staate, der alle ihre Bedürfnisse befriedigt, und es erhebt sich die allgemeine pädagogische Frage, wie aus diesem Freistaate die Brücke zum allgemeinen Volksstaate so geschlagen werden kann, daß weder der Einzelne noch die Gesamtheit Schaden leiden. Die Jugendbewegung sieht diese Brücke in der Erfüllung ihres Strebens, den Volksstaat so mit ihren Ideen zu durchsetzen und ihn danach so umzuformen, daß ein natürliches Hinüberwachsen gegeben ist, ohne freilich — und auch das ist durchaus ihrer antiintellektualistischen Art gemäß — für diese Forderung aus sich heraus die festen und wenigstens unter ihr selbst allgemein anerkannten Formen finden zu können, die eine Verwirklichung dieser Hoffnung überhaupt erst in das Bereich des Möglichen rücken würden.**) Eine andere Frage ist es, ob ein Ausgleich der Spannung sich nicht im Laufe der Entwicklung von selbst vollzieht, da ähnliche Kräfte allenthalben einsetzend gleichem Ziele zudrängen: von der Art des Ausgleichs wird die Gestaltung unserer Zukunft jedenfalls auf längere Zeit mitbestimmt sein und deshalb ist es für uns eine Lebensfrage, ihn nach unserm Willen zu lenken.

Je weniger autoritative Mächte wie Kirche und Schule begründete Aussicht haben, die sich autonom fühlende Jugendbewegung nachhaltig zu beeinflussen, um so mehr ist hier der freien Bildungspflege, die sich nie als Zwang, sondern stets hilfreich naht, die nie ungerufen kommt, sondern stets nach freier Wahl erkoren sein will, ein fruchtbares Arbeitsfeld gegeben. Leider läßt uns unsere Statistik hier im Stich: sie spricht nur von Jugendlichen im allgemeinen und sondert lediglich nach dem

*) „In der Abwehr gegen bestimmte Inhalte, welche das Leben der Gegenwart erfüllen, wehrt man sich gegen alle Inhalte überhaupt, sieht in der Gemeinschaft unabhängig von dem, was sie trägt, einen hohen Wert, und verlangt nach nichts weiter als nach Gemeinschaft." Die jüngste Entwicklung der Jugendbewegung. Ein Sammelbericht von Erich Stern, Gießen. Zs. f. angew. Psych. 22,445. — Die Forderung nach Überwindung dieser Einstellung wird freilich innerhalb der Bewegung selbst laut.

**) Überall, wo die Jugendbewegung versucht hat, ihre Programmlosigkeit zu überwinden und über sich selbst hinausweisende Ziele zu finden, wird sie unoriginell. Das gilt von der Freideutschen Bewegung ebenso wie von der Arbeiterjugend und den deutschnational, demokratisch oder katholisch-kirchlich orientierten Jugendverbänden. Dennoch verbinden sich diese Gruppen damit ein Element, das ihnen gefährlich werden kann und wird — und in dieser ihrer auflockernden Kraft liegt das beste Teil der Bewegung.

Geschlecht, während wir gerade über die Jugendlichen Auskunft wünschen, die in der Bewegung stehen. Unsere Beobachtungen nicht nur ihres eigenen Schrifttums, sondern auch dessen, was sie lesen, bestätigen uns indessen einen wichtigen Unterschied zwischen der geistig geweckten Jugend von gestern und der von heute. Während wir seinerzeit, doch noch viel fester in der klassischen Tradition wurzelnd, Lessing, Goethe und Shakespeare lasen und uns Moerike, C. F. Meyer und Gottfried Keller außerhalb des Schulbetriebes wundersame Entdeckungen bedeuteten (zu einer Zeit, da Dehmel und Liliencron, Morgenstern, Hofmannsthal und Dauthendey wie Stefan George modern waren), ist die heutige Jugend ganz vertraut mit der Tagesliteratur und Kunst neuster Prägung, schwärmt neben ihren Volks- und Lautenliedern wie mittelalterlichen Spielen (und diese sind ja auch nicht weniger „modern") für alle „-isten" von heute und morgen. Während wir je nach Neigung und Anlage dieses oder jenes dickleibige wissenschaftliche Werk uns vornahmen, saugt diese Jugend ihre geistige Nahrung aus Zeitschriften und Broschüren. Dabei sind Zeitschriften etwa vom Typus der Diederichs'schen Tat bevorzugt, die dem Reifen unschätzbare Anregung vermitteln, für den Unreifen aber (wie die Broschüren) eine Gefahr bedeuten, da er nur zu geneigt ist, den schmalen Pfad in unbetretenes Neuland für eine gesicherte Straße, kühne Hypothesen für erkannte Wahrheiten zu nehmen. Bedenkt man, daß es einer großen Zahl solcher Jugend niemals vergönnt ist, die so errafften Urteile über Welt und Leben durch selbsterarbeitete Erkenntnis richtigzustellen, so bleibt (mag die Erfahrung manches zurechtrücken) eine schwärmerische Halbbildung, deren vielleicht bald abgestreifter romantischer Schimmer sie kaum erträglicher macht als die aufklärerisch-rationalistische von ehedem. Gefährlich aber wird sie, wo ihr die auf politischem Wege heute leicht verschaffte Stellung Gelegenheit bietet, sich praktisch auszuwirken.

Die Folgerungen, die die Volksbildungspflege hieraus zu ziehen hat, liegen klar. Neben strenger Sichtung des „Modernen", an dem teil zu nehmen wir der Jugend gewiß nicht verargen, müssen wir immer wieder versuchen, das klassische Erbe unseres Volkes (im weitesten Sinne) lebendig zu erhalten. Wir werden es freilich nicht mehr so tun dürfen, als wenn die Tage von Weimar die einzige Periode unserer Geistesgeschichte wären, die zu durchwandern es sich verlohne. Die schrecklichen Folgen solcher Methode haben wir am Epigonentum erlebt; Vollendung ist auch in der Klassik nur dem einzelnen Kunstwerk gegeben. Als Ganzes bedeutet auch sie nur eine Epoche des gewaltigen Ringens der Seele und des Geistes um ihre Geburt in der Sichtbarkeit der Form. Wer einmal diese gewaltige, nie endende Symphonie der Geistesgeschichte hat brausen hören, in dem ist Ehrfurcht, die Ehrfurcht, die wir suchen und ohne die keine neue Kultur Bestand gewinnen kann. Wir müssen den Jugendlichen, der gewohnt ist, in einer Broschüre oder einem Zeitschriftenaufsatz den ganzen Makrokosmos zu durchmessen und zu richten, einmal zur Monographie führen, die den Mikrokosmos einer einzigen Frage entrollt. Und dann den kleinmütig

Gewordenen lehren, am Kleinen und durch das Kleine hindurch wieder das Große zu finden. Die weitgespannte Synthese ist heute über alles beliebt. Schön, daß es so ist. Aber wir sollten in der Bücherausleihe vorsichtig mit ihr sein, immer versuchen, von ihr aus auf das Einzelne hin, vom Einzelnen auf sie zurückzulenken. So auch in der Volkshochschule.

Anknüpfungspunkte bietet die Jugendbewegung selbst genug. Denn sie zeigt — und das ist das Hocherfreuliche an ihr — beide Gesichter der deutschen Seele, Weltinnigkeit und Weltüberschreitung in pathetischer Steigerung (Jenseitigkeit).*) Alles, was Ausdruck der Weltinnigkeit ist (das Volkstümliche), läßt sich unschwer zur Vertiefung ins Einzelne hinein und damit gleichzeitig zu rationaler Geisteszucht verwenden, der blanken Rüstung, die wir nicht nur brauchen, um uns persönlich im Lebenskampfe zu behaupten, sondern auch zur allgemeinen Lebensgestaltung eben im Sinne unserer seelischen Forderungen. Diese grundsätzlichen Erwägungen schließen unmittelbar die praktischen Folgerungen für die Pädagogik der Ausleihe ein.

Auch die Volkshochschule wird Einfluß auf die Jugendbewegung gewinnen können, wenn sie der Jugend in Stoffwahl und Behandlungsart entgegen kommt. Vielleicht gelingt hie und da eine unmittelbare Fühlungnahme mit den Organisationen. Freilich muß sie, wenn sie werbende Kräfte entfalten will, aus einem Geiste heraus geboren sein und dem Stern einer großen Idee folgen. Nicht so, daß wir ihren festumschriebenen Inhalt vermitteln könnten: wir selbst sind Suchende und erleben auf anderer Stufe die gleiche Tragik. Aber die Richtung, in der wir gemeinsam suchen, muß gegeben sein. Die Richtung nun, welche die Jugendbewegung eingeschlagen hat, führt vom selbstbewußten Ich zum religiös bestimmten Ich, wie Th. Herrle in einem sehr lesenswerten Aufsatz (Die deutsche Jugendbewegung in ihren kulturellen Zusammenhängen) in den Neuen Jahrbüchern (Jg. 26, H. 4) ausführt. Herrle unterscheidet hier fünf große Wellen der Bewegung, getragen vom Gefühl, vom Verstand**), vom schaffenden Willen, von der religiösen Hingabe, vom Gemeinschaftswillen, die teils vorüber, teils im Verrauschen seien. Auch hierin bewährt die Jugendbewegung den engen Zusammenhang mit der allgemeinen Geistes-

---

*) Hier löst sich der scheinbar absolute Gegensatz von (deutscher) Gotik und (deutscher) Klassik, welch letztere Worringer sehr schön mit den Worten umschreibt: „Das Gesetz vom Objekt empfangen und es als identisch zu empfinden mit dem subjektiven Gesetz". Aber dieses Gesetz ist in deutscher und romanischer Klassik ein anderes.

**) Die Versuche, der Jugendbewegung durch Aufnahme — meist anderwärts hergeholter — Programmpunkte einen bestimmten Inhalt zu geben, sollten nicht als eine besondere „Welle" der Bewegung angesprochen werden. — Zweifellos wird die Bewegung früher oder später verebben, wenn ich ihr Ende auch nicht so nahe sehe, wie Herrle es zu tun scheint. Das bildungspflegliche Problem bleibt auch dann bestehen, da dieses Verebben nur so zu denken ist, daß die ungeheure Spannung zwischen zwei Generationen, von der die Bewegung ihren Ausgang nahm, allmählich nachläßt, indem auch die dann ältere Generation mit diesen Ideen durchtränkt ist.

bewegung der Zeit. In dieser neuerlichen — sehr stark ausgeprägten — Wendung ins mystisch Religiöse liegt aber die oben gekennzeichnete Gefahr einer Mißachtung rationaler Geisteszucht in verstärktem Maße. Wir werden der Jugend nur beistehen können, wenn wir diesem ihrem Sehnen, das zugleich die tiefste Sehnsucht der Zeit ist, Rechnung zu tragen verstehen und Hand in Hand mit ihr die Wege zu einer neuen Volksgemeinschaft auf der Grundlage einer vertieften Religiosität gehen. Wobei es uns denn nicht zweifelhaft sein kann, daß dieses hohe Ziel nur über die innere Verarbeitung des reichen Erbes unserer Vergangenheit erreichbar ist, das zu erwerben alle berufen sind, und das in Wahrheit so wenige besitzen.

Erlebnishunger und der biographische Roman.

Von E. A. Meyer, Stettin.

Die Werke jedes großen Menschen reißen eine ungeheure Kluft auf zwischen ihm und allen Mit- bezw. Nachmenschen, die ihn nicht „persönlich" kennen. Es ist dieselbe Kluft, die uns trennt von einer großen Zeit und jedem Ereignis, sofern wir es nicht körperlich greifbar erlebten; vom Weltkrieg z. B. weiß, wenn ich so sagen darf, das Herz eines jeden nur den unmittelbar erlebten, gesehenen Ausschnitt; alles andere weiß nur der Kopf, ist und bleibt Abstraktion. Es ist dieselbe Kluft übrigens auch, die uns trennt von jedem Gedicht bis zu dem Augenblick, wo wir es, urplötzlich oft und zum ersten Male oft erst Jahre nach dem „Kennenlernen", erleben, innerlich sehen. Die uns trennt, oft quälend für den darum Wissenden trennt, von dem Sinn des Wortes überhaupt, von dem „Ding an sich", das hinter dem Wort sich verbirgt als das „Wesentliche", d. h. als das eigentlich allein Seiende; auch hier oft ein plötzliches Aufleuchten und Erleben; als ob eine Schranke fiele, eine Binde vom inneren Auge; und hier wie beim Gedicht fällt in solchen Augenblicken auch wirklich eine Schranke: das Wort, richtiger: das im Wort und in uns lebende Intellektuelle. Denn das Wort, gesehen oder gehört, ist der einzig vorhandene Mittler zwar zum wirklichen Erleben, aber alles andere als das Ideal eines solchen; selbst nichts als Abstraktion des eigentlich Seienden, Kind des Intellekts, spricht es zunächst nur den Intellekt in uns an; der Inhalt, den es birgt, muß warten oder wir auf ihn, bis unsere Erlebniskraft einmal den Intellekt beiseite zu schieben vermag — was nicht eine bewußte Kraftanstrengung, nicht unser Wille vermag; im Gegenteil, an niemandem wird die Erfahrung vorübergegangen sein, daß es dann ganz aus ist mit dem Erlebnis, weil das Wollen gerade den Intellekt und ihn immer schärfer anzieht. Deshalb ist also das Wort kein idealer, wenn auch der einzige Mittler, weil es immer die Intellekt-Schranke baut; statt sie einzureißen. Jedes Wort ist wie ein Insekt, das Blütenstaub trägt; nur in einem Bruchteil der Fälle, in denen es ihm auf den Blütenkelch, unserem Intellekt, zurückließ, kommt es wirklich zur

Befruchtung. Wenn auch hier wie dort ein Überfluß solche Verschwendung der Natur ermöglicht, so ist es doch eine Aufgabe, und gerade die des Volkserziehers, von dem Überfluß soviel wie möglich nutzbar zu machen. Eben so viel Möglichkeit zu ihrer Erfüllung wie Unterlassungssünde in Vergangenheit, Gegenwart und leider wohl auch Zukunft liegt im Deutsch-Unterricht der Schule; würde er richtig begriffen als Erziehung zum Erlebnis der Muttersprache, da sie ja nicht „gelernt" zu werden braucht wie eine Fremdsprache (in der übrigens das Problem, daß das Wort, die Vokabel das Sinnerlebnis hindert, den meisten handgreiflicher sein wird), so würde er sich statt auf Dispositionsregeln und -übungen aufbauen auf das Weg-weisen zum Erleben des Wortes, indem nämlich dem Kinde das Wort erst wunderbar (in beiden Bedeutungen: erst seltsam, dann köstlich) gemacht und damit eigentlich erst geschenkt wird (er-fahren, be-greifen usw.); den Aufsätzen nicht nur, sondern, was ja wichtiger sein sollte, auch der Seele des einzelnen und damit der Kultur des Volkes wäre besser damit gedient. Dem Volksbibliothekar bietet sich nur e i n e Möglichkeit: Vorlesestunden. Denn immerhin noch häufiger gelingt die Befruchtung, wenn das Wort gehört wird. Einmal weil der Vorlesende langsamer liest als der Hörende für sich lesen würde; dann aber vor allem auch, weil wir aus diesem Grunde im ganzen weniger hören als lesen, dieser Übermittlungsweg also nicht ganz so ausgefahren ist. Suchen wir die Beweise dafür, daß tatsächlich das Intellektuelle des Wortes und das antwortende Intellektuelle in uns die hindernde Schranke sind, so brauchen wir nur zu denken an die soviel stärkere Erlebniskraft des Kindes und des einfachen Menschen dem gehörten, selbst dem gelesenen Worte gegenüber.

Daraus ergibt sich also, daß, je mehr Menschen dem Intellekt untertan werden und je mehr sie es werden, desto dringlicher das Bedürfnis nach Abhilfe wird, unbewußt bei der Masse, bewußt beim Volkserzieher und — beim Geschäftsmann. In vielen Fällen ist eine Hilfe (mehr ist es nie) gegeben durch das Bild. Die illustrierte Zeitung und das Kino stärken die Erlebniskraft; nichts als Hunger nach ihr, als „Hunger nach gefühlsmäßigem Erleben" (vgl. Ackerknechts Lichtspielbuch, S. 62) offenbart sich in dem Bildhunger, den zu befriedigen der Volkserzieher, wenn er klug ist, dem Geschäftsmann nie allein überlassen wird. Statt dessen wird er ihn, soweit es nur geht, zum Bundesgenossen zu gewinnen trachten müssen. So geschah es im „Bilderbühnenbund". Es sollten aber auch die besseren illustrierten Zeitungen (die „besseren", denn gute gibt es nicht) in den Lesesälen nicht fehlen, weniger um Leser zu locken als um die Erlebniskraft der Leser anzuregen. Aber wir gingen aus von der Kluft zwischen Erlebniskraft und dem großen Menschen, die sich auftut dadurch, daß er seine Werke von sich ablöst und uns gibt, die so groß ist, daß er, als Mensch, uns in gewissem Sinn fremder wird als irgend jemand, an dem wir auf der Straße vorübergehn, ohne etwas von ihm zu wissen. Und da gibt es außer dem Bild (in hundert Jahren wird man wohl im Film „Einen Tag

mit Gerhart Hauptmann" erleben können — und ihm dann, wohlgemerkt: als Menschen, näher sein als heute der Durchschnittssterbliche) ein anderes Hilfsmittel, das dem Volksbibliothekar noch näher liegt: den biographischen Roman. So sicher wie die Unzahl von Kinos nicht möglich wäre ohne das Bedürfnis nach ihnen, so sicher dürfen wir das steigende Angebot von biographischen Romanen auf eine steigende Nachfrage und diese auf die zunehmende Intellektualisierung und damit verbundene Erlebnisarmut zurückführen. Das Bedürfnis nach biographischen Romanen ist eine Parallelerscheinung des Bildhungers; Ursache ist hier wie dort der „Hunger nach gefühlsmäßigem Erleben".

Wieso befriedigt der biographische Roman den Erlebnishunger? Eben darin, daß hier Brücken geschlagen werden zum großen Menschen, liegen Bedeutung und Wert dieser Gattung. Der Weg, den die Seele des Lesers nimmt und der so wertvoll ist, daß in der Ausleihe nicht genug versucht werden kann, möglichst viele auf ihn zu bringen, ist der folgende: Der Held des Romans steht ihm von vornherein näher als ein erdichteter, weil er etwas, d. h. sehr viel mit Wirk-lichkeit zu tun hat. Dazu genügt, von dem Wirken gehört zu haben; Kenntnis der Werke ist nicht Vorbedingung, bringt aber eine Steigerung dieses Näherstehens mit sich. Gleichzeitig spielt, mehr oder weniger bewußt, der so viel wichtigere Trieb mit, einen Großen nahe zu sehen; wissend um seine Größe ihn zu sehen auf der Basis, auf der man sich selbst befindet; zu sehen, wie es „menschelt" auch bei dem großen Mitmenschen. Man wird selbst größer dadurch, bezw. der andere kleiner; denn in gewisser Hinsicht werden Größen kleiner, je näher sie kommen. Ganz gewiß soll der biographische Roman nicht den Zweck der Verkleinerung haben oder gar darum angepriesen werden; aber diese Verkleinerung oder Selbstvergrößerung, die dadurch geschaffen wird, daß wir den Großen den gleichen menschlichen Schicksalen wie uns selbst unterworfen sehen, und zwar wirklich *sehen*, leibhaftig, blutwarm, so daß wir ihm den Puls wie uns selbst fühlen zu können meinen, — diese Verkleinerung, wenn es eine ist, ist Mittel zum Zweck. Mit ihrer Hilfe wird eine Vertrautheit gewonnen, nicht mehr mit diesem oder jenem Werk des Meisters, sondern mit ihm selbst; und dem Verständnis für das Gesamtwerk, dem Verhältnis zu ihm kommt es zustatten; wo ein Werk für uns bisher eine losgelöste, geistige Konkretheit besaß, gewann es nun eine blutvolle, leibliche dazu; wo es ein Abstraktum, und das heißt nichts, für uns war, sind wir zu mindest zu der leiblichen Konkretheit geführt, die den Weg weiter zeigt zur geistigen. Verkleinerten oder vergrößerten nicht vielmehr die Mystiker Gott, indem sie ihn zu sich „herabzogen"?

Abschließend noch ein Wort über das Verhältnis des biographischen Romans zur Biographie. „Leben und Werke" lautete bei den älteren Biographien der stereotype Untertitel; also auch hier die Erkenntnis, daß vom „Leben" aus ein Weg zu den Werken führt; auch hier also der Versuch, das „Leben" uns lebendig zu machen und dadurch die Werke — zu welchen letzteren natürlich (ich bitte um Ent-

schuldigung) auch der Weg der Textkritik (ich möchte sagen: rettungslos) hinführt, nur daß man diesen Kaviar in populären Biographien fortließ. Das war aber nicht luftiger Brückenschlag zur Menschlichkeit des Großen, sondern ein emsiges Bemühen, die Kluft aufzufüllen, indem man — Daten über Daten hineinwarf. So und so oft muß man sich ja ihnen anvertrauen; man springt hinein in die Daten und springt in einen Morast, versinkt immer tiefer — und vor dem hoffnungslosen Blick ragt der große Mensch. Aber neben Bielschowski steht jetzt Gundolfs „Goethe". Biographien dieser Art machen freilich die Gesamtpersönlichkeit lebendig wie ein Roman, aber nur für einen verschwindenden Bruchteil derer, in deren Händen wir Goethes Werke sehen oder sehen möchten. Sehr möglich, daß übrigens das Aussterben der älteren Biographien, der (wenn auch unfähigen) Konkurrenz, und das Nachwachsen von neueren, die an einen so viel kleineren Kreis sich wenden, die Hochkonjunktur auf dem Markt des Biographischen Romans auch mit verursachen. Zumal auch die Leser eines Gundolf gern und ohne Schaden daneben einen guten Goethe-Roman lesen würden.

Büchereilehrgänge der Zentrale für Nordmarkbüchereien.

Der Anregung der Schriftleitung folgend, gebe ich im folgenden die Inhaltsangaben unserer bisherigen Lehrgänge. Dabei muß ich es mir — und dies bitte ich besonders hervorheben zu dürfen — versagen, über Methodik und Organisation bodenständiger Lehrgänge zu schreiben, obwohl dies gerade jetzt dringend geboten erscheint. Doch hoffe ich, dies einmal im Laufe des Jahres nachholen zu können. Die folgende Zusammenstellung bezweckt also zunächst nichts weiter als ein äußeres Bild von der einen Seite der Lehrtätigkeit unserer Zentrale zu geben, wie sie sich im Zusammenhang mit dem Aufbau des Grenzbüchereiwesens ergeben hat, wobei es gestattet sein mag, den jeweiligen Inhalt der Vorträge durch einige Zusätze kenntlicher zu machen. Da sie mit dem Aufbau unseres Büchereiwesens Hand in Hand gehen, und dieses dank besonders glücklicher Umstände von Grund aus und einheitlich (was durchaus nicht Uniformierung bedeutet) aufgebaut werden konnte, so seien zunächst einige Worte darüber vorausgeschickt.

Als wir im Oktober 1921 unsere Tätigkeit im Grenzgebiet, worunter eine Zone von etwa 25 Kilometer Breite südlich der jetzigen, durch den Versailler Unrechtsfrieden geschaffenen Gewaltgrenze zu verstehen ist, mit einer Überprüfung der Büchereiverhältnisse begannen, war es von vornherein klar, daß die vorhandenen sehr geringen und schlechten Ansätze eines Büchereiwesens nicht der Ausgangspunkt sein konnten. Wir entschlossen uns also, auf einer völlig neuen Grundlage anzufangen. Einzuschalten ist hier noch, daß zunächst nur das Landgebiet in Frage kam. Wollten wir eine bodenständige Arbeit auf lange Sicht, so mußte mit allem Nachdruck die Standbücherei, als die geeignetste Erziehungsform nicht bloß zum Buch, sondern auch zum Büchereigedanken, eingerichtet und durchgeführt werden. So wurde ein Grundstock von Büchern, der zwischen 200 bis 400 Bänden schwankt (je nach Größe der Ortschaft) eingekauft. Im wesentlichen ist es der Bestand, der in unserem „Besprechungskatalog" enthalten ist. Das gestattete natürlich eine einheitliche Durchführung der äußeren Form wie der geistigen Durchdringung, wie sie unter anderen Umständen wohl kaum möglich ist, und so wurde die Lehrtätigkeit von vornherein sehr erleichtert und vereinfacht. Die Büchereien wurden, nachdem die Verhandlungen mit den einzelnen Orten vorhergegangen waren, mit sämtlichem büchereitechnischen Zubehör ausgegeben. Dadurch fiel für den Anfang die Notwendigkeit fort, schon gleich von

vornherein mit der Problematik aller Büchereidinge zu beginnen, die, wenn zu früh gegeben, ebenso verwirrend wie klärend wirken kann, meist aber das erstere bewirkt, da die eigene Urteilsfähigkeit der Teilnehmer an Lehrgängen mangels hinreichender Erfahrungen anfangs auf recht schwachen Füßen zu stehen pflegt. Da wir hier in unserem besonderen Falle mit von Erfahrung gänzlich unberührten Teilnehmern zu rechnen hatten, so war doppelte Vorsicht in diesem Punkte geboten, und es mußte mehr darauf ankommen, Impulse als Problematik zu vermitteln. Daß die Lehrgänge dies erreicht haben, glaube ich ohne Überhebung sagen zu dürfen. Aus technischen und arbeitsökonomischen Gründen faßten wir meist 25—30 Büchereien bei den Lehrgängen zusammen, sodaß die Teilnehmerzahl bei den einführenden Lehrgängen gewöhnlich gegen 30 betrug. Da wir gut 100 Büchereien aufgebaut haben, entstanden für die Einführungskurse 4 Raten, wodurch der Inhalt derselben in den Grundlagen gleich blieb, sich aber im Laufe der Zeit — diese Kurse verteilen sich über 2 Jahre — mit den inzwischen gemachten, ganz von den bodenständigen Verhältnissen bedingten Erfahrungen weiter entwickelte.

So war es möglich, die Grundnotwendigkeiten für unsere Grenzverhältnisse immer klarer herauszuschälen, ohne daß eine vorgefaßte Meinung oder ein Schema eine Abstraktion schuf. Was wir für die gesamte Büchereipädagogik fordern, daß sie individuell sei, das müssen wir mindestens so nachdrücklich für Lehrgänge in bestimmten Landschaften verlangen.

Wenn ich den Inhalt aller unserer Lehrgänge ganz allgemein gliedere, so enthielten sie

1. Büchereiarbeit im engeren Sinne (geistige und technische Grundlagen),
2. Büchereiarbeit im weiteren Sinne (Erschließung der Bücherei, freie Volksarbeit),
3. Pflege des Heimat- und Volkstumsgedankens,
4. Kulturpolitisches.

Da im einzelnen darauf noch bei den verschiedenen Programmpunkten hingewiesen werden kann, darf es bei diesen allgemeinen Angaben sein Bewenden haben. Es ist, bevor die Darstellung der einzelnen Lehrgänge beginnt, noch darauf hinzuweisen, daß namentlich bei den letzten schon eine gewisse Vorarbeit geleistet war, indem die Teilnehmer, meist Lehrer, schon durch vorhergegangene Vorträge in den Lehrerkonferenzen mit den Grundgedanken der Büchereiarbeit sowohl wie denen der freien Volksarbeit in Berührung gebracht waren. Ferner muß betont werden, daß die Lehrgänge aus äußeren Gründen (weil die gleichzeitige Beurlaubung so vieler Lehrer aus einem kleinen Gebiet für längere Zeit nicht möglich ist), nicht länger als 2 Tage dauern konnten. Das bedingte eine von den Veranstaltern recht sehr als Schwierigkeit empfundene aber notwendige energische Zusammenfassung der Themen und eine Beschränkung auf das Wesentlichste, wie auch eine starke Inanspruchnahme der Hörer. Übrigens wurde die Durchschlagskraft der Veranstaltungen dadurch nicht beeinträchtigt. Bei den ersten Lehrgängen ersetzten wir noch die Reisekosten und gewährten auch Verpflegungsbeihilfen, soweit dies notwendig war. Beim zweiten schon mußte dies mit ganz wenigen Ausnahmen fortfallen. Alle andern aber haben wir ohne die geringsten Zuschüsse durchgeführt, und wir hatten die Freude, daß kein einziger der Geladenen ausblieb, wenn nicht ein besonderes Ereignis eingetreten war. Mehrfach aber mußten wir Wünschen nach außerplanmäßiger Beteiligung nicht Geladener entsprechen, dies namentlich bei den letzten Lehrgängen. — Doch nun zu diesen selbst. (Wo nichts angeben ist, sind die Vorträge von mir gehalten.)

Erster einführender Lehrgang. 15./16. September 1922.

1. Tag.

1. Psychologische Grundlagen der ländlichen Büchereiarbeit.

Ich entwickelte zunächst die treibenden Grundkräfte, welche die Bauernkultur gestaltet haben, und versuchte ein Bild vom heutigen Stand derselben zu geben. Daraus ergab sich dann, daß wir es nicht mit einer gleichartigen Masse zu tun haben, sondern mit einer Fülle von Individuen, die z. T. der seelischen

Struktur städtischer Menschen nahe stehen. Daher die Notwendigkeit einer individuell pädagogischen Büchereiarbeit auch auf dem Lande. Kurze Schilderung des Inhalts der Grenzbüchereien und der geistigen Arbeitsweise (Besprechungskatalog).

2. Schleswig-Holsteinische Heimatliteratur (Jungclaus).

Schilderung, wie sich unsere Heimatkultur in der Dichtung spiegelt und eingehende und treffliche Würdigung unserer Heimatdichter. Der Vortrag war methodisch besonders wertvoll, da er das Thema vom Büchereigesichtspunkt anfaßte und zugleich zur Bildung literarischer Urteilsfähigkeit hinzuführen versuchte. (Dieser Punkt wird bei den Büchereilehrgängen meist stark vernachlässigt, von den Teilnehmern aber immer dankbarst begrüßt.)

3. Praxis der Grenzbücherei (Frau Weber).

Unterbringung und Aufstellung der Bücher, Signieren, alphabetischer Katalog, Ausleihetechnik (Buch- und Leserkarte), Statistik, Zugangsliste usw., das alles nur in den Grundelementen, beschreibend nach der von uns mitgegebenen Form, nicht deduktiv, da die Problematik der Technik überhaupt gegenüber der geistigen Arbeit der Dorfbücherei, wie sie sein soll, eine viel geringere Rolle spielt, als bisweilen behauptet wird. (Der Wert der Form der Bücherei steht im Verhältnis zur Größe der Bücherei.)

4. Übungen über Buchpflege und Buchbearbeitung (Frau Weber).

Behandelt wurde das Verstärken von Verlegereinbänden, Einschlagen der Bücher (Plagescher Umschlag), Beseitigen der gewöhnlichsten Buchschäden. Verteilt wurde ein Merkblatt, worauf die Anleitungen zu den Arbeiten im Telegrammstil aufgeführt sind.

5. Organisation des Grenzbüchereiwesens.

Es wurde namentlich auseinandergesetzt, weshalb wir die Standbücherei wählten und das Zusammenwirken mit der Zentrale. Am Schluß Aussprache.

2. Tag.

1. Kultur und Sprache.

Da in unserem Grenzgebiet gemischtsprachliche Verhältnisse vorliegen, kam es mir darauf an, zu zeigen, wie die Sprache der Urausdruck eines Volkstums ist. Zugleich wählte ich die Beispiele so, daß sie im zeitlichen Ablauf ein Stück germanischer Seelengeschichte darstellten, indem ich dartat, wie Wortschöpfung und Volkserlebnisse eng zusammenhängen. Im letzten Grunde eine weltanschauliche Vertiefung des Deutschtumsgedankens.

2. Das Volkslied (Tränckner).

Eine Betrachtung über das deutsche Volkslied und Volkstum mit musikalischen Proben. Bei einem geselligen Zusammensein am Abend vorher hatte ein Wandervogelchor die meisten in Frage kommenden Lieder gesungen.

3. Verkauf von Büchereimaterial usw., Regelung geschäftlicher Angelegenheiten.

4. Grenzfragen (Gröndahl).

Schicksale der deutschen Grenzen überhaupt und Aufgaben der kulturpolitischen Grenzarbeit.

5. Vorlesestunde.

Nach einer kurzen Einführung über den bildungspfleglichen Wert und die Notwendigkeit des Vorlesens las ich Wilhelm Schäfer „Das fremde Fräulein“.

Zweiter einführender Lehrgang. 19./20. Januar 1923.

1. Tag.

1. Inhalt und Aufgabe der Grenzbüchereien.

Ich ging diesmal von den verschiedenen Problemen aus, wie sie der Bücherei durch die Grenzverhältnisse gestellt werden und zeigte in ähnlicher Weise wie beim 1. Lehrgang, wie der inhaltliche Aufbau der Grenzbücherei dem entspräche und wie die Aufgaben daraufhin aufzufassen seien.

2. Heimatliteratur in der Volksbücherei (Jungclaus).

Im wesentlichen eine Wiederholung des früheren Vortrages mit noch stärkerer Betonung des Büchereimäßigen.

3. Praxis der Grenzbücherei (Frau Weber) s. 1 Lehrgang.

4. Übungen über Buchpflege (Frau Weber) s. 1. Lehrgang.

5. Organisation des Grenzbüchereiwesens.

Ich ging dabei aus von einer kurzen Betrachtung des dänischen Büchereigesetzes und seiner Auswirkung im abgetrennten Gebiet und zeigte an diesem Beispiel und Gegenbeispiel das Grundsätzliche aller Büchereiorganisation und der unsrigen im besonderen.

2. Tag.

1. Architektonik und Rhythmus in der deutschen Prosa.

Ein gewisses Gegenstück zu dem Vortrag „Kultur und Sprache" vom 1. Lehrgang. Eine Auswahl von Beispielen von der ältesten Prosa (altisländische Saga) bis zur Gegenwart gab die Schicksale der deutschen Sprachform in Verbindung mit den Seeleninhalten bestimmter Epochen. Auch hier die Betonung des Deutschtums. Zugleich diente der Vortrag der Schärfung des Stilgefühls, weil durch Analyse einiger Beispiele (G. Keller) dargetan wurde, wie wirklich künstlerische Prosa eine vom künstlerischen Erlebnis bedingte Architektonik und somit auch einen notwendigen Rhythmus habe.

2. Vom Sinn und Wert schleswig-holsteinischer Geschichte (Tränckner).

Versuch, die schleswig-holsteinische Geschichte aus ganz weiter Perspektive zu sehen und sie letzten Endes in den Strom kosmischen Geschehens zu stellen.

3. Vom Deutschtum im Auslande (Gröndahl).

Dem Staatsgedanken vom Deutschen Reich wurde nach einer Betrachtung des Deutschtums im Auslande der Volksstaat als überstaatlicher Zusammenschluß zur Volksgemeinschaft entgegengestellt. Sodann eine Darlegung unserer Grenzverhältnisse und unserer kulturpolitischen Aufgaben.

4. Vorlesestunde.

Zunächst eine kurze allgemeine Einführung wie beim 1. Lehrgang. Dann ein Programm zu den Ausführungen über deutsche Prosa, enthaltend W. Schäfer: Die Legende (Aus: Die dreizehn Bücher der deutschen Seele) — Die Legende von St. Julian (Aus: Benz: Legendenbuch). — Lagerlöf: Der Herr und der heilige Petrus (Aus: Legenden). — G. Keller: Das Tanzlegendchen.

Ich überschlage zunächst den **3. Büchereilehrgang**, in welchem die ersten 50 Büchereien nach einjähriger Arbeit zusammengefaßt wurden und gebe das Programm des nächsten einführenden Lehrgangs, der die Einleitung zu dem Aufbau weiterer 50 Büchereien im Winter 1923/24 geben sollte. Da wir uns selbst noch mehr in die besonderen Verhältnisse eingefühlt hatten, war es möglich, die drei im folgenden angegebenen Büchereivorträge im engeren Sinne unter Fortlassung der inzwischen als nicht besonders notwendig erkannten Punkte und noch stärkerer Hervorhebung des Vorwärtstreibenden zu gestalten. Der Lehrgang mußte genau so wie die nächstfolgenden stärker auf die Erschließung der Bücherei eingestellt werden. Da ein 3. Tag nicht hinzugenommen werden konnte, so mußte leider die Fortführung der von mir früher gegebenen geistesgeschichtlichen Betrachtungen aus dem Gebiet der deutschen Sprache unterbleiben. Dafür versuchte ich Ersatz zu bieten in Themen, die sich mit der Erschließung der Bücherei befaßten (Vorlesestunden). Da ich eine allgemeine Vertrautheit mit den Fragen des Grenzbüchereiwesens nach der Vorarbeit in den Konferenzen erwarten durfte, gestaltete ich die erste Einleitung etwas mehr vom Büchereiproblem her. Den Vortrag über Organisationsprinzipien stellte ich ganz auf den Gedanken ein, wie schon rein in der Organisation ein volkserzieherisches Moment liege und liegen müsse, und wie unser Ziel sei: kulturelle Selbsthilfe, Erziehung zum Büchereigedanken. Wenn ich ganz im allgemeinen den Grundunterschied zu den vorhergehenden beiden Lehrgängen angeben darf, so wäre er etwa damit be-

zeichnet, daß eine stärkere Willensbildung aus unserer besonderen Notwendigkeit heraus erstrebt wurde. Im folgenden sind wohl Zusätze zu den Themen nicht mehr nötig, da die Fassung den Inhalt nach den vorhergehenden Ausführungen hinreichend kennzeichnet.

Vierter einführender Lehrgang. 23./24. November 1924.

1. Tag.

1. Die Grenzbücherei, I. Teil: Bedeutung, Inhalt, Ziel.
2. Schleswig-holsteinische Heimatliteratur (Jungclaus).
3. Die Grenzbücherei, II. Teil: Praxis, Technik (Frau Weber).
4. Buchpflege (Übungen) (Frau Weber).
5. Die Grenzbücherei, III. Teil: Organisationsprinzipien.

2. Tag.

1. Die künstlerische und pädagogische Bedeutung J. H. Fehrs' (Jungclaus).
2. Vorleseabende auf dem Lande. I. Teil: Methodik.
3. Kulturpolitik im Grenzgebiet (Gröndahl).
4. Vorleseabende auf dem Lande. II. Teil: Beispiel.

Der **5. Lehrgang,** unterschied sich vom 4. nur dadurch, daß er statt des Vortrags über Heimatliteratur von Jungclaus eine Würdigung der plattdeutschen Dichter brachte („Plattdeutsch und die Volksbücherei"), und ich aus Mangel an Zeit über die Methodik der Vorleseabende auf dem Lande nicht sprach, aber statt dessen das zweistündige Beispiel eines solchen Abends gab.

Es ist noch nachzuholen, daß, soweit es nötig war, den Teilnehmern kurze Ausarbeitungen in Abzügen mitgegeben wurden und daß mir die Teilnehmer fast immer durch Vorverhandlungen an Ort und Stelle der zukünftigen Bücherei persönlich bekannt waren.

Inzwischen hatte im Oktober 1923 der **weiterführende Lehrgang** für die ersten 50 Büchereien stattgefunden. Als Auftakt dienten Besprechungen, die ich mit fast allen Büchereien an Ort und Stelle hatte. Diese Besprechungen erstreckten sich auf praktische und geistige Erfahrungen. Aus ihnen wuchs der Lehrgang recht eigentlich heraus. Ich setze zunächst das Programm hierher.

1. Tag.

1. Bücherei und Volkshochschule.
2. Bücherei und Jugendarbeit (Lehrer Adolphsen-Jardelund) (anschließend Aussprache).
3. Die politische Lage im Grenzgebiet (Gröndahl) (anschließend Aussprache).
4. Austausch von Erfahrungen. Beratung über weitere Arbeiten.

2. Tag.

1. Fehrs als Dichter des Dorfromans (Jungclaus).
2. „Ein Gang ins Innere der Erde", ein Volksabend (Tränckner).
3. Einführung in Timm Kröger (Die alte Truhe).
4. Gottfried Keller. Eine Betrachtung für den „Volkslehrer" (Tränckner).
5. Die Vorlesestunde und ihr Aufbau.
6. Vorlesestunde.

Maßgebende Gesichtspunkte waren:

1. *Austausch von Erfahrungen.* Da die psychologischen noch zu ungefestigt waren, sah ich von einer eingehenden Besprechung derselben ab. Der Austausch von Erfahrungen beschränkte sich im wesentlichen auf die Stellung der Bücherei im Bewußtsein unserer Bauernbevölkerung. Die Aussprache war hier recht lebhaft. Zum ersten Mal wurde auch der Versuch gemacht, einen jungen Büchereileiter selbst über ein Thema sprechen zu lassen, um auch möglichst von der Kleinpraxis ein Bild zu gewinnen. Es ist das der Vortrag „Bücherei und Jugendarbeit". Insofern gehört er auch noch zum Austausch von Erfahrungen.
2. *Weiterentwicklung der geistigen Büchereiarbeit.* Als Auftakt diente dazu „Bücherei und Volkshochschule" (inzwischen in der „Bücherei

und Bildungspflege abgedruckt), worin die grundsätzliche Übereinstimmung zwischen jeder freien Volksbildung und der Büchereiarbeit im weiteren Sinne entwickelt und ein organisches Anknüpfen aller Bildungsarbeit an die Bücherei auch auf dem Lande gefordert wurde.

3. Veranschaulichung der freieren geistigen Arbeit. Leider fiel das Beispiel des Volksabends „Ein Gang ins Innere der Erde" aus, so daß dieser Zweig der freien Volksarbeit nicht veranschaulicht wurde. Stattdessen trat als Lückenbüßer ein Vortrag über das Volksmärchen und seine Verwendung in der Volksarbeit ein. So gelang die Absicht, Beispiele der praktischen Bildungspflege nebeneinander zu stellen, nicht ganz, da nur die Vorlesestunde stattfand.

4. Durchdringung des Heimatgedankens. In Fortsetzung des vorjährigen Vortrages über Heimatliteratur sollten jetzt einzelne Dichter behandelt werden unter gleichzeitiger Hinausführung des Gedankens aus seiner Enge, in die er von Unverständigen gar zu leicht hineingedrängt wird. So steht also G. Keller durchaus sinngemäß in diesem Programm. Die beiden ersten Vorträge sind inzwischen als besonderes Heft unserer Schriftenreihe „Arbeit am Volkstum" erschienen (bezw. im Druck).

F. Schriewer (Flensburg).

Die Entwicklung der Volksbüchereien in Dänemark.

Nach Andr. Sch. Steenberg: De folkelige Biblioteker i Danmark (Tilskueren, Nov. 1923) und Steenberg: Erindringer fra mit Biblioteksarbejde (Bogens Verden 1921—24).

Im folgenden wird versucht, die Entwicklungslinie der Volksbüchereibewegung in Dänemark nachzuzeichnen, wie Prof. Steenberg sie in den zitierten Aufsätzen freilegt. Steenberg ist selbst der Führer der Bestrebungen gewesen, die das dänische Volksbüchereiwesen in verhältnismäßig wenigen Jahren zu einem der bestentwickelten in Europa machten, und das dänische Volk ist ihm für seine rastlose Tätigkeit zu tiefem Dank verpflichtet.

Als Steenberg Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts seine Tätigkeit auf diesem Gebiet nebenamtlich begann, waren die Verhältnisse noch recht kümmerlich: In Kopenhagen waren damals 6 Volksbüchereien (1885 gestiftet) mit zwei Lesezimmern; elende Räume, denen der Armeleutegeruch anhing. In den Provinzstädten gab es so gut wie keine Büchereien, auf dem Lande nur einige Büchersammlungen, die dem zufälligen Interesse von Privatpersonen ihr Vegetieren verdankten.

Für das klassische Land der Volkshochschulen war es ein dürftiger Zustand. Aber gerade dem Ansehen der Volkshochschule, wo das gesprochene „lebendige Wort" als Lehre herrschte, war es zuzuschreiben, daß der „tote Buchstabe" der Bücher von vielen gering geachtet wurde. Die Auffassung ging vielfach dahin: Will man etwas lernen, dann hört man Vorträge an, will man sich unterhalten, liest man Bücher.

Man beachte, wie hier die ganze Bildungsfrage in die Enge des Gegensatzpaares „lernen und unterhalten" eingezwungen erscheint. Das ist nicht Zufall. Für lange Zeit ist die Volksbücherei in Dänemark ganz darauf eingestellt zu beweisen, daß sie ein Instrument des Lernens, der Aufklärung (mit der ganzen Enge des Begriffs) sei, ein Arbeitsgerät bei der praktischen Arbeit.

Dazu war vor allem Agitation, Agitation und nochmals Agitation vonnöten. Wenn man Steenbergs Erinnerungen liest, tritt einem überwältigend entgegen, wie er ein geborener Agitator und Organisator ist. Es kommt einem fast übermenschlich vor, was er, vor allem bis 1910, — solange war seine Tätigkeit nebenamtlich! — in dieser Hinsicht geleistet hat. Man kann die Reisen, die er zu diesem Zwecke im Lande selbst und ins Ausland machte, einfach nicht zählen, so rastlos ist er tätig. Es war aber nicht etwa nur ein planloses Herumagitieren. Die Lebensarbeit Steenbergs hat ein außerordentlich sinnvolles Gepräge.

Er ging aus von dem Verhältnis des Kindes zum Buch. Die Volksschule mußte das Kind weiterbringen, als daß es sich gerade in seinem Lese- und Rechenbuch zurechtfand. Es mußte auch lernen, andere Bücher zu handhaben, vor allem auch Nachschlagewerke, Lexika, Handbücher und dergl. In seiner Schrift: Schule und Buch (1905) führt Steenberg recht eingehend durch, was er unter Lesen versteht und wie man lesen lernen muß. Er versuchte in Lehrerversammlungen direkt auf Lehrer einzuwirken, stieß dabei aber oft auf wenig Verständnis. Das entmutigte ihn nicht; er suchte Seminarien auf, um vor allem den Lehrernachwuchs zu beeinflussen und auch hier auf die vermehrte Benutzung von Nachschlagewerken hinzuarbeiten. Er strengte sich an, um die Frage von Schülerbüchereien auch an Volksschulen in Fluß zu bringen und schließlich gelang es ihm, hierfür einen regelmäßigen Staatszuschuß zu erhalten. 1917 wurde der Verein für Schülerbüchereien gegründet, und es konnte eine ganze Reihe von Schullesestuben eröffnet werden. So wandelten sich langsam die Verhältnisse.

Ward so das Verständnis der jungen Generation für die Frage der Büchereien geweckt, so galt es, darüber nicht die Arbeit an der älteren zu vernachlässigen. Es mußte versucht werden, eine neue Art von Büchereien zu schaffen, die nicht nur dem oft recht seichten Unterhaltungsbedürfnis der Massen entgegenkamen wie die bisherigen Leihbibliotheken, oder die der rein wissenschaftlichen Arbeit abgeschlossener Kreise dienten wie die Universitätsbibliotheken, sondern solche, die dem Bildungstrieb des Einzelnen die Wege bahnten, die Schulen für den Erwachsenen waren. Ohne besonderes Vorstudium mußte er hier sich durch Bücher fortbilden können, der Bibliothekar sollte ihm ein Freund sein, jederzeit bereit zu helfen.

Prof. Steenberg begann seine Agitation vor allem in den Provinzstädten. Er fing es so an, daß er einen Vortrag über das englische und amerikanische Büchereiwesen hielt, welches ihm immer das Vorbild war, dem er möglichst nahe zu kommen strebte. (Die ganze Büchereitechnik folgt in Dänemark amerikanischen Mustern, von den „offenen Regalen" an zur Katalogisierung, Signierung usw., denn Steenberg waren die amerikanischen und englischen Büchereien aus eigener Anschauung bekannt, und sein schriftlicher Verkehr mit diesen Ländern ist besonders rege.) Im Anschluß an seinen Vortrag wurde gewöhnlich ein Ausschuß gebildet, der die Errichtung einer Bücherei im Orte vorbereitete. Es wurden Geld und Bücher gesammelt, ein Büchereiverein gegründet, dessen Mitglieder einen geringen Beitrag zahlten und einen engeren Verwaltungsausschuß wählten. Ein Lehrer übernahm es in der Regel, die Ausleihe unentgeltlich zu machen, und in einem Schulzimmer wurden die Bücher gewöhnlich untergebracht. Die Stadt bewilligte dann etwa einen Zuschuß von 100 Kronen. So entstanden allmählich allerorts kleine Büchereien. Auf dem flachen Lande ging die Entwicklung naturgemäß langsamer vor sich. Es kostete manchen harten Strauß, um mit der Ansicht durchzudringen, daß auch im Landvolk der Bildungstrieb weiter reiche als zu seichter Unterhaltungslektüre, und meistens konnte ihm belehrende Literatur nur auf dem Umwege über städtische Büchereien zugeführt werden.

Einige Daten mögen kurz die Entwicklung bis zum Jahre 1910 kennzeichnen. Seit 1882 hatte der Staat den Kreisbüchereien insgesamt eine Unterstützung von 10 000 Kronen jährlich bewilligt, die durch einen Ausschuß verteilt und verwaltet wurden. Dieser Zuschuß wurde 1897 auf 14 000 Kronen erhöht mit der Bestimmung, daß die Unterstützung auch städtischen Büchereien zukommen könnte. Aus diesem Ausschuß, dem seit 1897 Steenberg angehörte, entwickelte sich der Staatliche Büchereiausschuß (Statens Bogsamlingskomité), der seit 1910 ein eigenes Büro in Kopenhagen, unter der nunmehr hauptamtlichen Leitung Steenbergs hatte. Doch davon weiter unten.

1889 hatte die Kgl. Landwirtschaftsgesellschaft ein Bücherverzeichnis für Kreis- und landwirtschaftliche Büchereien herausgegeben. 1901 kam hierzu, durch Steenbergs reiche Erfahrung und Mitarbeit sehr gefördert, ein Nachtrag heraus. Aus der langsamen Entwicklung dieser Jahre ist noch die Gründung der Staatsbücherei zu Aarhus anzumerken, die sich besonders auch der volksbibliothekarischen Arbeit annahm durch Einzelausleihe und Einrichtung von Wanderbüchereien.

Weiter ist noch die Gründung des Vereins „Dänemarks Volksbüchereien" 1905 zu erwähnen. Es war ein Zusammenschluß aller staatlich unterstützten Volks- und Jugendbüchereien, der vor allem den Büchereien Rabatt bei den Verlegern verschaffte. Von ihm wurde ein Vereinsblatt herausgegeben: Bogsamlingsbladet. Hier mag gleich angeführt werden, daß 1917 ein „Dänischer Büchereiverein" gegründet wurde, der die Bibliothekare umfaßte und deren Interessen vertrat. 1920 verschmolzen beide zu „Dänemarks Büchereiverein", dessen Organ „Bogens Verden" ist.

Im Jahre 1910 hatte, wie bereits gesagt wurde, Prof. Steenberg im Hauptamte die Leitung von „Statens Bogsamlingskomité" in Kopenhagen übernommen, während er bisher in Horsens Lehrer an einer höheren Schule war. Damit beginnt ein Zeitabschnitt, der 1920 mit dem Erlaß des Büchereigesetzes seinen krönenden Abschluß findet: die Zeit der zunehmenden Zentralisation und des Durchorganisierens der stark zunehmenden Volksbüchereien. Eingeleitet wird diese Entwicklung durch die Landesausstellung in Aarhus 1909. Auf dieser Ausstellung wurde ein Musterdorf errichtet, um zu einer besseren und schöneren Bauweise anzuregen. In dem Dorfe wurde ein Versammlungshaus — wie es ja jedes größere Dorf in Dänemark besitzt — gebaut, und es konnte durchgesetzt werden, daß hierin eine Musterbücherei mit Lesesaal und Ausleihe für Erwachsene und Kinder eingerichtet wurde, die stark benutzt ward. Gleichzeitig wurde eine allgemeine Büchereiversammlung abgehalten, die etwa 150 Personen umfaßte und zwar zum ersten Male Volksbibliothekare und solche von wissenschaftlichen Bibliotheken gemeinsam. Diese Versammlung erhielt ihre Bedeutung für die folgende Zeit der Zentralisation und Organisation durch einen völlig durchgearbeiteten Plan über Zentralbüchereien, den Oberbibliothekar H. O. Lange hielt. Er ging aus von den bereits bestehenden Kreisbüchereien in Vejle und Holbaek. Diese sollten nun viel besser eingerichtet werden: ein Fachbibliothekar sollte sie leiten, eine großzügige wissenschaftliche Abteilung ausgebaut werden und die Büchereien so zu einer wirksamen Hilfe der Amtsbezirks- und Gemeindebüchereien des Kreises werden. Die Ausführung des Planes ermöglichte ein Staatszuschuß im Jahre 1913/14. Die Einrichtung bewährte sich vorzüglich und bald folgten diesem ersten Versuch weitere im ganzen Lande, die für die weitere Entwicklung des Büchereiwesens in Dänemark die allergrößte Bedeutung hatten.

Die Organisation der Büchereien in der Hauptstadt erfolgte von 1912 an unter dem Stadtbibliothekar Aarsbo nach ganz ähnlichen Gedanken: eine große Zentralbücherei wurde geschaffen mit Filialen in allen Stadtteilen, neue Lesesäle wurden eingerichtet, unentgeltliche Benutzung eingeführt usw. Die Einrichtung in Kopenhagen wurde schnell vorbildlich für das ganze Land.

Der Wirkensbereich des „Staatlichen Büchereiausschusses" wurde fortwährend erweitert, und er konnte, obwohl Steenberg in dem Bibliothekar Th. Døssing einen sehr guten Mitarbeiter fand, selbst bei anhaltendster Tätigkeit kaum der Entwicklung der Büchereien im Lande folgen. Vor allem mußten Regeln für die Einrichtung und den Betrieb von Büchereien herausgegeben werden. Man machte sich unverzüglich an die Arbeit, eine Reihe von Handbüchern über Klassifizieren, über das Nummerieren und Katalogisieren erscheinen zu lassen; alle waren nach dem amerikanischen System, allerdings unter Anpassung an dänische Verhältnisse, verfaßt. Diese Handbücher wurden für alle Bibliothekare in Dänemark maßgebend, sodaß dadurch die Büchereiarbeit im Lande ein sehr einheitliches Gepräge erhielt und die Idee der Volksbildungsarbeit eine größere Stoßkraft. Diese Einheitlichkeit wurde weiter gefördert durch die Einrichtung von Ausbildungslehrgängen und schließlich einer Büchereischule in Kopenhagen.

Die für Dänemark wirtschaftlich schwierigen Jahre vorm Kriege und die ersten Jahre des Krieges konnten die Entwicklung nur wenig hemmen. Von 1917 an wurde das Geld flüssiger, und das Tempo wurde nun noch eiliger. Eine Reihe Stiftungen von privater Seite gingen ein, die sonst zu den Seltenheiten in Dänemark — wohl noch mehr bei uns — zu gehören scheinen. Die Staats- und Gemeindezuschüsse wurden bedeutend erhöht. Im Jahre 1918/19 wurden ausführlichere Regeln für die Staatsbeiträge aufgestellt. Größere Summen konnten an

solche Büchereien gegeben werden, die bestimmte Voraussetzungen erfüllten: unentgeltliche Benutzung, Einrichtung eines Leseraumes mit einer Handbücherei, Einstellung eines Fachbibliothekars, Wirkung für den ländlichen Umkreis usw.

Im Jahre 1919 endlich wurde vom Unterrichtsministerium ein Ausschuß eingesetzt, um Vorschläge für ein Büchereigesetz auszuarbeiten. Der Ausschuß setzte sich zusammen aus Ministerialbeamten, Vertretern von „Statens Bogsamlingskomité", der wissenschaftlichen Bibliotheken und der Büchereivereine. Januar 1920 wurde ein einstimmig angenommener Vorschlag an das Ministerium eingegeben, das ihn unverändert an den Reichstag weitergab, und am 5. 3. 1920 wurde das Gesetz ebenso vom König unterzeichnet. Im selben Monat trat Professor Steenberg von seiner Stellung als Leiter des Büchereiausschusses zurück, da er von einer Krankheit, die er sich durch Überanstrengung zugezogen hatte, sehr geschwächt war.

Das Gesetz befaßt sich mit sämtlichen Büchereien, die das allgemeine Wissen (die Aufklärung) und die wissenschaftliche Arbeit fördern, einerlei, ob sie kommunale, private oder Vereinsbüchereien sind. Der Staat kann ihnen einen Zuschuß für die Einrichtung gewähren und eine jährliche Beihilfe bis zur Hälfte des Ortszuschusses. Die Verteilung geschieht nach denselben Grundsätzen wie früher die durch „Statens Bogsamlingskomité". Die Zentralbüchereien, durch die die lokale Arbeit mit direkter Ausleihe, mit Wanderbüchereien und mit bibliothekstechnischer Beratung gefördert wird, können außerdem einen Zuschuß bis zu 8000 Kronen bekommen.

An der Stelle des früheren Staatlichen Büchereiausschusses (Statens Bogsamlingskomité) steht jetzt der Büchereirat mit 11 Mitgliedern, unter ihnen ein Büchereidirektor als Vorsitzender — dazu wurde Bibliothekar Th. Døssing ernannt —, der vor allem mit der „Büchereiaufsicht" arbeitet (Statens Bibliotekstilsyn). Diese besteht aus einem Büchereiinspektor, einem Büchereikonsulenten, vier Assistenten und einem Kontoristen.

Das Gesetz will nicht neue Entwicklungslinien ziehen, sondern will nur die Bedingungen für die Entwicklung der Büchereien nach den bisherigen bewährten Richtlinien günstiger gestalten. Schon jetzt kann gesagt werden, daß das Gesetz eine außerordentliche Wirkung gehabt hat. Einige Zahlen mögen das illustrieren: Der Staatszuschuß, der 1899 noch 14 000 Kronen, 1909 31 000 Kronen, 1919 190 000 Kronen betrug, stieg im Jahre 1921/22 auf 465 000 Kronen. Die örtlichen Zuschüsse stiegen in derselben Zeit von 5000 Kronen über 34 000 Kronen und 300 000 Kronen auf 605 000 Kronen im Jahre 1921/22. Die Ausleihe wuchs von 307 000 Bänden auf über 3 Millionen. Hierbei sind die Kopenhagener Büchereien nicht einbezogen, deren Etat etwa gleich der Hälfte des Landesetats ist und deren Ausleihe diesem Verhältnis ziemlich genau entspricht.

Die Staatliche Büchereiaufsicht hat sich von größtem Wert für die Richtung der Entwicklung wie für die Sammlung der Kräfte erwiesen, da hier ein wirklicher Fachmann an der Spitze steht. Sie hat eine Reihe technischer Hilfsmittel herausgegeben: ein Lehrbuch über Bibliothekstechnik, eine jährlich erscheinende Zeitschriftenbibliographie, eine Anleitung zum Gebrauch für Handbücher, und zur Zeit wird an einem Musterkatalog gearbeitet. Die „Büchereiaufsicht" führt auch die Kontrolle des Buchhändlercabatts durch. Sie ist eben das Zentrum der ganzen Büchereiarbeit in Dänemark.

Eins der wichtigsten Glieder der Büchereiorganisation sind die Zentralbüchereien, von denen bisher 14 eingerichtet sind. An sie ist ein Teil der Arbeit übergegangen, die früher der „Staatliche Büchereiausschuß" allein leistete. Dadurch ist in glücklicher Weise dezentralisiert worden. Es ist für die kleinen Büchereien von der größten Bedeutung, daß in ihrer Nähe Fachbibliothekare sind, an die sie sich leicht persönlich oder telephonisch wenden können. In Esbjerg ist diese Hilfe in der Weise entwickelt, daß die Zentralbücherei einen Wanderbibliothekar ausschickt, der sich bei den einzelnen kleinen Büchereien 8 bis 14 Tage aufhält, den ganzen technischen Apparat ordnet und in Gang setzt, sodaß der Ortsbibliothekar in technischer Hinsicht nur die tägliche Arbeit zu leisten hat, im übrigen natürlich die wichtigste: im rechten Augenblick das rechte Buch an den rechten Mann zu bringen. Auch hierbei leistet allerdings die Zentralbücherei wirksame Hilfe durch

Zusendung von Fachliteratur, auch durch unmittelbare Ausleihe aufs Land hinaus und nach den umliegenden kleinen Orten. Eine ähnliche Wirksamkeit, wenn auch nicht so umfassend, wird von den Stadtbüchereien für die nähere Umgebung geleistet. In Kreisen, wo bisher keine Zentralbüchereien waren, ist denn auch die Entwicklung der Büchereieinrichtungen viel langsamer vor sich gegangen.

In den letzten Jahren haben die Gemeinden die Büchereien immer mehr selbst übernommen. Dadurch gewinnt die Einrichtung an Festigkeit, die Gemeinden geben williger das Geld her. Gleichzeitig wächst das Verständnis für die Büchereiarbeit, Unterstützungen und Opferwilligkeit nehmen zu. Man hat immer mehr eigene Büchereigebäude errichten können. Hier finden sich in ständig wachsender Zahl Besucher aus allen Bevölkerungskreisen, die es gewohnt werden, bei allen Fragen des täglichen Lebens, die ihnen zu schaffen machen, hier Aufklärung und Hilfe zu suchen.

Prof. Steenberg faßt in einigen Sätzen zusammen, was ihm das Wesentliche der bisherigen Entwicklung des Büchereiwesens in Dänemark zu sein scheint: Das lebendige gedruckte Wort wird ebenso hoch geschätzt wie das gesprochene in seiner Bedeutung für die Volksbildung. Das ist z. T. die Folge davon, daß die Schulen angefangen haben, das richtige Verhältnis zwischen Kindern und Büchern herzustellen. Die Öffentlichkeit ist darauf aufmerksam geworden, welch ausgezeichnete Werkzeuge die öffentlichen Büchereien und ihre Fachbibliothekare für des Volkes geistige und materielle Entwicklung, auch für seine Entwicklung zu guten Demokratien sind. Die Büchereiorganisation ist in Dänemark nun bald so weit gediehen, daß irgend ein Leser in irgend einem Orte ein beliebiges Buch in kürzester Zeit haben kann. Weil das Büchereigesetz in Dänemark nicht dem Volke aufgenötigt ist, sondern die Krönung einer ganz natürlichen Entwicklung ist, d. h. ein Ausdruck ist für den Lesedrang und die Lesetüchtigkeit des Volkes, so meint Steenberg, daß die Zukunft die gesundeste Weiterentwicklung des Büchereiwesens sehen wird. J. Langfeldt d. J. (Stettin).

Die Stadtbücherei Gleiwitz.

Am 14. Januar 1924 erfolgte in Gleiwitz die Eröffnung der ersten oberschlesischen Stadtbücherei. Sie stellt den Typ einer zweigeteilten Einheitsbücherei dar, bestehend aus einer wissenschaftlichen und einer volkstümlichen Abteilung (Studienbücherei und Volksbücherei) in räumlich getrennten Betrieben unter einheitlicher Leitung und Verwaltung, um eine organische Zusammenarbeit beider Büchereihälften zu erzielen.

Die Vorgeschichte der neuen Stadtbücherei reicht bereits um Jahre zurück, sodaß die Neuschöpfung letzten Endes nur in einer Umwandlung der Grundlagen und organisatorischen Zusammenfassung von schon Vorhandenem bestand. Die Volksbücherei wurde im Jahre 1900 von einem Volksbibliotheksverein gegründet, der seitdem unermüdlich und zielbewußt für ihr Gedeihen und ihre weitere technische Durchbildung sorgte. Eine Bücherei wurde von ihm im Zentrum der Stadt, eine zweite einige Zeit später, als sich zeigte, daß die Büchereiarbeit überraschend guten Erfolg hatte, in dem Vorort Petersdorf errichtet. Im Jahre 1906 ging der Verein daran, sogar eine dritte Bücherei in einem besonders von handarbeitenden Berufsständen bewohnten Stadtteil, dem Hüttenviertel, auszubauen. Leider fiel gerade diese Bücherei nach äußerst fruchtbarer Arbeit im Jahre 1920 der allgemeinen, durch den Zuzug der Flüchtlinge aus Ost-Oberschlesien noch verschärften Wohnungsnot in den oberschlesischen Grenzstädten, zum Opfer. Ihre Wiedereröffnung wird eine der Hauptaufgaben der nächsten Zeit sein. Durch zwei Jahrzehnte hindurch waren die Vereinsbüchereien ruhig und stetig gewachsen und zu bedeutungsvollen kulturellen Einrichtungen geworden. Mit dem sinkenden Wert der deutschen Mark aber brach für sie die Zeit wirtschaftlicher Sorge und zunehmender Erschütterung herein, sodaß schließlich ihre Weiterexistenz in Frage gestellt wurde. Die Einnahmen des Vereins reichten nicht einmal mehr für eine

angemessene Besoldung des Büchereipersonals aus; alle Zuschüsse seitens der Stadt und des Verbandes oberschlesischer Volksbüchereien zerrannen unter dem schärfer und schärfer werdenden Druck der Inflation.

In dieser äußersten Not wurden mit der Stadt Gleiwitz Verhandlungen zwecks völliger Übernahme der Büchereien in städtische Verwaltung aufgenommen, die dank der Einsicht weitsichtiger kommunaler Kulturpolitiker endlich zum Ziele führten. Die städtischen Körperschaften beschlossen, vom 1. April 1923 ab die Vereinsbüchereien auf den städtischen Etat zu übernehmen, und entlasteten hiermit den Verein, der sein gesamtes Vermögen der Stadt übergab.

Damit beginnt für die Gleiwitzer Volksbüchereien eine neue Epoche in ihrer Entwicklung; bis aber die arg mitgenommenen Bücherbestände wieder völlig allen Anforderungen gewachsen sein werden und die sofort in Angriff genommene büchereitechnische Durcharbeitung der Volksbüchereien vollendet ist, wird noch eine geraume Zeit vergehen.

Gleichzeitig mit der Übernahme der Volksbüchereien beschlossen die städtischen Körperschaften die Errichtung einer wissenschaftlichen Büchereiabteilung als Oberbau für die Volksbüchereien in Form einer Studienbücherei, die weiten Kreisen der Bevölkerung von Gleiwitz und Umgebung zur allgemeinen und beruflichen Weiterbildung dienen, sowie für alle wissenschaftlich Arbeitenden, insbesondere zur Erforschung der Heimat und heimatlichen Wesens das notwendigste literarische Rüstzeug bereit stellen soll. Bei dem Ausbau dieser Abteilung konnte ebenfalls an Vorhandenes angeknüpft werden. Beim oberschlesischen Museumsverein stand eine wertvolle Büchersammlung, die von dem ehemaligen Leiter des Museums, Geheimrat Schiller, in rastlosem Fleiß zusammengetragen war, als Grundstock bereit. Auch der Verband oberschlesischer Volksbüchereien, der durch seinen Geschäftsführer K. Kaisig und wissenschaftlichen Hilfsarbeiter Dr. W. Schuster den Gedanken einer allgemeinen wissenschaftlichen Bücherei in Oberschlesien seit Jahren in der Öffentlichkeit vertreten hatte, war gewillt, seine kleine wissenschaftliche Modellbücherei als Beigabe zu einem Grundstock abzugeben im Falle der endgiltigen Verwirklichung dieses Planes. Ein besonderer Arbeitsausschuß versuchte daher im Herbst 1923 die obersten Behörden des Reiches, des preußischen Staates und der neuen Provinz für diesen Plan zu interessieren und zu Beihilfen zu gewinnen. Als Standort war die Stadt Gleiwitz ins Auge gefaßt, einmal aus verkehrstechnischen Gründen, sodann aber auch, weil Gleiwitz große Geneigtheit zeigte, die realen Grundlagen für die Sicherstellung der wissenschaftlichen Bücherei zu schaffen. Trotzdem dann Reich, preußischer Staat und die Provinz aus finanziellen Gründen von Beihilfen vorderhand Abstand nahmen, ging dennoch die Stadt Gleiwitz aus eigener Kraft mutig ans Werk und ermöglichte durch Bereitstellung geeigneter Räume und Anstellung eines besonderen Bibliothekars den Aufbau der Studienbücherei, die mit den Volksbüchereien zu einer Stadtbücherei verbunden wurde.

Die Stadtbücherei ist zwar in einem alten städtischen Gebäude des Eckgrundstückes Karlstraße/Mauerstraße, wenige Minuten vom Marktplatze entfernt, untergebracht, von außen gerade nicht sehr ansehnlich; aber durch geschickte Raumverteilung und künstlerisch dekorative Ausmalung sind ihre Räume würdig hergerichtet und ausgestaltet worden. Aus bautechnischen Gründen mußte leider die Volksbücherei in das erste Stockwerk verlegt werden, während die Studienbücherei mit dem Lese- und Arbeitssaal im Erdgeschoß Unterkunft gefunden hat. Die Zweigstelle in Petersdorf ist in ihrem bisherigen Heim in einer dortigen Schule verblieben. Leider mußte auch sie zur Milderung der Wohnungsnot seinerzeit sich räumlich stark einschränken. Mit der demnächst erfolgenden Eingemeindung einiger Vororte werden weitere Volksbüchereien, die zum Teil bereits gut ausgebaut sind, der Stadtbücherei als Zweigstellen angeschlossen werden.

Der Gesamtbücherbestand der Stadtbücherei läßt sich nur ungefähr angeben, da die Katalogisierungsarbeiten, vor allem in der Studienbücherei, noch in vollem Flusse sind. Zur Unterstützung des Bibliothekars arbeiten hier seit Jahresfrist zwei Flüchtlingslehrerinnen mit. Die Einstellung einer etatsmäßigen Assistentin erweist sich als dringend notwendig zur Bewältigung der umfangreichen Arbeiten. Es dürften etwa insgesamt 16 000 Bände sein, wovon etwa 10 000 Bände auf

die Studienbücherei entfallen. Hiervon entstammen etwa 6000 Bände der oberschlesischen Museumsbücherei mit den wertvollen heimatgeschichtlichen Werken und dem Schriftarchiv; etwa 2500 Bände dem Verband oberschlesischer Volksbüchereien; Teilbestände wurden sodann aus der Ratsbibliothek abgezweigt. Von zahlreichen auswärtigen Stadtbibliotheken flossen der jüngsten deutschen Stadtbücherei zum Teil ansehnliche Schenkungen aus Doublettenvorräten zu. Von einer erst kürzlich gegründeten „Gesellschaft zur Förderung der Stadtbücherei Gleiwitz" wurden schon eine Reihe hervorragender monumentaler Nachschlagewerke für die Handbücherei des Lesesaals gespendet. So wird die junge Stadtbücherei mit der Zeit hoffnungsvoll wachsen und alsbald den dringendsten Bedürfnissen gerecht werden können. Als eine ihrer vornehmsten Aufgaben betrachtet sie die Sammlung aller landesgeschichtlichen Literatur im Sinne einer Landesbibliothek.

Der Stadt Gleiwitz gereicht es zum Ruhme, als erste der oberschlesischen Städte das heimische Büchereiwesen in schwerster Zeit nicht nur vor dem sicheren Untergange gerettet zu haben, sondern auch zugleich in der Büchereipolitik neue Bahnen betreten zu haben. Nach dem Vorbild von Gleiwitz hat dann alsbald Beuthen die auch dort bisher von einem Volksbibliotheksverein getragene Volksbücherei vor dem Verfall durch Übernahme in städtische Verwaltung bewahrt und die Anstellung einer hauptamtlichen Bibliothekarin vorgenommen. In der dritten Grenzstadt des westoberschlesischen Industriebezirks, Hindenburg, sind seit kurzem ähnliche Bestrebungen im Gange, die zu einer Neuordnung des Büchereiwesens führen werden nach dem Muster von Gleiwitz. So hat der mutige Entschluß der Stadt Gleiwitz in schwerer Zeit der Kulturpolitik der oberschlesischen Grenzstädte neue Antriebe gegeben und dem Bildungsstreben neue Quellen eröffnet. Mögen daher nun auch die obersten Behörden ihrerseits die Opfer der Industriestädte, die sie auf der Grenzwacht im Sinne der Festigung und Förderung deutscher Kultur willig bringen, zur gegebenen Stunde in angemessener Weise unterstützen. Daß hier auf gutem Boden gebaut wird, ergibt sich daraus, daß die Neuschöpfungen organisch gewachsen sind aus jahrelanger hingebungsvoller Vorarbeit zur Befriedigung tatsächlicher Bedürfnisse und Nöte.

Dr. H. Horstmann (Gleiwitz).

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

August Sperl.

Als einer der Hauptvertreter des historischen Romans ist Sperl, durch alte Familienbande mit seiner Heimat verknüpft, besonders mit Schilderungen aus der Geschichte der Oberpfalz und ihrer Nachbargebiete hervorgetreten. Wohl manche Anregung zu seinem dichterischen Schaffen hat er aus seiner beruflichen Arbeit an oberpfälzischen und fränkischen Archiven geschöpft. Doch haftet nichts von archivalischem Staub und antiquarischer Gelehrsamkeit seinen Werken an, die gleichwohl von einer meisterhaften Beherrschung des Kulturgeschichtlichen zeugen. Bei lebhafter, oft aus mannigfaltigen Einzelbildern sich zusammensetzender, in kräftiger Sprache erzählter Handlung zeichnen sich Sperls Schöpfungen durch treffende Charakteristik aus. Er liebt es, kraftvolle, gefestigte Menschen zu gestalten, die mit ihrem tiefen Gemüt, ihrer geraden Schlichtheit, ihrer festen, unerschütterlichen Treue, mit der sie ihrem Glauben, ihrem Volke oder ihrer Familie alles zu opfern bereit sind, einen starken Eindruck hinterlassen; schwächliche und stark differenzierte Persönlichkeiten zu schildern, psychologische Probleme folgerichtig durchzuführen vermeidet er mit Recht, weil darin nicht seine Stärke liegt.

Bemerkenswert ist sein stark ausgeprägter Familiensinn, der ihn gleich als erstes Buch eine frei dichterisch gestaltete Familiengeschichte („Die Fahrt nach der alten Urkunde") schreiben ließ, und der weiterhin in fast allen Werken lebensvoll hervortritt. Auch den herzenswarmen, oft sarkastischen Humor, der überall,

nicht nur in einigen humoristischen Novellen („Die beiden Heiligen“, „Narro“, „Der Faquin“) die Darstellung belebt und manche zu starke Spannung wohltuend unterbricht, darf man nicht vergessen. Der romantische Sinn Sperls zeigt sich in feinsinnigen, zuweilen das Fortschreiten der Handlung allerdings zu stark hemmenden Naturschilderungen, die er gern mit dieser symbolisch verbindet. Auch einige eingestreute teils volksliedhafte, teils höfischen Dichtungen erstaunlich echt nachgebildete lyrische und epische Lieder beweisen dichterisches Gefühl.

Man hat Sperl in seinen Hauptwerken mit Freytag und noch besser mit Scheffel verglichen. Er ist kein Moderner, und zu diesen klassischen Vertretern des Geschichtsromans läßt sich am ehesten eine Linie ziehen. Die hohe Künstlerschaft eines Kolbenheyer erreicht er nicht, doch ist er auch weit entfernt von der meist flachen, nur dem Unterhaltungsbedürfnis dienenden Schreibweise Schreckenbachs.

Die stärkste Wirkung, die von seinen Werken ausgeht, beruht aber nicht auf ihrer künstlerischen Vollkommenheit — darin haben andere ihn übertroffen — sondern darin, daß sie der Ausdruck einer festen, aufrechten Persönlichkeit sind. Ohne die Schattenseiten deutscher Eigenart zu verdecken, ohne in die oft beliebte öde Verherrlichung eines mißverstandenen Deutschtums zu verfallen, kann Sperl in der innerlichen Erfassung deutschen Wesens vielen ein Führer sein. Durchdrungen von einer tiefen Religiosität sieht er über allem kleinen Geschehen im Leben der Völker und des Einzelnen Gottes Walten und vermittelt so einen tiefen Eindruck von geschichtlichem Werden und Vergehen. Dieser sittliche Ernst läßt bei unserer Arbeit in Volksbüchereien, die ja nicht als Leihinstitute für literarische Feinschmecker, sondern vor allem als Bildungsstätten für unser Volk ihre Aufgabe zu erfüllen haben, einige Werke Sperls, gerade wegen ihres den künstlerischen oft überragenden weltanschaulichen Wertes, unentbehrlich erscheinen.

Für sämtliche Büchereien kommen in Betracht:

Die Söhne des Herrn Budiwoj. Eine Dichtung. München, Beck, 1896. (586 S.)

Von dem Kampf des Deutschtums, besonders des mächtigen Witigonengeschlechts, mit den aufstrebenden Tschechen in den Tagen Ottokars von Böhmen und Rudolfs von Habsburg handelt dieses Buch. Der deutsche König gibt aus politischen Gründen die Witigonen preis, und so geht dies stolze Geschlecht, dessen Führer Zawisch die Krone hätte tragen können, zu Grunde. Der große Kampf wird durch prachtvoll gestaltete Charaktere, glänzende Schilderungen aus dem bürgerlichen und kriegerischen Leben des Mittelalters, in einer lebendig fortschreitenden Handlung großzügig dargestellt. Dieser erste große Roman ist wohl das Beste, was wir Sperl bisher verdanken.

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1901. (402 S.)

Wie in der Gegenreformation der Oberpfalz der Landsasse Hansjörg Portner, durch das Beispiel seiner Jugendgeliebten und Braut Ruth von Zant bestärkt, Hab und Gut opfert, um seinem lutherischen Glauben treu bleiben zu können, ist der Hauptinhalt. Mit gewohnter Beherrschung der geschichtlichen und kulturellen Einzelheiten hat Sperl, der sich hier ganz auf heimischem Boden bewegt und manche Episode dieser Geschichte alten Berichten entnommen hat, ein farbiges Bild dieser fanatischen Zeit der Religionskriege gemalt, dessen Gestalten und Handlung gerade auch einfachere Leser fesseln werden. Trotz der keineswegs einseitigen Darstellung ist wegen des Stoffes katholischen Lesern gegenüber in der Ausleihe Vorsicht geboten.

Burschen heraus! Roman aus der Zeit unserer tiefsten Erniedrigung. München, Beck, 1913. (551 S.)

Die Bevölkerung eines kleinen fränkischen Duodezstaates begrüßt mit Freuden das französische Revolutionsheer als Befreier vom alten Zwang. Doch bald sehen alle unter fremder Unterdrückung ihren Irrtum ein: der Doktor Frey versucht nach der französischen Niederlage bei Amberg durch ein Aufgebot von Bauern das Land zu säubern, doch einige Jahre später ist die Grafschaft als

Teil eines Rheinbundstaates Napoleon untertan. Er erkennt, daß nur nach einer innerlichen Erneuerung die Fremdherrschaft abgeschüttelt werden kann und sucht seine beiden Söhne zu echt deutschen Männern zu erziehen. Der älteste geht in seinem fanatischen Haß bei dem Versuch eines Meuchelmordes an Napoleon zu Grunde; der jüngere zieht in den Befreiungskampf, nachdem er an einem schweren Erlebnis innerlich geläutert ist, das er in seiner übersteigerten studentischen Auffassung von Ehre selbst verschuldet hat. Mit schonungslosem Ernst tritt Sperl hier gegen die Auswüchse studentischer Freiheit auf. Der Schluß des Romans ist nicht genügend motiviert, doch die prächtigen Gestalten, wie der Doktor Frey, die Studentenmutter „die schwarze Moral", der Erbgraf, die plastisch beschriebenen Szenen aus dem studentischen und bürgerlichen Leben jener Zeit lassen darüber hinwegsehen. Obgleich nicht die höchste Leistung Sperls, wird dies Werk wegen seines gerade in unseren Tagen doppelt großen stofflichen Reizes in erster Linie für die Ausleihepraxis in Betracht kommen.

Kinder ihrer Zeit. Geschichten. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1906. (284 S.)

„Der Obrist" gehört zu den Meisternovellen historischer Erzählungskunst. „Die Knappheit, die unerbittliche Folgerichtigkeit, mit der sich alles aus den Charakteren und Personen entwickelt, ist eines C. F. Meyer würdig." (Fritz.) Mit erschütternder Wahrheitstreue wird erzählt, wie der alte Obrist an Gewissensqualen über eine im dreißigjährigen Kriege begangene Mordtat zusammenbricht und sich selbst richtet. In den „beiden Heiligen" mit ihrer harmlosen Verspottung des Wunderglaubens und seiner bösen Folgen für die, welche sich dadurch zu Betrug verleiten lassen, mit den köstlich gezeichneten Figuren der Mönche und Pfarrer und ihrer leichtgläubigen Herde, zeigt sich besonders kräftig Sperls Humor. „Der Mitläufer" ist eine ernste Erzählung aus dem Bauernkriege.

Der Archivar. Ein Roman aus unserer Zeit. München, Beck, 1920. (356 S.)

In diesem seinem einzigen nicht historischen Roman hat der Archivar Sperl einen reizvollen und gerade wegen des den meisten Lesern unbekannten Milieus interessanten Berufsroman geschrieben. Mit launigem Humor schildert er manche ergötzliche Szene, die einem Archivar begegnen kann, mit hohem Ernst die Aufgaben, die er mit seiner stillen Arbeit zu erfüllen hat. Wie der alte Major Titus seine Familienforschung glücklich beendet, wie seine Tochter Liselore in schweren Tagen innerlich reift, und wie schließlich sie und der weltfremde Privatgelehrte sich finden, wird mit feiner Kunst erzählt. Die von diesem bisher letzten belletristischem Werke des Verfassers ausstrahlende hohe Lebensauffassung wird es besonders für reifere Leser als wertvolle Lektüre erscheinen lassen.

Mittleren Büchereien kann zur weiteren Einstellung empfohlen werden:

Die Fahrt nach der alten Urkunde. Geschichten und Bilder aus dem Leben eines Emigrantengeschlechts. München, Beck, 1893. (257 S.)

In diesem seinem ersten Werk erzählt Sperl, wie ein Familienforscher und sein Sohn auf der Suche nach einer alten verlorenen Familienurkunde zwar nicht diese finden, aber auf ihren Wegen so manche Spuren und Glieder ihres alten Geschlechts antreffen, teils reich und geachtet, teils in bitterer Not. In der Geschichte der Familie gewinnt Hans Kerdern ein Bild von dem Auf und Ab, dem ewigen Wechsel und Kampf auf Erden und die Überzeugung, daß er treu an den alten Tugenden der Furchtlosigkeit, der lauteren Wahrhaftigkeit, der Gleichgültigkeit gegen die vergänglichen Güter dieser Erde festhalten müsse, nicht nur für sich, sondern vor allem auch im Hinblick auf die folgenden Geschlechter. Das ist das Wesen des wahren Adels. Für reifere Leser.

Richiza. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1909. (369 S.)

Der alte blinde Graf von Castell, in einer Fehde mit dem Bischof von Würzburg begriffen, verliert im Kampf durch den Verrat eines Vasallen fünf seiner Söhne. Der jüngste hat, durch ein Schlafmittel betäubt, das Treffen versäumt und zieht, da er seine Ehre und die Liebe seines Vaters verloren hat, ins

heilige Land. Lange bleibt er verschollen, aber Richiza, seine Jugendgeliebte, harrt in Treue aus, bis zu seiner endlichen Heimkehr. Mittelalterliches Ritterleben, Lehnswesen und Vasallentum, und die allmählich sich verbreitende höfische Kultur mit Minnesang und Turnierspiel weiß Sperl hier anschaulich zu schildern. Die fesselnd erzählte Geschichte wird schon jugendlichen Lesern Freude machen.

Größere Büchereien mögen noch dazu anschaffen:

So war's. Ernst und Scherz aus alter Zeit. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1902. (347 S.)

Die beiden Erzählungen „Narro", eine ergötzliche Hofgeschichte und „Der Faquin", eine gruselige Schloßgeschichte spielen im 16. und 17. Jahrhundert und bieten mit ihren barocken und abergläubischen Menschen reizvolle humoristische Bilder aus alter Zeit. — „Hochpreisliche Dekrete" und „Das Hexenkind" sind Erzählungen ernster Natur aus der Zeit der Gegenreformation und der Hexenverfolgungen in der Oberpfalz.

Ahnenbilder und Jugenderinnerungen. München, Beck, 1922. (285 S.)

Als Gegenstück zu seinem ersten Werk, einer mit dichterischer Freiheit gestalteten Familiengeschichte, bringt Sperl hier „wahrheitsgetreue Federzeichnungen aus fünf Jahrhunderten des deutschen Mittelstandes von seiner Geburtszeit bis nahe an die fürchterliche Krisis, worin er heute um Dasein und Fortdauer ringt". Das kleine Buch wird nicht nur dem Familienforscher als Musterleistung einer lebendig und anschaulich geschriebenen Familienchronik, sondern auch jedem Leser, den solche Zeugnisse aus der Vergangenheit interessieren, Genuß bereiten. Auch der zweite Teil, die gemütvolle Schilderung seiner glücklichen Kinderjahre wird dem Verfasser neue Freunde erwerben.

Kleinen Büchereien, welche die Kosten für einen der großen Romane*) nicht erschwingen können, sei als Ersatz dafür genannt:

Der Ratsschreiber von Landshut. Novelle. Halle, Müller, 1910. (190 S.)

Diese anspruchslos erzählte Geschichte von dem Ratsschreiber, der aus einem geduckten feigen Menschen zu einem Mann wird und tapfer für das gute Recht seiner Mitbürger eintritt, gibt uns eine Vorstellung von dem Leben in einer spätmittelalterlichen Stadt. Allerdings ist die Darstellung im Verhältnis zu der einfachen Fabel etwas breit ausgesponnen.

Für Kinder und Jugendliche ist zu empfehlen:

Konradin, der Grafensohn. Eine Geschichte aus dem Bauernkriege, den Kindern erzählt. Ill. Stuttgart, Thienemann, 1916. (158 S.).

Die Schicksale einer Grafenfamilie, deren Burgen von den Bauern niedergebrannt werden, die aber gerettet wird durch die Treue einiger Diener und dadurch, daß dem Konradin im Traum vom Schutzgeist der Familie, der „blauen Frau", ein geheimer Ausgang gewiesen wird. Bei aller Stärke der Spannung vermeidet Sperl die Schilderung grausiger Szenen und macht durch den oft fast märchenhaften, aber immer wahrscheinlichen Hergang die Erzählung zu einer hübschen Kindergeschichte.

Ausgenommen sind von der Besprechung dichterische, dramatische und wissenschaftliche Werke wie: Fridtjof Nansen, Lebensfragen, Die Aichinger, Castell. Entbehrlich in der Volksbücherei sind die Erzählungen „Prickelnd" und „Herzkrank" und die im Weltkriege spielende Soldatengeschichte „Hannes".

M. Thilo (Stettin).

---

*) Die von G. Fritz in der Rheinischen Hausbücherei herausgegebenen und eingeleiteten Novellen: „Der Obrist". „Der Faquin" sind leider wie die ganze Sammlung vergriffen und werden nach einer Mitteilung des Verlages nicht wieder aufgelegt.

Neue Reclam- und Schatzgräberhefte.

Von den Nummern der „Universal-Bibliothek", die in letzter Zeit herausgekommen sind, seien hier einige der Aufmerksamkeit der Bildungspfleger besonders empfohlen: Zunächst ist zu erwähnen, daß die Ausgabe von Gustav Schwabs „Schönsten Sagen des klassischen Altertums", von der schon 3 Bände (6347/48, 6357/58, 6367/68) vor Jahresfrist erschienen, um ein Hauptstück vermehrt worden ist, nämlich um die beiden Bände (6386/88 und 6405/07), in denen alle Sagen über „Troja von seiner Erbauung bis zu seinem Untergang" zusammengestellt sind. Solange noch die mit unserer eigenen klassischen Dichtung so eng verbundene Welt von Priamus und Hekuba, von Hektor und Andromache, von Paris, Helena und Menelaus, von Achilles und Patroklus, von Odysseus und all den andern Helden an junge Seelen rührt, werden wir auch, neben der Ilias, diese in klarer, wohlgefügter Prosa geschriebene Darstellung nicht entbehren wollen, zumal sie da und dort stofflich noch über den Inhalt des Homerischen Gedichtes hinausreicht. — Ein anderes Standwerk lebensvoller und belehrender Darstellungskunst ist mit „Brehms Tierleben", wenigstens auszugsweise und ohne Bilder, neuerdings in Reclams Universal-Bibliothek aufgenommen und damit dem Geldbeutel gewöhnlicher Sterblicher erreichbar geworden. Den vor Jahresfrist erschienenen 3 Bändchen („Die Säugetiere" 6324, „Die Menschenaffen" 6332/33 und „Riesen der Tierwelt" 6362/63) sind jetzt „Die Haushunde" (6382/83), „Die Raubtiere I" (katzenartige Raubtiere 6397/98) und „Affen und Halbaffen" (6402/03) gefolgt. Die Auswahl und Bearbeitung ist wieder von Karl W. Neumann mustergültig besorgt worden. In dem Bändchen über Haushunde hat er sich nicht, wie sonst, auf Vorwort und Anmerkungen beschränkt, sondern noch einen besonderen Anhang „Zur Stammesgeschichte der Haushunde" hinzugefügt, der sicher nicht nur den Hundespezialisten, sondern allen Tierfreunden sehr willkommen sein wird. Volksbüchereien, welche den großen, illustrierten Brehm in neueren Auflagen nicht besitzen oder die berechtigte Nachfrage mit ihrem einzigen Exemplar nicht befriedigen können, sei diese vorzügliche Reclam-Ausgabe dringend empfohlen. — Das wertvollste Stück neuer deutscher Erzählungskunst, das die neue Reihe bringt, ist ohne Zweifel die ergreifende Familiengeschichte „Jutta" des leider früh verstorbenen badischen Dichters Albert Geiger (6391/92). Sie ist ursprünglich (1912) bei Eugen Salzer in Heilbronn mit einer anderen, nicht minder schönen Erzählung („Das Gärtlein des Lebens — das Gärtlein des Todes") zusammen unter dem Sammeltitel „Die nicht leben sollen" erschienen, aber leider nicht nach Gebühr beachtet worden. Volksbüchereien, die jene Sammlung nicht besitzen, sollten sich unbedingt die neue Einzelausgabe anschaffen. Geiger reiht sich hier würdig seinen Landsleuten Emil Strauß und Adolf Schmitthenner an. — Künstlerisch nicht ganz so wertvoll, aber gut und volkstümlich erzählt, ist die ebenfalls im Badischen spielende Erzählung „Judenkirschen" („Eine Geschichte vom Kaiserstuhl") der schwäbischen Dichterin Pauline Wörner (6401). Da ihre Handlung wirklich spannend ist, kommt diese kräftige und dabei doch sehr warmherzige Bauerngeschichte schon für kleine Volksbüchereien in Betracht. Ein kurzes Nachwort von Jos. Aug. Beringer unterrichtet über Pauline Wörners Leben und Werk. — Daß die Universal-Bibliothek nun auch Otto Stoeßl in ihre Reihen aufgenommen hat, ist freudig zu begrüßen. Unter dem Sammeltitel „Opfer" (6371) werden zwei seiner feinnervigen, sorgfältig stilisierten Erzählungen von tragischen Frauenschicksalen dargeboten nebst einem gut orientierenden Nachwort von Dr. H. J. Holz. — Wie äußerlich wirkt dagegen die durch Landsmannschaft und Stoff verwandte Geschichte „Sternschnuppen" von Emil Ertl (6404)! Sie ist aber immerhin eine gut und spannend geschriebene Problem- und Gesellschafts-Novelle in der Art von Paul Heyse, die wir in Volksbüchereien als beste Unterhaltungslektüre ausgeben könnten — wenn das Heftchen unseren Lesern nicht zu dünn wäre. — Dasselbe gilt von den Kurz-Geschichten von Kurt Martens, die unter dem Sammeltitel „Abenteuer der Seele" (6400) mit einem Nachwort von K. Neurath erschienen sind. Nur daß sie sich teilweise noch „mondäner" geben. (Martens wirkt da oft wie

ein zweiter Aufguß seines holländischen Namensvetters Maarten Maartens). Die beste Geschichte ist die letzte, witzige „Der Ritt des Freiwilligen Pöppelmann“, die sich auch zum Vorlesen eignet. — Auch „Das Geheimnis der Nürnberger Madonna“ von Franz Hermann Meißner (6390), das gerne die Schauer einer E. Th. A. Hoffmann-Novelle erwecken möchte, in Wirklichkeit aber nur literarisch nicht allzu fein organisierte Leser ergreifen wird, kann, vor allem seiner feinen Bilder aus Nürnberg wegen, gerade noch als gute Unterhaltungsliteratur bezeichnet werden. — Von neu aufgenommenen Stücken deutscher Literatur seien dann noch „Geschichtliche Szenen“ von Heinrich von Stein (6369) erwähnt, historische Miniaturen in dramatischer Form nach der Art Gobineaus. Von den drei ausgewählten Stücken sind zwei freilich recht schwach; aber das dritte, „Karl Ludwig Sand“, das den edlen Mörder am Abend vor seiner Hinrichtung zeigt, lohnt die Anschaffung des Bändchens nicht weniger als das Vorwort von H. R. Ulich, in welchem der wichtigste Teil von Steins unvergleichlichem „Vermächtnis“ abgedruckt ist. — Schließlich kommen von Übersetzungen fremdsprachlicher Erzählungswerke zwei Bändchen in Betracht: die bekannte Märchensammlung von Oskar Wilde „Das Granatapfelhaus“ (6409/10), die in der trefflichen Verdeutschung von Hedwig Lachmann geboten wird, und das Märchen „Das Land der Blauen Blume“ von Frances Hodgson Burnett (6584), der liebenswürdigen Dichterin des „Kleinen Lord“. Es ist interessant, zu beobachten, wie verschieden bei diesen beiden modernen angelsächsischen Märchenerzählern die bewußt moralisierende Neigung sich zu den eigentlich dichterischen Zügen ihrer Künstlerindividualität verhält: Bei Wilde ist die Dichterfreude an der Fülle der Erscheinungen und die Kunst der feinnuancierten, stimmungssatten Schilderung voll lässiger Grazie so groß, daß auch ein literarisch anspruchsvoller Betrachter nur selten „die Absicht merkt“, während das Burnettsche Märchen so naiv und mit einem so „amerikanischen“ Optimismus moralisiert, daß es trotz seiner edlen Haltung und der liebevollen „Ausmalung“ der einfachen Fabel, nur literarisch anspruchslose Leser, denen das „Feinsinnige“ alles ist, befriedigen wird. Diesen freilich kann es viel sein, weshalb es vor allem für kleine Volksbüchereien recht beachtenswert ist.

Auch die Schatzgräbersammlung, die seit Kriegsende (während des Krieges war Herr von Egloffstein im Felde und ich hatte mich ihrer angenommen) nicht mehr vermehrt worden ist, hat jetzt erfreulicherweise neue Schösse getrieben. Zunächst sind auch hier zwei Brehm-Heftchen zu erwähnen. Das eine gibt einen Vortrag von Brehm über „Die Affen“ (108) wieder, das andere einige gut ausgewählte Kapitel aus dem Band Raubtiere des „Tierlebens“ unter dem Titel „Löwen, Tiger und Leoparden“ (110). Es ist dankenswert, daß so auch für den Leserkreis dieser Sammlung das Lebenswerk Alfred Edmund Brehms fruchtbar gemacht worden ist. Es wäre jedoch schade, wenn mehr davon in den Schatzgräber aufgenommen würde, da es dann leicht auf eine Zersplitterung des Interesses und der Kaufkraft zwischen den Reclam-Ausgaben von Brehm und denen des Schatzgräbers hinausliefe. Der Schatzgräber hat meiner Ansicht nach noch so viele dankbare Aufgaben zu erfüllen, die ihm Reclams Universalbibliothek nicht abnehmen kann, daß es schade wäre, wenn er bei seiner Stoffwahl zu sehr in ihre Nähe geriete. — Erfreulich ist, daß unter den neuen Heften auch eine knappe Auswahl aus Maeterlincks „Leben der Bienen“ (111) sich befindet. Sie wird manchen Leser, der ein größeres Buch über den Bienenstaat nicht in Angriff nehmen würde, zu tieferem Nachdenken über dieses wunderliche Kapitel der Tierpsychologie anregen. — Von Gottfried Keller, der bisher im Schatzgräber nicht vertreten war, wird das Kapitel aus dem Grünen Heinrich „Gretchen und die Meerkatze“ und eine bisher unbekannte derb-komische Kalendergeschichte „Der gefräßige Hans“ (107) geboten. So sehr es beide Stücke an sich verdienen, in die Schatzgräbersammlung aufgenommen zu werden, und so volkstümlich namentlich die Kalendergeschichte ist, so wäre es doch wohl richtiger gewesen, das erste Keller-Heftchen, das hier erschien, mit einem repräsentativeren Stücke zu füllen. Ich denke dabei nicht an die einzelnen Novellen der „Leute von Seldwyla“ und der

„Züricher Novellen", von denen es schon reichlich viele Ausgaben gibt, sondern an Stücke aus dem „Sinngedicht" wie die „Regine", den „Don Correa" oder „Die Berloquen" oder an die eine oder andere Legende oder an die selbstbiographischen Stücke aus dem viel zu wenig bekannten Bande „Nachgelassene Schriften und Dichtungen". Ein Heft für die Jugend bringt „Die fünf Tage. Märchen des Giambattista Basile" (109) in der Nacherzählung der Brüder Grimm. Ich muß gestehen, daß ich diesen mit Handlung überladenen Märchen persönlich nicht viel Geschmack abgewinnen kann. Wahrscheinlich werden sie aber, eben infolge ihres Reichtums an wunderbaren Vorkommnissen, auf Kinder, die im Märchenalter sind, stark wirken. — Schließlich sind noch drei Heftchen zu erwähnen, die alle je ein ausgewähltes Jugenderinnerungskapitel aus größeren Werken selbstbiographischer Färbung bringen: aus J. C. Heers „Joggeli" das Stück „Fahrend Volk" (112), aus Peter Dörflers „Als Mutter noch lebte" den Ausschnitt „Das Glück im Winkel" (113) und aus „Kinderland" von Adolf Bartels „Feste" (114). Jedes dieser Stücke bietet hübsche Einzelheiten aus dem schweizerischen, schwäbischen oder schleswig-holsteinischen Volksleben, und wir begrüßen ihr Erscheinen im Schatzgräber mit Freuden. — Es versteht sich für den Büchereipraktiker von selbst, daß alle die genannten Schatzgräberheftchen, ganz abgesehen von ihrem Inhalt, schon ihres geringen Umfanges wegen zur Einreihung in die Leihbestände zum mindesten da von vornherein nicht in Betracht kommen, wo Leihgebühren verlangt werden. Ich habe sie hier auch nur besprochen, weil die Schatzgräber-Sammlung für die „freihändige Lesestoffversorgung", wie ich sie zu nennen pflege, eine große Rolle spielt (vergleiche den Verkauf nach „Vorlesestunden" usw.). Hierfür verdienen auch viele der älteren Bändchen immer wieder durchgearbeitet zu werden. E. Ackerknecht.

B. Wissenschaftliche Literatur.

I. Religion, Philosophie, Erziehung

Utitz, Emil: Die Kultur der Gegenwart. In den Grundzügen dargestellt. Stuttgart: Enke 1921. VIII, 292 S.

In glänzender, durch eine Fülle bedeutender Zitate bereicherter Darstellung gibt hier der bekannte Vorkämpfer der Kunstwissenschaft einen Überblick über die Kultur unserer Zeit. Alle Einzelgebiete unseres modernen Kulturlebens durchgehend, kommt er zu dem Gesamtergebnis, daß sich nach einer mit der Renaissance beginnenden Periode des „wissenschaftlichen" Naturalismus und Relativismus nun eine Periode „künstlerischer" Romantik und Systematik ankündige. Vom Standpunkt des Bildungspflegers aus ist nur zu bedauern, daß Utitz sich in dem Abschnitt über Bildung darauf beschränkt, die Problematik der Schule und der Hochschule zu betrachten, daß er das ganze Gebiet der Volksbildung aber, von einer beiläufigen Erwähnung der Volkshochschule abgesehen, außer Betracht läßt. Dabei sagt er in dem Abschnitt über den Staat selbst ganz richtig: „Das Recht und die Billigkeit erblühen nicht auf dem Boden der Macht und der Wirtschaft. Sie setzen eine innere Umwandlung des Menschen voraus. Und diese Umwandlung aus dem rohen Stande der Gewalt und Nützlichkeit kann nur auf geistigem Wege gewonnen werden. Erziehung der Menschen, der Einzelnen und der Völker, zu einer Schätzung der Werte des Lebens nach den Maßstäben geistiger Güter ist Aufgabe der höchsten Stufe der Politik, der Kulturpolitik". Ähnlich wie s. Zt. Becker in seiner trefflichen Broschüre „Kulturpolitische Aufgaben des Reiches" (vergleiche mein ausführliches Referat in der „Bildungspflege" S. 101 ff.) ist auch dieser Akademiker in seinem nicht minder trefflichen Buche ein Beweis dafür, daß selbst solche Universitätsdozenten, die ihrer ganzen Grundrichtung nach unsere verständnisvollen Förderer sein müßten, so gut wie nichts von der pädagogischen und technischen Struktur der modernen Bildungspflege (vor allem der Volksbücherei!) wissen. Dabei steht Utitz überdies unserer

besonderen Auffassung von dem Verhältnis der eigentlich ästhetischen Wirkung eines Kunstwerkes zu seiner allgemein bildenden außerordentlich nahe. — Im übrigen sei noch besonders auf die Abschnitte „Die bildenden Künste“, „Wortkunst und Theater“, „Gesinnung und Religion“ und „Wirtschaftliches und staatliches Leben“ hingewiesen, in denen jeder gebildete Leser reiche Anregung und Anleitung zur Betrachtung aller wesentlichen Einzelerscheinungen dieser Kulturgebiete unter großen Gesichtspunkten findet. — Größere Büchereien werden auf das Utitzsche Werk nicht verzichten dürfen. E. Ackerknecht.

Diogenes Laertius: Leben und Meinungen berühmter Philosophen Übersetzt und erläutert von O. Apelt. 2 Bde. Leipzig: Meiner 1921. 241 u. 325 S.

Diogenes Laertius, der im 3. Jahrhundert v. Chr. lebte, hat die einzige Geschichte der Philosophie verfaßt, die wir aus dem Altertum besitzen. Ihr Reiz besteht, auch für den heutigen Leser, darin, daß er neben den lehrhaften Partien dem Leser Biographisch-Anekdotisches in reicher Fülle bietet, und überdies die Darstellung mit zahlreichen Proben griechischer Lebensweisheit geschmückt ist. So ist das Buch anregend genug und dank der guten Übersetzung auch dem nicht philosophisch Gebildeten verständlich. G. Fritz.

Nietzsche, Friedrich: Jugendschriften. Dichtungen, Aufsätze, Vorträge, Aufzeichnungen und philologische Arbeiten 1858—1868. München: Musarion-Verlag 1923. XVI, 326 S.

Unter Nietzsches „Jugendschriften“ werden hier nicht, wie sonst üblich, die „Geburt der Tragödie“ und die vier „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ verstanden; vielmehr handelt es sich, wie der Untertitel andeutet, um Gedichte und Schulaufsätze, um Vorträge im Schulpfortaer Freundeskreise und um skizzenhafte Aufzeichnungen und philologische Untersuchungen aus der Studentenzeit, kurz um Niederschriften des dreizehn- bis vierundzwanzigjährigen Nietzsche. Was zunächst das halbe Hundert Gedichte betrifft, die hier, meist zum ersten Mal, abgedruckt sind, so zeigen eigentlich nur zwei die Klaue des Löwen: Das echt romantische „Rein zur Höh, rein zu Tal!“ des siebzehnjährigen Schülers und das berühmte „Dem unbekannten Gotte“ des auf die Universität abgehenden Zwanzigjährigen. Alle anderen Stücke lassen nur erkennen, wie vielerlei Versmaße schon der Knabe zu meistern wußte, wie stark ihn die Themen Heimat und Freundschaft lyrisch berührten und welch bescheidene Rolle dagegen die Liebe, oder sagen wir besser die Verliebtheit bei diesem ernsten, immer weltanschaulich bewegten Jüngling spielte. Viel Persönliches bieten dagegen schon die mitgeteilten Schulaufsätze, vor allem der in Briefform abgefaßte des eben Siebzehnjährigen über seinen Lieblingsdichter Hölderlin. Noch wichtiger sind einige Vorträge und Aufsätze, die der Gymnasiast für eine von ihm 1860 gegründete literarische Vereinigung „Germania“ aufzeichnete. Schon die Wahl der Themen ist bezeichnend: Da sucht er sich Rechenschaft zu geben über „Die Kindheit der Völker“ (vergleiche die „Genealogie der Moral“), da begeistert er sich in einem Vortrag über „Die dramatischen Dichtungen Byrons“ für die furchtbare Erhabenheit dieses „geisterbeherrschenden Übermenschen“, bewundert die politische Genialität eines Napoleon III. und die ungeheure Leidenschaft einer Kriemhild; besonders aber hören wir aus den beiden Aufsätzen „Fatum und Geschichte“ und „Willensfreiheit und Fatum“ des erst Siebzehnjährigen bereits die Stimme des Verfassers der „Unzeitgemäßen Betrachtungen“, wenn sie auch da und dort noch letzte Spuren des Stimmwechsels nicht verbergen kann. Als Zeugnisse dafür, wie stark und selbständig sich in dem Schüler bereits der philologische Forscherdrang regte, werden uns einige freiwillige Ausarbeitungen vorgelegt, die überall schon jenes echte Priestertum der Sprachwissenschaft ankündigen, das sich nicht in deren Kultform, d. h. in einer zum Selbstzweck gewordenen „Akribie“ erschöpft, sondern das stets letzten Endes nur der „Berührung mit dem Allgemein-Menschlichen“ dienen

will. Von den Aufzeichnungen des Studenten seien noch erwähnt diejenigen „Über Geschichte und historische Wissenschaft", aus denen man wieder den Unzeitgemäßen zu vernehmen glaubt, „Gedanken über das Christentum", in denen scharfe Zweifel gegen den Zusammenhang zwischen Theismus und Moral gerichtet werden, und eine Betrachtung „Über Ethik", in der hauptsächlich Bemerkungen über eine „ethische Aristokratie" durch „Konstitution", in die „man weder durch Adelsverleihung noch durch Heirat kommen könne", auf den späteren Nietzsche hinweisen. Schließlich noch das „Fragment einer Kritik der Schopenhauerschen Philosophie" aus dem Herbst 1867, aus dem wir ersehen, daß Nietzsche seinem verehrten Meister keineswegs blindgläubig gegenübertrat. — Größere Büchereien, welche die (nur in numerierter Ausgabe erschienene) Musarion-Ausgabe von Nietzsches Werken nicht besitzen, sollten diesen Band zur Ergänzung ihrer Nietzsche-Ausgaben anzuschaffen nicht versäumen. E. Ackerknecht.

Obenauer, Karl Justus: Der faustische Mensch. Vierzehn Betrachtungen zum zweiten Teil von Goethes Faust. Jena: Diederichs 1922. 252 S.

Wie der Untertitel bereits deutlicher sagt, sind es Betrachtungen über die weltanschaulichen und künstlerischen Hauptfragen des Faustdramas selbst, vorzüglich seines zweiten Teiles, die uns hier in vierzehn Kapiteln dargeboten werden. Und es sei gleich hinzugefügt: äußerst eindringliche Betrachtungen eines wirklichen Kenners von Goethes Gesamtwerk. Deshalb ist Obenauer auch in der Lage, aus Goethes Gedichten, Erzählungen, wissenschaftlichen Abhandlungen, Briefen und Gesprächen Stellen heranzuziehen (zuweilen ganz wenig bekannte und beachtete), aus denen reiches Licht auf die von ihm jeweils besprochenen Faustszenen fällt. Dabei ergeben sich dankenswerte Analysen der angezogenen Werke. So beginnt das Buch gleich mit einer Deutung des Goetheschen „Märchen" (aus den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten"), in welchem Obenauer — mit Rudolf Steiner — das Mysterium magnum der dreigliedrigen Menschheitsvollendung sieht. Und von hier aus gewinnt er dann weiterhin einen richtunggebenden Ausblick auf die Frage, inwieweit Faust in einem wichtigsten Punkte nicht Goethes geistiger Doppelgänger ist, vielmehr im Gegensatz zu seinem Schöpfer der Magie verfallen und bis zuletzt in ihrem Bann verharren mußte. Von den übrigen Kapiteln seien noch als besonders wichtig erwähnt: das Kapitel „Homunkulus", in dem sehr fein die Eigenart des Goetheschen Bekenntnisses zum Neptunismus herausgearbeitet und mit Recht nachdrücklich darauf hingewiesen wird, daß Goethen viel wichtiger als die Frage nach der weltbildnerischen Rangordnung der Elemente, viel wichtiger überhaupt als jede naturwissenschaftliche Theorie das Erlebnis des Waltens der Weltseele in jenem gedanklich umschriebenen Weltprozeß war; „Das Traumreich der Helena" mit dem geistvollen Hinweis auf die Traumverbundenheit der „Entstehung" des untertauchenden Homunkulus beim Meerfeste mit der Wiederentstehung der auftauchenden Helena (einer zweiten Anadyomene); „Die Physiognomie des Todes", wo unter Heranziehung der „Urworte Orphisch" und der „Wanderjahre" ausgezeichnet dargetan wird, wie der heroische Charakter von Faustens Tod darauf beruhe, daß Faust der Versuchung widersteht, im Angesicht des Todes das Leben zu schmähen und zu verleumden, und sich vollends durchringt zur entsagungsvollen, durch und durch lebensbejahenden Hingabe des Schaffenden; und schließlich die beiden Schlußkapitel „Die Liebe bildet" und „Prolog und Epilog", in denen Obenauer, als Verfasser eines tiefgründigen Werkes über „Goethe in seinem Verhältnis zur Religion", so recht eigentlich in seinem Element ist, wenn er alle die katholischen Hieroglyphen von Fausti Himmelfahrt liebevoll deutend, den Sinn von Faustens Aufnahme in „die Gemeinschaft der Heiligen" von Goethes zentralen religiösen Bekenntnissen her zu erschließen und den „Widerspruch" zwischen der Symbolik des Prologes und der des Epiloges aufzulösen sucht. — Mittlere und größere Büchereien sollten das gewichtige Werk für ihre ernsten „Faust-Studenten" beschaffen. E. Ackerknecht.

Frenssen, Gustav: Briefe aus Amerika. Berlin: Grote 1923. 187 S.

In diesen Briefen von einer fünfmonatigen Amerika-Reise erzählt uns der schwerlebige, immer todernste, religiös „belastete" Grübler, was er zwischen den beiden Ozeanen von amerikanischem Leben und seinem deutschen Einschlage sah. Und wir freuen uns seiner tapferen Männlichkeit, die unablässig bestrebt ist, lebensgläubig und gerecht zu urteilen, sich nicht vom Vordergrund beirren zu lassen, sondern den Blick — jenseits aller Statistiken! — ins Wesen der Dinge zu senken. Wir freuen uns vor allem der vorbildlichen Art, wie Frenssen sich an völkerbiologischen Gesichtspunkten orientiert, für die es sich nicht um die politischen Wechselfälle von Jahren und Jahrzehnten, sondern um den Entwicklungsspielraum und die Entwicklungsnotwendigkeiten von Jahrhunderten handelt. Mag auch manchem Leser die oft mühselige uno wiederholungsreiche Darstellungsweise nicht immer gefallen, mag diesem oder jenem die Art, wie zuweilen über die Ideale der deutschen Demokratie gesprochen wird, ein wenig philiströs erscheinen, mag ein Freund strenger sprachlicher Zucht über die häufigen falschen Konjunktive (wäre statt sei) sich ärgern, alle werden doch aufs stärkste beeindruckt werden durch die vielen lebendigen Kultur- und Landschaftsbilder und durch die großzügigen Urteile, die das Buch enthält. Insbesondere scheint mir trefflich und wertvoll, was Frenssen über amerikanische Sentimentalität sagt, über amerikanische Religiosität, „Freiheit", Schulen, über das Verhältnis der Geschlechter, über die Negerfrage, über das Zusammenwachsen dieser ganzen, noch immer kolonialen Masse zu einem Volk und über die Rolle des deutschen Elementes in dieser Volkswerdung. Es wäre für die politische Bildung unserer Gebildeten von großem Werte, wenn sie ihr Nachdenken über weltpolitische Zusammenhänge und Zukunftsperspektiven an solchen Meinungsäußerungen eines deutschen Idealisten übten. Ihr Wirklichkeitssinn würde dabei nicht zu Schaden kommen, obwohl — oder weil? — ein deutscher Dichter diese Briefe schrieb. — Für alle Büchereien. E. Ackerknecht.

Gogarten, Friedrich: Religion und Volkstum. Jena: Diederichs. — Die religiöse Entscheidung. Ebenda, 1921. 98 S.

Die beiden Schriften verhalten sich wie These und Antithese. In der ersten verlangt der Verfasser unter dem Eindruck des Kriegsbeginns, den er als „göttliche Schöpfungstat" religiös bejaht, eine Neugründung der Frömmigkeit auf das Volkstum in tieferem Sinne, als dies wohl auch vor ihm schon geschah, nämlich so, daß wir das Göttliche im Nationalen und durch das Medium des Nationalen erleben. Es fällt dabei manches feine und tiefe Wort, aber das Nationale, das so überraschend seine erhabene Macht offenbarte, erscheint dem Verfasser doch zu sehr ohne weiteres als das Göttliche. Kein Gedanke an die erdigen Bestandteile, die doch auch schon damals das heilige Feuer trübten, stört ihn, ebenso wenig die naheliegende Erwägung, daß das Göttliche auch in den feindlichen Nationalitäten sich offenbaren muß, und so mit sich selbst in Widerstreit gerät. Diese Haltung ist die typische des deutschen Intellektuellen in jener Zeit. Es fehlt die Zweiseitigkeit, welche den echten Denker kennzeichnet. Heldentum und Hingebung gibt es nur auf einer Seite, die Gottheit wird „restlos" für die eigene Sache beschlagnahmt und die Grenzen der Erkenntnis sind mit einer in der Philosophie sonst schmerzlich vermißten Sicherheit durch die Offenbarungen des W. T. B. abgesteckt. — Es kann nicht Wunder nehmen, daß Gogarten diese Position in der zweiten Schrift zurücknimmt. Die Religion wird hier nicht nur von allem Nationalen, sondern auch von allem Naturellen gelöst, rein auf sich selbst gestellt als persönliches Verhältnis des Menschen zu dem persönlichen Gott. Es ist der Standpunkt der reinen Transzendenz, den der Verfasser sowohl gegen die geschichtliche Offenbarung als auch mit besonderer Deutlichkeit gegen die Mystik abzugrenzen sucht. Freilich ist auch in dieser Schrift die Stellung gegenüber der Mystik sehr einseitig. Der Verfasser übersieht, daß im Unbeweisbaren, das nun einmal das Element der Religion ist, der Angreifende immer leichtes Spiel hat, und daß der Mystiker, selbst wenn er seine Angriffe nicht widerlegen kann, ihm ebenso viele und treffende Einwände gegen seine

Transzendenzreligion machen könnte. Aber eben diese Erkenntnis, daß alle menschliche Aussage von Gott — auch die Sprache der reinen Transzendenz — nur Bild und Gleichnis ist, fehlt dem Verfasser; er glaubt im Worte das Wesen zu haben. Dies ist die Grundüberzeugung der Scholastik, an deren scharfsinnige Distinktionen seine Gedankengänge vielfach erinnern. Er ist mehr Lehrer als Priester, aber ein Lehrer von tiefer Überzeugung und ungewöhnlichem Ernste.

K. Hartmann (Stettin).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie

Pastor, Willy: Deutsche Urzeit. Grundlagen der germanischen Geschichte. Leipzig: Haessel 1922. XII, 468 S., 32 Taf.

„In der nordischen Rasse hat die Menschheit und ihre Geschichte, soweit wir ihr rückwärts folgen können, ihre regelnde Kraft gefunden"; diesen Gedanken sucht der bekannte Verfasser in vielen größeren und kleineren Aufsätzen, die in den letzten 30 Jahren erschienen sind und hier nun gesammelt vorliegen, an immer neuen Beispielen aus den Ergebnissen der Untersuchungen zur Geschichte des vorgeschichtlichen Menschen, insbesondere aber der germanischen Urzeit, zu beweisen. Nicht nur äußerliche Kulturgüter, sondern Anfänge zu höherem geistigen Leben, zu Kunst und zu einer Religion, die in ihrer innerlichen Erfassung und Ausdeutung des Naturgeschens frei ist von dumpfem Schamanentum, sind nach Pastors Ansicht von der nordischen Rasse herzuleiten. Zeugen davon sind ihm Trojaburgen und Dolmen, Stonehenge und die Ornamentik der Urzeit, zu deren stilkritischer Behandlung er Wege zu weisen sucht. Er scheut sich nicht vor oft recht gewagten Hypothesen, doch wird auch der Wissenschaftler ihm trotz aller Vorbehalte manche Anregung zu verdanken haben. Bei dem großen Interesse, das der vorgeschichtlichen Forschung jetzt überall entgegengebracht wird, kann das Buch, das allgemein verständlich geschrieben ist und den Leser zu Mitarbeit bei mancher Beweisführung anzuregen versteht, größeren Büchereien als Ergänzung zu einführenden systematischen Werken empfohlen werden. Einige Bildtafeln ergänzen den Text und ein ausführliches Register erleichtert die Übersicht.

M. Thilo (Stettin).

Deutsches Nonnenleben. Das Leben der Schwestern zu Töß und der Nonne von Engeltal. Büchlein von der Gnaden Überlast. Eingeleitet und übertragen von Margarete Weinhandl. (Katholika. Werke und Urkunden II.) München: O. C. Recht 1921. 330 S.

Zwei der hervorragendsten Schriften der mittelalterlichen Frauenmystik werden hier zum ersten Mal in vollständiger neuhochdeutscher Fassung vorgelegt. Lebensbilder frommer gottsuchender und gotterfüllter Schwestern der Klöster Töß und Engeltal wie Perlen auf einer Schnur zusammenfügend, geben die beiden Bücher eine Darstellung der einzigartigen religiösen Hochstimmung jener Zeiten, wie sie in gleicher Unmittelbarkeit, Schlichtheit und Zuverlässigkeit nicht wieder zu finden sein dürfte. Dennoch wird dem heutigen Leser diese ganze Gefühls- und Denkwelt, in der das Jenseits alles, das Diesseits nichts ist, mit all ihren Überschwenglichkeiten kaum noch völlig verständlich erscheinen, wenn auch ihm schon mehr, als dem Leser der verstandesnüchternen Zeit der vorhergehenden Generation. Völligste Abkehr von allem Weltlichen, Vernichtung alles Eigenwillens durch Einswerden mit dem Göttlichen und mit den leidenden Mitmenschen: staunend wird man es nachfühlen können, wie die schwachen und doch so charakterstarken Frauengestalten in solchem Streben fast Vollkommenes erreichten. Was dagegen aus der Fülle ihrer wunderbaren „Gnaden"-Erlebnisse, vom Entrücktwerden in die Himmelswelt, von dem leibhaftigen Verkehr mit den Erscheinungen Christi, der Trinität, der Heiligen berichtet wird, muß den gewöhnlichen Sterblichen verborgen bleiben, und der Sehnsucht-Überschwang der betenden Schwestern, die die eigene Haut für die Windeln des Jesuskindes, die Adern für Fäden zum Rock und das Blut zum Bade des Herrn Jesu her-

geben wollen, wird wohl nur in krankhaft-erregten Gemütern den rechten Anklang finden — trotz der Herausgeberin, deren sachkundig und begeistert geschriebener Einleitungsaufsatz im übrigen volle Anerkennung verdient.

G. Kohfeldt (Rostock).

Schmidt, Emil: Geschichte Indiens. Erneut durchgesehen von Rich. Schrader. Mit Abb. Leipzig: Bibliogr. Institut 1923. 218 S.

Was zum Lobe dieses, zuerst als ein Teil von „Helmolts Weltgeschichte" erschienenen Buches zu sagen ist, bezieht sich sowohl auf die außerordentliche Reichhaltigkeit des Gebotenen wie auf die geschmackvolle und übersichtlich gegliederte Darstellung. Das Ganze ist das Muster einer im besten Sinne verständlich geschriebenen Monographie, die mit der Darstellung rein politischer Vorgänge die Einführung in das kulturelle und wirtschaftliche Leben auf das Beste zu verbinden weiß. Die mehrtausendjährige Geschichte eines Landes wie Indien weist ja, ganz abgesehen von der ungeheuren Bedeutung dieses Landes für das abendländische Geistesleben, Züge genug auf, die ein eingehendes Studium lohnen; wie z. B. das Nebeneinander der Religionen und das Kastenwesen. Die Usurpation Indiens durch die Engländer und die sich daraus ergebenden, noch nicht abgeschlossenen Kämpfe auf beiden Seiten hat W. E. Peters in einer überaus klaren, auch die noch wenig bekannten Ereignisse der letzten Jahre berücksichtigenden Darstellung behandelt: ein gegenwärtig für deutsche Leser besonders interessanter Abschnitt im Hinblick auch auf den auf unser Vaterland ausgeübten Druck. Auf die gute Ausstattung und die reichen Bilderbeigaben des in jedem Betracht vorzüglichen Buches sei noch besonders hingewiesen. G. Fritz.

Blum, Oscar: Russische Köpfe. Kerenski, Plechanow, Martow, Tschernow, Savinkow, Lenin, Trotzki, Radek, Lunatscharsky, Dzerschinsky, Tschitscherin, Sinowjew, Kamenew. Mit 9 Portraits. Berlin: Schneider 1923. 120 S.

Feuilletonistisch-skizzenhafte Charakteristiken der führenden Persönlichkeiten aus der russischen revolutionären Bewegung, reich an fesselnden Einzelzügen, die eine den Leser verblüffende Vertrautheit des Verfassers mit den bolschewistischen Zuständen verrät. Dabei ist Blum durchaus kein Parteigänger der Sowjetleute, sondern bemüht sich, möglichst ohne Voreingenommenheit die Dinge zu sehen. Wie weit seine Angaben und sein Urteil zuverlässig sind, läßt sich schwer entscheiden.

G. Fritz.

Williams, Albert Rhys: Durch die russiche Revolution 1917—1918. Berlin: Vereinigung Internationaler Verlagsanstalten 1922. 257 S.

Ein amerikanischer Sozialist, der im Juni 1917 zur Zeit der Kerenski-Regierung als Journalist in Rußland eintraf, berichtet hier in oft recht weitschweifiger Art über Erlebnisse und Eindrücke während seines Aufenthalts. Selbst durchaus Anhänger des Kommunismus, kam er vielfach mit den Führern dieser Partei in nahe Beziehung, sah die allmähliche Durchdringung des großstädtischen Proletariats und der Landbevölkerung mit bolschewistischen Ideen und nahm, teilweise selbst als Redner auftretend, an der Novemberrevolution in Petersburg teil. Über Sibirien und Wladiwostok, wo er mit der Absetzung des dortigen Sowjets durch alliierte und tschechische Truppen den Beginn des Kampfes gegen die Sowjetrepublik erlebte, kehrte er im Juli 1918 nach Amerika zurück. Einige Abbildungen und Wiedergaben bolschewistischer Aufrufe und Verordnungen sind als interessante geschichtliche Dokumente zu erwähnen. Beeinträchtigt wird der Wert dieser Aufzeichnungen durch die ausgesprochene Voreingenommenheit, mit der Williams, der übrigens noch am Schlusse seines Aufenthalts sich nur schlecht russisch verständigen kann, die Geschehnisse beurteilt. In Anbetracht des Mangels an einwandfreien Darstellungen der russischen Revolution und Sowjetrußlands kann das Werk aber immerhin für größere Volksbüchereien als Ergänzung zu anderen Arbeiten in Betracht kommen. M. Thilo (Stettin).

Die Aufzeichnungen von John Woolman aus der Zeit der Sklavenbefreiung. Übertragen und eingeleitet von Alfons Paquet. Berlin: Quäkerverlag 1923. 184 S.

Bei uns in Deutschland hat man in weiteren Kreisen von dem Dasein der Quäker (oder, wie sie sich selbst nennen, der „Gesellschaft der Freunde") erst im letzten Jahrzehnt Kenntnis genommen, als sie die einzige christliche Glaubensgemeinschaft waren, die sich als solche dem Massenwahn der kriegführenden und wuchernden Völker widersetzte, die am Kriege weder mit der Waffe noch mit dem Geldbeutel teilnahm und die vom eigenen Wohlstand alles Entbehrliche opferte im Dienste frommer Menschenbruderschaft. Man kann jedoch nicht gerade behaupten, daß selbst unter denen, die mit hoher Achtung von jener Tatsache reden, viele tiefer in das Wesen des Quäkertums eingedrungen seien. Das liegt gewiß vor allem daran, daß uns die persönlichen Urkunden, aus denen der Geist der Quäkergemeinschaft am reinsten und stärksten spricht, bisher schwer zugänglich waren. Da ist es umso dankenswerter, daß Alfons Paquet soeben die Aufzeichnungen eines der edelsten Männer aus der Frühzeit der Gesellschaft, nämlich des amerikanischen Wanderpredigers John Woolman (1720—72), übersetzt und mit einer ausgezeichneten Einleitung und ergänzenden Anmerkungen versehen hat. Hier lernen wir einen jener seltenen Menschen kennen, welche aus einer äußersten sozialen Empfindlichkeit heraus restlos Ernst gemacht haben mit der Befolgung der Lehre Christi, so wie sie sie verstanden. Für Woolman ist Christus wesentlich der „Friedensfürst" und sein Gesellschaftsideal ist eine schmucklos nüchterne, durch und durch friedfertige Brüderlichkeit. In peinlichster Gewissenhaftigkeit, die ihn bis in seine zahlreichen Träume hinein verfolgt, prüft er sein und seiner Freunde Leben, ob etwas an ihren Gewohnheiten und Geschäften jenem Ziel widerstrebe. Dabei kommt er nicht nur zur Verweigerung der Kriegssteuern, die ihm als eine mittelbare Beteiligung am Kriege gelten, sondern zu der allgemeinen und durchgreifenden Forderung, daß ein wahrer Christ alle die Dinge meiden müsse, welche die menschliche Begehrlichkeit überreizen und die letzten Ursachen aller Unterdrückung und Zerstörung von Mitmenschen, sei es in Gestalt von Kriegen oder von Sklaverei oder von Lohnknechtschaft, seien. So ist er eigentlich der erste Prediger gegen den modernen Kapitalismus, der damals eben die angelsächsische Welt zu durchdringen begann. Wer aufmerksam auf seine demütig-dringliche, trotz aller Sanftmut und Zurückhaltung so gar nicht temperamentlose Stimme horcht, wird mit Paquet „die innere Freiheit dieses unscheinbaren Menschen" (nicht umsonst kehrt die Wendung „Ich fühlte mich frei, dies oder jenes zu tun", fast auf jeder Seite der Aufzeichnungen wieder!) bewundern, der zuletzt „alle seine äußere Freiheit, Bequemlichkeit und Ruhe zum Opfer brachte" und der in seiner Allbarmherzigkeit „mit der gleichen Unbefangenheit um die Seele des Bedrückten wie um die des Bedrückers" rang. — Größere Büchereien sollten für ihre religiös und sozial interessierten Leser dieses Buch anschaffen. E. Ackerknecht.

Haenisch, Konrad: Lassalle. Mensch und Politiker. Mit einem Bildnis Lassalles von Jakob Steinhardt und Faksimile-Beilagen. Berlin: Schneider 1923. 148 S.

Gewiß ist es eine der schwierigsten, aber auch interessantesten biographischen Aufgaben, von dem an Widersprüchen so reichen Leben und Wirken des genialischen Volkstribunen Ferdinand Lassalle ein scharf umrissenes Bild zu geben, und, wenn irgendwo, so ist hier für den Darsteller eine ganz persönliche Bewunderung, ja „Vorliebe" für seinen Helden unerläßlich. An dieser fehlt es denn Konrad Haenisch in der Tat nicht; man kann aber auch andererseits nicht behaupten, daß er die vielen abstoßenden Züge des Gesamtbildes zu beschönigen oder gar zu unterschlagen versuche. Er bemüht sich nur, sie dadurch erträglich erscheinen zu lassen, daß er immer wieder auf die gewaltigen menschlichen, wissenschaftlichen und politischen Gegenwerte hinweist, an denen dieser glänzend begabte, feurige Mann reich war. Mit erfreulicher Objektivität zieht

er dabei wiederholt die jüdische Herkunft Lassalles als psychologische Aufklärungshilfe heran. Das Volk freilich, das diesen längst zur Legendengestalt zurechtgesungen hat, bewahrt nur die pathetischen Züge seines Wesens — seine prophetische Kampfesglut, seine stürmische Beredsamkeit, seine hinreißende Unermüdlichkeit — und hat die mephistophelischen vergessen. Es wird sich daran, mit dem Rechte der Begeisterung, auch durch die trefflichsten Biographien nicht stören lassen, und erst recht nicht durch die Fülle der neuerlich zutage tretenden Briefe, aus denen Lassalles vielspältiges Wesen immer problematischer vor den Augen der wissenschaftlich forschenden Nachwelt sich dartut. — Über Einzelheiten der Darstellung sich mit dem Biographen auseinanderzusetzen, ist hier nicht der Ort. Nur eins sei gesagt: es geht heute nicht mehr an, Heraklit schlechtweg als Klassiker des Staatsgedankens zu bezeichnen und in eine Reihe mit Hegel zu stellen. Das war zu Lassalles Zeiten möglich, als die philologischen Forschungen eines Diels und anderer die Fragmente der Vorsokratiker noch nicht so herauspräpariert hatten aus dem Wust von Überlieferung, in dem sie auf uns gekommen sind. Wir haben heute von Heraklit ein ganz anderes Bild. — Höchsten Lobes wert ist die Auswahl faksimiliert wiedergegebener Briefe (wie unmittelbar wirkt hier die Handschrift auf jeden Leser, der auch nur ein wenig Sinn für geistige Ausdruckswerte hat!), die über das ganze auch sonst musterhaft ausgestattete Buch geschickt verteilt sind. — Jede Volksbücherei, die sich die Ausgabe leisten kann, sollte diese Lassallebiographie einstellen. E. Ackerknecht.

Ehrhardt, Heinrich: Hammerschläge. 70 Jahre deutscher Arbeiter und Erfinder. Leipzig: Koehler 1922. 120 S.

Einmal aus historischen Absichten, zum andern aber aus einem Gefühl volkserzieherischer Verpflichtung heraus, nämlich „um zu zeigen, daß ein junger Mensch mit offenem Kopf und zähem Willen es auch unter ungünstigen Verhältnissen zu etwas bringen kann“ — hat hier in einem Alter von mehr als achtzig Jahren der als Kanonenfabrikant weit über die Grenzen des Deutschen Reiches hinaus bekannte Heinrich Ehrhardt den Gang seines Lebens beschrieben. Ohne durch Selbstbetrachtungen ermüdet zu werden, erleben wir den Aufstieg eines, freilich weit über den Durchschnitt Begabten, der sich ohne lichtscheue Geschäftskniffe, aber durch eiserne Energie aus einem, den kleinsten Thüringer Verhältnissen entstammenden Schlosserlehrling zum Geheimen Baurat und Großindustriellen entwickelt hat, ohne doch mit der Arbeitsbluse zugleich das Verständnis für das Proletariat abgelegt zu haben. In dem unermüdlichen Ringen des schöpferischen Mannes um den Ausbau technischer Ideen und deren wirtschaftliche und soziale Auswertung spiegelt sich nicht nur ein bedeutender Abschnitt aus der neuesten Geschichte der Stahlindustrie — es sei nur der Erfindung des Stahlpreß- und Ziehverfahrens und des heute längst selbstverständlich gewordenen Rohrrücklaufgeschützes gedacht —, sondern darüber hinaus fallen, namentlich unter diesem kriegstechnischen Gesichtswinkel, manche recht interessante Streiflichter auf die deutsche und ausländische Wirtschaft und Politik. — Das literarisch anspruchslose, aber frisch geschriebene und politisch vorurteilsfreie Buch gehört in jede Bücherei. Namentlich auch technisch interessierte Arbeiter werden die Lebensbeschreibung des aus ihren Kreisen hervorgegangenen Kapitalisten gern und mit Nutzen lesen. B. Sauer (Stettin).

Sapper, Agnes: Ein Gruß an die Freunde meiner Bücher. Stuttgart: Gundert 1922. 95 S.

Die im besten Sinne des Wortes liebenswürdige und volkstümliche Erzählerin berichtet in diesem Büchlein in anspruchsloser Weise „aus ihrem Leben von der Zeit an, da die Schriftstellerei ihm ein eigenes Gepräge gab“, sie verbreitet sich „über die Entstehung ihrer Erzählungen, über den innern Vorgang der Schriftstellerei und über ihre äußeren Erfahrungen in diesem Beruf“. Wir begleiten sie von ihrer ersten Skizze „In Wasserfluten“ an, die sie als Bewerberin bei dem Preisausschreiben eines Familienblattes in den 80er Jahren einsandte, über das Werden von „Lieschens Streichen“, von den „Pfäfflings-

kindern", von „Frau Pauline Brater" bis zum „Enkelhaus", das in den letzten schweren Kriegsjahren entstand und sehen, wie sehr alle diese literarische Arbeit verkettet ist mit einer reichen Hausfrau- und Hausmuttertätigkeit, mit einem tiefen und innigen Familienleben, dem vor allem und immer wieder das edle und reine Herz der Agnes Sapper gehört. Bescheiden spricht sie davon, wie ihr jede lyrische Begabung abgehe, wie es ihr versagt sei, Personen auch in ihrer äußeren Gestalt rund und voll herauszuarbeiten; aber voll heimlicher Freude erinnert sie sich des Wortes ihrer Mutter, daß man so schreiben müsse, wie sie ihre „Pfäfflingskinder" schrieb. Das ganze Schaffen der Agnes Sapper ist bestimmt durch die ethische Richtung ihres Wesens, die sich auf eine einsichtsvolle Erziehung des Kindes zuspitzt, auch hierin ist sie die Mutter, deren Sinnen vor allem ihren Kindern und Enkeln gilt. Es darf daher nicht wundernehmen, daß sich gerade ein Wort in dieser kleinen Schrift wiederholt, daß Agnes Sapper in Demut sich bewußt ist, nicht aus sich selbst, sondern „aus der deutschen Familie selbst das Gute geschöpft und es in ihrem Schaffen ihr wieder dargebracht zu haben." — Das bescheidene Heftchen, von einem schönen Bilde der Agnes Sapper geschmückt, — deren klare Augen einem hier so gütig entgegenleuchten, wie sie einen aus ihren Büchern anzublicken scheinen —, wird jedem Freunde der „Pfäfflinge" oder der „Pauline Brater" willkommen sein. Die Büchereien, die jene Schriften haben, werden daher gerne diese kleine Selbstdarstellung einstellen. J. Langfeldt d. J. (Stettin).

Uhlmann-Bixterheide, Wilhelm: Deutsche Abenteurer. Aus dem Leben deutscher Abenteurer, Weltfahrer und Helden. Dortmund: Ruhfus 1922. 464 S.

Sieben deutsche Männer, von der Woge des Schicksals erfaßt und mit wechselndem Glück umhergetrieben, kommen in diesem Buche selbst zu Worte: Theodor von Neuhoff, der westfälische König von Korsika; Fr. v. d. Trenck; Joach. Nettelbeck; Seume; General K. v. François; Felix Prinz zu Salm-Salm; und zuletzt Mehemed Ali Pascha, der ehemalige deutsche Schiffsjunge K. Détroit. Alles Lebenswege ungewöhnlicher Art, deren Schilderung darum erziehlich wirkt, weil es sich nur um lebensvolle, willensstarke Persönlichkeiten eines nahe an die Gegenwart heranreichenden, der Mechanisierung des Kulturlebens noch wenig ausgesetzten Zeitalters handelt, in dem sich individualistischer Tatendrang heldisch rein auszuwirken vermochte. G. Fritz.

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Bethe, E.: Die Gedichte Homers. Anleitung zum Verständnis und Genuß der Dichtung. (Wissenschaft und Bildung. 180.) Leipzig: Quelle & Meyer 1922. 70 S.

Man merkt es der Darstellung des aus Vorträgen entstandenen Büchleins an, das ihm das gesprochene Wort zugrunde liegt, und dieser Umstand ist ein großer Vorzug. Es ist ein Genuß, sich von einem so hervorragenden Kenner in die Wunder der homerischen Welt einführen zu lassen. Aber Bethe gibt noch mehr als eine Würdigung der Dichtungen nach der ästhtetischen Seite: auch über die Einheit, Komposition und Entstehung der Epen teilt der Verfasser dem Leser seine Ansichten mit. Nicht nur für Schulen, auch für Volksbüchereien ist das Buch vorzüglich geeignet. G. Fritz.

Schmidt, Expeditus: Faust. Goethes Menschheitsdichtung in ihrem Zusammenklange mit uralten Sagenstimmen und im Zusammenhange ihres gedanklichen Aufbaus dargelegt. München: Kösel & Pustet 1923. VI, 202 S.

Die Herausgeber der „Sammlung Kösel" haben einen guten Griff getan, indem sie als 100. Bändchen das vorliegende Faustbüchlein des bekannten Literarhistorikers Pater Expeditus Schmidt erscheinen ließen. Wenn man weiß,

wie der Goethesche Faust sonst nicht selten von katholischen Literarhistorikern behandelt wird, ist man aufs angenehmste berührt, hier überall ein Streben nach Objektivität auch den Stellen des Werkes gegenüber betätigt zu sehen, die einem katholischen Leser leicht anstößig erscheinen. Freilich verfällt Schmidt dafür in den Fehler, das Drama geradezu seinem Kerne nach als „katholisch gedacht" anzusehen. Zu welch merkwürdigen Formulierungen im einzelnen diese Grundmeinung gelegentlich führt, mag durch die Behauptung Schmidts veranschaulicht werden, daß Faust „so deutlich wie möglich widersprochen habe, als Mephistopheles vom guten Magen der Kirche sprach". Auch ist in dieser Hinsicht bezeichnend, daß Schmidt beim Religionsgespräch Gretchen als die religiös Überlegene ansieht und daß er die Anfangsszene des zweiten Teiles, da sie die eigentliche Reue und Buße vermissen lasse, für „die gedanklich (er meint weltanschaulich) schwächste Stelle des ganzen Werkes hält". Übrigens schlägt er trotzdem vor, diese Szene auf dem Theater als Schlußszene dem ersten Teile anzuhängen, ein Einfall, der glücklicherweise so sehr aller dramaturgischen Vernunft Hohn spricht, daß gewiß kein Spielleiter von Rang ihn verwirklichen wird. Im übrigen aber sei gerne anerkannt, daß die Darstellung der Fausthandlung lebendig und klar ist, daß besonders auch die Gretchenszenen erstaunlich fein analysiert sind und daß das Büchlein katholischen Lesern, die zum ersten Mal an ein ernsthaftes Studium des Goetheschen Faust herangehen wollen, ein ausgezeichneter Wegweiser ist. — Auch kleine Büchereien mit zahlreichen katholischen Lesern werden es daher anschaffen müssen. E. Ackerknecht.

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Habicht, V. Kurt: Einführung in das Verständnis der deutschen Bildhauerkunst. Mit 32 Abb. (Bücherei der Volkshochschule, Bd. 36.) Bielefeld: Velhagen & Klasing 1922. 103 S.

Eine für den Laien recht brauchbare Anleitung zum Verständnis der ihm in der Regel nicht recht eingängigen Bildhauerkunst. Die Darstellung führt eine Anzahl von Denkmälern in der Abfolge der Stilentwicklung vor und schafft dadurch gleichzeitig einen guten Einblick in deren innere Bedingtheit. Daß der Verfasser dabei stark subjektiv verfährt, — er wendet sich entschieden gegen die hergebrachte Überschätzung der Renaissance — gibt der Schrift einen eigenen Reiz. — Für Büchereien jeder Größe. G. Kemp (Memel).

Bernstein, M.: Die Schönheit der Farbe in der Kunst und im täglichen Leben. München: Delphin-Verlag 1921. 189 S.

Das Buch besteht aus drei Teilen: Im ersten wird allgemein über die Systematik der Farben gesprochen, im zweiten Teil die einzelnen Farben in ihrer Bedeutung für die Praxis des Künstlers und in der geschichtlichen Entwickelung ihrer Anwendung erörtert, im dritten die Beziehung der Farbe zu Linie, Fläche und Raum behandelt. Der Wert des in schlichter leicht verständlicher Sprache dargestellten Buches für den ausübenden Künstler dürfte unzweifelhaft sein, aber auch der künstlerisch gebildete Laie wird es mit großem Gewinn zur Hand nehmen. Es kann nicht nur als sehr brauchbarer Führer zum Verständnis für die farbige Wirkung und Absicht des Kunstwerks, sondern auch als Berater für die Pflege des kunstgewerblichen Geschmackes gute Dienste tun. Selbst die Technik des Bühnenbildes und die ästhetisch-harmonische Gestaltung des Wohnraumes werden in die Betrachtung einbezogen. Einige Irrtümer in der Bezeichnung der als Beispiel angeführten Gemälde wird der Sachkundige leicht berichtigen können. Für mittlere und größere Büchereien in der Abteilung Theorie und Technik der bildenden Kunst sehr zu empfehlen. G. Kemp (Memel).

Pfister, Kurt: Der junge Dürer. München: O. C. Recht 1922 43 S., 20 Taf.

Zoff, Otto: Das Leben des Peter Paul Rubens. Ebenda, 1922. 50 S., 20 Taf.

Oldenbourg, Rudolf: Peter Paul Rubens. Hrsg. von Wilhelm von Bode. Mit 131 Abb. München: Oldenbourg 1922. 219 S.

Dürer, Albrecht: Deutsche Landschaften. Hrsg. von Oswald Götz. Königstein-Taunus: W. Andermann 1922. 2 S., 9 Taf.

Im Münchener Verlag Recht beginnt eine neue Reihe von Kunstpublikationen zu erscheinen, die geeignet sind, die oft bedauerte Lücke zwischen den großen Veröffentlichungen rein wissenschaftlicher Art und solchen weitgehend populären Einschlags zu schließen. Es sind schöne in großem Format gehaltene, aber schlanke Bände, mit gepflegtem Geschmack gedruckt und fast verschwenderisch ausgestattet. Inhaltlich wird angestrebt, Leben und künstlerische Persönlichkeit der zur Darstellung gewählten Meister in wenigen großen Linien zu umreißen. Nicht dem Forscher, sondern dem Liebhaber soll gedient werden, immer freilich unter reservierter Wahrung eines ein wenig artistischen Standpunktes. Von den beiden vorliegenden Bänden scheint mir Pfisters „Junger Dürer" der gestellten Aufgabe doch nicht ganz gerecht zu werden. Die beigefügten einsichtig ausgewählten Tafeln erklären das wichtige Thema erschöpfender als der Text, der angesichts der Fülle des Stoffes gar zu knapp und leider auch nicht recht übersichtlich gehalten ist. Man muß Dürers Stellung in der deutschen Kunst schon genau übersehen, um aus Pfisters Darstellung eindeutig zu entnehmen, wie kritisch die künstlerische Situation war, in die Dürer hineingeboren wurde und aus der er nicht hinausführte. — „Das Leben des P. P. Rubens" von Zoff vermittelt dagegen einen vortrefflichen Gesamteindruck vom Schaffen und Wirken des großen Künstlers und großen Menschen. Wenn etwas an der ausgezeichneten Schrift auszusetzen ist, so ist es der preziöse Stakkato-Stil der Darstellung, der mit der prachtvollen Festlichkeit dieses Daseins nicht im Einklang steht. Sätze wie: „Frühreife des Knaben und des Jünglings macht Frühreife der Männlichkeit existent", — empfindet man in diesem Zusammenhang als peinlichen Mangel. Den Sinn des Buches hätte es wohl besser erfüllt, wenn den als Abbildungsmaterial gewählten weniger bekannten graphischen Blättern doch auch Reproduktionen malerischer Meisterwerke beigegeben und dazugehörige Hinweise im Text nicht ganz fortgelassen wären. Seine Nützlichkeit wäre damit nur noch mehr gesteigert worden. — Beide Bücher kommen — das erstere allerdings nur als Ergänzung neben umfassenderen Werken — für die großen Büchereien in Betracht.

Als Vermächtnis eines zu früh Verstorbenen liegt die hochbedeutsame Rubens-Publikation von Rudolf Oldenbourg vor. Es sind die Vorarbeiten zu dem großen Rubens-Werk, das Oldenbourg geplant hat und das, wenn es zustande gekommen wäre, in unserer Kunstliteratur ein wissenschaftliches Denkmal von erstem Rang dargestellt hätte. Was wir in diesem nicht allzu starken Band vor uns haben, sind Bruchstücke, aber sie gestatten doch einen nahezu lückenlosen Blick auf das ganze Schaffen des Meisters. Das vermag uns für den Verlust zu entschädigen, wenn es auch immer mit Bedauern erfüllen wird, daß ein großer Plan unausgeführt bleiben mußte. Die Behandlung des Stoffes ist rein wissenschaftlich, aber sie ist vom Geiste jener Wissenschaft getragen, die nicht knöcherne Konstruktion, sondern lebendige Schöpfung ist. So hat das Buch auch für Volksbüchereien größeren Umfangs eine hohe Bedeutung.

Auf die Reproduktionen Dürerscher Aquarell-Landschaften, aus dem Verlag Andermann sei in aller Kürze empfehlend hingewiesen. Man findet diese farbig und gegenständlich reizvollen Blätter nicht eben häufig wiedergegeben, und so mag diese anspruchslose Veröffentlichung einem wirklichen Bedürfnis entgegenkommen. Freilich dürfte der Farbendruck besser sein.

G. Kemp (Memel).

Lang, Oskar: Die romantische Illustration. Die volkstümlichen Zeichner der deutschen Romantik. Mit über 180 Abb. Dachau: Einhorn-Verlag 1922. 166 S.

Das Buch bildet eine willkommene Ergänzung zu Christoffels früher hier angezeigter „Romantischer Zeichenkunst". War dort in unübertrefflich klarer

Weise die große künstlerische Entwicklungslinie aufgezeigt, so wird hier das volkstümliche Element der illustrativen Kleinkunst zur Darstellung gebracht. Neureuther, Richter, Schwind, Pocci, Speckter, Hosemann und einige kleinere Meister werden vorgeführt. Die Bilder sprechen für sich selbst, der vorausstehende Text deutet nur kurz an, umreißt knapp und scharf die Situation, in der der einzelne Künstler steht. Daß dabei eine doch mehr lokale Erscheinung wie Pocci ein wenig zu hoch eingeschätzt wird, nimmt man angesichts der gefühlsechten Liebenswürdigkeit des Gegenstandes gern in Kauf. Man vermißt einen Hinweis auf die Auffassung der Illustration, — insofern entspricht die Angabe des Titels nicht ganz der Darstellung. Es wäre zu zeigen gewesen, ob und wie weit sich in dem geschilderten Zeitabschnitt das Verhältnis des illustrativen Elements zum Buch gewandelt hat. Gewiß ist es zu begrüßen, wenn die romantische Illustration als Kunstleistung an sich gezeigt wird, aber ihr eigentlicher Sinn geht dadurch doch wohl zu stark verloren. Davon abgesehen bietet das Buch des Schönen und wahrhaft Volkstümlichen so viel, daß es neben Christoffels freilich großzügigerer Publikation in der größeren Bücherei nicht fehlen sollte.

G. Kemp (Memel).

Musikalische Stundenbücher: Berlioz, Ausgewählte Lieder. Cornelius, Weihnachtslieder, Trauer und Trost. Mendelssohn-Bartholdy, Lieder ohne Worte. Weber, Dritte große Sonate d-moll. München: Drei Masken-Verlag 1922.

Musikalische Kostbarkeiten werden hier dem Liebhaber reizvoller Kleinkunst dargeboten. Für die Auswahl kommen abgeschlossene Werke oder Zyklen in Frage, die weniger bekannt oder schwer zugänglich sind und die eine Stunde musikalischen Genusses weniger für den Hörer als für den mit dem Auge Aufnehmenden zu verschaffen vermögen. Für Büchereien, die keine eigene Musikalienabteilung auszubauen vermögen, bieten die auch äußerlich sehr hübschen Bändchen einen recht brauchbaren Ersatz, um doch auch ihrerseits für die Pflege eines verfeinerten Musikgefühls einzutreten. Die Auswahl wird durchaus zu billigen sein, nicht zuletzt auch weil jedem Band eine vorzüglich gearbeitete Einleitung vorausgeht, die alles wesentliche zum Verständnis entlegener Werke enthält. Bei den später herausgekommenen Bänden ist die häßliche Drahtheftung erfreulicherweise der Fadenheftung gewichen. Hoffentlich bleibt die erfreuliche Sammlung dauernd lebendig und strandet nicht an der gefährlichen Klippe historisierenden Preziösentums.

G. Kemp (Memel).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Willram, Bruder (d. i. Anton Müller): Heliotrop. Skizzen und Bilder aus Italien. 4. Aufl. Innsbruck: Verlagsanstalt Tyrolia 1923. 352 S.

Die Reiseeindrücke, die in diesen Skizzen verarbeitet sind, entstammen dem Jahre 1900, dem kirchlichen Jubeljahr, sind also nicht mehr von erster Frische. Schilderungen der kirchlichen Feste dieses Jahres, der vatikanischen Welt und des katholischen Roms nehmen daher einen breiten Raum ein und dürfen als durchaus gelungen gelten, umsomehr als hier Prunkentfaltung, Kult und Zeremoniell der katholischen Kirche vergeistigt geschaut und von einem begeisterten Katholiken in leuchtenden Farben geschildert sind. Aber der Verfasser steckt sich noch ein weiteres Ziel. Er schildert den römischen Frühling und den südlichen Glutsommer, das klassische Rom und die bunte Welt Neapels, die Campagna, Capri und den üblichen Ausflug auf den Vesuv, läßt auch den Untergang Pompejis im Stile der historischen Erzählung aufleben. Mit allen diesen Dingen gerät er durchaus in das Fahrwasser des üblichen Italienbuchs des reisenden Deutschen. Wie so viele kann auch er der Versuchung nicht widerstehen, hundertmal Gesagtes pathetisch zu umschreiben und eine durchaus oberflächliche Beobachtung von Land und Leuten mit der Gebärde der Offenbarung weiterzugeben. Das Buch ist nur für katholische Büchereien zu empfehlen.

F. Plage (Frankfurt a. d. O.).

Kornerup, Ebbe: Peru, das Land der Inkas. A. d. Dän. von Else von Hollander. Mit zahlr. Abb. 2. Aufl. Stuttgart: Franckhsche Verlh. 1922. 124 S.

Peru, im Besitz wertvollster Rohstoffe, wird heute ausgebeutet von einer dünnen Oberschicht, die einer Stadt wie Lima den verführerischen Glanz des internationalen Genußlebens und des Luxus verleihen, das alles aber gepfropft auf die fiebernde Lebenskraft eines tropischen Klimas und eingerahmt von den schimmernden Häuptern der schneebedeckten Anden. Zwischen Wüsten die Reste der alten Inkakultur und zwischen den letzten Schöpfungen der Pariser Mode hungrige Indianerkinder. Kornerup weiß dieses fesselnde Land in anziehender Plauderei zu schildern, bedenkt seine Geschichte und seine Zukunftsmöglichkeiten, verzeichnet seine Naturschätze und seine Naturschönheiten und stellt die Gegensätze innerhalb seiner heutigen Bevölkerung treffend heraus. Hat man das Büchlein gelesen, so hat man eine Menge an anschaulichem Wissen gewonnen. Es ist für alle Büchereien, ganz besonders auch für die reifere Jugend, als fesselndes Reisewerk zu empfehlen. F. Plage (Frankfurt a. d. O.).

Nordenskiöld, Erland: Indianer und Weiße in Nordostbolivien. Mit 90 Abb. im Text, 35 Taf. und einer Karte. Stuttgart: Strecker & Schröder 1922. 221 S.

Der Verfasser, Sohn des berühmten Nordpolfahrers, war viermal als Forscher und Sammler in Südamerika. Das Ergebnis einer dieser Reisen hat er in vorliegendem Buche niedergelegt. Er schildert das Leben und Treiben der Indianerstämme in den großen, üppigen Urwäldern; insbesondere aber beleuchtet er den verheerenden Einfluß der weißen Rasse auf die Indianer, deren Volksbestand von der vordringenden Zivilisation und von rücksichtslosen Ausbeutern der Kautschukwälder zerrieben wird. Das Buch gestaltet sich so zu einem „Vermerk in dem langen Sündenregister der weißen Rasse". Dem Forscher lag es daran, von den alten Kulturgütern und Produkten der untergehenden Indianerstämme, zu denen er als Freund kam, für die Überlieferung noch soviel wie möglich zu retten, ehe es vielleicht zu spät ist. — Die Darstellung ist knapp und klar, von unmittelbarer Erlebensfrische durchtränkt. Das mit vortrefflichen Bildern und Zeichnungen ausgestattete Buch ist lehrreich und zugleich unterhaltsam. Dem länder-, rassen- und volkskundlich interessierten Leser hat es viel zu sagen. Für größere Volksbüchereien wird sein Erwerb daher eine wertvolle Bereicherung sein. H. Horstmann (Gleiwitz).

Müller-Grote, Karl: Jagd- und Kanufahrten in Kanada. Bremen: Angelsachsenverlag 1922. 125 S.

Nicht alltägliche Erlebnisse eines Jägers im Wald- und Seengebiet des nördlichen Kanada sind hier etwa in der Art eines Zeitungsberichtes wiedergegeben; der trockene Aufeinanderprall der Tatsachen und die häufige Einstreuung von unwesentlichen Zahlenangaben erinnern fast schon an amerikanische Berichte. Begegnungen mit allerlei Wild und Getier, Indianern, Trappern, Holzfällern und Abenteurern machen das Buch stofflich interessant; freilich wird sich der weidgerechte Jäger bekreuzen, wenn er von diesem Jagdbetrieb in den kanadischen Wäldern liest, in deren Wildkammern trotz aller Jagdgesetze ziemlich wild darauf losgeknallt wird. — Eine Zugabe: „Sommermonate in Rumänien" dient augenscheinlich dazu, den Band zu füllen. Das Buch ist gut illustriert und ausgestattet, fällt aber zu stark ab gegen die ausgezeichneten Jagd- und Tierschilderungen, die wir gerade aus nordamerikanischen Erlebniskreisen besitzen, als daß man es für Büchereien empfehlen könnte.
F. Plage (Frankfurt a. d. O.).

Rasmussen, Knud: In der Heimat des Polarmenschen. Die zweite Thule-Expedition 1916–18. Mit Abb. u. Karten. Leipzig: Brockhaus 1922. 366 S.

War es in eingeweihten Kreisen längst bekannt, daß die seit 1910 in Nordgrönland unternommenen Reisen Rasmussens von hervorragender wissenschaftlicher Bedeutung seien, so gibt das vorliegende Buch zum ersten Male einem breiteren

Lesepublikum Gelegenheit, die Größe der Leistung zu würdigen, welche der als Forscher wie als Mensch in gleicher Weise ausgezeichnete Mann unter den schwierigsten Verhältnissen vollbracht hat. Als geborener Grönländer mit Land und Leuten von Jugend auf vertraut, hat R. mit äußerst beschränkten Hilfsmitteln Großes erreicht: seine nach Eskimoart unternommene zweite Expedition hat nicht nur manche geographische Frage gelöst, sie hat nicht zuletzt über die Lebensbedingungen des Nordgrönländers ganz neues Licht verbreitet. Die Schilderungen Rasmussens sind zudem von außerordentlichem literarischen Reiz, sie enthalten, hervorgegangen aus glühender Begeisterung für seine Aufgabe als Forscher und erfüllt von tiefdringendem Verständnis für das fremdartige Wesen des Polarmenschen, soviel des Interessanten, daß das zudem mit wertvollen Abbildungen ausgestattete Buch in die erste Reihe der geographischen Forschungsberichte gehört.

G. Fritz.

7. Naturwissenschaft, Technik.

Böttcher, Maximilian: Aus märkischen Jagdgründen. Fahrten und Streifen durch Wälder, Felder und Seen. Leipzig: Grethlein & Co. 1922. 397 S.

Aus dem Geiste der Liebe zur Natur und zur Kreatur, diesem höchsten Gesetze des Weidmanns, ist dieses Buch geschrieben. Es gibt einen hohen Begriff von dem Verantwortungsbewußtsein des ritterlichen Jägers, darüber hinaus aber auch von menschlicher Güte gegenüber mancherlei wunderlichem Gelichter in Tier- und Menschengestalt. Nur wer Leben und Weben der märkischen Seen und Wälder, Moore und Knicks von Jugend auf so erlebnisbewußt und hellsehend in sich aufgenommen hat wie der Verfasser, konnte die Geheimnisse des Schilfdickichts, den Spuk des abendlichen Kiefernwaldes, die holden Wunder der schimmernden Waldwiese, die brütende Glut des Septembermittags über dem Stoppelfeld mit knappen Strichen so lebenswahr vor uns hinstellen. Auch literarisch verfügt er über alle Register: den lebensprühenden Bericht des beutefrohen Jägers, die fesselnde Schilderung des gewissenhaften Naturbeobachters und den Auftrieb dichterisch befreiten Schauens. Wie diese Fahrten und Streifen im grünen Reich dem Verfasser Erlösung vom lähmenden Alltag bedeutet haben, so erfrischt ihr Niederschlag den Leser, sei er jung oder alt, Jäger oder Nichtjäger. Das Buch ist als erfreulicher Zuwachs der märkischen Heimatdichtung allen Büchereien aufs wärmste zu empfehlen.

F. Plage (Frankfurt a. d. O.).

Jahrbuch der angewandten Naturwissenschaften 1920—1921. 32. Jahrg. Hrsg. von A. Schlatterer. Mit Abb. u. Tafeln. Freiburg: Herder 1922. 393 S.

Aus dem reichen Inhalt des empfehlenswerten Werkes, das nicht nur über Fortschritte im Bereich der gesamten Technik und Naturwissenschaften, sondern auch innerhalb der Medizin und Erdkunde berichtet, Einzelnes hervorzuheben, muß ich mir versagen. Es kann in mancher Hinsicht als Ersatz für gleichgerichtete Fachzeitschriften dienen, deren Bezug für viele Büchereien schon fast unmöglich geworden ist, und eignet sich aus diesem Grunde besonders gut für den Lesesaal.

G. Fritz.

8. Verschiedenes

Kleinpaul, Johannes: Journalistenpraxis. M.-Gladbach: Volksvereins-Verlag 1922. 171 S.

Das Buch will nicht die großen Probleme behandeln, von denen das gesamte deutsche Zeitungswesen heute erfaßt wird. Es scheint sogar die Fragen der Vertrustung, des Meinungskaufes und der wirtschaftlichen Beeinflussung bewußt zu umgehen, um mit um so mehr Liebe und Anschaulichkeit die redaktionelle Praxis, vornehmlich an kleineren und mittleren Provinzblättern darzustellen.

Kleinpaul, dessen Fähigkeit zu klarer und lebendiger Darstellung wir aus seinen kulturgeschichtlichen Arbeiten kennen, hat in diesem Buche tapfer und geschickt für einen vielverkannten und in der öffentlichen Wertung zwischen Verachtung und Überschätzung schwankenden Beruf eine Lanze gebrochen. Nicht nur um des Berufs willen, sondern in erster Linie auch für das bessere Verständnis der Tageszeitung und ihrer Auswirkung auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens hat Kleinpaul damit eine wertvolle Aufklärungsarbeit geleistet. Das Buch muß in die Reihe der Schriften eingestellt werden, mit denen Büchereien den Zwecken der Berufsberatung dienen wollen. E. Dovifat (Berlin).

Eintz, Hedwig: Das Kind. Ein lustiges Buch in Bild und Wort für Väter, Mütter und Kinderfreunde. Reutlingen: Enßlin u. Laiblin 1922. 64 S.

Riem, Johannes: Der gestirnte Himmel. Ebenda, 1922. 59 S.

Neuburger, Albert: Reisen im Wandel der Zeit. Ebenda, 1922. 64 S.

Haldy, B.: Der deutsche Garten in Wort und Bild. Ebenda, 1922. 64 S.

Stein, Walter: Römischer Frühling. Erinnerungen und Bilder aus der Ewigen Stadt. Ebenda, 1922. 62 S.

Feuder, Josef: Das deutsche Bürgerhaus in Wort und Bild. Ebenda, 1922. 64 S.

Mit bewunderungswürdigem Wagemut hat der Verlag von Enßlin u. Laiblin in Reutlingen die obigen sechs Bände (in ziemlich großem Oktavformat) als erste Reihe einer von ihm „Welt und Zeit" betitelten Sammlung herausgebracht. Ihren Hauptvorzug verraten die Bände auf den ersten Blick: Eine Fülle guter Bildwiedergaben auf Kunstdruckpapier und einen großgedruckten Text. Dessen Inhalt ist allerdings oft nicht eben bedeutend, zuweilen sogar etwas dürftig und gelegentlich ein wenig kitschig volkstümelnd. Die Bände werden, zumal meist schon die Bildunterschriften gut orientieren, sicher überwiegend wie Teile eines Orbis Pictus betrachtet werden, und sie verdienen schon deshalb, von Volksbüchereien eingestellt zu werden. In erster Linie empfehle ich, trotz der zahlreichen anderen trefflichen, aber teureren Werke ähnlicher Art, die „Reisen im Wandel der Zeit", bei denen auch der Text durch Heranziehung von Stellen aus Erinnerungsbüchern berühmter Männer und Frauen früherer Jahrhunderte manches Reizvolle bietet, „Das deutsche Bürgerhaus" und „Der deutsche Garten". Auch „Der gestirnte Himmel" dürfte viele Betrachter finden, die genug Interessantes in ihm finden. Dagegen scheint mir kein allgemeineres Bedürfnis vorzuliegen für einen so summarischen und, trotz des vielversprechenden Titels und Untertitels unpersönlichen Überblick über die Sehenswürdigkeiten Roms, wie er in dem Band „Römischer Frühling" geboten wird. Und „Das Kind" ist trotz vieler Liebe und drolliger Bilder, die der Band enthält, für jeden eine Enttäuschung, der seinen Untertitel ernst nimmt. — Der Verlag verspricht die Fortsetzung der Reihe. Wir vermuten, daß von den geplanten Bänden vor allem „Deutsche Klöster", „Deutsche Hochschulen" und „Deutsche Burgen" von unseren Volksbüchereilesern mit Freuden begrüßt werden, wenn sie so gut ausfallen wie die erstgenannten drei Bände der bisher erschienenen Reihe.

E. Ackerknecht.

C. Schöne Literatur.

1. Sammlungen, Dramen, Gedichte.

Paquet, Alfons: Fahnen. Ein dramatischer Roman. München: Drei-Masken-Verlag 1923. 124 S.

Orakelhaft drohend und voll gespenstischen Lebens, wie die Flammenschrift in Belsazars Königssaal, erscheinen die Vorgänge dieses „dramatischen Romanes" aus dem Chikago der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. In einem „Vor-

spiel auf dem Theater" stellt uns der „Drahtzieher" die wichtigsten Figuren vor, ehe sie in Lebensgröße vor uns treten: den großen Eisenbahn- und Fabrikherrn Cyrus Mc Clure, in dessen Tasche „der Dollar wächst", die „Blauen mit dem Messingstern auf der Brust", die stark und sicher „wie auf Schienen laufen", wenn es gilt, „Gesetz und Ordnung" zu schützen, und die Führer der verzweifelnden Arbeitermassen der „noch so jungen und schon so kranken Stadt". Dann aber läßt der Dichter mit bitterem Lachen, in dem der Schmerz über die Härte des Sicksals bebt, „die Würfel aus dem Lederbecher springen", und in einer stürmischen Folge von Szenen und Szenenfetzen braust es vorüber, das Spiel mit dem düsteren Reimwort Tod am Ende. Vier Galgen sind das Wahrzeichen, mit dem das Stück schließen — könnte, aber es trägt seinen Titel nicht umsonst: Fahnen rauschen über den Gräbern, als der Vorhang zum letzten Mal fällt, und es drängt sich dem Leser das urchristliche Trutz- und Drohwort in die Erinnerung: „Sanguis martyrum semen ecclesiae", „Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche". — Es sei übrigens noch ausdrücklich bemerkt, daß Paquet seine (historischen) Volkshelden weder „idealisiert" hat, noch durch billige Naturalismen effektvoll zu machen sucht. Er hat es nicht nötig, da er jeden von ihnen von innen heraus erfaßt ist. — Büchereien, die das moderne soziale Drama pflegen, dürfen an diesem Stücke nicht vorübergehen. E. Ackerknecht.

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Merkwürdige Geschichten. Hrsg. von Hermann Hesse. Bern: Verlag Seldwyla.

Bd. 1: Jean Paul: Die wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht. Erzählungen. 157 S. — Bd. 2: Novellino: Novellen und Schwänke der ältesten italienischen Erzähler. 203 S. — Bd. 3: Geschichten aus Japan. 183 S. — Bd. 4: Aus Arnims Wintergarten. 182 S. — Bd. 5: Mordprozesse. 179 S.

Den Freunden der Erzählungskunst im eigentlichen Sinne bringt H. Hesse in diesen kleinen, sehr geschmackvoll ausgestatteten Bändchen eine Sammlung merkwürdiger Geschichten, die in den verschiedensten Stilarten erzählt sind. Das scheint sein ausgesprochenes Ziel zu sein: die verschiedensten Erzählungsweisen in Beispielen zu zeigen, vom nüchtern-sachlichen und doch psychologisch so ungemein aufschlußreichen Prozeßbericht, aus dem Pitaval oder der Sammlung des Paul Joh. Anselm Feuerbach, über die altitalienische ironische Novellistik, die schon mit ihrer eigenen Kunstfertigkeit spielt, über streng geformte, in einen Stahlpanzer von Tradition, Sitte und Religion gepreßte japanische Erzählungen bis zum formlosen schwelgerischen Jean Paul und gar zu Arnim, der noch romantischer — wenigstens in den hier gebotenen Stücken — seine eigene Erzählungsweise vergißt über der innigen Liebe zu altem Stil, zu Menschen, Gefühlen, Stimmungen, wie er sie in vergangenen Zeiten vermutet und wieder zu beschwören versucht. In knappesten, bescheidenen Nachworten weist Hesse jeweils auf den besonderen Charakter der ausgewählten Erzählungen hin. Die Bändchen stehen zwar am besten in der Sammlung des Bücherliebhabers, doch verdienen sie in ihrer geschickten und höchst instruktiven Zusammenstellung auch die Beachtung unserer Büchereien. H. J. Homann.

Wisser, Wilhelm: Wat Grotmoder vertellt. Ostholsteinische Volksmärchen. 3 Bdchen. Jena: Diederichs. 94, 95, 95 S.

W. Wisser ist weitesten Kreisen bekannt als Sammler plattdeutscher Märchen und ihr sprachlicher Former. Wenn die Brüder Grimm ihre literarisch romantisch gefärbte Persönlichkeit auch in ihren Kinder- und Hausmärchen nicht ganz verleugnen konnten, so bietet Wisser immer das reine Volksgut in einem Stil, der schlechthin der plattdeutsche Märchenstil ist. Wem sein in der Sammlung „Märchen der Weltliteratur" erschienenes Buch „Plattdeutsche Volksmärchen" zu umfangreich oder, da es eine Ausgabe für Erwachsene ist, zu ge-

wagt erscheint, möge sich an diese 3 Bändchen halten. Sie bieten eine Auswahl, welche von den Prüfungsausschüssen für Jugendschriften zu Altona, Hamburg und Kiel und dem plattdeutschen Provinzialverband für Schleswig-Holstein vorgenommen wurde. Sie sollte in keiner niederdeutschen Volksbücherei fehlen. Auf ihre hohe Eignung zum Vorlesen sei nachdrücklich hingewiesen. Niederdeutscher Humor tritt hier trefflich zutage. F. Schriewer (Flensburg).

Deulin, Charles: Erzählungen des Königs Gambrinus. Aus dem Französischen übersetzt von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Jena: Diederichs 1923. 218 S.

Aus drei Sammlungen alter vlämischer Volksmärchen, die Charles Deulin, ein Landsmann und Zeitgenosse de Costers, nacherzählt hat, wählte Oppeln-Bronikowski 16 der schönsten aus. Sie bringen meist altbekannte Märchenstoffe, deutsches Märchengut (z. B. Frau Holle; Den, der auszog, das Fürchten zu lernen u. a.). Deulin erzählt breit, behaglich ausschmückend, oft derb humorvoll und schalkhaft. Neben diesen mehr nationalen Eigentümlichkeiten tritt eine besondere Individualität des Dichters kaum hervor. Das unterscheidet sein Werk von dem des blutvolleren de Coster ganz grundsätzlich. Den meisten Märchen hängt Deulin reizvolle Anmerkungen an über volkstümliche Bräuche, Feste, Redensarten usw., die mit dem Stoff des Märchens in Zusammenhang gebracht werden. — Da die Märchen im ganzen nicht allzuviel des Neuen und Eigenartigen bieten, können sie nur großen Büchereien empfohlen werden.
H. J. Homann.

Stifter, Adalbert: Erzählungen. Ausgewählt und eingeleitet von Josef Hofmiller. München: Langen 1923. 224 S.

Gottlob nicht mehr „die schönsten Erzählungen" Stifters enthält dieser neueste von Langens Auswahlbänden, aber vier von seinen Erzählungen, die keiner Empfehlung bedürfen, und ein kurzes, aber inhaltsreiches Vorwort von Josef Hofmiller, in dem auch die verschiedenen Ausgaben von Stifters Werken und Briefen durchgesprochen werden. (Es fehlt nur die neue Ausgabe des Volksverbandes für Bücherfreunde.) Ich halte es für einen besonderen Vorzug dieser Auswahl, daß sie mit der „Narrenburg" beginnt (die andern drei Stücke sind „Das alte Siegel", „Brigitta" und „Nachkommenschaften"), denn hier ist die leuchtende Reinheit und geheimnisvolle Vornehmheit Stifterscher Kunst infolge der Buntheit der erzählten Ereignisse so augenfällig, daß mancher Leser, der sonst nichts mit Stifter anzufangen wußte, hier „auf den Geschmack kommt". — Da die Einzelausgaben Stifterscher Erzählungen bei Amelang oder Reclam für Büchereizwecke im Format zu klein, die Gesamtausgaben der „Studien" bei Hesse & Becker, Insel usw. zum Einlesen nicht praktisch, für kleine Büchereien überdies zu teuer sind, dürfte die vorliegende Auswahl jetzt für Büchereien jeglicher Größe in erster Linie in Betracht kommen. E. Ackerknecht.

Kurz, Hermann: Reichsstädtische und andere Erzählungen. Leipzig: Voigtländer 1923. VII, 375 S.

Von den verschiedenen Sammelausgaben der kleineren Erzählungen von Hermann Kurz wird die vorliegende für Volksbüchereien künftig weitaus in erster Linie in Betracht kommen. Sie enthält alle diejenigen Stücke, die einem weiteren Leserkreise zugänglich (auch zum Vorlesen sehr geeignet), aber noch lange nicht genug bekannt sind, einschließlich der hintergründlichen „Humoreske" „Die beiden Tubus", aber ohne den „Weihnachtsfund" (von dem jedoch die Hausbücher der Dichtergedächtnis-Stiftung eine gute Einzelausgabe enthalten), und ist wunderschön gedruckt. Ein ehrlich begeistertes und gescheites, höchst persönliches Vorwort und Nachwort von Bruno Golz wird gewiß manchen Leser dann zur Lesung von „Schillers Heimatjahren" und vom „Sonnenwirt" weiterführen.
E. Ackerknecht.

Zola, Emil: Die Rougon-Macquart. Geschichte einer Familie unter dem Zweiten Kaiserreich. Allein berechtigte deutsche Ausgabe. München: Kurt Wolff 1922—23.

Zolas Haupt- und Lebenswerk, die Rougon-Macquart (erschienen in den Jahren 1871—98), umfaßt 20 Einzelromane. Von diesen sind in der deutschen Gesamtausgabe des Verlags Kurt Wolff bis jetzt die (nach der Zeitfolge ihres Entstehens) ersten zehn Bände erschienen. Die Ausstattung ist mustergültig: Gutes Papier, schöner und lesbarer Druck, Einbände von unaufdringlichem Geschmack nach einer Zeichnung von Emil Preetorius. Die Übertragungen stammen von verschiedenen Federn. Wir sind ja bei Zola an spottschlechte Übersetzungen gewöhnt. Leider erfüllt sich die Hoffnung nicht, nunmehr in dieser Ausgabe ein sprachlich durchaus gepflegtes Werk zu erhalten. Ein Vergleich mit den Originalen ergibt, daß auch die Übersetzungen dieser Reihe zumeist mäßig sind, einzelne wie z. B. „Der Bauch von Paris" geradezu in lexikalischen Schwierigkeiten stecken bleiben, die bei Zola allerdings die idiomatischen überwiegen. Leidlich lesbar ist „Die Sünde des Abbé Mouret". Natürlich wird dabei nicht zu vergessen sein, daß Zolas eigne Trockenheit eine sprachschöpferische Gestaltung überhaupt erschwert.

Da sich der Verlag Kurt Wolff die Pflege des europäischen Romans zur Aufgabe gemacht hat, so werden wir nicht mit ihm darüber rechten dürfen, daß er heute eine Zolareihe in bester Ausstattung erscheinen läßt, da anerkannte deutsche Autoren den Druck ihrer neueren Werke in ungewisse Ferne verschoben sehen. Aber noch harren der Verdeutschung zahlreiche französische Romane, die uns unendlich mehr bedeuten können als die Rougon-Macquart, und die auch für unsere Kenntnis des heutigen Frankreich, ja vielleicht auch für die völkerpsychologische Abschätzung des kommenden Frankreich wichtigere Dokumente darstellen als diese kulturgeschichtliche Wiedererweckung des zweiten Kaiserreichs.

Es darf dahingestellt bleiben, ob es Zola überhaupt gelungen ist, die Triebkräfte dieser Epoche und ihr Gesamtschicksal durch eine Zerlegung in Einzelwillen und Einzelschicksale übersichtlich zu deuten, und ob die kulturhistorische Ausbeute seiner Romane dem ungeheuren Aufgebot an lehrhaft vorgetragenen technischen Einzelheiten entspricht. Schon das literarische Prinzip seines „experimentellen Romans" erwies sich — trotz aller europäischen Schulwirkung — als gestaltungsunfähig; denn der Determinismus Zolas, der menschliches Handeln zwangsläufig aus Vererbung und Umwelt herzuleiten für möglich hält, läßt keinen Platz für die individuelle Entwicklung, Wandlung und Läuterung seiner Charaktere, so daß sie starr und hölzern erscheinen. Eingespannt in die großen Eckpfeiler der französischen Erzählungskunst, Balzac und Bourget, die ähnliche Ziele wie Zola verfolgten, versagt er gerade an der Stelle ihrer konstruktiven Vorzüge, nämlich in der psychologischen Vertiefung, die den französischen Meisterroman auszeichnet.

Aus der ganzen Reihe der Rougon-Macquart werden für den deutschen Leser heute höchstens noch die Werke in Betracht kommen, aus deren Stoffkreis wir zeitgeschichtliche Aufschlüsse von Belang gewinnen können. Das ist vor allem „Das Vermögen der Rougon", das die bürgerliche Gesellschaft der Provinz, ihren Ehrgeiz und ihre Machenschaften schildert, sodann „Seine Exzellenz Eugen Rougon", womit Zola ein für allemal die unveraltete Psychologie des in Frankreich zuerst aufgekommenen Berufs- und Geschäftspolitikers gibt, ferner „Der Zusammenbruch" des Kaiserreichs, der deutschen Erinnerungen durch eine gewissenhafte und überreiche Belegsammlung zuhilfe kommt, und vielleicht noch der „Doktor Pascal", ein Einblick in die Lebensauffassung und Werkstattarbeit des Gelehrten, der die echte Farbe des eigenen — Zolas! — Erlebnisses trägt. Alle übrigen Umweltschilderungen sind durch neuere Entwicklungen überholt und in ihnen gegenstandslos geworden. Von der Beschaffung der entsprechenden Werke durch volkstümliche Büchereien muß daher abgeraten werden.

F. Plage (Frankfurt a. d. O.).

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Böttcher, Helmuth M.: Butz, der Ameis. Abenteurer-Roman aus der Insektenwelt. Leipzig: Grethlein & Co. 1922. 207 S.

Dem Verfasser schwebte augenscheinlich die Absicht vor, die Ergebnisse der Ameisenforschung in einer gefälligen Form jung und alt zugänglich zu machen. Er wählte dazu die erzählende Form und stellt die interessantesten Erscheinungen des Ameisenlebens als Erlebnis einer männlichen Ameise dar, deren Lebenslauf, Erziehung und Abenteuer in behaglicher Breite geschildert werden. Ein halb kindlicher, halb volkstümlicher Plauderton ist angestrebt, aber so schlecht gelungen, daß das Buch für einigermaßen gebildete Leser ungenießbar wird. Ein gequälter Humor und moralisierende Einstreuungen verbessern den Gesamteindruck nicht. Für jugendliche Leser ist das Buch schon seiner stellenweise geradezu papierenen Sprache wegen ungeeignet. Im übrigen besitzen wir in Harry Schumanns: „Die Hochzeitsreise der Königin" (Dresden: Reißner 1922) bereits eine ähnliche Verarbeitung ganz des gleichen Stoffes. Mögen aber die biologischen Tatsachen aus dem Leben der niederen Tiere noch so überraschend wirken, der Versuch, sie auf dem Umwege über die Kunsterzählung gemütbildend auszuschlachten — und dabei lehrhaft zu bleiben! —, wird immer mißlingen, weil die niedere Tierwelt wohl unsere Erkenntnis fesselt, aber nicht unser Gemüt. Unser Gemütsverhältnis zu der höheren Tierwelt darf hier nicht als Maßstab gelten. Die Sphäre eines Svend Fleuron muß dem Schilderer der Insektenwelt verschlossen bleiben, und wäre er ein Meister wie der Franzose J. H. Fabre, dessen Bilder aus der Insektenwelt (Kosmos-Verlag) Erzählungen wie die obigen an bildendem Wert bei weitem übertreffen. F. Plage (Frankfurt a. d. O.).

Breves, Wilhelm: Liebesgeschichten um ein Kloster. Wilhelmshaven: Friesenverlag 1921. 153 S.

Nordwestdeutsche Büchereien werden das kleine Büchlein, das vier um das alte Kloster Rastede gruppierte Geschichten enthält, in ihre Abteilung „Heimatliteratur" einstellen, darüber hinaus verdient es keine besondere Empfehlung. Breves ist ein nicht ungewandter Erzähler, geht aber nirgends über das Niveau eines Unterhaltungsschriftstellers hinaus, so daß die im Ausgange des Mittelalters spielenden Geschichten eine Besonderheit nur durch die heimatliche Note erhalten, ohne daß das friesische Wesen wirklich in seiner Tiefe erfaßt und dadurch das Büchlein zu allgemeiner Bedeutung erhoben würde.

W. Schuster (Kattowitz).

Brey, Henriette: Joseph Ben David, der Getreue. Biblische Erzählung aus der Zeit Christi. Köln: Bachem 1923. 179 S.

Unter enger Anlehnung an Evangelien und Legende versucht die Verfasserin ein Lebensbild Josephs, des Nährvaters Christi, zu geben. Den naiven Ton einer Legende aber trifft sie nicht, für eine rein symbolische Darstellung reicht ihre Kunst offenbar nicht aus, das religiöse Erlebnis Josephs und Marias wird zu stark äußerlich betont, und so wirkt die Erzählung süßlich, traktätchenhaft. Volksbüchereien, sofern sie nicht eine bestimmte Tendenz vertreten, werden von der Einstellung absehen. M. Thilo (Stettin.)

Bücking, Martin: Die Fortuna. Roman. Hamburg: Hermes 1921. 442 S.

Die „Fortuna" ist eine stolze Schunerbrigg. Sie macht unter dem jungen Kapitän Haye Eilert vom oldenburgischen Weserufer aus ihre ersten Fahrten, als schon das Dampfschiff der Seefahrt ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten zeigt. Im neugegründeten Deutschen Reich weitet sich der Verkehr zum Welthandel. Auf der hannöverschen Weserseite rühren sich die Bremer Kaufleute und bauen Dampfschiffe, eines immer größer als das andere. Der Norddeutsche Lloyd wächst heran zur Weltreederei. Widerstrebend muß Eilert den von echter Seemannsromantik umwobenen Dienst auf dem Segler vertauschen mit der

auf nüchterne Hast und rücksichtslosen Erwerb gestellten Arbeit auf dem Dampfschiff. Auch sein Sohn findet sich schwer zurecht als Lloydoffizier und als Reserveoffizier der inzwischen erwachsenen Kriegsmarine. Die zweite Generation der Seemannsfamilie wird ins Erleben des Weltkrieges gestellt; die Kinder aber sind unsere Jugend und Hoffnung. — Für die Darstellung der schnellen Entwicklung Deutschlands bildet das Schicksal der Familie Eilert den Rahmen. Die jüngeren Glieder der Familie sind lebensvolle und lebenswahre Menschen, die „zupacken und sich aus Altem und Neuem ihr Haus bauen"; vielleicht ist der Rahmen zu eng, um das gewaltige Gemälde der deutschen See- und Handelsentwicklung aus 4 Jahrzehnten zu fassen. Doch ist auch das Bild nicht ohne Farbe und Leben. — Das Buch, das mehr ist als ein Heimatbuch oder eine Seegeschichte, kann auch einfachen Lesern kleiner Büchereien empfohlen werden

K. Jungclaus (Kiel).

Burkhardt, Max: Heustecher. Roman. Leipzig: Bibliogr. Institut 1920. 222 S.

Der Haarkünstler Cyprian Heustecher zeugte den begabten Sohn Balduin. Dessen Lebenslauf wird hier erzählt von der Wiege bis — beileibe nicht zum Grabe, sondern zur Verlobung. Der Ablauf ist normal, abgesehen von den Stellen, wo er romanhaft verbogen wird: Geburt, Schule (Penne), Abitur, Student, Dr. phil. (Algenspezialist), Verlobung und Anwartschaft auf Gelehrtenruhm bilden einen Abschluß, insofern als die Geschichte zu Ende ist. An Herzensbekümmerungen fehlt es nicht, wie sich das für den pechvogeligen Glücksvogel Balduin Heustecher von selbst versteht. Leider hat der Verfasser vergessen, auch andere Menschen als nur Karikaturen auftreten zu lassen und um die dürftige durchaus romanhaft konstruierte Handlung ein solches rein stilistisches Arabeskenwerk herumgewrungen, daß das Buch wegen seiner spielerischen und gewollten Übertriebenheit trotz einzelner Feinheiten ermüdend wirkt. Das Buch ist kein Raabe, wie es wohl sein möchte. Die Gestalten und die Handlung sind erklügelt, aber nicht mit Leben gefüllt. Es kann Volksbüchereien nicht empfohlen werden.

F. Schriewer (Flensburg).

Dominik, Hans: John Workmann, der Zeitungsboy. Eine Erzählung aus der amerikanischen Großindustrie. 3 Teile in 1 Bd. Berlin: Steinitz 1921. 190, 144, 156 S.

„Der schlaueste Autor konnte ein Findelkind nicht zehn Seiten lang arm wie eine Kirchenmaus sein lassen...., Walter sah doch die Sterne und Ritterkreuze blitzen, mit denen das arme Wurm auf der letzten Seite ausstaffiert wurde." Diese Worte Multatulis kamen mir in den Sinn, als ich die spannungsvollen Schicksale John Workmanns las, des armen Zeitungsjungen, der die schwierigste Strecke seines Aufstiegs zum Millionär noch in seinen Knabenjahren zurücklegt. Er hat alle Tugenden: fürchtet nichts, ist edel, liebt seine alte Mutter, haßt alle Unwahrheit, bekämpft das Unrecht, glaubt an Gott. Er kann alles, geht kühn keinem Abenteuer aus dem Wege und verfolgt mit nie nachlassender Energie das eine Ziel: Millionär zu werden. — Für primitive Leser, vor allem Knaben, ist das Ganze nach altbewährtem Rezept nicht übel gemacht, obgleich es von Unwahrscheinlichkeiten strotzt und leider auch eines feineren Taktes mitunter in der Zeichnung des Helden ermangelt, der etwas reichlich unkindlich, altklug, selbstbewußt — wenn nicht gar abstoßend eingebildet — geraten ist. — Doch die Erzählung ist nicht Selbstzweck. Dominik will vor allem in die modernen Riesenbetriebe Amerikas einführen. Im 1. Teil wird uns Gordon Bennets New York Herald, die große amerikanische Zeitung, recht anschaulich vor Augen gebracht; im 2. Teil fahren wir mit den Eisenbahnen Vanderbilts auf eine Farm im Westen — „von der Größe eines Fürstentums in Europa" — und zurück zu den Schlachthäusern Armours in Chikago, im letzten Teil lernen wir Fords gewaltige Automobil- und Flugzeugfabriken kennen. Nebenher werden auch noch andere kleinere Betriebe erläutert, Eigenheiten des amerikanischen Lebens beleuchtet, technische Neuerungen kurz erörtert. Das Ganze ist von einer

recht amerikafreudigen Stimmung getragen. Man vermißt dabei doch etwas zu sehr einen tieferen kritischen Blick, vor allem gegenüber der Hetze des amerikanischen Lebens, dessen Stichwort „speed" ist. Insbesondere hätte etwas kritische Zurückhaltung gegenüber dem Taylorsystem nicht schaden können. Das Buch erinnert in der Darstellung großer technischer Betriebe an Bonds: „Bei den Helden der Technik"; in der Beschreibung eines Tunnelbaus kann man beide unmittelbar vergleichen. Diese Nebeneinanderstellung fällt zugunsten Bonds aus, der durch beigegebene Abbildungen und Skizzen doch mehr gibt als eine etwas unsichere Vorstellung, auch in der Erklärung gründlicher ist. — Obgleich das Buch von primitiven Lesern gerne gelesen, ja verschlungen werden wird, fragt man sich doch, ob sie viel Gewinn davon haben werden. Ich kann es daher kleineren und mittleren Büchereien, die mit ihrem Etat ganz besonders sorgfältig wirtschaften müssen, nicht zur Anschaffung empfehlen.

J. Langfeldt d. J. (Stettin).

Dreyer, Max: Die Siedler von Hohenmoor. Ein Buch des Zornes und der Zuversicht. Leipzig: Staackmann 1922. 301 S.

Dreyers neuer Roman schildert Entwicklung und Schicksal einer von Offizieren und Soldaten nach dem Krieg gegründeten Moorsiedlung. Natürlich ist das nur der Rahmen zur Darstellung der verschiedenen Strömungen im Leben des nachrevolutionären Deutschland vor allem in einem Gebiet mit Agrarbedingungen. Mit leidlicher Objektivität wird das Verhältnis der verschiedenen Volksschichten zu den neuen Dingen geschildert, wobei sich freilich die überzeugte Vorliebe des Verfassers für die hochfeudalen Gutsherrn und die Vertreter des Offizierskorps unmißverständlich zu erkennen gibt. Aber man muß ihm zugestehen, daß er andere Volkskreise wenigstens *sieht*, wenn auch der Versuch, sie in führenden Persönlichkeiten darzustellen, über bescheidene Ansätze nicht hinausgelangt. Trotz dieser deutlichen Einseitigkeit der Auffassung ist dem Buch doch eine anständige Ehrlichkeit eigen, die umsomehr bedauern läßt, daß Dreyer sich eine einigermaßen erträgliche Wirkung schließlich doch verdorben hat. Das geschieht einmal durch das breite Ausmalen unsäglich fader Liebesepisoden, denen man ihre uralte Herkunft aus dem Arsenal törichtester Romanschreiberei schon meilenweit ansieht, zumal wenn es sich um die Berührung der Extreme — Offizier und wildgewordene Kommunistin! — handelt. Dann aber in ganz besonders bedauerlicher Weise durch den Schluß, der ein Symbol deutscher Erhebung sein soll, tatsächlich aber nichts zeigt als die mit seiner eigenen Reitpeitsche vorgenommene Züchtigung eines französischen Kontrolloffiziers durch den die Siedlung leitenden deutschen Offizier. Das ist kein Symbol, sondern eine Geschmacklosigkeit, die das Symbol zur Phrase erniedrigt. — Wenn der Roman für die Volksbücherei abgelehnt wird, so geschieht das nicht aus einer andersartigen politischen Einstellung, sondern aus der Meinung heraus, daß wir von einer würdigeren Erfassung des Nationalen auszugehen haben, wollen wir auf unserm Arbeitsgebiet unser Volk zur Erweckung führen. Was hier geboten wird, ist frivole Leitartikelei.

G. Kemp (Memel).

Ertl, Emil: Der Berg der Läuterung. Leipzig: Staackmann 1922. 285 S.

Es ist zweifelsohne eine Bereicherung unseres Novellenschatzes, die wir durch die Ertlsche Sammlung „Der Berg der Läuterung" erfahren. Ihr Wert wird noch in die Zukunft hineinwachsen, besonders, wenn wir erst die nötige Distanz zu der Literatur gefunden haben, welche die Nachkriegszeit zum Vorwurf nimmt. Der Dichter führt uns in den vier ersten Novellen seiner Sammlung die verschiedensten „Milieus" vor. Einmal ist es die in Schönheit, Glanz und Reichtum blühende große Dame, die von ihrer jetzt verarmten, früheren Rivalin im Ballsaal beschämt wird, als sie, einer plötzlichen Laune nachgebend, „wohltätig" sein will. In einer anderen Novelle sind wir Zeugen des trostlosesten Rentnerelendes, dann wieder fesselt uns ein bolschewistischer Agitator, zu dem eine Generalstochter gläubig emporsieht, die unter tausend Schwierigkeiten den Weg

der „Emanzipation" geht, sich selbst aber schließlich zugrunde richtet. Sind diese Dichtungen schon alle sehr naturwahr, ohne das künstlerische Maß der Farbengebung zu überschreiten, so ist am besten gelungen „Der Mieter". Dieser Novelle kann man den Wert eines wahren Zeitdokumentes beilegen; die Gegensätze, wie die soliden Bürgerkreise vergewaltigt werden von einem skrupellosen Schiebertum, gegen das Wohnungs- und all die vielen übrigen „Ämter" machtlos zu sein und bleiben scheinen, sind vortrefflich herausgebracht. Die Schlußnovelle des Bandes bringt gutem Humor ihren Zoll, wenngleich sie nicht ganz frei ist von jener wienerischen liebenswürdigen Schlüpfrigkeit, die durchaus nicht jedermanns Geschmack ist. Alles in allem kann man zur Anschaffung und Ausgabe dieser Ertlschen Novellen nur raten. O. Bahrt (Rostock).

Federer, Heinrich: Der gestohlene König von Belgien. Eine Geschichte aus Lachweiler. Berlin: Grote 1922. 137 S.

— Unser Nachtwächter Prometheus. Eine Geschichte aus Lachweiler. Ebenda, 1922. 109 S.

Der Verlag Grote bringt in seiner Sammlung kleiner Novellenbücher u. a. auch Einzelausgaben der schlichten Lachweiler Geschichten Federers, von denen mir die beiden angeführten vorliegen: jene die ernste und moralisch so eindringliche Erzählnug vom kleinen Heireli Walter, der seiner schwerblütig herben und strengen Mutter einen verlegten belgischen Fünffränkler entwendet, doch unter den schwersten Erschütterungen seines Kinderherzens wieder zur Mutter und zur Rechtschaffenheit zurückfindet; diese eine warmherzige und nachdenkliche Studie von den letzten Tagen des revolutionär-philosophischen Nachtwächters „Prometheus" mit dem Kinderherzen, von dem „man dachte, daß er etwas Großes leisten würde, wenn er nur eine weitere Jacke trüge". — Beide Büchelchen, von gefälligem Format, sind in ansprechender Weise von Joh. von Wicht ausgestattet und werden dem Schweizer, der so natürlich und schlicht zu erzählen weiß, sicher viele neue Freunde gewinnen. Auch den Büchereien ist die Anschaffung wohl zu empfehlen, da manchem Leser für den Anfang die ganzen Lachweiler Geschichten oder die umfangreichen Romane Federers vielleicht zu lang sein werden. Dann mögen diese kleinen Ausgaben im Wettbewerb mit dem so ganz anders gearteten „Sisto e Sesto" dem übrigen Werk Federers den Weg bahnen.

J. Langfeldt d. J. (Stettin).

Flake, Otto: Ruland. Roman. Berlin: S. Fischer 1922. 494 S.

Der Straßburger Student Ruland bricht seine Studien ab, um durch eigene Anschauung seine Kenntnisse zu vervollkommnen und bereist Rußland, Österreich, Italien und Frankreich. Er befaßt sich vorzugsweise mit dem Studium der Kultur und Zivilisation dieser Länder. Er verkehrt meist mit Frauen, die er an seinen philosophischen Gedankengängen teilnehmen läßt. Sein Verhalten zu ihnen ist treulos und zynisch. Er verläßt sie stets, nachdem sie sich ihm hingegeben haben. Sein Wahlspruch ist: Erregt werden und stärker als die Erregung bleiben. Ganz unglaubwürdige Situationen werden gezeichnet. Diese Unmöglichkeiten bedingt nicht der Roman, sondern seine philosophischen Erörterungen. Rulands (Flakes) Philosophie vertritt neue sittliche Gesetze, zweifelt die christliche Moral an und sucht neue Lebensrichtungen. Seine Anschauung ist pantheistisch; offensichtlich ist Flake durch Nietzsche stark beeinflußt. Der Roman ist an sich nicht uninteressant, aber reichlich konstruiert, und bringt keine Höhenpunkte. Es scheint, daß Flake zu seinem Ruland durch Rollands Johann Christof angeregt wurde; auch sein Held ist ein musikalisches Genie, auch er knüpft internationale Beziehungen an und zieht Parallelen zu Ungunsten Deutschlands, besonders inbetreff der Elsässischen Frage; desgleichen erinnert sein Verhältnis zu den Frauen aller Stände an Johann Christof, doch ist dieser ursprünglich, frisch und warmherzig. Überhaupt muß ein Vergleich mit Rolland Flake zum Nachteil gereichen. Der Anklang des Namens Ruland an Rolland scheint ein Bekenntnis zu jener Annahme zu sein. Das Buch ist durchaus nicht sinnlich aufreizend geschrieben, doch

ist es nur Lesern zu empfehlen, die Lust haben, sich mit philosophischen Fragen zu befassen, daher nur größeren Büchereien zur Anschaffung zu empfehlen.

Hertha Jerrmann (Hamburg).

Frank, Paul: Die Romanfigur. Eine bizarre Geschichte. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1922. 272 S.

Frank macht uns in einem mit manchem sichtlich autobiographischen Material versehenen Einleitungskapitel mit einem Schriftsteller bekannt, der es satt hat, „ein Modell nachzuzeichnen, das er vorgefunden hat", sondern „Schicksale schmieden, über Werden und Vergehen entscheiden" will. Und nun beginnt ein toller Wirbel, in dem ein kleiner, bescheidener Bankbeamter durch dämonische Gewalten aus seiner Bahn, über der allein Pflichttreue stand, geworfen und zum Lebemann, Großstadtbummler, Hazardeur umgeformt wird. Das Ziel ist, durch die Ausschaltung des eigenen Ichs dieses kleinen Bankbeamten ein „Schicksal zu schmieden", welches dem Dämon, dem Schriftsteller, gänzlich unterworfen ist, und diesem nun rückwirkend als Modell dienen soll. Das scheint fast bis zur Auflösung des Bewußtseins von der eigenen Persönlichkeit bei dem Versuchsobjekt zu gelingen, bis ganz zuletzt das Individuelle doch noch mit Macht durchbricht und die Ideen des Schriftstellers zerstört. In einem Wahnsinnstaumel schießt der Bankbeamte seinen „Dämon" über den Haufen. — Ein ungemein witziger Vorwurf, der vom Dichter mit viel Geschick und Humor und oft mit den drastischsten Mitteln durchgeführt ist. Gegen den Schluß hin ist etwas zu viel „Aufmachung" dabei, die einen fatalen Beigeschmack von Filmmanuskript nicht verschwinden läßt. Die Dichtung selbst löst sich harmonisch auf, indem der Schriftsteller vor Gericht die volle Verantwortung auf sich nimmt, und der Bankbeamte, freigesprochen, in seinen früheren engen Wirkungskreis zurücktritt. Der Roman wird sicher seine Leser finden, da die Spannungsmomente sehr gut gewahrt sind.

O. Bahrt (Rostock).

Frankfurter, R. O.: David schlägt die Harfe. Roman. Leipzig: Grethlein & Co. 1922. 378 S.

Dieser Roman verdankt seine Entstehung dem Wunsch, den von Legende und jüdischer Priesterpolitik „mit einem glänzenden, ihm nicht gebührenden Kronreif" geschmückten König David zu entlarven, und zugleich die vielfachen Ähnlichkeiten aufzuzeigen, die sich — nach Frankfurters Meinung — zwischen der jetzigen Lage unseres Volkes und der damaligen des niedergeworfenen, entwaffneten, in sich zerspaltenen Volkes der Juden finden. Er berichtet von der Königswahl Sauls, seinen Kämpfen mit dem Erbfeind, den Philistern, und den machthungrigen ränkevollen Priestern, bis zum Ende dieses echten Königs. Ihm folgt David, ein abgefeimter und im Grunde feiger, aber erfolgreicher Emporkömmling, der Juda zur Großmacht werden läßt, Hand in Hand mit der Priesterschaft Jehovas — „der etwas obskuren Stammes- und Dorfgottheit" — arbeitet, beherrscht zuletzt von Bath-Seba, einer der zahlreichen Frauen seines Harems, die es versteht, durch Intriguen und Grausamkeiten ihrem Sohn Salomo, der aber nicht der friedreiche, weise Herrscher des Alten Testaments wird, sondern ein rachsüchtiger Orientale ist, die Thronfolge zu verschaffen. — Diese Auffassung der halb geschichtlichen, halb mythischen Persönlichkeiten und ihrer Umgebung leitet der Verfasser in einem Nachwort von eingehendem Studium namhafter neuerer Gelehrter her; ob sie in dieser scharfen Zuspitzung haltbar ist, kann aber füglich bezweifelt werden. Immerhin sind seine Gestalten mit seelenkundlicher Einfühlung bis ins kleinste durchgeführt und ausdrucksvoll vorgestellt; das altorientalische Leben wird mit erheblicher Schilderungskunst und kühner Phantasie wiedergegeben. Doch die Sucht, bei jeder Gelegenheit Parallelen zu ziehen zwischen jener Zeit und dem Geschehen unsrer Tage und dazu meist einen mehr oder weniger schlechten Witz zu benutzen (z. B. „Was ist des Hebräers Vaterland? — Das ganze Kanaan soll es sein!"), diese zynische krampfhafte Geistreichelei wirkt — auch wenn es möglicherweise eine Satire sein sollte — geschmacklos und stört den Gesamteindruck. Das Buch könnte, so interessant es

auch ist, aus diesem Grunde und auch des stark erotischen Einschlages wegen in Volksbüchereien nur mit Vorsicht ausgegeben werden und scheint jedenfalls als Mittel zur Bildungspflege entbehrlich. M. Thilo (Stettin).

Gerster, Matthias: Der galante Stadtschreiber. Ein Wieland-Roman. Stuttgart: Strecker & Schröder 1922. 269 S.

Eine ziemlich undichterische Schilderung der ersten Biberacher Jahre des jungen Wieland, seiner Kämpfe mit dem Kleinstadtgeist, seiner Verliebtheiten und Leidenschaften und insbesondere des für den Dichter nicht gerade rühmlichen Liebeshandels mit seiner jungen Haushälterin „Bibi". Die biographische und kulturgeschichtliche Darstellung zerfällt fast durchweg in kleine, nicht reizlose, aber unbedeutende Einzelbildchen. Der Mensch Wieland, dem der Verfasser seine Schwächen freundlich nachsieht, hat nicht recht Gestalt gewonnen, noch weniger der so komplizierte und von vielfachen Bestrebungen und Einflüssen hin- und hergerissene Dichter. So kann das fleißig zusammengestellte und geschmackvoll geschriebene, aber doch zu matte Buch nicht empfohlen werden.

H. J. Homann.

Gjellerup, Karl: Pastor Mors. Eine seltsame Geschichte. Leipzig: Quelle & Meyer 1922. 120 S.

— Romulus. Ebenda 1922. 188 S.

Auch in diesen beiden kleinen Dichtungen erkennt man wohl den Kamanita- und den Weltwanderer-Dichter wieder, der sinnend den Dingen lauscht und sie dann mit feiner Hand darzustellen versteht. — Pastor Mors ist ein geist- und zugleich humorvoller Beitrag zum Auferstehungsproblem. Der Held der Novelle, ein lutherischer Theologie-Professor, der soeben ein schwerwiegendes Buch über dies Thema geschrieben hat, erhält den Besuch des Pastors Mors, der so etwas wie sein zweites Ich oder der Satan oder auch der Todbringer ist, und es entwickelt sich nun zwischen beiden — im Rahmen wiederauflebender Jugenderinnerungen und -Gestalten — ein Gespräch über das künftige Sein, das zwar alle Widersprüche und Unzulänglichkeiten der menschlichen Vorstellungen aufdeckt, das aber letzten Endes doch dazu führt, den Professor, dem erst alles in ein Nichts zu zerflattern droht, nun erst recht in seinem orthodoxen Fleischauferstehungsglauben zu bestärken. Natürlich handelt es sich bei einem Dichter wie G. bei all diesem nicht um ein trockenes wissenschaftliches Gespräch. So wie der Professor sind auch seine Erinnerungsgestalten, sein Gegenbild und die ganze Umgebung lebendig und greifbar und das Ganze hat durchaus den Charakter eines echten Novellenerlebnisses. — In der zweiten Dichtung führt G. ein junges Menschenpaar zusammen, das sich des gegenseitigen Wertes bewußt wird, als es gilt, Mut, Charakter und Hingabe bei Gelegenheit des von groben Menschen mißhandelten Reitpferdes „Romulus" zu zeigen. G. Kohfeldt (Rostock).

Hamp, Peter: Die Goldsucher von Wien. Eine Begebenheit unter Schiebern. Basel: Rhein-Verlag 1922. 205 S.

In diesem Schieberroman sind nur einige Einzelheiten geglückt: die Schilderung des stillen, wortlosen Jammers verhungernder Familien, die Darstellung einiger Schiebertypen und der nervenaufpeitschenden Spannung, in der sie unbekümmert um alles Elend neben sich internationale Spekulationsgeschäfte machen. Das Buch als Ganzes scheint verfehlt: Schiebergespräche über alle Probleme und Dinge der Welt, ohne Anfang und Ende, ohne Spannung und Steigerung, ermüdend in unaufhörlicher zielloser Sprunghaftigkeit, überschwemmen die wenigen Ansätze zur Handlung und verwischen allen Umriß. H. J. Homann.

Hamsun, Knut: Gedämpftes Saitenspiel. Roman. München: Kurt Wolff 1921. 268 S.

Wieder führt H. seine Leser in die nordischen Kleinweltverhältnisse, wo die Menschen noch naturnahe leben und wirken und doch von Irrungen und Wirrungen hin- und hergeworfen werden. H. tritt als wandernder Zuschauer in

diese Verhältnisse ein. Auch in dem Sinne, daß er sich selbst in die Dichtung als Miterleber einführt. Als einer, der in die Herzensangelegenheiten der Romangestalten mit verwickelt gewesen ist, der jetzt aber resigniert beiseite steht. Nur schauen will er jetzt, Bilder in sich aufnehmen von all den Nichtigkeiten und Erbärmlichkeiten des Lebens. Daran will der Alternde seine Freude finden, nicht an der Weisheit, vor der ihn Gott behüten solle. Der Titel des neuen Romans trifft gut den stillen, entsagungsvollen Grundton der Dichtung, der, H. durchaus eigen, durch jeden Satz und Ausdruck klingt und der auch dem an sich Unbedeutenden einen besonderen Reiz verleiht. G. Kohfeldt (Rostock).

Hauschner, Auguste: Die Heilung. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1922. 208 S.

Martin v. Kantzow ist nach jahrelanger Gefangenschaft wieder in die Heimat (Berlin) zurückgekehrt, „innerlich verwüstet, vom Bohren wechselnder Entschlüsse ausgehöhlt", wohl mit dem Willen zum Guten, aber schwankend und entschlußlos. Dieser Zwiespalt in seinem Wesen wird durch seine Abstammung erklärt: „in seinen Adern balgt sich slawische Rebellion und Laune mit schwerem, ernstem deutschen Blut des pommerschen Landedelmanns". „In ihm ist eine fieberhafte Gier nach Schadloshaltung für die vom Geschick erduldete Mißhandlung. Aber vor allen Pforten des Genusses ist Armut aufgepflanzt, dem Schrei nach Lebensluft und Freude wird keine Antwort als die graue Nüchternheit der Pflicht." Mitten im wildesten Strudel materiellen Genusses macht er die Bekanntschaft Luise Bumckes, der Tochter eines typischen Kriegsschiebers. Sie hat sich aber, ganz im Gegensatz zu ihrem Vater, die frühere Schlichtheit ihrer Anschauungs- und Denkweise bewahrt. — Die Heilung Martins von seiner inneren Zerrissenheit und Haltlosigkeit bildet das Problem des Buches. Luises einfaches, gesundes und mütterliches Wesen, der Eindruck der Hochsommernatur am Wannsee — allerdings nicht überzeugend genug motiviert — und, ein etwas romanhafter Zufall, die Rettung eines Kindes, die ihn seinem Arztberuf wieder zuführt, geben ihn, der schon mit Todesgedanken spielt, dem Leben ganz wieder. „Zu zweit (mit Luise) in Treue und Wahrhaftigkeit vereint, für die Allgemeinheit wirken, war das nicht der Weisheit letzter Sinn?" Mit dieser versöhnenden Lebensbejahung, im Sinne Fausts, schließt der Roman, der in gewisser Weise bezeichnend ist für die Seelenstimmung der Kriegsteilnehmer, die nach jahrelangen geistigen und körperlichen Entbehrungen, innerlich zerrissen, in die Heimat zurückkehrten. Mittleren und größeren Büchereien sei das Buch, das in kraftvollem, knappem Stil geschrieben ist, zur Anschaffung empfohlen.

R. Kock (Schneidemühl).

Heinrich, Karl Borromäus: Florian. München: O. C. Recht 1922. 207 S.

Erzählt wird die Wandlung im Eros bei einem heranwachsenden jungen Menschen. Aber dabei ist nicht ein Entwicklungsgedanke maßgebend, sondern die streng katholische Auffassung für das Verhältnis zwischen Eros und Sündenschuld. Bei der stark mystischen Art des Stofferlebnisses hätte das eine vertiefte Darstellung selbst in der Form des Romans ergeben können, wenn der Verfasser nicht der Versuchung erlegen wäre, ein Schicksal zu zeigen, das sich nur in Extremen bewegt. Intellektueller Inceſt zwischen Mutter und Sohn, Geschwisterehe — das sind Motive, die in die Legende gehören, zumal wenn sie unter den Begriff einer Schuld gestellt werden. Trotz mancher schönen Einzelheiten im Naturgefühl und in der Auffassung seelischer Zustände kommt das Buch für Volksbüchereien nicht in Frage. Auch katholische Beurteiler dürften für das Buch kaum eintreten wollen. G. Kemp (Memel).

Jotuni, Maria: Alltagsleben. Eine Geschichte aus Finnland. Deutsch von Dr. G. Schmidt-Helsingfors. Dresden: Minden 1923. 114 S.

Es ist wirklich nur Alltagsleben finnischer Bauern, was diese schlichte Erzählung gibt, die kaum eine Geschichte zu nennen ist. Es sind die Erlebnisse eines Pfarrers ohne Pfarre, der von einem finnischen Gehöft zum andern wandert,

anspruchslos und überall gern gesehen, und mit den finnischen Bauern und Kätnern schlicht und herzlich über ihre Alltagssorgen und -leiden zu plaudern weiß, ihnen nicht widerspricht, wenn sie von Zauber und bedeutungsvollen Träumen reden und sie dabei unmerklich in ihrer im Grunde genommen religiösen Lebensauffassung bestärkt und ihren Sinn auf göttliche Dinge lenkt. Wenn dabei die täglichen Vorgänge des bäuerlichen Lebens mit besonderer Ausführlichkeit zur Sprache kommen, so liegt das an der ausgesprochenen Vorliebe der jungen finnischen Literatur für diesen Stoffkreis überhaupt. Für den deutschen Leser hat diese Geschichte eigentlich nur den Wert eines völkerkundlichen Kulturbildes und ist als solches zu werten und zu verwenden. F. Plage (Frankfurt a. d. O.).

Kloerß, Sophie: Der neue Geist. Roman. Rostock: Behrend & Boldt 1922. 436 S.

Der Roman führt uns in eine Zeit, die durch eine Großtat deutschen Geistes immer leuchtend in der Geschichte dastehen wird, in die Zeit, wo Luther „einen neuen starken Geist in die versumpfte Kirchenwelt trug, den Geist der Wahrheit und Ehrlichkeit, der freien Forschung und des offenen Bekennens". Nicht grade sehr tiefgründig wird zunächst die schon gärende Vorreformationszeit, die Zeit des alten Geistes, in den Roman hineinverwoben, aus der dann — äußerlich angeregt durch Tetzels Ablaßschwindel — die Zeit des neuen Geistes emporsteigt und sich siegreich behauptet gegen Rom und die weit über das Ziel hinausschießenden Bestrebungen Thomas Münzers, die nichts geringeres als die Errichtung eines kommunistischen Gottesstaates bezwecken. Mit Luthers Tode klingt die Handlung aus. — In geschickter Weise wird der Lebenslauf des — historischen Hamburger Großkaufmannsohnes, Jürgen Rodenberg, mit den Ereignissen verflochten. Wir begleiten ihn zunächst als jungen Studenten nach Erfurt, ziehen dann mit ihm nach Wittenberg. Dort macht er die Bekanntschaft seines späteren Schwagers, Thomas Münzers, und erlebt er Luthers befreiende Tat, die auch ihn sich selbst wieder finden läßt. Wir sehen ihn dann mit dem Reformator nach Leipzig und später nach Worms reisen und schließlich in der Verwaltung seiner Vaterstadt eine führende Rolle spielen. — Die Handlung des Romans ist nicht ganz einheitlich. Sie spitzt sich in der Mitte fast ausschließlich auf die Ideenwelt Thomas Münzers zu. Die Darstellung dieses ruhelosen, fanatischen Mannes, der von den besten Absichten geleitet, schließlich doch die Herrschaft über die von ihm beschworenen Geister — die aufständischen Bauern — verliert, ist der Verfasserin entschieden am besten gelungen. Es war ihr auch wohl vor allem darum zu tun, eine Parallele zur Gegenwart zu ziehen und drohend auf die Gefahren hinzuweisen, welche die Aufpeitschung der großen urteilslosen Masse immer mit sich bringt. — Der Roman hat als einfache, nicht grade anspruchsvolle Lektüre das Recht, in Volksbüchereien aufgenommen zu werden. Für katholische Gegenden kommt er nicht in Frage.

R. Kock (Schneidemühl).

Kofler, F. J.: Der Sieger. Ein Bergroman. Innsbruck: Verlagsanstalt Tyrolia 1922. 243 S.

Ein junger elternloser „Sohn der Berge", ganz heimatverwachsen, siegt über die Dürftigkeit seiner Herkunft und manche äußeren Hemmnisse des Lebens. Er wird, es bleibt unklar, ob aus Liebe zu seiner Frau oder unverständlichem Trotz, den Bergen untreu, verliert gleichzeitig sein junges Eheglück. Da rafft er sich noch einmal auf, erzwingt den Aufstieg aufs Schroffenhorn und damit wieder Liebe und Achtung seiner Frau. Trotz einiger Ansätze zu guten Naturstimmungen: wir haben Besseres. K. Jungclaus (Kiel).

Lagerlöf, Selma: Die Prinzessin von Babylonien und andere Erzählungen. München: Langen 1922. 210 S.

Vierzehn kleine erzählende Prosastücke und zwei biographische Gedenkblätter bietet uns hier die unermüdlich schaffende schwedische Dichterin unter dem Titel der ersten Erzählung. Obwohl Selma Lagerlöf ihre große Zeit schon

seit mehr als einem Jahrzehnt hinter sich zu haben scheint und ihre neueren Bücher oft nur noch wie ein zweiter Aufguß ihrer eigentlichen Kunst wirken, empfangen wir sie dankbar. Denn immer finden sich einzelne Szenen oder Erzählungen darin, die auch ein streng sichtender Bildungspfleger dem Edelgut der Gegenwartsliteratur zuzählen wird; so aus dem vorliegenden Bande die halb märchenhafte Geschichte voll sittlichen Ernstes „Das Heinzelmännchen von Töreby", die freundlich schelmische von einer zarten Jul-Frömmigkeit durchwärmte Skizze „Der Sonnenfinsternistag", die herrliche, in hinreißende Jugendseligkeit ausklingende „Legende des Luziatages" und (aus der Gruppe, die sie unter dem Titel „Stimmungen aus den Kriegsjahren" zusammengefaßt hat) die erschütternden Skizzen „Rahels Weinen", „Der kleine Matrose" und „Der Scheiterhaufen". Schon um dieser Stücke willen werden alle Büchereien, die es sich leisten können, den neuen Band anschaffen müssen. E. Ackerknecht.

Lerbs, Karl: Die Erscheinung. Novellen und Anekdoten. Heilbronn: Seifert 1921. 140 S.

Die vorliegende Sammlung von Novellen und Anekdoten, von denen drei früheren Büchern des Verfassers entnommen sind, zeigt Stücke von ungleichem Werte, und zwar so, daß die kleineren Sachen, die Anekdoten, im allgemeinen die anderen überragen. Aber obwohl diese gut und sorglich gearbeitet sind und ein nicht unbeträchtliches Erzählertalent erweisen, erreichen auch sie nicht die letzte Höhe, deren diese Gattung fähig ist. Aus einem doppelten Grunde. So sparsam die scharfgeschliffene Form dieser Erzählungsart in ihren Mitteln sein muß, müssen wir diese Beschränkung doch als bewußt gebändigte Fülle empfinden. Diese Spannung zwischen der Verhaltenheit des Ausdrucks und der flutenden Fülle des dahinter verborgenen künstlerischen Erlebnisses gibt ihr erst ihre eigentümliche verhaltene Kraft. Ferner aber muß die Einzigartigkeit des Erlebnisses so tief verankert sein, daß wir hinter der tragischen oder komischen Szene aus der großen comédie humaine den ganzen Lebensstrom in seiner Abgründigkeit erahnen. — Dem Phantastisch-Schauerlichen, das der Autor in seinen Novelletten zu beschwören sucht, ist seine Gestaltungskraft nicht gewachsen. Aus diesen Gründen ist das Buch abzulehnen. W. Schuster (Kattowitz).

Maarten-Maartens: Novellen. Ausgewäht und eingeleitet von Wolfgang Schumann. Berechtigte Übersetzung von Eva Schumann. Langens Auswahlbände Bd. 17. München: Langen 1923. 299 S.

Diese zum ersten Mal in deutscher Sprache erscheinenden vierzehn Novellen und Skizzen geben ein recht gutes Bild von der besonderen Art des unlängst verstorbenen holländischen Dichters von der Poorten-Schwartz, der unter dem Decknamen Maarten Maartens bekanntlich eine ganze Reihe größerer und kleinerer Erzählungen hat erscheinen lassen. Wolfgang Schumann greift zwar entschieden zu hoch, wenn er in seiner beredsamen Einleitung Maartens unter die genialen Erzähler der Weltliteratur einreiht — dazu fehlt ihm vor allem eine gewisse letzte, innerste Bewegtheit und Schaukraft — aber er gehört zu den hochkultivierten epischen Erfindern und Darstellern, deren beste Sachen immerhin ein bis zwei Menschenalter über ihren Tod hinaus vorhalten und auch unter dichterisch feinfühligen Lesern dankbare Freunde finden. In seiner Stoffwahl wie auch in seinem vornehm-gütigen, zuweilen satirisch gefärbten Tonfall ähnelt Maartens von den neueren deutschen Erzählern am ehesten der Ebner-Eschenbach („Dorf- und Schloßgeschichten"). Aber gerade der Vergleich mit der naturhaften Fülle und Unmittelbarkeit ihres Erzählertums läßt erkennen, wie sehr Maartens doch auf Feinheit bewußter Einfühlung und auf geschmackvolle Absichtlichkeit angewiesen, kurz, wie er im ganzen doch aus zweiter Hand ist. Es ist kein Zufall, daß es die beiden besten Stücke unseres Bandes „Herzogin Eleonore" und „Miß" mit der Tragik des Kastengeistes zu tun haben. (Auch die sehr gut erzählte Novelle „Tom Potters Pilgerfahrt" gehört im Grunde zu dieser Gattung.) Man hat das Gefühl, daß des Dichters eigene aristokratische Geste ihrer selbst nicht so triebhaft sicher ist, wie er sich sehnlichst wünscht. Als vorzüglich pointierte

Seelenstudie sei noch erwähnt „Meine ganze Geschichte“, als menschlich schöne und weise Ehe-Episode „Ein Liebeslied“ und um seiner echt dichterischen Schluß-Sätze willen das sonst, wie alle übrigen Stücke, zu konstruiert wirkende „Der Narr und der Idiot“. — Mittlere und größere Büchereien sollten diesen in großer und kräftiger Fraktur gedruckten Band schon seines repräsentativen Wertes wegen anschaffen. E. Ackerknecht.

Mewis, Marianne: Das Buch. Roman. Stuttgart: Engelhorn 1923. 141 S.

Das „Buch“ ist die erste heimliche Ernte von Liebesgedichten, in welche die junge ostpreußische Dorfpastorin Gottliebe Holm aus der Fron der bigotten und selbstsicheren Seelsorgertätigkeit ihres Mannes die Fülle ihres Innenlebens gerettet hat. Außer sich über die „bloßstellende“ Schriftstellerei seiner Frau verbietet Pastor Holm dieser jede weitere poetische Tätigkeit. Die zunehmende Entfremdung der Ehegatten hebt der Ausbruch des Weltkrieges auf. Der Russeneinfall reißt Holm aus seiner Familie, bringt ihn und eine Reihe seiner Landsleute als Zivilgefangene nach Sibirien, und das Schicksal will es, daß das ihm am letzten Weihnachtsfest von seiner Frau überreichte und infolge seines Unwillens in einer Rocktasche stecken gebliebene „Buch“ den Weg mit in die Gefangenschaft macht und nicht nur dem durch die schweren Erlebnisse aufgerüttelten und zur wahren Menschlichkeit „bekehrten“ Pfarrer, sondern dem ganzen Lager zu einer unerschöpflichen Quelle des Trostes wird. Die glückliche Heimkehr Holms zu seiner treuen Frau nach Kriegsende und die von beiden lang ersehnte Versöhnung beschließt diesen literarisch nicht bedeutenden, aber flott und sympatisch erzählten Roman. — Mittlere und größere Büchereien mögen ihn, namentlich als Frauenlektüre, immerhin einstellen. B. Sauer (Stettin).

Moltke, Siegfried: Sigfrid von Schwarzburg. Ein Thüringer Roman aus dem 10. Jahrhundert. Leipzig: Deichert 1923. VIII, 318 S.

Als erster Band einer von W. Scholl herausgegebenen Romanreihe, welche sich zur Aufgabe setzt, nach dem Muster von Freytags „Ahnen“ und „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ „im anschaulichen kulturhistorischen Roman“ „auf Grund sorgfältiger Forschung“ Bilder aus Thüringens Vergangenheit zu bieten, ist das vorliegende Werk erschienen. Mitteldeutsche Büchereien werden die Sammlung als Mittel zur Pflege der Heimatkunde beachten können, die anderen werden ohne Verlust wohl darauf verzichten. Die Geschichte Sigfrids von Schwarzburg aus der Zeit König Heinrichs berichtet von den Kämpfen mit den Ungarn, dem Leben am Königshofe, im Feldlager und auf der Schwarzburg. Der Stil erinnert an Freytags „Ingo“, Quellennachweise und Literaturverzeichnis zeigen Gelehrsamkeit und Fleiß des Verfassers. Stoffhungrigen und jugendlichen Lesern historischer Romane wird die Erzählung gefallen. M. Thilo (Stettin).

Neckschies, D.: Safarizauber. Braunschweig: Westermann 1923. 198 S.

Der Verfasser drängt in diesem Buche eine erkleckliche Zahl von fabelhaften Jagdabenteuern in afrikanischer Wildnis zusammen. Als Lokomotivführer lernt er den englischen Abenteurer Collingwood kennen, dessen Jagdschilderungen ihn so begeistern, daß er sozusagen von der Lokomotive springt, um Jäger und Buschgänger zu werden. Vor seiner schier unfehlbaren Büchse ballen sich die Erlebnisse zusammen: er wird der von den Weißen beneidete und von den Schwarzen gesuchte und verwöhnte Berufsjäger „Bana Kapita“, die große Flinte, der dem Löwen ins Auge sieht wie dem Nashorn und der es fertig bringt, 20 Jahre von der Ausbeute seiner Jagd zu leben und gut zu leben, was man so in Afrika, da wo es am wildesten ist, gut leben heißt; Soda-Whisky scheint freilich auskömmlich dazu zu gehören. Das klingt besonders im Anfang stark nach Oldshatterhand, ist aber doch ein ganz echtes Abenteurerbuch, gedrängt voller starker Erlebnisse; der Erzähler wächst mit dem Fortschreiten seines Be-

richts in eine geläuterte Form der Darstellung hinein und läßt ihn ausklingen in ein freudiges Bekenntnis zum Deutschtum und den deutschen Formen der Kolonisation. Gereiften Jugendlichen wird man das Buch schon in die Hand geben können. F. Plage (Frankfurt a. d. O.).

Richter, Andreas Igel: Das Totenlodern. Ein phantastischer Roman. Dresden: Lehmann 1922. 238 S.

Ein Arzt weckt mit neu entdeckten geheimnisvollen Mitteln ein paar Dutzend Tote, die seit hundert Jahren im Grabe lagen, wieder auf. Sie vermögen sich in die veränderte Welt nicht zu finden, richten Verwirrung und grauenhaftes Unheil an, und enden in einer furchtbaren Katastrophe, Tausende der Lebenden mit sich reißend. — Dem an sich wohl nicht undankbaren phantastischen Thema ist der Verfasser, dem der kürzlich hier angezeigte scherzhaft groteske Roman „Der Rosenhaag" gut geglückt war, bei weitem nicht gewachsen. Was er bietet, ist ein auch für Liebhaber phantastischer Literatur höchst unerfreulicher Mischmasch aus Läppereien und Rohheiten, aus mystischer Spekulation und grobschlächtiger Satire. H. J. Homann.

Rolland, Romain: Clerambault. Geschichte eines freien Gewissens im Kriege. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1922. 333 S.

Wollte man dieses Buch mit den Maßen messen, die man an epische Dichtungen anzulegen gewohnt ist, so würde man ihm gewiß Unrecht tun. Man würde dann zu ähnlichen Einwendungen kommen wie gegenüber dem großen und unerschöpflich reichen Johann Christoph, daß nämlich die Reflexion, wenn auch Relfexion edelster Art, oft allzusehr die Gestaltung überwuchert, daß der Prediger, der Prophet, der leidenschaftliche Wahrheitssucher und Kulturphilosoph den Dichter totschlägt. Aber wenn schon dem Johann Christoph gegenüber dieses Urteil einseitig, weil von vorgefaßten ästhetischen Theorien aus gefällt wäre, so träfe dies noch viel mehr in unserem Falle zu. Diese Geschichte eines freien Gewissens im Kriege ist nicht nur eine leidenschaftliche Anklage, sie ist die prophetische Predigt eines der reinsten, freiesten und tiefsten Geister unseres Jahrhunderts. Und auch der Freund des Dichters Rolland kommt wohl auf seine Rechnung, denn zahlreich sind auch hier die schönen und zarten Bilder, an denen der Johann Christoph so reich ist: Clerambault und seine Tochter, sein Gespräch mit den Schwerverwundeten im Lazarett, sein Gespräch mit der Wöchnerin. Das Buch steht für sich, und es nimmt darum einen nicht minder hohen Rang ein, weil es nicht eine epische Dichtung, nicht allein ein Werk des Dichters, sondern des großen Schriftstellers Rolland ist, der die Traditionen des Frankreich des 18. Jahrhunderts aufnimmt und den Großen dieser Zeit ebenbürtig zur Seite tritt. — Ernsten Lesern, die einen Weg aus dem Wirrsal dieser Zeit suchen, wird das an Gedanken überreiche Werk, das in einem Feuerstrome glühender Beredsamkeit vorüberrauscht, und in dem die selteneren rein epischen Partien nicht Zweck, sondern Mittel sind, Ruhepunkte wie die Gleichnisse in einer großen Predigt, reichen Genuß und edelsten Gewinn bringen. Es sollte deshalb keine Bücherei an ihm vorübergehen. W. Schuster (Kattowitz).

Roose, Georg, P. M.: Wie Michel Deutsch die sieben Reiter fand. Leipzig: Grethlein & Co. 1922. 436 S.

Roose hat einem seiner kürzlich erschienenen Romane das Wort beigefügt: „Es ist eine Ehre und ein Glück Deutscher zu sein. Deutscher — Mensch! Wenn ich kein Vlame wäre, möchte ich Deutscher sein." Aus diesem Wunsche heraus ist wohl auch das vorliegende Werk entstanden. Es schildert die Not unseres deutschen, durch tausend Qualen gepeinigten Volkes. In Michel Deutsch verkörpert sich der deutsche Michel, der in Schlaf und Traum, in Demut und tatenloser Gleichgültigkeit befangen mit ansieht, wie fremde Faust sein Vaterland knechtet und, „dessen Herz erst wieder rot werden muß bei der Glut seines durch die Feinde angezündeten Hauses, bei dem Blute der getöteten Mutter". Da glüht der Schwur in ihm auf: Aus Not und Tod und Hasseskraft und Rachetat, aus alter Treue soll das Land der Väter wieder frei werden. Es gilt, die

sieben Reiter zu suchen, die ihm als Vision erschienen sind; die Schaffensluft, Mut, Willenskraft, Freude, Zucht und opferfreudige Liebe bedeuten, überstrahlt von dem goldenen Reiter, der das Gewissen ist, das besser als Befehl und Gesetz zur Erfüllung der Pflicht zwingt. Sie muß er in sein Land zurückführen, damit es sie wieder kennen und lieben lernt, und das wird sein: „an jenem klaren Tage, da sein Volk wieder den rettenden Glauben an sich selbst hat.“ So zieht er aus als Vorläufer der Auferstehung, um zu fahren auf den Straßen des Landes und des Lebens. Überall hin trägt er den Glauben an die bessere Zukunft, überall weckt er Mut, Hoffnung und Liebe, die vor nichts zurückschreckt. Unbeirrt vom Verrat eigener Volksgenossen und feindlicher Verfolgung bleibt er seiner Aufgabe treu und erlebt endlich die herrliche Auferstehung seines Landes. Der goldene Tag der Vergeltung bricht an und bringt durch die Tat die Freiheit. — Es sind viel beherzigenswerte Lehren für unser Volk in diesem Roman enthalten. Nur werden nicht allzu viele das sehr umfangreiche Buch zu Ende lesen. Häufige Wiederholungen wirken ermüdend. Besonders der Anfang mutet in Sprache und Linienführung dilettantisch an; zum Ende gibt es Szenen von dramatischer Wucht. Trotzdem man das innere Feuer des Werkes wohl verspürt, gewinnt man doch keine Fühlung mit den handelnden Personen. Man bleibt immer außenstehender, kühler Beobachter. Vielleicht liegt es daran, daß der Dichter als Vlame deutsche Not schildern will. Auf hohen künstlerischen Wert kann das Buch im großen und ganzen wenig Anspruch machen. Aber dennoch wird es sicherlich vielen Lesern zusagen. Für größere Volksbüchereien kommt seine Anschaffung immerhin in Frage. Jugendlichen Lesern sollte man es aber nicht in die Hand geben, da es Szenen von unerhörter Grausamkeit enthält. H. Horstmann (Gleiwitz).

Scholl, Emil: Der letzte Herzog. Roman. Wien: Rikola-Verlag 1923. 369 S.

Friedrich von Babenberg, ein haltloser, allen Lüsten ergebener Jüngling, erfährt plötzlich nach einem seiner wilden Gelage den Tod seines Vaters. Unerwartet früh ist er nun Herzog in Österreich, Krain und Steiermark. Durch eigenes Verschulden läßt er es aber so weit kommen, daß fast sein ganzes Erbe ihm verloren geht; da erst freut er sich der Herrschaft, als er sie mit seinem Schwert selbst errungen hat. Sogar gegen den Kaiser Friedrich II. vermag er nach manchen Rückschlägen sich zu behaupten, das aufrühreriche Wien zwingt er nieder, bei seinen Nachbarn ist er, „der Streitbare“, gefürchtet. Und doch ist er trotz all dieser Erfolge in tiefster Seele unglücklich: er ist der letzte seines Stammes. Alles Sehnen nach einem Sohn und Erben, das ihn zu mancher brutalen Tat hinreißt und die Erklärung für sein unstätes, oft launisches und undurchsichtiges Wesen gibt, ist umsonst. Seinem Dasein fehlt das Ziel, bis er beim Nahen der Tartarenhorden seine Bestimmung erkennt: er, der Kinderlose, der für keine Erben zu sorgen hat und deshalb den Tod nicht fürchtet, ist berufen, den Ansturm der Mongolen zu brechen. Er gewinnt den Sieg, überall wird er festlich empfangen. „Aber er sah das alles nicht. Seine Sendung war erfüllt und mithin sein Leben vollendet. Was sollte es ihm noch. Und so ritt er, finstere Nebel vor Augen, hoffnungslos der Heimat zu.“ — In der farbigen Schilderung und den kräftig gestalteten Charakteren, besonders der seelenkundlich tief erfaßten Natur des Herzogs, zeigt sich hohes dichterisches Vermögen. Der handlungsstarke und mit lebhaftem Schwunge geschriebene Roman kann allen Büchereien empfohlen werden, doch ist er an Jugendliche mit Vorsicht auszugeben. M. Thilo (Stettin).

Schreckenbach, Paul: Sühne! Ein Roman aus den Tagen der Schlacht bei Jena. Leipzig: Staackmann 1923. 156 S.

Ein deutscher Student erschlägt im Duell einen französischen Offizier, um die Vergewaltigung seiner Braut durch diesen zu rächen. Obwohl Schreckenbach diese etwas kitschig anmutende Geschichte in geschickter Weise mit der Schilderung der Zustände in der alten Universitätsstadt umkleidet und an heutige Nöte im Ruhrgebiet und in der Pfalz erinnert, können die Büchereien auf die Einstellung der Erzählung verzichten. M. Thilo (Stettin).

Schröer, Gustav: Die Bauern von Siedel. Roman. Leipzig: Quelle & Meyer 1922. 395 S.

Als Roman kann das neue Buch von Schröer wenig befriedigen. Was er erzählt, oder richtiger gesagt, ziemlich skizzenhaft andeutet, ist das Schicksal zweier Bauernhöfe, in dem gleichzeitig das Schicksal eines ganzen Dorfes vor, während und nach dem Kriege zum Ausdruck kommt. Er zeigt, wie die beiden früher tief verschuldeten Höfe während des Krieges wieder auf die Höhe kommen, der eine durch Wucher, der andere durch kluge und ehrliche Anpassung an die neuen Verhältnisse. Wenn dieser volkswirtschaftliche Stoff nicht in die Form eines Romanes gebracht ist, so ist das für den Gehalt des Buches zu einem Gewinn geworden. Schröer ist zu ehrlich, um das zum Teil unverschuldete, zum Teil bewußt schuldhafte Schicksal des Bauerntums romanhaft auszubeuten; die Tatsache, auf die es ihm ankommt, hat auch ohne das genügend gefühlsmäßige Überzeugungskraft. Denn, was für das Bauerntum gilt, das gilt mit demselben Recht für unser ganzes Volk: nur die aus der opferfreudigen Bereitwilligkeit Aller stammende Gemeinschaft, die in seinem Buche das Dorf rettet, kann für unser Volk die Rettung aus seelischer Auflösung bringen. Daß diese tapfere Erkenntnis mit warmer Begeisterung aus dem Buche spricht, verleiht ihm einen Wert, der es über seine unzulängliche literarische Geltung heraushebt und ihm einen wohlverdienten Platz in unsern Volksbüchereien zuweist.

G. Kemp (Memel).

Schwarzkopf, Nikolaus: Mathias Grünewald. Ein Büchlein für Kinder Gottes. München: G. Müller 1920. 169 S.

„Man muß sich zuvörderst von der Wissenschaft lossagen, wenn man für die zerschossene Seele etwas einheimsen will", meint Nikolaus Schwarzkopf und erzählt in seinem Buch von Mathias Grünewald, wie er den Meister, sein Werk und sein Leben, auf seine Art erlebt hat, auf eine „primitive", durch keine Kunsttheorie getrübte, ganz innerliche und kräftige Art. Ein „Jägersmann, immer jagdfroh auf dem Anstand nach seelischen Dingen" hat mit feinen, verständigen Augen das Werk des Meisters Mathias mitten in unsere allzu vernünftige Zeit gestellt, des Mathias Grünewald, der „in Gott verankert war wie kein anderer, und die Kindlichkeit und die Freude waren sein Wesen, und der Schmerz war sein guter Freund. Er suchte ihn auf, den Schmerz, um ihn dort wegzunehmen, wo er überwucherte, ihn den Brüdern und Schwestern abzunehmen auf die eigene Schulter, um aus seinem durchgotteten Herzen Freude zu schenken. Abwenden? Hinwenden, leidenschaftlich hinwenden, das war seines Wesens!" Ohne jede konfessionelle Beschränktheit ist das Büchlein zugleich ein Loblied auf „das gottfröhliche, franziskanische Christentum" und wahrlich nicht zu seinem Schaden. — Ernsthaften Lesern, die genug „junge Seele" haben, für „die Einfachheit der alten Kunst", — denn „die Primitiven wollen primitiv mit dem Herzen betrachtet sein" — wird Schwarzkopfs Buch ein besserer Führer zu Grünewalds Kunst sein als manche wissenschaftsschwere Monographie. Es sei allen Büchereien warm empfohlen. Lisa Kunstmann (Stettin).

Schwarzkopf, Nikolaus: Maria vom Rheine. Erzählung. München: G. Müller 1919. 195 S.

— Riesele. Geschichte eines kleinen Pferdes. Ebenda 1920. 320 S.

„Maria vom Rheine", die kleine Statue in einer rheinischen Kirche, die trotz des Heiligenscheines so „sündhaft leichtfertig" aussieht, reizt den Dichter, ihre Geschichte zu erzählen, „ihren seltsam unheiligen Weg zur Heiligkeit zu zeigen", und eine köstliche, von bunter Romantik überwucherte Geschichte wurde daraus, die doch eines tiefen Ernstes nicht entbehrt. Freunden guter Erzählungskunst wird das Buch viel Freude bereiten.

Anschaulich und mit echtem Gefühl und Verständnis für das Tier ist „Riesele, die Geschichte eines kleinen Pferdes", erzählt, seine Geburt, sein Leben auf einem großen Bauernhof, seine Lehrjahre im Zirkus, sein Anteil am Kriegs-

dienst und seine Heimkehr. Mit einigen Kürzungen wird man das Buch Kindern vorlesen können, wenngleich seine ganze Feinheit erst für einen Erwachsenen verständlich sein wird, sofern er das Gefühl für das Tierhafte noch nicht verloren hat. Lisa Kunstmann (Stettin).

Sindbad-Bücher. Phantastische und abenteuerliche Romane. München: Drei-Masken Verlag.

Jacques, Norbert: Die Frau von Afrika. Roman. Mit Zeichn. von Richard v. Below. 1921. 166 S.

Farrère, Claude: Die Todgeweihten. Roman. Mit Zeichn. von F. Wittlinger 1921. 251 S.

Ehrhardt, Paul G.: Die letzte Macht. Eine Utopie aus unserer Zeit. Roman. Mit Zeichn. von Heinrich Kley. 1921. 240 S.

Balzac, Honoré de: Die tödlichen Wünsche. Mit Zeichn. von Alphons Woelfle. 1921. 328 S.

Stevenson, Robert, L.: Die Schatzinsel. Roman. Mit Zeichn. von Rolf von Hoerschelmann. 1922. 256 S.

Renard, Maurice: Die blaue Gefahr. Roman. Mit Zeichn. von Fritz Heubner. 1922. 393 S.

— Orlacs Hände. Roman. Mit Zeichn. von Paul Neresheimer. 1922. 300 S.

Poe, Edgar Allan: Die Geschichte des Arthur Gordon Pym. Mit Zeichn. von Theo Scharf. 1922. 224 S.

Rosny, J. H.: Die geheimnisvolle Kraft. Roman. Mit Zeichn. von Fritz Wittlinger. 1922. 198 S.

Bergengruen, W.: Das Gesetz des Atum. Roman. Mit Zeichn. von Rolf v. Hoerschelmann. 1923. 301 S.

Der Hunger der Volksbüchereien nach einwandfreien Romanen phantastischen und abenteuerlichen Inhalts kann durch diese Sammlung leider nicht gestillt werden, da die Bände fast durchweg nicht für naive Leser geeignet sind. Jeder ist irgendwie interessant durch die Problemstellung und -lösung, durch die Art, wie das Ziel, spannend, inhaltsreich und doch in gepflegtem Stil zu erzählen, erreicht wird, durch die Art, wie das, was die Schundliteratur unverhüllt, in rohester Form und auf niederstem Niveau bietet, in sorgfältiger Fassung und Einkleidung erträglich und oft gar schmackhaft gemacht wird. Meist ist das Endergebnis aber doch dies, daß eine gute Idee rein verstandesmäßig, ohne gestaltende anschauliche Phantasie, intellektualistisch-literarisch ausgebaut und aufgeputzt wird: interessante, aber nicht recht packende Bücher für gelangweilte und abgebrühte Vielleser.

„Die Frau von Afrika“, ein Roman aus dem Kolonialkrieg, steht etwas abseits von den übrigen Bänden. Eine Frau nimmt für ihren verräterisch erschossenen Mann Rache und leistet mit einem Häuflein Schwarzer, das sie mit suggestiver Kraft als weiße Urwaldgöttin zu unerhörten Leistungen steigert, einem kleinen Europäerheere Widerstand, bis ein ritterlicher Gegner sie klug bezwingt. Das ist in überhitztem aufbauschendem Stil mit überreichlichem Psychologismus erzählt. — „Die Todgeweihten“. Der letzte Aufstand der todgeweihten Arbeitermassen gegen die Herrscher der Industrie und ihre künstlichen Menschen. Eine Zukunfts-Utopie, in der vieles Beiwerk gut erfunden ist, während das Ganze die gestaltende Kraft völlig vermissen läßt. — „Die letzte Macht“. Eine soziale Utopie, Verwirklichung des Idealstaates auf einer Insel, die durch technische Wunder unangreifbar gemacht wird. Nach frisch erzähltem Anfang versandet das Buch in politisch-parlamentarischen Erörterungen und Satiren. — „Die tödlichen Wünsche“ (La peau de chagrin).

Dieser Roman Balzacs, der ganz auf Schilderung einer seelischen Entwicklung, ohne alles äußerlich Abenteuerliche, gestellt ist, der einen ruhigen gesammelten Leser verlangt, ist in dieser Bücherreihe ganz fehl am Ort. — „Die Schatzinsel“. Der alte, oft gedruckte, klassische Seeräuberroman beweist gerade in dieser Umgebung seine unverwüstliche Frische und Wirksamkeit. — „Die blaue Gefahr“. Der originellste und stärkste unter den phantastischen Romanen dieser Reihe, mit sehr guter Spannungstechnik erzählt, eine Mischung von Phantastik und Halbwissenschaft, neben der Jules Vernes Romane schon primitiv erscheinen, aber so kompliziert nach Idee, Anlage und Schilderung, daß er den Verne-Lesern nicht zugänglich ist. — „Orlacs Hände“. Eine allzu wirre Verbrecher- und Spiritistengeschichte. — „Gordon Pym“. Wohl eins der nachlässiger gearbeiteten Werke Poes und doch von ungeheurer Wirksamkeit. Bedauerlich ist, daß er über die Mysterien des Südpols nicht mehr gesagt hat. Einige Vorsicht ist geboten wegen der allzu schauerlichen Szene von Mord und Menschenfresserei hungernder Seeleute. — „Die geheimnisvolle Kraft“. Eine sonderbare Veränderung der Lichtstrahlen macht die Menschheit irrsinnig und verursacht einen furchtbaren Kampf Aller gegen Alle. Die grausige Geschichte ist recht schwerfällig aufgebaut und erzählt. — „Das Gesetz des Atum“. Kern der Geschichte ist die Realisierung der Idee von den Sieben-Meilen-Stiefeln; dazu kommt eine romantisch-mystische Liebesgeschichte. Beides ist in geruhsamem, ausmalendem, fast altväterischem Stil gegeben. Der Gegensatz zwischen Stoff und Stil ist nicht reizlos, doch verleiht er dem Buch nur einen Kuriositätswert. — Alle Bände sind gut ausgestattet. Allerdings dienen die Federzeichnungen nicht immer zur Verschönerung; sie sind fast durchweg in einem Alfred Kubins Art nicht fernstehenden Stil gehalten. Recht gut sind die Zeichnungen zur „Schatzinsel“.

Im ganzen ist zu sagen: Für kleinere Büchereien ist Stevensons „Schatzinsel“ in dieser guten Ausgabe recht zu empfehlen. Für mittlere und große kommen außer dem „Gordon Pym“ — aber nur für gebildetere literarisch interessierte Leser — noch in Frage: „Die blaue Gefahr“, als das charakteristischste Beispiel des Typs des modernen phantastischen Romans, und in zweiter Linie noch „Die Todgeweihten“ und „Das Gesetz des Atum“.

H. J. Homann.

Stab, Jakob: Die Versuchung des Priesters Anton Berg. Kempten: Kösel & Pustet 1921. 165 S.

Der Priester Anton Berg steht als Tröster und Helfer in vorderster Kampflinie. Zu ihm kommen die Kameraden mit all ihren Beschwerden, mit ihren verzweifelten Fragen nach dem Zweck all des Bösen, das täglich geschieht. Die quälende Frage nach dem Sinn des grausamen Mordens, nach Gottes Gerechtigkeit breitet auch zuletzt in seiner Seele ihre düsteren Fittiche aus. Schritt für Schritt wächst auch in ihm, dem Verkünder göttlicher Liebe und Gerechtigkeit, der Zweifel. Die Erschießung eines alten Franzosen, der aus Not zum Leichenfledderer wurde, läßt ihn vollends an Gott irre werden. Auf einsamem Gang erscheint ihm wie eine Vision „Der Geist des Krieges, der Versucher, der Lügengeist“ und stellt ihn vor die Wahl, aus all dem Grauen feige zu fliehen oder Selbstmord zu üben. Der Spaßmacher der Kompagnie, der verzweifelt denselben Weg gehen wollte, da er den Glauben an Gottes Gerechtigkeit verloren hat, läßt ihn zur Besinnung kommen. Der Versucher verliert die Macht über seine Seele; er holt sich nur den zerstörbaren Körper des Priesters Anton Berg, den eine Granate zerreißt. — In knapp hingeworfenen Skizzen führt uns Stab den Krieg mit seinem ganzen Grausen vor die Seele. Er findet ergreifende Worte und Bilder, so daß der Leser von Anfang bis zu Ende gefesselt und erschüttert wird. Entschieden betont er das Grausige und Zerstörende des Krieges und ruft damit nach einer Weltanschauung, die dem Krieg Recht und Raum nimmt. Das vielversprechende Erstlingswerk verdient Beachtung, jedoch wird es sich nur für größere Volksbüchereien eignen. H. Horstmann (Gleiwitz).

Taube, Otto, Freiherr von: Die Löwenprankes. Roman. Leipzig: Insel-Verlag 1921. 424 S.

Das alte Geschlecht der Löwenprankes ragt gleichsam als Megatherium in eine Zeit hinein, die keinen Nährboden mehr hat für die menschlichen Dokumente einer versunkenen feudal-aristokratischen Epoche. Aber das Blut kettet fester als alle sonstigen Verbundenheiten. So hebt sich aus Zeit und Umgebung heraus das Geschlecht der Loewenprankes, das, um sein Selbst zu behaupten, sich im höchsten Gefühl des Sonderdaseins gegen die Umwelt, gegen das flache Gesellschaftsniveau der Standesgenossen und gegen nationale Grenzsetzung abschließt. Ihr Blut greift über die Grenzen von Vaterland und Nation hinweg und schafft sich selbst seine Gesetze. — Das geschwisterliche Verhältnis des Cari zu seiner Schwester Marie-Luise steht im Mittelpunkt des Romans. Für ihn ist Lebenszweck, ihr Retter und Beschützer zu sein. Ein Mann begegnet ihr, der dasselbe Adelsblut in höchster Eigenkultur zeigt — und sie schenkt ihm ihre Liebe. Jedoch das Verlöbnis zerschlägt sich. Und da gibt sie einem Manne das Jawort, der zwar Adel ist, aber ohne Rasse und Kultur. Cari erlebt in steigender Erkenntnis, daß die Schwester sich Ketten geschmiedet hat, die sie zu Boden ziehen. Selbst wird sie das einmal gegebene Jawort nicht lösen. Da wird der Bruder helfen müssen. Bei einer Jagd im Gebirge erschießt er den Schwager, befreit ohne Gewissensbedenken die Schwester von ihrer unwürdigen Ehe und fährt dann in die Kolonien, um dort Krieg und Abenteuer zu erleben. — Psychologisch ist der Roman darauf eingestellt, den Mord nicht als ein Verbrechen modernen Raubrittertums darzustellen, sondern als erlaubte Lösung von Fesseln, die das Eigenleben zu erdrosseln versuchen. Das gelingt dem Verfasser trotz allem nicht. Sonst aber steht der Roman in seiner aus eigenstem Erleben heraus gestalteten Milieuschilderung hocharistokratischer Kreise, der vornehmen Kühle und Gestaltungskraft in Charakterisierung und Handlung als eine bedeutsame Leistung da, wenngleich der oft gebrauchte Vergleich mit den „Buddenbrooks" doch eine Überschätzung bedeutet. — Als guter Gesellschaftsroman ist das Buch größeren Volksbüchereien zu empfehlen. W. Winker (Düsseldorf).

Tolstoi, L. N.: Kindheit, Knabenalter, Jünglingsjahre. Roman. Übertragen von H. Röhl. Leipzig: Insel-Verlag 1923. 493 S.

Alle Jugenderinnerungen sind Dichtung und Wahrheit, die Tolstois aber ganz überwiegend Dichtung. Das gilt besonders von dem ersten Teil, der Kindheit. Vieles vom Eindrucksvollsten in dem Buche, so die reizende Schilderung der Liebe zwischen Mutter und Kind, die feine Zeichnung des Vaters, ruhen nicht auf wirklicher Erinnerung, da Tolstoi seine Mutter mit 2, seinen Vater mit 9 Jahren verlor. Mehr wirkliche Erinnerung bieten die Knaben- und Jugendjahre, und manche der berühmten Gestalten der Tolstoischen Romane tauchen darin in ihrer einfachsten und ursprünglichsten Gestalt auf. Aber der Wert der Erinnerungen beruht in der Poesie, mit der alles übergossen ist, in der weiten Menschlichkeit, mit der schon der Knabe und Jüngling das Leben an sich zieht und sich wieder darüber erhebt. Über den engen Kreis der meisten, besonders der deutschen Jugendromane geht das Buch weit hinaus, und wir begreifen den ungeheuren Erfolg, den es bei seinem Erscheinen hatte.

K. Hartmann (Stettin).

Vesper, Will: Die ewige Wiederkehr. Novellen. Leipzig: Haessel 1922. 198 S.

Ein Kranz von zwölf Geschichten um ein gleichbleibendes Thema: „Es gibt keinen Tod. Er ist nur ein Schatten, der vorübergeht". Inhaltlich einander sehr ähnlich, unterscheiden sich die Novellen ihrem Stimmungsgehalt nach sehr stark. Einige scheinen einer E. Th. A. Hoffmannschen Phantasie entsprungen zu sein, andere erinnern an die zauberhafte Anmut der „Chinesischen Geister- und Liebesgeschichten". In der „Weberin" wird die seelische Höhe der Titelnovelle noch einmal erreicht. Auch die letzte Geschichte erhebt sich stofflich und

formal über die andern. In ihr hat Will Vesper ein Gefühl zum Ausdruck gebracht, dem in unserer Zeit schon Leonhard Frank und Latzko in einer etwas anderen seelischen Einstellung aufgeregte und fanatische Worte geliehen haben: „Wir schießen ja alle gegen die eigene Brust!“ Die übrigen Novellen, so reizvoll sie im einzelnen auch sind, hinterlassen keinen bleibenden Eindruck, weil ihre Zahl zu groß ist. Weniger wäre hier mehr. Wenngleich also das zierliche Büchlein künstlerisch nicht sehr bedeutend ist, so wird doch seine Mahnung, „daß wir von Geheimnissen umgeben sind, die wir schweigend zu verehren haben“, in manches nachdenklichen Lesers Seele ein Echo finden. Für mittlere und große Büchereien.

Elisabeth Wernecke (Berlin).

Viebig, Clara: Unter dem Freiheitsbaum. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1922. 384 S.

Der Roman gibt uns ein Bild von der Besetzung der Rheinlande durch die junge französische Republik in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts. „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, diese Segnungen der französischen Revolution wollte man auch den besiegten Völkern zuteil werden lassen. Wie diese Forderungen von der Hefe des Volkes zur Befriedigung seiner niedrigsten Instinkte ausgenutzt werden, das wird uns an dem Treiben des — historischen — Bandenhauptmanns Johannes Bückler dargestellt. Er und seine Bande machen die Moselgegend durch Raub und Mord unsicher, bis es dem unermüdlichen Eifer des Friedensrichters gelingt, ihn und seinen Hauptgenossen, den unheimlichen, dämonischen Johann Bast Nicolai, den Schmied vom Krinkhof, dingfest zu machen. Den einzigen versöhnlichen Lichtblick in diesem wüsten Treiben bildet die Tochter des Krinkhofschmiedes, Maria, die sich allen Versuchungen zum Trotz rein und so innerlich frei erhält. Der oberflächliche und flüchtig geschriebene Roman reiht sich in keiner Weise den andern Werken Cl. Viebigs an. Kleinere und mittlere Büchereien haben keine Veranlassung, ihn einzustellen. R. Kock (Schneidemühl).

Wagner, Hermann: Frauentausch. Humoristischer Roman. Stuttgart: Engelhorn 1923. 140 S.

In diesem neuen Roman hält sich Wagner ungefähr auf der nicht eben überragenden Höhe seiner „Leichten Brüder“ und sonstigen kleineren humoristischen Arbeiten: bestenfalls Wortwitz, selten Situationskomik, von wirklichem Humor keine Spur. Mit der aus Witzblättern altbekannten „Ehesatire“ erzählt er, wie von zwei reichen Freunden nach Beseitigung der üblichen Hemmnisse der eine die geschiedene Frau des andern und dieser die Braut des ersten heiratet, weil gegenseitiges „Nichtverstehen“ die bestehenden Paare zur Unzufriedenheit miteinander, mit den bestehenden Verhältnissen und zu wechselseitigem Tausch verführt. Da auch die Charakteristik völlig schematisch bleibt, werden die Büchereien darauf verzichten, ihre humoristische Literatur durch den „Frauentausch“ zu bereichern. B. Sauer (Stettin).

Wendt, Hans: Dörchläuchtingsland. Roman. Neubrandenburg: Moerke 1922. 276 S.

Das letzte größere Werk des allzu früh verstorbenen mecklenburgischen Dichters ist wie die „Mecklenbörger Minschen“ und die „Revolutschon in Mecklenborg“ wieder eine im Heimatboden wurzelnde Dichtung mit all den Vorzügen einer intimen Menschen- und Umweltsvertrautheit. Die Komposition ist diesmal allerdings wenig straff ausgefallen. Es fehlt der eigentliche Held. Sechs Helden, drei Vertreter der männlichen und drei der weiblichen Jugend von Dörchläuchtingsland, müssen mit ihren fortschreitenden Lebensschicksalen die sonst verhältnismäßig abgeschlossenen Kapitelszenen zu einem Ganzen runden: die Bilder vom Einzug Dörchläuchtings (mit starken Karikaturzügen, die mir zu der Gesamtdichtung nicht ganz zu passen scheinen), die lustigen Schilderungen vom Königschuß, die humorvolle Darstellung des Straßentreibens der Schuljugend, die Erzählungen von den Einsegnungs-, den Lehrjahr-, den Militärdienstgewohnheiten und -Begebenheiten u. s. f. Mag man sich nun aber auch mehr an die

Einzelbilder als an das Ganze halten, ein Stück echter Volkswirklichkeit bietet W.'s Dichtung in jedem Fall, und von besonderem Reiz scheint es mir zu sein, daß die Menschen darin ihre guten und schlechten Züge, ihre Bravheit, ihre Zähigkeit, ihren Leichtsinn, ihre Plänemacherei, ihre Genußfreudigkeit gerade in der Prägung zeigen, wie sie in der Heimat Fritz Reuters an der Tagesordnung ist. Das Buch wird in norddeutschen Büchereien nicht unbenutzt in den Borten stehen bleiben. G. Kohfeldt (Rostock).

Wenger, Lisa: Der Vogel im Käfig. Roman. Leipzig: Grethlein & Co. 1922. 353 S.

Mütterlicherseits einem alten Berner Patriziergeschlecht zugehörig, wächst Rahel Lenz in reichem Hause unter der Obhut einer Verwandten auf, sorgsam behütet, aber umschlossen von dem Bann einer strengen Familientradition, deren Druck sie seelisch zu lähmen und unfrei zu machen droht. So widersteht sie der aufkeimenden Liebe zu ihrem Vetter Sidney, einer tatenfrohen, eigenwilligen Künstlernatur, der noch als halber Knabe in die Welt hinausstürmt und das Leben in vollen Zügen genießt. Rahel geht den Seitenweg der Resignation. Sie reicht einem anderen Jugendfreunde, dem sie heiß begehrenden blonden Johannes, weltfeindlich schließlich die Hand, muß aber erkennen, daß sie zuviel geopfert, daß die Erfüllung ihres Wesens nur in der Aufrichtigkeit gegen das eigene Selbst liegen kann, als Sidney zurückkehrt und sie um seiner und ihrer selbst willen zurückfordert. Die Geschichte endet damit, daß Johannes nach heftigem innerem Kampfe verzichtet und Rahel freigibt. Der Roman ist sehr hoch zu stellen: er ist ein feines Frauenbuch von großem inneren Reichtum und künstlerischer Gestaltung. Die wenigen äußeren Geschehnisse treten zurück hinter der etwas gedämpften Schilderung seelischer Entfaltungen, die manchmal etwas breit ausfällt, ohne jedoch zu ermüden. Das Buch setzt eine nicht geringe geistige Reife voraus, auf keinen Fall darf es als Unterhaltungsroman gewertet werden. G. Fritz.

Wiechert, Ernst: Der Wald. Berlin: Grote 1922. 263 S.

Der Held des Romans übernimmt als Erbe einen im unberührten Urzustand gehaltenen Wald und verteidigt ihn gegen die Angriffe der Schmarotzer der Revolution. Die Einführung des neuen Forstgesetzes, durch das auch sein Wald der öffentlichen Nutzung erschlossen werden soll, wehrt er dadurch ab, daß er ihn lieber der Vernichtung durch die Flammen ausliefert, als sein mit religiöser Liebe gehegtes Heiligtum entweihen zu lassen. — Das Buch ist im Einzelnen reich an dichterischen Schönheiten, enttäuscht aber nach einem stimmungsvollen Anfang recht stark durch einen arg verschwommenen Mystizismus und süßliche Sentimentalität. Dem an sich brauchbaren Stoff wäre durch die Wahl eines anderen Zeitmilieus als der Monate nach der Revolution vom November 1918 besser gedient gewesen. So wirkt der Konflikt zwischen Naturmystik und neuer Zeit nur als eine gewaltsame und von Gehässigkeit nicht freie Konstruktion, die nicht überzeugen kann. Zu viel Tendenz und trotz aller feierlichen Worte zu wenig innere Wahrheit. Überdies ist diese dumpfe Schau des „Grünen Gottes" wahrlich nicht das, was wir zur Gesundung unseres völkischen Lebens brauchen. Die Unzulänglichkeit der künstlerischen Gestaltung spricht am schlagendsten aus der Zeichnung der Personen. Gelungen sind nur die Gegenspieler, die eigentlichen Helden zerfließen zu weichlichem Brei, besonders gilt das für den Isegrimm, um den Ganghofer den Verfasser gewiß beneidet hätte. Daß wir auch in diesem Nachkriegsbuch wieder einmal einen Roman des Offiziers, nicht des Volkes haben, ist ja fast selbstverständlich. — Das Buch kommt höchstens für Büchereien im deutschen Osten in Frage, für die sein Lokalcharakter einige Bedeutung hat.

G. Kemp (Memel).

Wille, Bruno: Die Maid von Senftenau. Ein Bodensee-Roman. Dresden: Reißner 1922. 260 S.

Ein Zeitbild, in dem die weltbewegenden Geschehnisse der napoleonischen Glanzperiode mit ziemlicher Dürftigkeit gestaltet sind, dient einer sentimentalen

Liebesgeschichte als Rahmen, für deren Butzenscheibenromantik sich der Verfasser mit einem bescheideneren Hintergrund hätte begnügen dürfen. Ein völlig unausgeglichener Stil — in der schwülstigen und gesuchten Sprache finden sich wiederholt höchst burschikose Entgleisungen —, der Mangel an jeglicher Spannung und die Unverfrorenheit, mit der das Reinste und Höchste der menschlichen Seele und die oberflächlichsten, äußerlichsten Dinge häufig in einem Atem genannt werden, müssen selbst das harmloseste Gemüt zur kritischen Ablehnung eines solchen Lesestoffes veranlassen. Es erübrigt sich, über seinen Anschaffungswert für Volksbüchereien zu reden. Elisabeth Wernecke (Berlin).

Winckler, Joseph: Der tolle Bomberg. Ein westfälischer Schelmenroman. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1923. 397 S.

Eulenspiegel und Münchhausen geistern durch dies neueste Volksbuch der deutschen Literatur, das dennoch ein Werk ganz eigenen Formates ist. Wie im Eulenspiegel und Münchhausen gruppiert sich der Stoff in unzähligen Episoden und Schwänken um eine bekannte volkstümliche Persönlichkeit. Und wie im Münchhausen sind diese Geschichten geformt und zusammengeschlossen durch einen Dichter zu einem einheitlichen Kunstwerk. Der Held des Buches ist der in ganz Münsterland bekannte und berüchtigte Freiherr von Bomberg, der in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts wirklich gelebt hat. Ein wüster Zecher, dem „die Ahnen im Blut revoltieren wie eine tolle Hammelherde, die keinen Ausweg findet". Das Mittelalter hätte ihm Aufgaben stellen können, im kaiserlichen Deutschland fand er keinen Platz. So kämpfte dieser neue Don Quichote gegen die Feinde, die sich ihm und seiner inneren Wahrhaftigkeit in den Weg stellten: gegen seine Standesgenossen, einen überlebten, prüden Adel, gegen ein scheinheilig-muckerisches Priestertum, gegen ein bürgerlich-selbstgefälliges Spießertum. Er hänselt sie, er treibt seinen Schabernack mit ihnen, macht die saftigsten Witze über sie und scheut dabei vor keiner Derbheit und Unflätigkeit zurück. Sein Mitspieler und Zechgenosse ist Professor Landois aus Münster, der Geistliche und Naturforscher. Gar manche im Münsterlande wohlbekannte Persönlichkeit wird in durchsichtiger Umhüllung dem Spotte der Leser preisgegeben. Nur weil das im Kern reine Menschentum der beiden Zechbrüder der Scheinheiligkeit und Wohlanständigkeit der Gefoppten innerlich überlegen ist, kann der auf Moral eingestellte Leser diese Überfülle der Schwänke verdauen, ohne allzu großes Mißbehagen zu empfinden. Der wahre Leser des Schelmenbuches aber ist nicht auf Moral eingestellt. Er freut sich dieses derben überquellenden Niedersachsentums und erkennt hinter der allzu lauten Lustigkeit die Form, in der hier die Qualen eines unerlösten Menschentums durchlitten werden. Er lebt die Schmerzen des allmähligen Lebensabstieges des Helden mit und ersieht beglückt, daß der echte Humor, aus Leiden geboren, selbst im Schwersten sich zu behaupten vermag. — Meisterhaft ist die Handhabung der Sprache, das Tempo der Handlung, die Schlagkraft des Ausdrucks und die Zuspitzung der Pointe. Und alles sauberste Arbeit. Der westfälische Dichter hat mit dem tollen Bomberg ein Kunstwerk geschaffen, das gleich dem Münchhausen seine Zeit überleben wird. — Für Büchereien kommt das Werk nur bedingt in Frage, für katholische schon gar nicht. Jede einzelne Bibliothek wird prüfen müssen, ob sie ihrer Leserschaft dies in jeder Beziehung freie, vor keinem Heiligen halt machende, vor keiner Derbheit zurückschreckende Buch zumuten darf. Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Zerkaulen, Heinrich: Der kleine Umweg. Eine Erzählung. Kempten: Kösel & Pustet. 118 S.

Ein stiller, sonniger Humor liegt über dem Buch, in dem erzählt wird, wie Hans Peter, der Sohn des Schuhmachers Kaspar Peter, die Treue lernt. Frühreif, mit einer lebendigen, schnellen Auffassungsgabe, mit einem Haß gegen alle trockene Wissenschaft oder Methode, ist Hans Peter jedoch keine von den Naturen, die wissen, was sie wollen; „er liebt allerhand Ausgleiche, um ja nicht rechts oder links anzustoßen." Dieser Mangel an Festigkeit gibt seinem Wesen eine innere Unsicherheit, die erst einem zielbewußten Wollen Platz macht, als er nach einem

kleinen Umweg ſeine Jugendgeſpielin als Frau heimführt. — Das kleine Buch gibt mehr inneres Geſchehen als äußere Handlung; der kleine Umweg, den Hans Peter machen muß, um zu ſich ſelbſt zu kommen, iſt pſychologiſch glaubhaft dargeſtellt. — Nicht unerwähnt bleiben mag die etwas merkwürdige Auffaſſung Zerkaulens von dem Beruf des Volksbibliothekars: Hans Peter wird nach etwa zweijähriger Tätigkeit im Buchhandel als Leiter (!) an eine größere Volksbücherei berufen. Das hindert jedoch durchaus nicht, die flott erzählte Geſchichte ſchon mittleren Büchereien zur Anſchaffung vorzuſchlagen.

R. Kock (Schneidemühl).

Zweig, Arnold: Söhne. Das zweite Geſchichtenbuch. München: Langen 1923. 196 S.

Der neue Novellenband Arnold Zweigs, in dem der Dichter die verſchiedenartigen Beziehungen zwiſchen Sohn und Vater in einigen Charakterzügen zu erfaſſen ſucht, bringt u. a. zwei durch frühere Veröffentlichung bekannte Stücke: „Aufzeichnungen über eine Familie Klopfer“, — die Geſchichte einer dekadenten jüdiſchen Künſtlerfamilie, und „Benarône“, eine luſtige Gymnaſiaſtengeſchichte. Das Bedeutendſte dieſes Bandes ſind die unter dem Titel „Brüder“ zuſammengefaßten Fragmente eines Romans, „Epiſode als Vorſpiel“, „Die Krähe“, „Quartettſatz von Schönberg“. Hier iſt Zweig wieder Meiſter der Form und des Stils. Die letzte Novelle, „Das Kind“, ſchneidet im Anfang ein ernſtes Problem an, deſſen Durchführung und Ausgeſtaltung durch Zweig dankenswerte Arbeit geweſen wäre, endet aber ſo trivial wie nur irgend ein leichter Familienroman.

Liſa Kunſtmann (Stettin).

Kleine Mitteilungen.

Zur Pſychologie der Jugendlektüre. Einige Monate vor dem Beginn des Weltkrieges habe ich in einem Aufſatz in den von Fritz und mir herausgegebenen „Büchereifragen“ („Jugendlektüre und deutſche Bildungsideale“) zum erſten Male in ſyſtematiſcher Form meine von der allgemein herrſchenden Anſicht durchaus abweichende Meinung über die Verſtändnismöglichkeiten des Kindes für die eigentlich künſtleriſche Seite ſeiner Lektüre darzulegen verſucht. Inzwiſchen hat man auch in weiteren Kreiſen eingeſehen, daß durch meine Anſchauungsweiſe die Erörterung jener pſychologiſchen Fragen weſentlich gefördert wurde. Immerhin aber dürfte es auch heute noch für manchen zunächſt befremdeten Leſer jenes Aufſatzes eine Beruhigung bedeuten, mit mir aus dem 2. Bande der „Ausgewählten Briefe“ von Richard Dehmel zu erfahren, daß dieſer ſchon im Januar 1906 ganz ähnliche Ketzereien über Wolgaſts theoretiſche Lehrmeinungen geäußert hat, und zwar in einem Briefe an Heinrich Wolgaſt ſelbſt, (zu dem er übrigens perſönlich ſehr freundlich ſtand). Dehmel geht dort — wie ich es in meinem Aufſatze auch tat — nachdem er zunächſt den praktiſchen Ergebniſſen der von Wolgaſt geleiteten Reformbewegung volle Gerechtigkeit hat widerfahren laſſen, zu einer kritiſchen Betrachtung der „obligaten Theorie dazu“ über, indem er die Rolle ins Auge faßt, die bei Wolgaſt das bekannte Wort von Storm ſpielt: „Wenn du für die Jugend ſchreiben willſt, ſo darfſt du nicht für die Jugend ſchreiben.“ Und er führt dann Folgendes aus:

> „Erſtens haben Sie Storms behutſame Verklauſulierungen mehr als einmal ins Prinzipielle übertrieben, und zweitens halte ich auch Storms Randgloſſe nur für — pardon — Schulmeiſterweisheit. Sie trifft nicht einmal, trotzdem er es ſich und Herrn Lohmeyer einreden wollte, auf ihn ſelbſt zu; allerlei in ſeinen Märchen iſt genau ſo „für Kinder“ geſchrieben wie faſt alle Märchen von Anderſen, wie manches von Goethe und wie der ganze Robinſon. Daß es trotzdem auch für Erwachſene genießbar iſt, liegt eben daran, daß der echte Dichter nur ſolche Stoffe fürs Kind zurichtet, deren volle Lebensfülle (und die eben intereſſiert den Erwachſenen) durch dieſe Zurichtung erſt zum Vorſchein kommt, während der Pfuſcher um des Kindes willen die Dinge

versimpelt und so den lebensvollsten Stoff zu einer leeren Plattheit macht. Nicht daß die Stümper eigens fürs Kind schreiben, ist das Schlimme, sondern daß sie des Kindes wegen so schreiben, als wären die Kinder erwachsene Einfaltspinsel. Nun ist es zwar gleichgültig, nach welchem Prinzip gestümpert wird; aber nicht gleichgültig ist es, wenn echte Fähigkeit in die Gefahr kommt, auf Grund von Prinzipien (ob nun ästhetischen oder pädagogischen) für unecht erklärt zu werden. Daß Sie Ausnahmen von ihrer prinzipiellen Regel (z. B. den Fitzebutze) zulassen, ändert nichts an der Gefährlichkeit der Regel. Ob „fürs Kind" oder „vom Kinde aus", das ist keine ästhetische Prinzipienfrage, sondern lediglich eine technische Zweckfrage, ein Mehr oder Weniger in der Zurichtung „fürs Kind"." Ackerknecht.

Zu unserer Notiz über die **Revision des dänischen Büchereigesetzes** im letzten Heft teilt uns Professor Steenberg dankenswerterweise mit, daß „nicht alle darin erwähnten Änderungsvorschläge durchgeführt worden seien, vielmehr sei der örtliche Mindestbeitrag, der erforderlich ist, um in den Genuß von Staatsunterstützungen zu kommen, auf 50 Kr. belassen und die Bestimmung unverändert geblieben, daß die Person und die Gehaltsverhältnisse des Bibliothekars vom „Büchereidirektor" nur dann gutgeheißen werden müssen, wenn die Büchereien einen Staatszuschuß von mindestens 2000 Kr. erhalten." Übrigens soll das Gesetz nach Verlauf von fünf Jahren dem Reichstag zur nochmaligen Nachprüfung vorgelegt werden. Die Zahl der Zentralbüchereien wird in 1924/25 auf zwanzig steigen.

Die **33. Diplomprüfung** fand in der Zeit vom 27. März bis 4. April 1924 in der Preußischen Staatsbibliothek statt. Es hatten sich 29 Bewerber gemeldet, und zwar 2 männliche und 27 weibliche. Zwei Bewerberinnen traten während der Prüfung zurück. Von den übrigen 27 bestanden 8 die Prüfung mit „Gut", 19 mit „Genügend". Es fielen wiederum die schlechten Leistungen in der Stenotypie und den Sprachen, besonders der französischen, auf. Aber auch die Prüfung in der Bibliographie bewies, daß die meisten Bewerber von dem Inhalte und der Einrichtung der in Betracht kommenden Werke keine genügende Kenntnis haben. Da sich die Aussichten in der mittleren Bibliothekslaufbahn noch erheblich verschlechtert haben, ist es nicht zu verwundern, daß nur ein ganz verschwindender Teil der Anwärter bereits Aussicht auf eine Anstellung in einer Bibliothek hat. Die nächste Prüfung beginnt voraussichtlich am Donnerstag, den 25. September 1924. Nähere Mitteilungen erfolgen noch. Die Prüfungsgebühr ist durch Ministerialerlaß vom 11. März 1924 wieder auf den Friedensbetrag von 20 G.-M. festgesetzt worden. Kaiser.

Folgende Damen und Herren haben die Prüfung bestanden, davon die 8 erstgenannten mit „Gut": Elisabeth Behnken, Elfriede Ehrlich, Annemarie Friedrich, Hildegart Klingspor, Dr. Olga Kuckutsch, Lotte Raschig, Ilse Schmaucks, Magdalene Vogt; Helene Ascherfeld, Hedwig Berndt, Hildegard Brennert, Elfriede Dietzschold, Lisbeth Fürst, Irma Herwig, Annemarie Hirsch, Charlotte Kiehl, Annemarie Kossak, Bertha Laß, Heinrich Meuß, Liselotte Notzke, Asta Oppermann, Gertrud Priewe, Erna Raddatz, Wilhelm Rohlfing, Anna-Isabel Rümker, Elisabeth Schmidt.

Vielfachen Anregungen aus Fachkreisen entsprechend, hat die Vertriebsstelle der „Bücherei und Bildungspflege" von dem Aufsatz von Stadtbüchereidirektor **Dr. E. Ackerknecht „Büchereiwesen"**, enthalten in dem vollständig vergriffenen Buche „Die Zukunftsaufgaben der deutschen Städte", unter Mitwirkung namhafter Fachleute herausgegeben von Oberbürgermeister Dr. Hans Luther usw. Berlin-Friedenau, Deutscher Kommunalverlag 1922, mit freundlicher Erlaubnis des Verlages und der Herausgeber einen Sonderdruck herstellen lassen, der zum Preise von 25 Pfennigen je Stück (mehrere Stücke je 20 Pf.) einschließlich freier Postzustellung abgegeben wird. „Da der Aufsatz alle für Magistrate und Kommunalpolitiker wesentlichen

organisatorischen, kulturellen und verwaltungstechnischen Fragen der Bücherei behandelt, kann er Bibliothekaren bei der Aufklärung (besonders der Behörden) über Büchereidinge ausgezeichnete Dienste leisten." (Vergl. „Bücherei und Bildungspflege" 1923, S. 223 ff.)

Die **Bezirksgruppe Rheinland-Westfalen des Reichsverbandes** deutscher Bibliotheks-Beamten und -Angestellten hielt am 27. 4. ihre Hauptversammlung in Leverkusen ab. Der Jahresbericht zeigte, daß die ungünstigen Zeitverhältnisse wohl hemmend auf die Erreichung erstrebter Ziele (Errichtung einer Bibl.-Schule im Westen — Einrichtung von Fortbildungskursen u. a.) gewirkt, die Arbeit jedoch nicht vergeblich gewesen und schöne Erfolge zu verzeichnen sind. Es gelang auch die Herausgabe eines „Mitteilungsblattes". Eine Pressepropaganda wurde in den letzten Monaten in 15 Städten des Bezirks begonnen, betonend, daß die öffentlichen Büchereien heute eine hohe Aufgabe zu erfüllen haben und deshalb ihre ungeschmälerte Erhaltung im Interesse der Allgemeinheit liegt. Als neuer Vorstand wurde gewählt bezw. wiedergewählt: 1. Vorsitzende Frl. Baßler, Leverkusen; 1. Schriftführer Herr Thiemann, Düsseldorf; 1. Schatzmeisterin Frl. Schulz; 1. Stellenvermittlerin Frl. Walther. Beschlossen wurde die Stellung von 6 Anträgen für die Hauptversammlung am 19. und 20. Mai in Berlin. (Richtlinien für die Anstellung und Eingruppierung der Bibliotheks-Beamten in den Privatbetrieben — Festlegung der Ruhegehaltsansprüche der Dauerangestellten, die bisher in den einzelnen Städten Unterschiede zeigen — Vorbildung und Ausbildung — Eingabe betr. Arbeitszeit — u. a.) Die nächste Hauptversammlung der Bezirksgruppe wird voraussichtlich am 5. Oktober in Dortmund stattfinden.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck von Herrcke & Lebeling, Stettin.

Bücherei und Bildungspflege
Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel
Jahrgang 4 1924 Heft 3

Anweisung für das Verzetteln an Volksbüchereien.

Von Dr. Wilhelm Klein, Essen.

Daß die preußischen Instruktionen wenig geeignet für Volksbüchereien sind, wird jeder Volksbibliothekar bestätigen können. Die Instruktion von Lüdicke und Pieth läßt wieder zu viele auch für Volksbüchereien wichtige Paragraphen aus, z. B. mehrere Paragraphen über Namen. Nennenswerte, mehr den Bedürfnissen der Volksbüchereien entsprechende Abweichungen (ausgenommen den Paragraphen über Serienwerke) enthält sie nicht. Ich bin aber der Ansicht, daß wir ohne Bedenken noch weitere Paragraphen der preußischen Instruktion umändern und andere wieder, besonders mit Rücksicht auf die bei Volksbüchereien reichliche Schöne Literatur, erweitern müssen. Ferner wurde in den bisherigen Instruktionen durch die Trennung der Beispiele von den Paragraphen das Arbeiten sehr erschwert. Ich halte es für richtiger, wenn das Beispiel sofort zum Paragraphen gesetzt wird. Ebenso müssen Fremdwörter nach Möglichkeit durch deutsche Ausdrücke ersetzt werden.

Die Instruktion für die Kruppsche Bücherhalle enthält noch Paragraphen für Sachwort-, Schlagwort-, Kapsel-, Druck- und Standortskatalog und für die Buchkarte, eine Abteilung für das Einordnen der Zettel in die Katalogkästen, ein Sachregister und ein Verzeichnis der Abkürzungen. Über Sachwort- und Schlagwortkatalog habe ich schon im Jahrgang 1922, Seite 224 der „Bücherei und Bildungspflege" gesprochen und über das Einordnen der Zettel im Jahrgang 1923, Seite 16. Die Paragraphen über Kapsel-, Druck-, Standortskatalog und Buchkarte sind so wesentlich auf die Kruppsche Bücherhalle zugeschnitten, daß ein Abdruck an dieser Stelle wenig Wert hätte. Darum wurde der Druck auf den ersten Hauptabschnitt „Verfasserkatalog" beschränkt. Ich bin mir bewußt, daß auch diese Arbeit noch unvollkommen ist und Mängel aufweist. Sie soll nur als Besprechungsgrundlage dienen und die Aufmerksamkeit wieder auf ein wichtiges Gebiet der Büchereitechnik lenken. Ich hoffe, daß sich aus der Besprechung die Möglichkeit ergibt, eine einigermaßen allgemeingültige Verzettelungsanweisung für Volks- und Stadtbüchereien aufzustellen.

Um leichter prüfen zu können, wo diese Instruktion mit den preußischen Instruktionen oder den Instruktionen von Lüdicke und Pieth übereinstimmt oder davon abweicht, gebe ich am Schluß anhangsweise an, welche Paragraphen denen in den preußischen Instruktionen oder bei Lüdicke und Pieth entsprechen.

Vorbemerkung: Arten und Teile der Büchertitel.

I. Zur Benennung der verschiedenen Arten von Titeln werden bei der Aufnahme folgende Ausdrücke gebraucht:

1. **Haupttitel** für den Titel, der die vollständigste oder allgemeinste Beschreibung der Schrift enthält. Er befindet sich auf einem besonderen Blatte, das im Zusammenhange mit dem ersten Bogen steht. Bei Sammelwerken (s. § 4) gilt der Gesamttitel als Haupttitel.

2. **Sondertitel** oder Untertitel für einen Titel, der sich auf einen Teil eines größeren Ganzen bezieht:

1. Beispiel:

Gesamttitel:

Gottfried Keller's gesammelte Werke / Erster Band / Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) 1901.

Sondertitel:

Der grüne Heinrich / Roman von Gottfried Keller / Erster und zweiter Band / Dreiundzwanzigste Auflage / Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz / (Besserſche Buchhandlung) 1901.

2. Beispiel:

Gesamttitel:

Die Eisenbahn-Technik der Gegenwart / Unter Mitwirkung von . . . hrsg. von Barkhausen . . . / Erster Band: Das Eisenbahn-Maschinenwesen / . . . Wiesbaden. C. W. Creidel's Verlag. 1912.

Sondertitel:

Das Eisenbahn-Maschinenwesen der Gegenwart / Hrsg. von Barkhausen . . . / Erster Abschnitt: Die Eisenbahn-Fahrzeuge / Erster Teil: Die Lokomotiven. Erste Hälfte / . . . Wiesbaden. C. W. Creidel's Verlag. 1912.

3. **Präsentationstitel** für einen Titel, der lediglich den Anlaß zur Veröffentlichung der Schrift angibt.

Präsentationstitel:

Festschrift der katholisch-theologischen Facultät an der K. Akademie zu Münster i. W. zur Feier des fünfzigjährigen Priesterjubiläums Sr. Heiligkeit des Papstes Leo XIII. am 31. Dezember 1887.

Haupttitel:

Die Gottesmutter in der Heiligen Schrift. Biblisch-theologische Vorträge von Dr. Aloys Schäfer, ord. Prof. der Theologie an der K. Akademie zu Münster i. W. Münster i. W. 1887. Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung.

4. **Nebentitel** für einen Titel, der sich nach Inhalt und Umfang mit dem Haupttitel deckt. In der Regel ist es der linksstehende Titel, wenn Haupt- und Nebentitel nebeneinander gebunden sind;
5. **Umschlagtitel** für einen auf dem Umschlage oder Deckel befindlichen Titel;
6. **Rückentitel** für einen auf dem Rücken befindlichen Titel;
7. **Vortitel** für einen dem Titelblatte vorausgehenden Titel ohne Erscheinungsvermerk;
8. **Zwischentitel** für einen innerhalb des Buches befindlichen Titel ohne Erscheinungsvermerk, z. B. bei einer Sammlung von Einzelschriften (s. § 23) die vor den einzelnen Schriften stehenden Titel ohne Erscheinungsvermerk;
9. **Kopftitel** für einen Titel oberhalb des Textanfanges auf der ersten Textseite;
10. **Schlußtitel** für einen am Ende des Textes befindlichen Titel.

II. Beim Titel werden unterschieden:

1. Der **Sachtitel,** d. i. die Benennung der Schrift; (Der Wehrwolf.)
2. **Zusätze zum Sachtitel,** d. i. Erklärungen oder Erweiterungen des Sachtitels; (Der Wehrwolf. Eine Bauernchronik.)
3. **Die Verfasserangabe,** d. i. der Name des Verfassers, sowie anderer an der Abfassung der Schrift beteiligter Personen, wie Herausgeber, Übersetzer usw.;
4. **Personalangaben,** d. i. Zusätze zur Verfasserangabe, welche sich auf Stand, Beruf, Titulaturen, Wohnort, Heimat usw. beziehen;
5. Der **Anlaß,** d. i. Angaben über Herkunft, Anlaß und Zweck der Schrift, auch über die Behörde, die Korporation oder die sonstige Personenvereinigung, welche die Schrift herausgegeben oder ihren Druck veranlaßt hat;

6. Der **Beigabenvermerk,** d. i. Angaben über Anhänge, Register, Tafeln und sonstige Beilagen;

7. Die **Auflagebezeichnung,** d. i. die Bezeichnung der Auflage oder Ausgabe;

8. Die **Bandzählung,** d. i. die Zählung der Serie und des Bandes;

9. Der **Erscheinungsvermerk,** d. i. Ort, Jahr, Verleger und Drucker;

10. Das **Beiwerk,** d. i. Motti, Votivbuchstaben, Segensformeln, Empfehlungen, Preise, Privilegien, Druckerlaubnis, Drucker- und Verlegerzeichen, Vignetten usw.

Der Verfasserkatalog.

1. Die Aufnahme der Titel.

a) Allgemeine Grundregeln für die Titelaufnahme.

§ 1.

Grundlage für die Aufnahme.

1. Die Grundlage für die Aufnahme der Titel bilden die Druckschriften selbst, nicht mittelbare Quellen; d. h. das Titelblatt allein ist maßgebend für das Ausschreiben des Zettels, nicht ein anderer Katalog oder eine buchhändlerische Anzeige.

Wiedergabe der Titelvorlage.

2. Die Titel werden in allen wesentlichen Stücken bibliographisch genau wiedergegeben, in nebensächlichen Dingen aber nach Möglichkeit gekürzt.

3. Für vielgebrauchte Wörter werden außerhalb des Sachtitels Abkürzungen verwandt.

Schriftart.

4. Die Aufnahme erfolgt in lateinischer Schrift. Griechische Schrift wird von der Vorlage übernommen, jedoch am Kopfe wird auch diese lateinisch umgeschrieben. Jede andere Schriftart wird in die lateinische umgeschrieben und die Bezeichnung der Schriftart vor die Übertragung gesetzt.

| Larin, K. J.

(Russ.) Rukovodstvo dvojnoj
buchgalterii dlja ssudo-sberegateln. tovariščesto
i Kass . . .

Zahlen.

5. Für die Zahlenbezeichnung sind die sogen. arabischen Zahlen maßgebend; das gilt auch für die wörtlich ausgeschriebenen Zahlen außerhalb des Sachtitels (Erster

Band = Bd 1). Ausgenommen hiervon ist die Vorwortseitenzählung, die stets in römischen Ziffern anzugeben ist.

6. Auf Eigenheiten im Druck des Titels, wie den Gebrauch durchgängig großer oder kleiner Buchstaben, ungewöhnliche Verwendung großer oder kleiner Anfangsbuchstaben und die Schreibung von i für j, u für v und umgekehrt, uu und vv für w, wird verzichtet. In allen diesen Fällen tritt dafür die übliche Rechtschreibung ein. Desgleichen sind fehlende Akzente zu ergänzen. Eigenheiten im Druck des Titels.

7. Satzzeichen werden eingefügt oder weggelassen, wo es für das Verständnis nötig erscheint. Satzzeichen.

§ 2.

1. Die Titel sind auf Zettel aufzunehmen.

Der Katalogzettel zerfällt in den oberen Teil für die Aufnahme der Ordnungswörter und den unteren Teil für die gesamte Titelaufnahme. (Über die Anordnung auf den Zetteln s. § 12.) Aufnahme auf dem Katalogzettel.

2. Nur die Vorderseite der Zettel ist zu beschreiben; sind für eine Titelaufnahme mehrere Zettel erforderlich, so werden sie am oberen Rande fortlaufend gezählt, und die Zahl des folgenden vorhandenen Zettels wird rechts unten vermerkt.

b) Besondere Grundregeln für die Titelaufnahme.

§ 3.

Der Aufnahme ist der Haupttitel zugrunde zu legen; die übrigen Titel werden nur soweit aufgenommen, als sie wesentliche Abweichungen und Ergänzungen enthalten. Fehlt ein Haupttitel, so ist der ausführlichste vorhandene Titel der Aufnahme zugrunde zu legen und die Art des Titels an den Schluß zu setzen. Haupttitel und übrige Titel bei d. Aufnahme.

Meyer, Friedrich

Weltbürgertum und Staatsgefühl in der Zeit von etwa 1750 bis 1822.
Leipzig: Teubner. 1916. 32 S.
(Umschlagt.)
/ Quellensammlung für den geschichtl. Unterricht an höheren Schulen. 2. Reihe. 68. /

§ 4.

Sammelwerke. 1. Bei Sammelwerken, d. h. nach Gegenstand und Umfang begrenzten Veröffentlichungen, die 2 oder mehr Verfasser und einzelne selbständige Abhandlungen mit oder ohne besondere Titelblätter für die einzelnen Beiträge haben, werden nach der Aufnahme des Gesamttitels die Sondertitel, soweit sie einen Erscheinungsvermerk aufweisen, kurz aufgeführt. Diese Sondertitel werden wie selbständige Werke auf Sonderzetteln aufgenommen. Am Schlusse wird durch „In . . ." auf den Gesamttitel verwiesen. (Über die Wahl des Ow. s. § 29, 2.)

1. Beispiel:

| Tierreich

Das Tierreich von Heck, Paul Matschie, v. Markus, Bruno Dürigen, Ludwig Staby, E. Krieghoff. Bd 1.
Neudamm: Neumann. 1894. 832 S. 4 Taf. ill. / Hausschatz des Wissens. Abtl. VI, Bd 8. /

2. Beispiel:

Urzettel:

| Weltgeschichte

Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung. Hrsg. von Ludo Moritz Hartmann.
Bd 2: Ciccotti, Ettore: Griechische Geschichte.
Gotha: Perthes. 1920. VI, 222 S. 1 Kt.

Sonderzettel:

| Ciccotti, Ettore

Griechische Geschichte. 1920. VI, 222 S. 1 Kt.
In: Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung . . . hrsg. von L. M. Hartmann.
Bd 2.

2. Besteht das Sammelwerk aus kurzen, nicht selbständig gebundenen Abhandlungen von wenig bekannten Verfassern, so wird nur vom ersten Verfasser verwiesen. Sind in diesem Falle außer den Mitarbeitern (Verfassern) noch Herausgeber des Ganzen genannt, so erhalten nur diese, und zwar nur die beiden ersten eine Verweisung. (Encyklopädie der Rechtswissenschaft in systematischer Bearbeitung. Unter Mitwirkung von G. Anschütz, L. v. Bar usw. hrsg. von Jos. Kohler. — Verwiesen wird nur von Kohler.)

3. Schafft die Bücherei nur einzelne Teile eines Sammelwerkes an, so sind wie bei Serienwerken (s. § 5) die Sondertitel für die Aufnahme maßgebend. Für den Gesamttitel wird ein Sammelzettel angelegt.

| Niethammer, Hermann

| Das Württembergische Infanterie-Regiment Nr. 479.
| Stuttgart: Belser. 1923. VIII, 160 S. 2 Ktn. ill.
| (Die württ. Regimenter im Weltkrieg 1914—1918.
| Bd 29.)

§ 5.

Serienwerke.

Bei Serienwerken, d. i. fortlaufenden Veröffentlichungen mit einem Gesamttitel, deren einzelne Stücke in der Regel von verschiedenen Verfassern herrühren, sind die Sondertitel für die Abfassung des Urzettels maßgebend. Der Gesamttitel wird am Schlusse in Klammern vermerkt. Für den Gesamttitel wird ein Sammelzettel angelegt, wenn die Serie fortgesetzt werden soll, bezw. wenn sie für die Bücherei von Wichtigkeit ist.

Urzettel:

| Raffi

| Bilder aus Persien und Türkisch-Armenien.
| Übersetzung von C. Rubenti.
| Leipzig: Friedrich. o. J. 197 S.
| / Armenische Bibliothek. Hrsg. von A. Joannissiany.
| Bd 3. /

Sammelzettel:

| Bibliothek

| Armenische Bibliothek. Hrsg. von A. Joannissiany.
| Leipzig: Friedrich.
| Bd 1. Patkanian: Erzählungen.
| „ 2. Leist: Literarische Skizzen.
| „ 3. Raffi: Bilder aus Persien und Türkisch-Armenien.
| usw.

§ 6.

Verlegersammlungen.

Verlegersammlungen, d. i. fortlaufende Veröffentlichungen, die nur durch einen Verlegertitel zusammengehalten werden, (Aus Natur und Geisteswelt, Wissenschaft und Bildung, usw.) sind wie Serienwerke zu behandeln.

§ 7.

Sammelbände. 1. Bei Sammelbänden, d. h. Buchbinderbänden mit einer Anzahl selbständiger willkürlich zusammengebundener Schriften, wird die erste Schrift der Aufnahme zugrunde gelegt und die übrigen auf demselben Zettel mit dem Vermerke „Angeb.: 1. . . . 2. . . . ." kurz verzeichnet. Von jeder angebundenen Schrift wird außerdem ein Sonderzettel geschrieben mit dem Vermerk „Angeb. an . . ."

| Delbrück, Hans

| Ludendorffs Selbstporträt.
| Berlin: Verlag für Politik und Wissenschaft. 1922. 72 S.
| Angeb.: Eggert, Hans: Ludendorff als Mensch und Politiker. Eine Entgegnung auf Prof. Hans Delbrücks Angriffe.

| Eggert, Hans

| Ludendorff als Mensch und Politiker.
| Eine Entgegnung auf Prof. Hans Delbrücks Angriffe.
| Berlin: Mittler. 1922. 60 S.
| Angeb. an: Delbrück, Hans: Ludendorffs Selbstporträt.

Sind mehr als drei Schriften zusammengebunden, die auch inhaltlich zusammengehören, so wird für sie in der Regel ein gemeinsamer Titel gebildet, auf den die einzelnen Stücke bezogen werden. Auf dem Sammelzettel lautet dann der Vermerk „Darin: . . . ," auf dem Sonderzettel „In: . . . ,". Doch werden Sonderzettel nur von solchen Schriften angelegt, die einen selbständigen Wert besitzen. Der erfundene Titel ist in Klammern zu setzen. Innerhalb der Klammern folgt dem Sammeltitel das früheste und späteste Erscheinungsjahr der im Sammelband enthaltenen Stücke. Dahinter wird der Vermerk „Sammelband" geschrieben.

| Freimaurerei-Flugschriften

| (11Freimaurerei-Flugschriften. 1913—1921.) Sammelband.
| Darin: 1. Clausen: Die Freimaurer. 2. Brettmann: Offener Brief eines Freimaurers an einen Nichtfreimaurer. 3. Tiedje: Die deutsche Freimaurerei. 4. Wagler: Das doppelte Ketzergericht über die Freimaurerei im Jahre 1920 usw.

2. Bei beigedruckten Schriften, d. s. Schriften, die ein selbständiges Titelblatt mit Erscheinungsvermerk haben und mit einer vorangehenden Schrift durch Seitenzählung zusammengehören oder nach der Absicht des Verfassers, Herausgebers oder Verlegers (durch einen Kustos, eine Anmerkung in der Vorrede oder dergl.) mit ihr zusammen ein Ganzes bilden, wird ebenfalls der Titel der ersten Schrift zugrunde gelegt und die übrigen mit dem Vermerk „Beigedr. 1. . . . , 2. . . . ." kurz verzeichnet. Von der beigedruckten Schrift wird verwiesen.

Beigedruckte Schriften.

| Boehme, Jakob

Von Christi Testamenten zwey Büchlein, das erste von der h. Tauffe . . . , das zweite von d. h. Abendmahl . . . Durch Jacob Boehme.

Amsterdam 1682. 108 S.

(Beigedr.) Boehme: Eine einfältige Erklärung von Christi Testament d. h. Tauffe. 1682.

| Boehme, Jakob

Eine Einfältige Erklärung von Christi Testament der heyl. Tauffe . . . Amsterdam 1682.

In: Boehme: Von Christi Testamenten.

§ 8.

Hochschul-, Schul- und Gelegenheitsschriften werden gekürzt aufgenommen; der Anlaß und die Zeitangabe der Feier (Promotion usw.) sind in eine kurze Schlußform zusammenzufassen und in Klammern zu setzen.

Hochschul-, Schul-, Gelegenheitsschriften.

Vorlage: Die Lohnindustrie gekennzeichnet in einer Darstellung der Wuppertaler Lohnbleicherei. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde bei der philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg eingereicht von Dr. juris Joh. Viktor Bredt, Regierungs-Referendar aus Coblenz. Berlin 1905.

Aufnahme:

| Bredt, Joh. Victor

Die Lohnindustrie gekennzeichnet in einer Darstellung der Wuppertaler Lohnbleicherei . . .

Langensalza: Beltz. 1905. 43 S.

(Heidelberg, Phil. Dissert. vom 13. VI. 1904.)

§ 9.

Sonderabdrucke.

Sonderabdrucke werden wie selbständige Werke behandelt, jedoch wird der Herkunftsvermerk gekürzt an den Schluß der Aufnahme gesetzt.

| Ehrensberger, Emil

Aus der Geschichte der Herstellung der Panzerplatten in Deutschland.
Düsseldorf: Stahl und Eisen. 1922. 26 S.
(Sonderabdruck aus der Zeitschrift „Stahl und Eisen", 1922. Nr. 32.)

§ 10.

Kürzungen.

Kürzungen bei der Titelaufnahme treten ein:

1. bei der Angabe des Verlegers, bzw. Druckers; Zusätze wie: Verlag (ausgenommen solche Fälle, in denen die Verlagsbezeichnung sonst sinnlos erscheint, z. B. Propyläen-Vl., Drei Masken-Vl.), Buchhandlung, Buchdruckerei usw. fallen weg, desgleichen Vornamen, Zusätze zum Familiennamen wie Gebrüder, u. Sohn, u. Co., u. Cie., soweit diese Angabe nicht zur Unterscheidung nötig ist; desgl. die Bezeichnung: Selbstverlag des Verf., wenn außerdem noch ein Kommissionsverlag genannt ist; desgl. Angabe des Druckers, soweit der Verleger außer ihm genannt ist;

2. bei Angabe mehrerer Herausgeber an Sammelwerken, Serienwerken und Zeitschriften (nur die beiden ersten werden angeführt); die angeführten Mitarbeiter (vgl. § 4, 2) werden nur, soweit Herausgeber **nicht** genannt sind, erwähnt; und zwar wird nur der erste angeführt, die anderen werden durch (u. a.) angedeutet:

| Enzyklopädie

Encyklopädie der Rechtswissenschaft in systematischer Bearbeitung. Begründet von Franz v. Holtzendorff.
Unter Mitwirkung von . . . hrsg. von Joseph Kohler. 6., der Neubearb. 1. Aufl.
Bd 1.
Leipzig: Duncker. 1904. 1114 S.

3. bei Angabe von mehreren Verlagsorten desselben Verlages (nur der eigentliche Sitz des Verlages wird angeführt);

4. bei Angabe von mehreren Verlegern oder mehreren Namen der Firma (nur der erste wird angeführt, falls nicht der zweite zur Unterscheidung nötig ist). Sind ausländische und deutsche Verleger genannt, so wird nur der deutsche Verleger angegeben, auch wenn er nicht an erster Stelle steht. (Verlagsort und Verleger werden nur auf Urzettel und Sammelzettel, aber nicht bei Verweisungen angegeben.)
5. der Titel bei mehrbändigen Werken (Lauten die Titel des 2. und der folgenden Bände wie der Titel des 1. Bandes, so können sie vom 2. Band an gekürzt werden, z. B. Enzyklopädie der Rechtswissenschaft . . . Bd 2).

§ 11.

Weggelassen bei der Titelaufnahme werden: Weglassungen.

1. im Sachtitel die unwesentlichen Zusätze, (die Weglassung wird in diesem Falle durch . . . kenntlich gemacht);
2. alle unwesentlichen Zusätze, dazu gehören auch die Personalangaben, soweit sie nicht zur Unterscheidung dienen;
3. die Zählung nach Tausenden und bei Werken der Schönen Literatur die Auflagebezeichnung, wenn die neue Auflage nicht verändert ist.
4. Der Anlaß wird nur übernommen, wenn er an der Spitze des Titelblattes steht; sonst kann er gekürzt oder auch ganz fortgelassen werden.
5. Motti, Segensformeln, Wünsche, Sprüche und anderes Beiwerk.

§ 12.

Die Wortfolge des Titels wird genau nach der Vorlage beibehalten; jedoch wird der Verfassername, wenn er als Ow. ausgeworfen wurde und in der Vorlage keine andere Schreibweise steht, nicht wiederholt. Die Reihenfolge beim Erscheinungsvermerk usw. ist: Ort, Verleger, Jahr, bezw. Ort, Jahr, Drucker, Seitenzahl, Angaben über Tafeln, Karten, Anlagen und dergl., der Vermerk „ill“. Wortfolge der Titelaufnahme.

Kutzleben, Georg von

Erstes Garde-Reserve-Feldartillerie-Regiment.
Nach den Kriegstagebüchern und Berichten von Mitkämpfern bearb.
Oldenburg i. O.: Stalling. 1923. 296 S. 1 Taf. 2 Ktn. 5 Anl.
/ Erinnerungsblätter deutscher Regimenter. Ehemals preuß. Truppenteile. H. 65. /

| Rosen, Erwin (Hrsg.)
|---
| Der große Krieg. Ein Anekdotenbuch. T. 1.
| Stuttgart: Lutz. 1914. 296 S.
| / Anekdoten-Bibl. Bd 14. /

| Fuß, Karl
|---
| Untersuchungen über Alexander Puschkin als Politiker und Historiker.
| Weinsberg. 1921. Röck. 84 S. (Phil. Dissert. vom 27. X. 1921.)

§ 13.

Seitenzählung.

1. Die Seitenzählung erfolgt durch Angabe der Ziffer der letzten gezählten Seite. Spaltenzählung wird beibehalten. Tafeln und Karten werden im Buch mit Tintenstift gezählt; auf dem Zettel wird ihre Zahl hinter der Seitenzählung angegeben.

2. Bei Büchern mit mehr als drei getrennten Seitenzählungen tritt an die Stelle der Zählung der Vermerk „getr. Zählung".

3. Beim selbständig gezählten Vorwort wird die letzte Seitenziffer des Vorwortes in römischer Zahl angegeben. (10 Seiten Vorwort und 60 Seiten Text = X, 60 S.)

4. Bei Büchern ohne jede Seitenzählung wird die Zahl der Blätter angegeben.

§ 14.

Bandbezeichnung.

Die auf dem Titel gewählte Bezeichnung Band, Teil wird als Bd, T. beibehalten. Diese Bezeichnung geht der Zahl voran (Bd 2) und beginnt auf dem Urzettel mit neuer Zeile (s. Beispiel in § 4).

Ist ein Werk unvollendet geblieben, so wird die Angabe: (mehr nicht erschienen) hinzugefügt.

Sind bei mehrbändigen Werken die einzelnen Bände nicht durch Zählung, sondern durch andere Bezeichnungen, wie: Text und Atlas, unterschieden, so treten bei der Zusammenfassung und Aufzählung diese Bezeichnungen an deren Stelle.

Fehlt jede Bandbezeichnung, so wird diese im Anschluß an eine Bibliographie oder an die Zeitfolge gezählt und in ( ) beigefügt. An die Stelle dieser willkürlichen Zählung tritt gegebenenfalls nachträglich die von zuständiger Seite festgesetzte.

§ 15.

Ergänzungen, Berichtigungen und Inhaltsangabe.

1. Fehlt dem vorliegenden Stück einer Schrift das Titelblatt oder ist sie überhaupt ohne Titel erschienen, so wird dieser aus anderen Stücken, anderen Ausgaben oder aus dem Wortlaut der Schrift selbst ergänzt. Läßt sich jedoch ein Titel auf diesem Wege nicht ermitteln, so wird ein solcher erfunden, und zwar wenn möglich in der Sprache der vorliegenden Schrift und im Anschlusse an eine bekannte Bibliographie. Erfundene Titel werden in ( ) gesetzt.

Vorlage: (Beginn.) Wir Carl Theodor, von Gottes Gnaden, Pfalzgraf bey Rhein, Herzog in Ober- und Niederbayern . . . Entbieten Jedermann unsern Gruß und Gnade zuvor! Wiewohl Wir nicht ohne Grund hoffen konnten, daß Unsere gegen die Illuminaten- und andere dergleichen Sekten publicirten Verordnungen den vorausgesetzten Endzweck erreichen würden; . . .

(Schluß.) Gegeben in . . . München am 15. Novembers 1790 . . .

Aufnahme:

| Karl Theodor, Kurfürst v. Bayern

| (Verordnung gegen die Illuminaten- und andere dergleichen Sekten.)
| Dat. München 15. Nov. 1790. 4 Bl.

2. Ist der Titel in wesentlichen Stücken unvollständig oder fehlerhaft, so werden diese Stücke ergänzt oder berichtigt. Diese Ergänzungen oder Berichtigungen sind in ( ) beizufügen; das gilt in der Hauptsache von der Verfasserangabe bei verfasserlosen oder unter einem Decknamen erschienenen Schriften, von fehlenden oder abgekürzten Vornamen, Ort und Jahr, beim Fehlen der Bezeichnung „Roman", „Dichtung", „Erzählung" usw. Läßt sich Ort und Jahr aus dem Buche selbst oder aus mittelbaren Quellen nicht ermitteln, so wird dies durch den Vermerk o. O. (= ohne Ort), o. J. (= ohne Jahr), o. O. u. J. bezeichnet, die ungefähre Zeitangabe wird in diesem Falle in ( ) beigefügt.

Zweifel an der Richtigkeit werden durch ein Fragezeichen ausgedrückt. (1900?)

Ist die Schrift im Titel mit genauer Orts- und Zeitangabe versehen, so gelten diese als Erscheinungsort und Erscheinungsjahr und werden mit dem Zusatze „Dat." übernommen, vorausgesetzt, daß die Zeitangabe dem mutmaßlichen Erscheinungsjahre entspricht.

3. Enthält ein Werk der Schönen Literatur litarisch wertvolle Einzelstücke, so werden diese unter der Titelaufnahme in ( ) angegeben.

Storm, Theodor

Sämtliche Werke.
Bd 1.
Braunschweig: Westermann. 1868. VI, 327 S. (Inhalt: Immensee. — Späte Rosen. — Auf dem Staatshof. — Ein grünes Blatt. — Im Schloß. — Unter dem Tannenbaum. — Abseits. — Von Jenseit des Meeres. — Angelika. — Im Sonnenschein.)

Haydn

Um Haydn und Mozart. Novellen von E. T. A. Hoffmann, W. H. Riehl u. a.
Stuttgart: Strecker und Schröder. 1921. III, 217 S.
(Inhalt: E. T. A. Hoffmann: Don Juan / W. H. Riehl: Das Quartett / M. Gerster: Gotteskindschaft / J. F. Perkonig: Ein wunderliches Geigenspiel des Wolfgang Amadé / E. Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag.)

4. Hat ein mehrbändiges Werk eines Verfassers keinen Gesamttitel, sondern für die einzelnen Bände verschiedene Titel, so ist ein entsprechender Vermerk zu machen.

Otto, Rudolf

Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen.
Breslau: Trewendt. 1923. 10. Aufl. 383 S.
(Bd 2 steht unter dem Titel „Aufsätze, das Numinose betreffend".)

| Otto, Rudolf

Aufsätze, das Numinose betreffend.
(Bd 2 von: Das Heilige.)
Stuttgart: Perthes. 1923. VIII, 258 S.

§ 16.

Zur leichteren Auffindung der Werke oder ihrer vollständigen Teile sind außer dem Urzettel gekürzte Verweisungszettel anzulegen. Dabei wird das Ow., auf das verwiesen wird, unterstrichen. Verweisungen.

Verwiesen wird im Verfasserkatalog:

1. von Herausgebern, Bearbeitern, Mitarbeitern, Erläuterern (Kommentatoren,) Übersetzern, Verfassern von Vorreden, Einleitungen oder Nachworten, soweit es zweckmäßig erscheint, aber stets, wenn der Verf. im Titel nicht genannt ist;
2. von Fortsetzern;
3. bei mehreren Verfassern, bei verfasserlosen Schriften, Decknamen, Doppelnamen (falls der 2. Teil des Namens nicht nur Ortsname ist), Namensänderungen, Namen der gefeierten Person in Personalschriften;
4. von Zeichnern (Illustratoren) und bei Tonwerken von den Verfassern des Wortlautes, soweit ihre Arbeit einen wichtigen Bestandteil der Schrift ausmacht;
5. von den Verfassern beigedruckter Schriften und selbständig erschienener Verzeichnisse;
6. von Präsentationstiteln und Nebenkarten;
7. von den in verfasserlosen Titeln vorkommenden Personennamen;
8. bei mehrbändigen Werken der Schönen Literatur mit einem Haupt- und verschiedenen Untertiteln.

| Brinkmann, Ludwig

Silber. (Roman.)
s.
Brinkmann, Ludwig
Aus meiner Bergwerkszeit.
Bd 1: Silber.

9. Bei Titeländerungen sind die Werke unter dem jeweiligen Titel aufzunehmen und auf die früheren Titel ist zu verweisen.

Brinkmann, Ludwig

Aus meiner Bergwerkszeit.
Bd 1: Silber.
Frankfurt: Rütten u. Loening. 1921. 380 S.
s. a.
Dasselbe unter dem Titel: Die Erweckung der Maria Carmen.

Brinkmann, Ludwig

Die Erweckung der Maria Carmen. (Roman.)
Frankfurt: Rütten u. Loening. 1911. 394 S.
s. a.
Dasselbe unter dem Titel: Aus meiner Bergwerkszeit.
Bd 1: Silber.

10. Endlich wird überall da verwiesen, wo die Ordnung der Titel es bedingt.

§ 17.

Karten. Für die Aufnahme von Karten gelten folgende Regeln:

1. Atlanten werden wie gewöhnliche Druckwerke behandelt.

2. Bei Karten ist als Haupttitel der Titel innerhalb der Umrahmung anzusehen. In zweiter Linie kommen der Kopf und der Fußtitel (außerhalb der Umrahmung), sowie ein Umschlagtitel in Betracht.

   Vorlage: (Haupttitel:)
   Der Harz (Maßstab 1 : 150000) . . .
   (Fußtitel:)
   Bibliographisches Institut in Leipzig.

   Aufnahme:
   Harz

   Der Harz. 1 : 150000.
   Leipzig: Bibliographisches Institut. o. J.
   1 Kt. 51 × 34 cm. Kol.

3. Die Größe der Karte wird in Zentimetern angegeben (Grundlinie × Höhe).

4. Ist die Karte farbig, so ist darüber ebenfalls ein Vermerk (Kol.) zu machen.

5. Sind auf dem Kartenblatt Nebenkarten von besonderem Wert vorhanden, so werden sie auf dem Urzettel als (Nebenkarte(n) . . .) angeführt und erhalten Verweisungszettel mit dem Vermerk „Auf . . .“.

6. Ist dem Kartenblatt ein selbständiger Textband beigegeben, so wird hier § 14 angewandt.

7. Bei Karten, die aus mehreren Einzelblättern bestehen, ist die Zahl der Blätter und deren Größe anzugeben; bei mehr als 3 Größen tritt an die Stelle der einzelnen Größenbezeichnungen der Vermerk: „verschied. Größe“.

Vorlage: Als Vorlage diente eine aus 27 Einzelblättern bestehende Karte mit dem Gesamttitel „Karte des deutschen Reiches“.

Aufnahme:

| Karte

Karte des deutschen Reiches.
Red. von C. Vogel. 1 : 500 000.
Gotha: Perthes. 1894—97. 1 Kt. in 27 Bl. von je 41 × 33 cm. Kol. (Kopft. u. Fußt.)

8. Die Reihenfolge der einzelnen Bestandteile der Aufnahme von Kartenblättern richtet sich nach folgendem Beispiel:

Vorlage: (Kopftitel) Boxer-Aufstand in China. Karte der weiteren Umgebung von Peking und Tientsin von F. v. Richthofen entworfen und gezeichnet 1878. Neudruck der Karte Taf. 11 in v. Richthofen Atlas von China (Berlin, Dietrich Reimer 1885).

Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1900. (Fußtitel): Maßstab 1 : 750 000.

Aufnahme:

| Richthofen, Ferdinand von

Karte der weiteren Umgebung von Peking und Tientsin. 1 : 750 000.
Berlin: Reimer. 1900. 36 × 46 cm. Kol. (Kopft.)
(Boxeraufstand in China. Neudr. von Richthofen, F. v., Atlas von China Taf. 11. 1885.)

9. Vgl. auch § 21 und § 51.

2. Die Ordnung der Titel.

§ 18.

Schreibung des Ordnungswortes.

Die Ordnungswörter werden am Kopfe des Zettels in lateinischer Schrift ausgeworfen, und zwar in der Form, die für die Einordnung der Katalogzettel maßgebend ist. Wird dabei die ursprüngliche Wortfolge geändert, so ist die Umstellung durch Beistriche kenntlich zu machen (Johann Wolfgang Goethe = Goethe, Johann Wolfgang).

Bei der Schreibung der Ordnungswörter am Kopfe der Aufnahme, werden umgeschrieben im Deutschen, Schwedischen usw. ä, ö, ü, aü, in: ae, oe, ue, aeu, im Deutschen ferner ß in ss, im Holländischen ij in y, im Dänischen ø in oe.

Werke mit Verfasserangabe.

§ 19.

Werke mit Verfasserangabe werden unter den Verfasser gestellt. Dasselbe gilt von verfasserlosen Schriften, deren Verfasser ermittelt ist. (Vgl. § 42.) Betr. der Decknamen vgl. § 32 und § 38.

Übersetzungen werden wie gewöhnliche Werke behandelt.

§ 20.

Werke der bildenden Kunst und der Musik.

Bei Werken der bildenden Künste und der Musik gilt der schaffende Künstler als Verfasser. Der nachbildende Künstler (Zeichner, Stecher, Anordner usw.) erhält erforderlichenfalls eine Verweisung.

Raffael

Zehn farbige Nachbildungen seiner Hauptwerke. Mit einer Skizze seines Lebens und Wirkens von Hans Vollmer.
Leipzig: Seemann o. J. 6 S. 10 Taf. /Seemanns Künstlermappen. 10. /

Von Vollmer, Hans wird verwiesen.

Rossini, Gioachino

Wilhelm Tell. Potpouri von Henri Cramer. Für das Pianoforte zu 2 Händen.
Leipzig: Rühle. o. J. 9 S.
/ Musikalische 20 Pf. Bibliothek. Nr. 2477. /

Von Cramer, Henri wird verwiesen.

Tonwerke, die von einem Wortlaut begleitet sind, werden unter den Tondichter gestellt; vom Verfasser des Wortlautes wird erforderlichenfalls verwiesen.

Auch Bücher, die Wortlaut und Spielanweisung zu Tonwerken enthalten, werden unter den Tondichter gestellt; vom Verfasser des Wortlautes wird verwiesen.

| Weber, Karl Maria von

Der Freischütz. Romantische Oper in drei Aufzügen. Dichtung von Friedrich Kind. (Textbuch.) Vollständiges Buch. Durchgearbeitet und hrsg. von C. F. Wittmann.

2. verb. mit einer neuen Einführung veränderte Aufl.

Leipzig: Reclam. o. J. 107 S.

/ Reclams Univers. Bibl. 2530. /

Von Kind, Friedrich wird verwiesen.

§ 21.

Kartenblätter mit Verfasserangabe werden wie gewöhnliche Druckwerke behandelt (s. a. § 17 u. § 51). Kartenblätter mit Verfasserangabe.

§ 22.

Ein Einzelwerk von 2 oder mehr Verfassern und ohne einzelne selbständige Abhandlungen dieser Verfasser wird unter den zuerst genannten Verfasser gestellt; von den übrigen wird verwiesen. Die Namen der Verfasser werden hinter dem Titel angegeben, bezw. wiederholt. Mehrere Verfasser eines Einzelwerkes.

| Bucherer, Max

Der Original-Holzschnitt. Eine Einführung in sein Wesen und seine Technik. Von Max Bucherer und Fritz Ehlotzky.

2. verm. und umgearb. Aufl.

München: Reinhardt. 1922. 103 S. ill.

| Ehlotzky, Fritz (Mitverf.)

s.

Bucherer, Max und Fritz Ehlotzky.

Der Original-Holzschnitt. 1922.

§ 23.

Sammlung von Einzelschriften.

Eine Sammlung von Einzelschriften mit übergeordnetem Gesamttitel wird unter diesen gestellt, mit Vw. von den Einzelschriften.

Eine Sammlung ohne solchen Gesamttitel wird unter den Titel der ersten Schrift gestellt, mit Vw. von den übrigen.

Die Frage, ob ein Gesamttitel vorliegt, ist im Zweifel zu bejahen.

Sind die aufgeführten Einzelschriften besonders zahlreich, so werden in der Regel nur die drei ersten aufgenommen, soweit nicht Sondertitel mit Erscheinungsvermerk vorliegen. Verwiesen wird in der Regel nur von den Schriften mit Verfasserangabe. Sind die Einzelschriften literarisch wertvoll, so werden sie unter der Aufnahme angeführt.

| Meister-Novellen

Meister-Novellen neuerer Erzähler. Mit Bildnissen und einer Einleitung von Richard Wenz.
(Bd 5. Ebner-Eschenbach, Frapan, Geiger u. a.)
Leipzig: Hesse. 1909. 587 S. 5 Taf.
(folgt die Inhaltsangabe!)

Von den einzelnen Verfassern wird verwiesen.

| Hansjakob, Heinrich

Der Christian. Treu nach dem Leben erzählt. Aus den „Wilden Kirschen" verkürzt. —
Villinger, Hermine: Mutter Rosin.
Aus den „Schwarzwaldgeschichten".
Bern: Haller. o. J. 55 S.
(Verein für Verbreitung guter Schriften. 10.)

Von „Villinger, Hermine: Mutter Rosin" wird verwiesen.

§ 24.

Hochschul-, Schul- und Gelegenheitsschriften.

1. Bei der Aufnahme von Hochschul-, Schul- und Gelegenheitsschriften, soweit sie eine Abhandlung enthalten, wird der Name des Verfassers der Abhandlung an den Kopf gestellt. (Beispiel siehe unter § 8.)

Gelegenheitsschriften mit Präsentationstitel.

2. Bei Gelegenheitsschriften mit Präsentationstitel, die nur eine Abhandlung enthalten, wird ebenfalls der Titel der Abhandlung aufgenommen und der Präsentationstitel am Schlusse der Aufnahme kurz zusammengefaßt, jedoch unter möglichster Anlehnung an den Wortlaut.

Vorlage: Glückwunsch Herrn Bibliothekar Professor Dr. Ferdinand Wüstenfeld zur Feier seines 50 jährigen Dienst-Jubiläums am 1. Juni 1888 dargebracht von den Beamten der Königl. Universitäts-Bibliothek, Göttingen, Druck der Dieterich'schen Universitäts-Buchdruckerei W. Fr. Kästner.

(Zwischent.) Einiges aus dem Reuß'schen Briefwechsel. Mitgetheilt von L. Schemann. (Als Manuskript gedruckt.)

Aufnahme:

| Reuß, Jeremias David

Einiges aus dem Reuß'schen Briefwechsel. Mitget. von L(udw.) Schemann. (Als Ms. gedr.)
Göttingen: Dieterich. 1888. 27 S.
(Zwischent.)

/ Glückwunsch Ferd. Wüstenfeld dargebr. von den Beamten der Univ.-Bibl. Göttingen. /

Verwiesen wird von „Glückwunsch", „Wüstenfeld", und „Schemann".

3. Enthält die Gelegenheitsschrift mehrere Abhandlungen, so wird sie unter den Präsentationstitel gestellt, erforderlichenfalls mit Vw. von den einzelnen Abhandlungen.

| Festschrift

Festschrift der Kaiser Wilhelm Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften zu ihrem zehnjährigen Jubiläum dargebracht von ihren Instituten.
Berlin: Springer. 1921. IV, 282 S. 1 Taf. 19 Textabb. (Enth. 37 Abh.)

§ 25.

1. Selbständig erschienene Verzeichnisse, Auskunfts- und Nachschlagewerke und dergl. werden unter den Titel des Werkes gestellt, auf das sie sich beziehen. Selbständige Verzeichnisse und dergl.

| Wundt, Wilhelm

(Logik.)
Namensverzeichnisse und Sachregister zu Wundt's Logik von Hans Lindau.
Stuttgart: Enke. 1902. 74 S.

Von Lindau, Hans wird verwiesen.

2. Gibt es aber von einem Werke viele Ausgaben und gehört das Verzeichnis nicht zu einer bestimmten Ausgabe, so wird es unter den Verfasser gestellt.

(Sachregister zu dem Entwurfe eines bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich. Bearb. von Greiff — unter Greiff.)

3. Kataloge von Privatsammlungen werden unter den Namen des Verfassers gestellt. Vom Sammler wird verwiesen. Ist der Verf. nicht genannt, so wird der Name des Sammlers Ow. (Auktions-Katalog der Sammlungen des in Frankfurt a. M. verstorbenen Herrn Heinrich Eduard Stiebel — unter Stiebel.)

4. Verkaufskataloge, Anzeigen und dergl. mit Angabe des Geschäftshauses, ohne Nennung des Sammlers oder Verfassers werden unter den Namen des Geschäftes gestellt. (Botanischer Lagerkatalog von Oswald Weigel's Antiquarium in Leipzig — unter Weigel.)

§ 26.

Fortsetzungen.

Werke, die sich zugleich als Fortsetzungen anderer bezeichnen, erhalten ihr eigenes Ow. mit Vw. von dem angeblich fortgesetzten Werke.

(Eiflia sacra hrsg. von Schorn zugleich Fortsetzung der Eiflia illustrata von Schannat-Baersch. — Mit Vw. von Schannat, Eiflia illustrata.)

(Wille, Deutscher. 29. Jg. 1. Viertel als Fortsetzung von „Kunstwart und Kulturwart.")

§ 27.

Literarische Nachlässe.

Literarische Nachlässe werden unter den Namen der Person oder Familie gestellt, deren Nachlaß veröffentlicht wird.

Wolzogen, Ludwig von

Memoiren des königl. preußischen Generals der Infanterie Ludwig Freiherrn von Wolzogen. Aus dessen Nachlaß unter Beifügung officieller militärischer Denkschriften mitgeteilt von Alfred von Wolzogen.

Leipzig: Wigand. 1851. VI, 311, CXXXVI S.

§ 28.

Briefsammlungen.

1. Briefsammlungen, in deren Titel nur der Empfänger steht, werden unter den Empfänger gestellt.

(Briefe an Schiller.)

2. Briefsammlungen, in deren Titel Briefschreiber genannt sind, werden unter den ersten Briefschreiber gestellt. Vom Empfänger und den übrigen Briefschreibern wird erforderlichenfalls verwiesen.

(Briefe an Merck von Goethe, Herder, Wieland und anderen Zeitgenossen . . .)

3. Briefwechsel werden unter den ersten Briefschreiber gestellt. Von den anderen wird erforderlichenfalls verwiesen. Briefwechsel.

(Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe.)

§ 29.

1. Unter den Sachtitel werden gestellt, auch wenn jeder Band das Werk eines (bleibenden oder wechselnden) Verfassers ist: Zeitschriften, Taschenbücher, Fachkalender, Adreßbücher, Jahresberichte von Anstalten und Vereinen und andere zeitschriftenartige Reihen; vom Verfasser, bezw. Hrsg. wird verwiesen. Stellung unter den Sachtitel.

(Taschenkalender für Verwaltungsbeamte. Hrsg. von Frh. von Fircks und Petersilie. — Türmer, Der. Monatszeitschrift für Herz und Geist. Hrsg. von v. Grotthuß.)

2. Unter den Gesamttitel (= Sachtitel) sind Sammelwerke zu stellen. (Über Ausnahmen s. § 4.)

§ 30.

Bei Werken mit Verfasserangabe ist bei den neuzeitlichen Verfassern der Familienname voranzusetzen. (Raabe, Wilhelm.) Namen moderner Verfasser.

Vornamen, Adelstitel und einfache unverbundene Verhältniswörter vor dem Namen (Adelsprädikate) sowie solche vor Geschlechtswort und Namen werden hinter den Familiennamen gesetzt. (Arnim, Ludwig Achim von. Leyen, Friedrich von der. Münchhausen, Boerries Frhr. von.)

Das einfache unverbundene Geschlechtswort vor dem Namen wird in den germanischen Sprachen nicht berücksichtigt, in den romanischen dagegen zum Namen gezogen. (den Duyts = Duyts, den. Aber: Le Sage.)

Sind jedoch Verhältniswort, Geschlechtswort oder beide in der Schrift mit dem Namen verbunden, so werden sie zum Namen gezogen. (Zu-Rhein. Vondermuehl.)

Ebenso bleiben mit dem bestimmten Geschlechtswort fest verbundene Verhältniswörter vorangestellt, z. B. Zur Westen, Vom Hagen, Ten Brink. Ist aber der reine Name gebräuchlicher, so wird das mit dem Geschlechtswort verbundene Verhältniswort nachgestellt, z. B. Stein, Frhr. vom.

§ 31.

Hinzufügungen und Vorsilben bei Namen.

1. Dem Namen vorangehende ständige Hinzufügungen und Vorsilben werden zum Namen gezogen. So insbesondere „Sankt", „Fitz", „Mac".

   Bei Ortsnamen mit Sankt wird bei nicht fester Verbindung von der Grundform verwiesen. (Sankt-Petersburg mit Vw. von Petersburg.)

   Bei Heiligennamen wird jedoch die Hinzufügung „Sankt" nicht als Teil des persönlichen Namens, sondern als Beiname angesehen. (Sankt Antonius = Antonius, Sankt.)

2. Nicht ständige Vorsilben werden nicht berücksichtigt, doch tritt hier eine Vw. von dem verbundenen Namen ein. (Von Alt-Stutterheim mit Vw. von Alt-Stutterheim.)

§ 32.

Gebräuchlichste Form des Verfassernamens ist maßgebend.

Die Werke des gleichen Verfassers werden stets unter dem gleichen Namen eingeordnet; dabei ist die gebräuchlichste Form des Verfassernamens maßgebend. (z. B. Shakespeare und nicht Shakspere.) Von den nicht berücksichtigten Namen oder Namensformen wird verwiesen, wenn es im Interesse der sicheren Auffindung des Verf. geboten erscheint.

Decknamen.

Ist von verschiedenen für denselben Verfasser in Frage kommenden Namen der eine der wirkliche, der andere ein Deckname, so wird der wirliche Name Ow. mit Vw. vom Decknamen.

Solche Decknamen, die wesentlich gebräuchlicher sind als der eigentliche Familienname des Verfassers, gelten als Verfassernamen und werden Ow. mit Vw. vom wirklichen Namen. (Alexis, mit Vw. von Häring.)

Nennfall des Namens.

Der Name wird stets im Nennfall angesetzt. (Goethes Werke — unter Goethe.)

§ 33.

Mittelalterliche Namen.

Die mittelalterlichen Verfasser werden unter den persönlichen (Tauf-) Namen gesetzt, also Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg usw.

Das Gleiche gilt von den Schriftstellern der Übergangszeit, die unter dem Vornamen bekannter sind, also Dante mit Vw. von Alighieri. Ist es bei Verfassern der Übergangszeit zweifelhaft, ob der Zusatz zum persönlichen Namen noch Beiname oder bereits Familienname ist, so wird er als Familienname behandelt; von dem persönlichen Namen wird jedoch verwiesen, z. B. Oswald von Wolkenstein mit Vw. von Oswald. Namen der Übergangszeit.

Wie die mittelalterlichen Verfasser werden von denen der Neuzeit die geistlichen und weltlichen Würdenträger behandelt, soweit sie mit dem Taufnamen (Vornamen) benannt werden, also Gregorius XVI., Friedrich II. usw. Namen der geistlichen und weltlichen Würdenträger der Neuzeit.

§ 34.

Die altrömischen Verfasser werden unter den gebräuchlichsten Namen gestellt, also Cicero, Marcus Tullius. Schwankt der Gebrauch zwischen zwei Namen, so wird der erste Ow. mit Vw. vom zweiten, z. B. Martianus Capella mit Vw. von Capella. Altrömische Namen.

Die altgriechischen Namen werden in der ins Lateinische übertragenen Form ausgeworfen, z. B. Aeschylus, und sonst wie die altrömischen Namen behandelt. Altgriechische Namen.

Die russische Endung ow wird stets ow geschrieben, auch wenn in der Vorlage of oder off steht. Russische Namen.

§ 35.

Von zwei oder mehr in fester Verbindung geführten persönlichen Namen wird der erste Ow., z. B. Friedrich Wilhelm; Klemens August. In fester Verbindung geführte Vornamen.

§ 36.

Doppelnamen werden unter den ersten Bestandteil des Namens gestellt, in der Regel mit Vw. von dem zweiten Teil, z. B. Vogel von Falkenstein mit Vw. von Falkenstein. (Vgl. § 16, 3.) Doppelnamen.

Auch die Doppelnamen verheirateter Schriftstellerinnen werden in gleicher Weise behandelt, gleichviel ob der Name des Mannes an erster oder zweiter Stelle steht. (Birch-Pfeiffer mit Vw. von Pfeiffer.)

Ist jedoch einer der folgenden Bestandteile wesentlich gebräuchlicher, so wird dieser vorangestellt, vom ersten Bestandteil wird in diesem Falle verwiesen, z. B. De la Motte-Fouqué, mit Vw. von La Motte.

§ 37.

Scheinbare Doppelnamen.

Wenn Verfasser vor ihrem Geschlechtsnamen den Familiennamen ihrer Mutter, ihres Paten usw. führen, so haben solche Familiennamen nur die Geltung von Vornamen; doch wird von ihnen erforderlichenfalls verwiesen. (Stuart Mill; Heron Allen mit Vw. von Heron.) Ist aber der erste Name im Gebrauche durchgedrungen, so werden solche Verbindungen wie wirkliche Doppelnamen behandelt, z. B. Prince-Smith mit Vw. von Smith.

Vornamen, die mit dem Familiennamen durch einen Bindestrich vereinigt sind, behalten die Geltung von Vornamen; doch wird von ihnen erforderlichenfalls verwiesen. (Cassar-Cohn mit Vw. von Cassar.)

Scheinbare Doppelnamen, wie sie durch die Verknüpfung der Namen verschiedener an einem Werke beteiligter Verfasser entstehen, werden in die Einzelnamen zerlegt. Von dem scheinbaren Doppelnamen wird erforderlichenfalls verwiesen. (Erckmann-Chatrian = Erckmann, Emile und Chatrian, Alexandre; Cyril-Berger = Cyril, Victor und Berger, Eugène.) (Vgl. auch § 16,3.)

§ 38.

Decknamen.

Bei Decknamen erfolgt die Wahl des Ow. und die weitere Ordnung nach denselben Grundsätzen wie bei wirklichen Namen; im Zweifel wird der letzte Name Ow. mit Vw. vom ersten (Hans in allen Gassen; Carmen Sylva mit Vw. von Carmen.)

§ 39.

Vornamen.

Die Vornamen des Verfassers sind, auch wenn der Buchtitel sie nicht oder nur abgekürzt nennt, hinter dem Familiennamen nach Möglichkeit in ungekürzter Form auszuwerfen (Wilh. R. Eckardt = Eckardt, Wilhelm Richard); sie sind am Kopf (nicht im Text) der Aufnahme nach der üblichen neuesten Rechtschreibung in der gebräuchlichsten Fassung zu schreiben, also Adolf, Herta, Karl usw.

Beibehalten werden jedoch Nebenformen von Vornamen, wenn sie sich bei dem betreffenden Verfasser durchgesetzt haben. (Will Vesper; Fritz Reuter usw.)

Erscheint ein Verfasser ausnahmsweise mit mehr oder weniger Vornamen, als er gewöhnlich führt, so werden nur die regelmäßig geführten Vornamen berücksichtigt; von der anderen Reihe wird erforderlichenfalls verwiesen. (Hermann, Gottfried mit Vw. von Hermann, Johann Gottfried Jakob.)

Erſcheint derſelbe Verfaſſer wechſelnd mit verſchieden geſtellten Vornamen, ſo wird die richtige Reihenfolge oder, wenn dieſe ſich nicht ermitteln läßt, die häufigſte oder, wenn auch dies nicht zu entſcheiden iſt, die alphabetiſch vorangehende maßgebend; von der nicht berückſichtigten Reihenfolge wird erforderlichenfalls verwieſen. (Kleiſt, Ewald Chriſtian v. mit Vw. von Kleiſt, Chriſtian Ewald v.)

Schwankt bei den Vornamen deutſcher Verfaſſer die Schreibung zwiſchen ph und f, c und k, th und t, ä und e, ſo wird f, k, t, ä gewählt. (Joſef, Karl, Berta, Ägidius uſw.)

§ 40.

Verſchiedene Verfaſſer mit gleichen Familiennamen, deren Vornamen gleich oder nicht zu ermitteln ſind, werden durch Hinzufügung ihres Geburtsjahres unterſchieden. (Müller, Ernſt. geb. 1856; Müller, Ernſt, geb. 1857.)

Verſchiedene Verfaſſer mit gleichen Familien- und Vornamen.

§ 41.

Ebenſo wie die Verfaſſer werden auch Herausgeber und Bearbeiter in folgenden Fällen behandelt:

Herausgeber und Bearbeiter.

Unter den Herausgeber, bzw. Bearbeiter werden geſtellt:

1. ſachlich oder örtlich begrenzte Sammlungen von Geſetzen, Verordnungen und Unterlagen (Materialien) zu Geſetzen. (Sammlung der Geſetze zum Schutze des lit.-artiſt. Eigentums hrsg. von Eiſenlohr.)
2. Schriften, bei denen die Arbeit des Herausgebers im Titel als die Hauptſache hervortritt. („Dreißig Jahre preußiſch-deutſcher Geſchichte 1859—1888 in amtlichen Kundgebungen. Von Horſt Kohl." Das Buch enthält nur Urkunden mit 2 Seiten Vorwort.)
3. Bearbeitungen, die von der Urſchrift ſo ſtark abweichen, daß ſie als ſelbſtändige Werke anzuſehen ſind. Bei der Entſcheidung, ob der Urſchrift oder der Bearbeitung der Vorzug zu geben iſt, wird die Faſſung des Titels mitberückſichtigt. (Der Nibelungen Not. Für die Jugend und das Volk bearbeitet von Ferdinand Baeßler. Sigismund Rüſtig oder der Schiffbruch der Pacific. Eine Erzählung für die Jugend. Nach Kapitän Marryat frei bearbeitet von Paul Moritz.)
4. Sammlungen von Abbildungen von Kunſt- und Kulturdenkmälern, deren Urheber nicht im Titel genannt ſind. (Der Weſtbau des Münſters zu Eſſen. Aufgenommen, gez. u. erl. von Humann.)

5. Blumenlesen, Liederbücher, Mustersammlungen, Urkunden, Sammlungen von Sagen, Märchen, Sprichwörtern, Volksliedern und ähnliche Auszüge und Zusammenstellungen aus Werken verschiedener Verfasser oder aus mehreren verfasserlosen Schriften.

Auszüge aus einem einzelnen Schriftsteller oder einem einzelnen verfasserlosen Werke.

Dagegen werden wortgetreue Auszüge aus einem einzelnen Schriftsteller oder aus einem einzelnen verfasserlosen Werke unter den Namen des Schriftstellers oder das Ow. des verfasserlosen Werkes gestellt. (Pestalozzi. Eine Auswahl aus seinen Schriften in sachlicher Anordnung von Ludwig Gurlitt.)

Werke ohne Verfasserangabe.

§ 42.

Ist der Verfasser weder in dem Titel genannt noch anderweitig zu ermitteln, so wird das Ow. dem Sachtitel entnommen.

Verfasserlose Werke.

Als verfasserlos wird die Schrift auch dann behandelt, wenn sich der Verfasser bezeichnet:

1. mit bloßen Buchstaben oder Zeichen (Von K . . . B . . .; Von ‡+);
2. nur als Verfasser einer anderen Schrift (Von dem Verfasser des . . .);
3. mit einem bloßen Gattungsnamen (Von einem Laien; von einem Deutschen).

Gattungsnamen als Verfassernamen.

Dagegen gelten als Verfassernamen und werden Ow.

1. solche Gattungsnamen, mit denen bestimmte Personen dauernd benannt worden sind. (Geographus Ravennas; Der Mönch von Heilsbronn);
2. Decknamen, auch wenn sie auf den ersten Blick als solche zu erkennen sind. (Quousque Tandem; Mephisto der Jüngere; Rideamus.)
(s. auch § 32.)

§ 43.

Ow. aus dem Sachtitel.

Das aus dem Sachtitel entnommene Ow. ist das erste von keinem andern abhängige Hauptwort oder hauptwörtlich gebrauchte Wort in dem im Titel vorliegenden Fall (vgl. jedoch § 44). Dabei gelten abgekürzte Worte in ihrer vollen Form. (Maler und Bildhauer in den Ländern am Rhein 1922; Einige der schönsten Sagen des Altertums; Des Vaters Jugendzeit; B. G. B. = Bürgerliches Gesetzbuch.)

Die Ow. werden in der üblichen neuesten Rechtschreibung ausgeworfen. Zahlen werden in Worten angesetzt (100 = Einhundert, 1000 = Eintausend usw.), die Zahlen von 1100 bis 1999 als Hunderte (1100 = Elfhundert).

§ 44.

Zu übergehende Ausdrücke.

Unberücksichtigt bleiben dabei:

1. Wendungen, die mit Verhältniswörtern gleichwertig sind (mit Rücksicht auf; auf Grund; im Namen; zu Ehren; usw.)
2. Amts- und Standesbezeichnungen, soweit sie dem Namen vorangehen. Ebenso von Titeln abgeleitete Eigenschaftswörter und Umstandswörter, wenn ein dazugehöriges Ländereigenschaftswort folgt. (Fürst Bismarck; Königlich Preußisch.)
3. Zeitangaben bei Gesetzen, Verhandlungen und dergl. (Das am 28. Juli 1906 veröffentlichte Gesetz.)
4. Hauptwörter, die nur den Umfang oder das Teilverhältnis der Schrift anzeigen, wie Verzeichnis, Beihefte, Ergänzungshefte usw.
5. Der dem Titel vorausgehende Anlaß. (Königliche Museen zu Berlin. Kunsthandbuch für Deutschland. — Ow. wird Kunsthandbuch.) Der im Anlaß enthaltene notwendige Begriff für den Sachtitel wird allenfalls mit dem Sachtitel verbunden. (Vorlage: Bibliothek des Reichtages. Katalog der Handbibliothek des Reichtages. — Aufnahme: Katalog der Handbibliothek der Bibliothek des Reichstages.
6. Sätze und Wörter, die den Titel nur ankündigen oder einleiten. (In diesem büchlein findet man, Wie man einem yeglichen Teutschen Fürsten schreiben soll (s. § 50).)

§ 45.

Berücksichtigung des Geschlechtswortes.

Das Geschlechtswort wird nur dann berücksichtigt, wenn es (wie in den skandinavischen Sprachen und im Rumänischen) dem Hauptwort angehängt ist. (Dagbladet; Anuarul.)

§ 46.

Beigeordnet nebeneinander stehende Hauptwörter.

Von zwei beigeordnet nebeneinander stehenden, nicht eine feste Verbindung bildenden Hauptwörtern wird das zweite Ow. (Wir Unteroffiziere; Zwölf Jahre Sozialistengesetz; Sammlung Göschen; Eine Sammlung Lieder.)

Jedoch wird das vorangehende Hauptwort zum Ow. gemacht:

1. in allen Fällen, wo zwischen die Hauptwörter das Verhältniswort „in" oder „zu" eingeschoben werden kann. Die Revolution Berlin 1848; Akademischer Verlag München);

2. in Fällen, wo das zweite Hauptwort einen Titel oder den Anfang eines solchen vorstellt. (Das Schauspiel der Jude; Das Lied Deutschland, Deutschland über alles);

3. wenn das zweite Hauptwort eine Zahl ist. (Das Jahr Achtundvierzig.)

4. wenn es zweifelhaft ist, ob eine feste Verbindung vorliegt. (Drei Monate Fabrikarbeiter.)

§ 47.

Verbindungen.

Feste Verbindungen (mit oder ohne Bindestrich) gelten als ein Wort, soweit ein einheitlicher Begriff durch die Verbindung ausgedrückt ist (Goethe-Gesellschaft; Kaiser-Wilhelm-Bibliothek; Deutsch Südwest-Afrika; Richard Wagner-Verein; Kaiser Alexander Grenadier-Regiment; Pro Memoria; Sankt Gallen usw.), gegebenenfalls mit Vw. (Richard Wagner Verein mit Vw. von Wagner Verein).

Aber: Ein zu dem letzten Hauptwort hinzugefügtes Eigenschaftswort löst die Verbindung. (The Dublin and Edinburgh Mathematical Journal.) — Werden mehrere Eigennamen miteinander verbunden, ohne daß durch die Verbindung ein einheitlicher Begriff ausgedrückt wird, so gelten die einzelnen Namen — trotz Bindestriche — als selbständig. (Der Rheinkanal Straßburg-Rastatt-Leopoldshafen.)

§ 48.

Zusammengezogene Verbindungen werden aufgelöst. (Staats- und Lebensgeschichte = Staatsgeschichte und Lebensgeschichte.)

Ebenso werden behandelt Zusammenziehungen von Wörtern, von denen nur eines ein Verbindungswort ist. Staats- und gelehrte Zeitung = Staatszeitung . . .; Gelehrte und Kunstnachrichten = Nachrichten, Gelehrte, und Kunstnachrichten.)

§ 49.

Personalschriften, (Glückwünsche, Hochzeitsgedichte, Adressen, Leichenpredigten) ohne Angabe des Verfassers werden unter den Namen der Person gestellt, auf die sie sich beziehen. Personalschriften.

Handelt es sich um mehrere Personen, so werden sie unter den Namen der ersten gestellt.

Ist aber der Verfasser genannt, so werden sie unter diesen gestellt.

§ 50.

Hat der Titel die Form eines vollständigen Haupt- oder Nebensatzes, so wird unter Übergehung des bestimmten Geschlechtswortes das erste Wort Ow. in dem im Titel vorliegenden Fall. (Der Herr ist mein Hirte; Dein Kind lebet; Wie zu helfen ist; Nur einmal blüht im Jahr' der Mai.) Satzform des Titels.

§ 51.

Kartenblätter werden, falls kein Verfasser genannt ist, wie verfasserlose Schriften unter dem Sachtitel eingeordnet. (s. a. § 17 und § 21.) Kartenblätter ohne Verfasserangabe.

Vergleich der Paragraphen

mit denen der Preußischen Instruktionen und der Instruktion von Lüdicke und Pieth.

Vorbemerkung I, II = §§ 3,1; 2 Pr. Instr.

§ 1 = §§ 1; 6 Pr. J. und S. 9; § 23 Lp.

§ 2 = S. 9; 10 Lp.

§ 3 = § 3 Lp.

§ 4 = § 4 Lp. und § 65 Pr. J.

§ 5 = § 8,5 Pr. J.

§ 6 = § 8,6 Pr. J.

§ 7,1 = § 15a Lp.; § 18 Pr. J.; S. 22 Bernhardi.

§ 7,2 = § 17 Pr. J.

§ 8 = § 20 Lp.

§ 9 = § 21 Lp.

§ 10 = § 7 Lp.

§ 11 = § 8 Lp.; § 7 Pr. J.

§ 12 = § 9 Lp.; S. 32 Bernhardi.

§ 13 = § 10 Lp.; § 11 Pr. J.

§ 14 = § 11 Lp.; §§ 10; 13 Pr. J.

§ 15 = §§ 16; 15 Pr. J.; § 14 Lp.

§ 16 = §§ 16; 19 Cp.; § 20 Pr. J.
§ 17 = § 26 Cp.; Anlage VI Pr. J.
§ 18 = § 22 Pr. J.
§ 19 = § 33 Cp.
§ 20 = §§ 48; 50; 51 Pr. J.
§ 21 = § 33 Cp.
§ 22 = § 67 Pr. J.
§ 23 = § 66 Pr. J.
§ 24 = §§ 25; 56 Pr. J.; § 40 Cp.
§ 25 = § 47 Pr. J.
§ 26 = § 46 Pr. J.
§ 27 = § 38 Pr. J.
§ 28 = §§ 38; 68 Pr. J.
§ 29 = §§ 59; 60; 61 Pr. J.
§ 30 = § 34 Cp.; §§ 108; 112 Pr. J.
§ 31 = §§ 113; 195; 98; 114 Pr. J.
§ 32 = §§ 80; 161; 169 Pr. J.; § 35 Cp.
§ 33 = § 36 Cp.; § 93 Pr. J.
§ 34 = §§ 81; 82; 87 Pr. J.
§ 35 = § 97 Pr. J.
§ 36 = § 37 Cp.; §§ 116; 117 Pr. J.
§ 37 = §§ 120; 121; 122 Pr. J.
§ 38 = § 141 Pr. J.
§ 39 = § 38 Cp.; §§ 134; 135; 136; 102 Pr. J.
§ 40 = § 175 Pr. J.
§ 41 = § 42 Cp.; §§ 40; 45; 37 Pr. J.
§ 42 = §§ 69; 72; 73 Pr. J.
§ 43 = §§ 187; 213; 210; 214 Pr. J.
§ 44 = §§ 202; 189; 185; 186 Pr. J.
§ 45 = § 188 Pr. J.
§ 46 = § 193 Pr. J.; § 44 Cp.; Zedler in „Zentralblatt für Bibl." 1922, Heft 10.
§ 47 = § 51 Cp.; § 194 Pr. J.
§ 48 = §§ 196; 197 Pr. J.
§ 49 = § 57 Pr. J.
§ 50 = § 204 Pr. J.
§ 51 = § 55 Cp.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Isolde Kurz.

Isolde Kurz, die Tochter des schwäbischen Dichters Hermann Kurz, auf dessen Novellen und Romane („Sonnenwirt“ und „Schillers Heimatjahre“) die Büchereien ebenfalls nachdrücklichst hingewiesen seien, feierte am 23. Dezember 1923 ihren 70. Geburtstag. Eine überaus geistes- und willensstarke Frau von angeborener und anerzogener Kultur im höchsten Sinne des Wortes, ist sie eine der sympathischsten, abgeschlossensten Persönlichkeiten in unserer Literatur, nicht nur eindrucksvolle, formbegabte Schriftstellerin, sondern aus innerstem Drang schaffende Dichterin. Eine Vermählung gefühlsschweren und gedankenbefrachteten Schwabentums mit der gebändigten Grazie des Griechentums, in dessen Welt „zweckloser Schönheit“ schon das Kind ganz aufging, ist das Zeichen ihrer Kunst. Viel Bildungsgut belastet ihre Werke, weshalb sich der Kreis ihrer Leser hauptsächlich aus den gebildeten Schichten zusammensetzt; doch sind einige ihrer Werke auch für ein breiteres Publikum geeignet.

Von ihrem Vater hat sie einmal das schöne Wort gesprochen, seine Erzählungen „öffneten ein Fenster ins Universum“. Dasselbe kann man von ihren Schöpfungen behaupten: Da ist nichts Oberflächliches, Seichtes, Glattunterhaltendes, überall sind Ausluge in den Kosmos, alles Einmalige, Zufällige zwingt ihr Genius ins Dämonisch-Symbolische. Und wie erhebend wirkt in diesen Tagen sprachlicher Verluderung der Glanz ihres edlen, beseelten, ja in den besten Stücken verklärten Stiles! So tritt sie als Geistesverwandte der großen Schweizer Dichter auf, in der Innerlichkeit, Eigenwilligkeit und phantasievollen Ausgestaltung an Gottfried Keller gemahnend, — an K. F. Meyer in ihrem ausgeprägten, romanisch zu nennenden Formgefühl und der herb-kühlen Leidenschaft der Darstellung.

Für die kleine Bücherei kommen folgende Werke in Betracht, durch die zugleich die verschiedenen Sphären umrissen werden, in denen sich die Kunst von Isolde Kurz bewegt:

Von dazumal. Erzählungen. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt. 1900.

Zeugnisse einer meisterhaften Kleinkunst, die an ihren Vater gemahnt. Aus dem Schacht ihrer Jugenderinnerungen holt die Dichterin ihre Gestalten und stellt sie bildhaft vor uns hin, ein bißchen verklärt durch Distanz und wehmütiges Gedenken. Schlicht und anscheinend kunstlos erzählt, „weltweise Dinge im engsten Kreise schildernd“. In der Satire „Das Vermächtnis der Tante Susanne“ beweist sie, daß auch ihr Humor nicht immer ungiftig ist. In diesen Schilderungen ist der Einfluß G. Kellers fühlbar, dem — und das ist ein Glück — kein dichtender Schwabe entgeht, mit der Vorliebe für das Ausmalen, die Ornamentik, für schrullige Gestalten, für das Humorig-Spöttische. Das letzte Stück ist eine gelungene Formung des Märchens von der Altweibermühle. — Kann allen Lesern, auch jugendlichen und anspruchsloseren, in die Hand gegeben werden, besonders solchen, die Keller, Hesse, Supper lieben.

Italienische Erzählungen. Stuttgart: Cotta. 1895.

Sechs Stücke verschiedenen Wertes. „Mittagsgespenst“ und „Ein Rätsel“ sind dämonisch tief, atemraubend in ihrer psychopathologischen Hochspannung, ohne gesucht zu sein. „Pensa“ und „Die Glücksnummern“ sind treffliche Schilderungen aus dem italienischen Volksleben, jedem seichten Optimismus abhold, aus der Tiefe eines warmherzigen und doch über der Sache stehenden Frauenherzens heraus gestaltet. Schwächer sind die beiden übrigen Stücke „Schuster und Schneider“ mit seiner witzigen Lebensphilosophie und „Erreichtes Ziel“. In allen Novellen hervorragende Schilderungen italienischer Natur und italienischer Seele. — Geeignet für erwachsene Leser aller Bildungsstufen.

Da auch die kleine Bücherei eine gewisse Auswahl von Werken für anspruchsvollere und reife Leser bieten muß, so wird sie unter anderen — ich denke an Ponten, Hesse, Th. Mann, R. Huch — auch den reifsten Novellenband von Isolde Kurz einstellen:

Cora und andere Erzählungen. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Jedes der vier Stücke ist ein Kleinod seelischer Vertiefung und strahlender Schönheit der Darstellung. Welche bestrickende Gewalt der Stimmung in „Allegria", mit dem Zauber wehmütig-lieblicher Erinnerung eines Herzenserlebnisses, kaum angedeutet und doch machtvoll ergreifend. Welch dämonisches Wissen um eine Kindesseele in dem rührend-schönen „Der strahlende Held„! Die Titelnovelle ist gleich meisterhaft.

Auch die vom erzieherischen Standpunkt aus so überaus wertvolle Memoiren-Literatur wird schon in der kleinsten Bücherei eine wenn noch so bescheidene Ecke haben, in der die Erinnerungen von Kügelgen, L. Richter u. a. stehen. Diesen mit Recht geschätzten Werken reihen sich würdig die Jugenderinnerungen von Isolde Kurz an:

Aus meinem Jugendland. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt. 1918.

Da erstehen vor uns „große Männer und kleine Mädchen", die den Jugendweg der Dichterin kreuzten: Hermann Kurz, Mörike, Fr. Th. Vischer, Heyse, Pfau u. a., und überglänzt von solchen Namen und den großen Erinnerungen der Jahre 1848, 1866 und 1870 rundet sich ein prächtiges Kulturbild der 50er und 60er Jahre des vergangenen Jahrhunderts zu künstlerischer Vollkommenheit. Diese Autobiographie gibt erst das nötige Verständnis für den, der sich näher mit Isolde Kurz beschäftigen will, und ist zugleich wertvoll als Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der künstlerischen Persönlichkeit. Ein gediegenes Hausbuch und ein geistesgeschichtliches Dokument.

Ist in der mittleren Bücherei das Interesse für die Dichterin geweckt, so mag sie auch die übrigen Novellenbände einstellen:

Lebensfluten. Novellen. Stuttgart: Cotta. 1907.

Acht Novellen verschiedenen Wertes, aber alle tief im Seelischen verwurzelt. Wunderbar die erste „Den Strom hinunter", wo nach einer langen, seelisch ungemein tief schürfenden Exposition ganz plötzlich und überraschend — vielleicht zu überraschend— die Katastrophe über ein Liebespaar am Vortag der Hochzeit hereinbricht, der Tod in den Wellen. Nach meinem Gefühl ist dieser tragische Schluß innerlich unbegründet; das Ganze als ein in der Stimmung nicht zu überbietendes Seelengemälde täte dieselbe tiefe Wirkung ohne den angeklebten äußerlichen Abschluß, der doch nicht tragisch im höchsten Sinn, weil zufällig ist. Eine Novelle voll Beseeltheit, voll Wissens um die zartesten Regungen des Eros. — Besonders hingewiesen sei auch noch auf die paar Seiten der Erzählung: „Wie der Pfarrer Mathesius den Verstand verlor". Hier ist im engsten Rahmen das Tragikomische machtvoll gestaltet — immer ein Prüfstein echter Kunst. Es ist die Geschichte von einer Art komischem Raskolnikow, der sich vor lauter Gewissenseifer in eine gar nicht vorhandene Schuld hineingrübelt. — Im allgemeinen für Leser, die weniger auf stoffliche Erregung, als auf feine Formung seelischer Dinge sehen; besonders geeignet für gebildete Frauen.

Frutti di Mare. 2 Erzählungen. Stuttgart: Cotta. 1902.

Zwei harmlos-schlichte Erzählungen mit humoristischem Einschlag aus dem italienischem Leben der Gegenwart. Die erste „Der kleine Schuh", eine Art Selbstironisierung wegen allzukühn schweifender Phantasie: eine zusammengeträumte Liebestragödie löst sich in eine ganz gewöhnliche Eheepisode harmlosesten Kalibers auf. — Für Leser jeglicher Art geeignet, auch schon für jüngere Mädchen.

Genesung. Sein Todfeind. Gedankenschuld. Erzählungen. Stuttgart: Cotta. 1902.

Wohl das schwächste Buch von Isolde Kurz. Hier wird zuviel beschrieben und berichtet, zu wenig gestaltet. Leuchtend hebt sich in der ersten Novelle „Genesung" die Schilderung venetianischer Schönheit heraus und das süß-wehmütige Bild der Rosengondelfahrt des jungen, schönen, todgeweihten Walter Friese. Bei mancher anderen Schriftstellerin wäre hier bestimmt Kitsch entstanden, bei Isolde Kurz ist Stimmung.

Florentiner Novellen. Stuttgart: Cotta. 1890.

Novellen aus der Zeit der Renaissance. Hier ist Isolde Kurz so recht in ihrem Element, wo sie jene verrauschten Jahrhunderte auferstehen lassen kann, jene Zeiten mit ihrem äußeren Prunk, ihren blutigen Erinnerungen an Stadt- und Geschlechterkämpfe, ihrem Qualm von Blut und Geist und Lastern und Seuchen und zügelloser sinnlicher Leidenschaft. All das wird in brokatschwerer, farbiger Sprache geschildert. Vier Novellen sind es: Die erste „Die Vermählung der Toten" behandelt eine Art von Romeo- und Julia-Problem, eine düstere, grauenvolle Familiengeschichte. — Die „Humanisten" sind leichter geschürzt, es ist die Geschichte eines Cicero-Manuskripts mit manchen humoristischen Einschlägen. — Das letzte Stück „Anno pestis" mit seinem geradezu schauerlichen Vorwurf (die eifersüchtige Liebhaberin steckt bewußt, in Mischung von Liebe und Haß, den Treulosen mit der Pest an) würde geradezu abstoßend wirken, zeigte sich Isolde Kurz nicht gerade hier als geniale Sprachkünstlerin, die auch das Grauenhafte so zu sagen weiß, daß man nicht abgestoßen, sondern erschüttert wird. — Geeignet für reife und gebildete Leser, die Neigung zu historischen Novellen in der Art C. F. Meyers haben.

Für größere Büchereien:

Je nach dem Kreis der Interessierten wird auch die mittlere Bücherei die Versbände von Isolde Kurz einstellen, die im allgemeinen neben den übrigen, mehr wissenschaftlichen Werken der großen Bücherei vorbehalten sein mögen. Die Lyrik der Dichterin ist, abgesehen von den Kriegsgedichten „Schwert aus der Scheide" (mir leider nicht zugänglich gewesen) in 2 Bänden gesammelt:

Gedichte. Stuttgart: Cotta. 1889.
Neue Gedichte. Stuttgart: Cotta. 1905.

Die Lyrik der Dichterin ist so gar nicht „modern", fern allem Naturalismus und Expressionismus, fern allem ekstatischen Wortgestammel und erotischem Getue, voll hoheitsvoller Schlichtheit und hellenischer Formenschönheit, dazu in den besten Stücken von echt deutscher Innigkeit. Diese Kunst steht im Zeichen unserer großen Meister: Hölderlin, Goethe, Mörike, Keller, Meyer, Storm. Anschaulichkeit des Ausdrucks bei aller Gedankenschwere. Die Formkünstlerin zeigt sich besonders in der Anwendung antiker Maße und der romanischen Strophen (Terzine, Sonett), deren strenge Architektur ihr besonders gut liegt. Hervorzuheben ist der Zyklus „Asphodill" im 1. Band. — Auch der Humor, der bei ihrem Vater oft so putzige Blüten getrieben hat, leuchtet in ihren Strophen mitunter auf, nur fraulich zarter, schalkhafter.

Legenden. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt. 1920.

Ein Buch der Verklärung. Der geruhsam-edle Ton heiliger Legenden ist glänzend getroffen. Ein Lesebuch edelster deutscher Stilkunst, jede einzelne Legende ein Meisterstück, wie ein köstliches Votivtäfelchen — wie ein altes, prachtvolles Kirchenfenster das Ganze. Am schönsten ist die letzte und kürzeste: „Der Einsiedel und die Nymphe Arethusa", deren Gehaltstiefe (Vermählung der altgriechischen Götter- und der christlichen Welt), sprachliche Feinheit und anmutige Darstellung sie zu einem makellosen Kunstwerk machen. — Ein Leckerbissen für feinsinnige Leser.

Im Zeichen des Steinbocks. Aphorismen. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt. 1895.

Betrachtungen über Menschendasein, die Beziehungen der Geschlechter, über das Kind, über Kunst, Genie, Sprache usw., ein Schatz deutscher Wortkunst, geistreich, „gebildet" im höchsten Sinn, in knappen, pointierten und klangschönen Sätzen, den Aphorismen der Ebner-Eschenbach ebenbürtig. In der deutschen Literatur sind solche, mehr dem romanischen Geist, den romanischen Sprachen entsprechende Kunstgebilde selten, wo es auf Treffsicherheit des Worts, klare Herausbildung des Gedankens aus dem Gestrüpp der Denkwege, ja, ich möchte sagen auf Genialität in der Beherrschung der Grammatik ankommt. Die Persönlichkeit der Dichterin tritt hier besonders scharf zu Tage, in ihrem Willen zur Form, in ihrer herben Spröde, in der Eigenwilligkeit und — mitunter — Verbissenheit des Urteils. — Für gebildete Leser ein Hochgenuß, mag man sich auch zu manchem Werturteil, besonders in der Geschlechterfrage, ablehnend verhalten.

Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der florentinischen Renaissance. Stuttgart: Cotta. 1902.

Geschichtliche und kunsthistorische Bilder aus dem der Dichterin vertrautesten Gebiet italienischer Renaissance, besonders vom Mediceerhof, in anmutig-klugem Plauderstil gehalten. — Zweckmäßig auszuleihen als Einführung in die Gedankenwelt der Renaissance vor dem genaueren Studium etwa von Burckhardts „Kultur der Renaissance"; aber ebensowohl geeignet als geistreicher Nachklang zu einem wissenschaftlichen Werk.

Florentiner Erinnerungen. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Bedeutsames Werk von gediegener Kultur des Wissens, Empfindens und Darstellens. Ein erstes, prächtiges Kapitel führt uns in Natur und Wesen von Florenz und des Florentiners ein, ein zweites, ausgehend von einer Schilderung des protestantischen Friedhofs, bringt persönliche Erinnerungen der Dichterin an die großen Toten, die dort ruhen: Böcklin, Stauffer-Bern, Marées, Hillebrand, Theodor Heyse, Gregorovius, Ludmilla Assing. Dann folgen zwei liebevoll gezeichnete Lebensabrisse ihrer beiden Brüder Edgar und Alfred, ein Gedenkblatt zum 60. Geburtstag des jüngst verstorbenen großen Bildhauers Hildebrandt, Schilderungen aus Marmorbergwerken, Erinnerungen an Erdbeben usw., um auszuklingen in ein hohes Lied der „Blütentage in Florenz". — Eine Fundgrube für den Kulturhistoriker und Kunstgeschichtsschreiber, daneben lesenswert für jeden Gebildeten.

Hermann Kurz. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt. 1906.

Ein leuchtendes Denkmal der Kindesliebe, das sie ihrem Vater gesetzt hat, dem so sehr und immer noch verkannten schwäbischen Dichter, der in seinem „Sonnenwirt" und in „Schillers Heimatjahre" zwei überragende Seelen- und Kulturgemälde geschaffen und in seinen Novellen sich als Meister epischer Kleinkunst erwiesen hat. Die innere Wahrhaftigkeit, den kerngesunden, unsentimentalen Realismus seines Schaffens, die schwäbisch-knorrige Festigkeit des Charakters hat er auf die Tochter vererbt. Wir begleiten ihn auf seinem Lebensweg, der wahrlich ein Übermaß von allgemein-menschlichen und künstlerischen Enttäuschungen brachte, ihn in Dürftigkeit und Verbitterung führte — ein richtiger Unstern waltete über seinem Leben, und heute noch hat die deutsche Literaturgeschichtsschreibung etwas an ihm gutzumachen. — Das Buch ist wie die vorhergehenden zwei Werke ein Kulturbild ersten Ranges. — Aus dem Vorwort: „. . . .man suche keine erschöpfende literarische Biographie; eine solche . . . . ist Aufgabe des Literarhistorikers. Mir lag es vor allem ob, die menschliche Erscheinung des Dichters festzuhalten." Umso gehaltvoller ist dieser Versuch ausgefallen — kein Universitätsprofessor hätte das Buch so geschrieben!

Wandertage in Hellas. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt. 1913.

Isolde Kurz, der „versprengten Griechin", ist das Glück zuteil geworden, im Jahre 1912 anläßlich des Orientalistenkongresses, das Land der Griechen, das ihre Seele immer suchte, zu bereisen. Auf geistigem Heimatboden wandelt sie in diesen Wochen, da sich der Traum ihres Lebens erfüllt, andächtig, ergriffen, wissend. Wir begleiten die Dichterin nach Athen, betreten ehrfürchtig die Akropolis, den Stammsitz aller höheren geistigen Kultur, wir besuchen mit ihr Ägina, Salamis, Mykene, Korinth, Theben und die heiligen Stätten von Delphi und Olympia. — Das Werk ist kein amüsantes Reiseplauderbuch, klassische Reminiszenzen machen es nicht immer leicht lesbar, aber für den humanistisch Gebildeten ist es ein Hochgenuß. Ihr Stil spiegelt die Seele Griechenlands, die ihre eigene ist: ihre Sprache ist bald von dorischer Herbe und Strenge, bald in anmutiger, jonischer Grazie spielend, bald überschwenglich-pathetisch wie korinthische Kapitäle. — 47 treffliche Tafeln schmücken das Werk.

Deutsche und Italiener. Stuttgart 1919.

Vortrag über die tiefgehenden Unterschiede in Veranlagung, Erziehung, Einstellung zum Leben der zwei Völker, die Isolde Kurz ja beide genau kennt. Manch bitteres Wort über mangelnden Takt an die Adresse des Deutschtums, ein Mahnruf zur „Form". — Knapp und instruktiv zugleich.

Für die Volksbücherei, als zu speziell, ist entbehrlich:

Traumland. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt. 1920.

Ein Tagebuch vieler eigener und weniger fremder Träume mit einer tiefgrabenden Einleitung über das Traumleben (Verschwisterung von Traumleben und Dichtung). Interessant für den Psychoanalytiker.

Leider waren mir nicht zugänglich:

„Unsere Carlotta",*) Erzählung, Stuttgart: Cotta, und

Nächte von Fondi. München: Beck (s. die Besprechung von Ackerknecht in „B. u. B." Jahrg. 1923, S. 54).

Karl Fuß (Essen).

Kleine Mitteilungen.

Zum Direktor der Berliner Stadtbibliothek wurde Prof. Dr. Gottlieb Fritz vom Magistrat gewählt.

Reichsverband Deutscher Bibliotheks-Beamten und -Angestellten. Die vierte Hauptversammlung fand am 19. und 20. Mai in Berlin mit ca. 100 Teilnehmern statt. Aus allen Teilen des Reiches — Rheinland-Westfalen, Württemberg, Hannover, Frankfurt, Leipzig, Magdeburg, Erfurt, Cassel usw. — waren Vertreter erschienen. Nachdem der Hauptvorstand, die Ortsgruppen und die Stellenvermittlung ihre Berichte erstattet hatten, wurden die wichtigsten Berufsfragen erörtert. Im Mittelpunkt der Verhandlungen stand die Frage der Vorbildung und Ausbildung. Herr Professor Dr. Fritz, Direktor der Stadtbiblio-

---

*) Es ist die ganz einfache, tief ergreifende Geschichte von einer italienischen Magd, einer „mächtigen, wie aus den Blättern des Alten Testamentes herausgestiegenen Gestalt", die aus Muttersehnsucht irrt und aus verlorener Ehre zur Verbrecherin wird. Sie kommt schon für kleine Büchereien in Frage.

E. Ackerknecht.

thek Berlin, und Frau Studienrätin Dr. Engelmann machten zu diesen Themen wertvolle Ausführungen. Nachdem Frau Dr. Engelmann die neuen Typen der höheren Schulen, auf denen sich in Zukunft die Fachausbildung aufbauen wird, erläutert hatte, gab Herr Professor Fritz den Umriß des neuen Fachschulplanes, mit dessen Verwirklichung er beschäftigt ist. Hervorzuheben ist seine prinzipielle Forderung des Abituriums als Vorbedingung zur Zulassung zur Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst und als Grundlage für die Fachausbildung. Der Reichsverband sieht es als seine Aufgabe an, für die Anerkennung dieser Forderung bei der bevorstehenden Neuordnung der Diplomprüfungsordnung und bei der Schaffung einer Fachschule einzutreten. — Den Teilnehmern wurde Gelegenheit gegeben, die Lithographische Anstalt von B. Gisevius und das Haus Ullstein zu besichtigen. — Die Geschäftsstelle des Reichsverbandes befindet sich Berlin NW., Lessingstr. 42.

Von den Düsseldorfer Volksbüchereien und Lesehallen sind auf Grund langjähriger Erfahrungen „Instruktionen für das volkstümliche Büchereiwesen" zusammengestellt. Sie bilden eine wesentliche Vereinfachung der preußischen Normalinstruktionen und sind auf die speziellen Erfordernisse der volkstümlichen Bücherei zugeschnitten. Eine reiche Beispielsammlung illustriert die einzelnen Paragraphen und gibt damit auch dem nebenamtlichen Bibliothekar die Mittel an die Hand, ordnungsmäßig den alphabetischen Katalog anzulegen.

Die Instruktionen sind für 30 Pfg. und Ersatz der Portokosten von der Verwaltung der Städtischen Volksbüchereien und Lesehallen, Düsseldorf, zu beziehen.

W. Winker (Düsseldorf).

Schluß des redaktionellen Teiles.

Bekanntmachung

betreffend Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst usw.

Die nächste Prüfung findet Donnerstag, den 2. Oktober 1924 und an den folgenden Tagen in der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin statt.

Gesuche um Zulassung sind nebst den erforderlichen Papieren (Prüfungsordnung vom 24. März 1916 § 5) spätestens am 4. September d. J. dem unterzeichneten Vorsitzenden, Berlin NW 7, Unter den Linden 38, einzureichen.

In den Gesuchen ist auch anzugeben, auf welche Art von Schreibmaschine der Bewerber eingeübt ist. Für die Prüfung können nur einige Maschinen des Systems Adler (Universaltastatur) zur Verfügung gestellt werden. Bewerber, die eine andere Maschine benutzen wollen, haben sich diese auf ihre Kosten selbst zu beschaffen.

Die Prüfungsgebühr beträgt 20 Goldmark.

Berlin, den 2. Juli 1924.

Der Vorsitzende der Prüfungskommission.

Kaiser.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck von Herrcke & Lebeling, Stettin.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 4 1924 Heft 4

Vom Lesen und seinen Früchten.

Von F. Plage, Frankfurt/Oder.

Soll Lektüre erbaulich und gewinnreich wirken, so müssen gewisse äußere Vorbedingungen erfüllt sein. So kann man zur richtigen Lesestimmung eigentlich nur im eigenen Heim gelangen, in der Umhegung eines Raumes, dessen Ruhe und Geschlossenheit uns beim Lesen aus der übrigen Welt heraushebt, und wäre dieser Raum auch nur ein Dachkämmerlein mit kümmerlich brennender Lampe. Was verschmilzt dort alles mit dem Gelesenen zu einem Gesamterlebnis: Der Blick auf meine vier Wände, den ich zwischen die Kapitel der Erzählung einschalte, die nachdenkliche Wanderung um den Tisch, während der ich eine erdrückende Wahrheit mit meinem eigenen Dasein und Erleben in Beziehung setze, ja schon die ganze Heimlichkeit der geschlossenen Türen, der abendlichen Stube mit den wohlvertrauten Schatten meines Hausrats! Auch erzeugt schon die Sauberkeit und der Erhaltungszustand eines Buches oder eine gefällige Buchausstattung eine hochgestimmte Erwartung des Lesers.

Dagegen können ganz unbedeutende äußere Ablenkungen die Lesestimmung vernichten. Lese ich z. B. auf einer Promenadenbank, über der die Vögel zwitschern, so müssen selbst die gewählten Kunstmittel einer Stormschen Novelle versagen, weil hier das gedruckte Wort in aussichtslosen Wettbewerb tritt mit den stärkeren sinnlichen Reizen der lebenden Natur. Mag sich gelegentlich der rein aufs Stoffliche gerichtete Lesehunger über alle Störungen hinwegsetzen — der Romanleser in der Straßenbahn! — so kann ein solches Lesen doch nimmermehr erquickend sein.

Ein gewisser Mangel an Gründlichkeit und eine gewohnheitsmäßige Lesehast sorgen dann leider oft dafür, daß ein Teil des Gelesenen nicht mit aller Klarheit ins Bewußtsein gelangt. Die häufigen Mißverständnisse über Sinn und Inhalt einer Bekanntmachung, einer Anzeige, einer Vorladung lassen erkennen, wie oft Erwartung und vorgefaßte Meinung mitlesen und aus einem Texte etwas ganz anderes entnehmen, als bei gründlicher Prüfung des Wortlauts daraus entnommen werden kann. Der vollständigen Erfassung jeder Art von Schrift steht eben eine ganze Reihe von Hemmungen entgegen, und ohne eine gewisse Willensanspannung, gedankliche Mitarbeit und Überlegung gelangt man meistens nicht hinter Inhalt, Sinn und Absicht eines Druckwerks. So eilt der Schnelleser mit Siebenmeilenstiefeln über ganze Gedankenberge hinweg. Das Gelesene trägt ihm keine Frucht,

weil es keine Zeit hat, dem vorhandenen Vorstellungsschatz anzuwachsen, und neue Verbindungen mit ihm einzugehen.

Solcher Oberflächlichkeit des Lesers sucht nun der Bibliothekar vorzubeugen, indem er ihn schon bei der Entleihung auf bestimmte Werte des Buches aufmerksam macht, Beziehungen seines Inhaltes vorbereitend aufdeckt, die ihm das Werk von vornherein persönlich nahe bringen. Auch kann man berichtigend eingreifen, wenn ein Buch mit abfälligem Urteil zurückgegeben wird. Denn dann wird der Leser beim Ehrgeiz gepackt, für die Zukunft in Aussprachen ähnlicher Natur sein Urteil besser begründen zu können, ja vielleicht gar veranlaßt, dasselbe Buch gelegentlich noch einmal und aufmerksamer zu lesen.

Manchen Leser treibt auch der Stoffhunger vorwärts, der ja meist irgendwie in seinem persönlichen Triebleben verankert ist. Der stoffhungrige Leser überschlägt wohl sogar im Roman die eingestreuten Schilderungen, in der Reisebeschreibung die Anmerkungen und Vergleiche. Er will sich den Faden der Handlung nicht einen Augenblick entschlüpfen lassen und sucht womöglich nur nach ihren Höhepunkten. Darstellung, Betrachtungsform und Stil bleiben tote Werte für ihn. Atemlos eilt er dem Schlusse zu und ist, wenn er das Buch weglegt, nicht erbaut, sondern betäubt. Weder hat er dem Buche gegenüber Distanz gewonnen und sein Selbst bewahrt, noch hat es sein Gemüt aufgeschlossen und nachwirkend bereichert.

Nun aber springt überhaupt nur bei wenigen Dichtungen der zündende Funke unmittelbar zum Leser über. Viele müssen erst Klang werden, damit sie ihn seelisch überwältigen. Sie müssen ihm vermittelt werden, vorerlebt durch einen andern, dem sie selber zum Erlebnis geworden sind: „vor"-gelesen! Beim Nachlesen leuchtet dann die Dichtung wieder in der ihr eigenen Gemütsfarbe auf. Keine auf solche Tiefenwirkung bedachte Bücherei wird daher besonderer „Vorlesestunden" entraten können. (Vergl. hierzu die methodische Untersuchung Ackerknechts in seinen „Vorlesestunden", Berlin 1923, Weidmannsche Buchhandlung.)

An dieser Stelle wäre auch der besonderen Verfassung des Zeitungslesers zu gedenken. Auch er ist eigentlich nur rein stofflich gefesselt. Daß er jede Unterbrechung in der Stoffzufuhr als Hemmung empfindet, sehen wir an der drängenden Ungeduld, mit der sich ganz friedliebende Familienglieder oft die Beilage am Kaffeetische abjagen. Immerhin leitet einen großen Teil der Zeitungleser doch schon ein höheres Sachinteresse; er sucht Wissen in knappster Form und von letzter Gültigkeit, Auskunft von naheliegendem Nutzen und sofort verwertbare Kenntnisse. Wer sich allerdings nur auf die tägliche Zeitungsration beschränkt, der ist übel dran. Denn alles, was hier an Zusammenhängen oder etwa neu auftretenden Bildungsstoffen geboten wird, erfährt er in Form einer eiligen und vorläufigen Zusammenstellung, die nicht anders als notizenhaft sein kann, und in einer oberflächlichen oder parteiischen Sichtung. Und diese Sichtung ist leider für ihn abschließend, wenn nicht nachfolgende Buchlektüre sein Urteil ver-

tieft und berichtigt. Alle Bildungsstoffe aber, die nicht mit zuverlässigen Wissensbeständen durchsetzt werden, versickern und versinken ohne Frucht und Wirkung. Weil nun aber Tausenden ihr Beruf oder ihre nervöse Verfassung diejenige Sammlung versagt, die zu einem zielstrebigen Bücherlesen erforderlich ist, so bleibt für sie eben die Zeitung die einzige Quelle, aus der sie schöpfen, das einzige Mittel, ihren Gesichtskreis zu erweitern. Sie ist ein volkstümliches Bildungsmittel, aber als solches mit verschiedenen Unzulänglichkeiten behaftet. Die Bücherei macht sich nun auch dieses Bildungsmittel dienstbar in den öffentlichen Lesesälen. Aber sie begegnet seiner Einseitigkeit, indem sie dem Leser Gelegenheit gibt, Blätter der verschiedenen Richtungen in ihren Äußerungen zu denselben Tagesvorgängen zu vergleichen. Die Bücherei setzt die Presse anstelle der Zeitung und erhöht damit ihre Bedeutung für die freie Urteils- und Verstandesbildung. Sie sucht aber auch mit allen Mitteln anstelle des täglichen Tropfenfalls der belehrenden Zeitungsnotiz den beharrlichen Strom buchmäßiger Belehrung einzuschalten. Dazu dienen die Standbüchereien der Lesesäle, die in ihren Nachschlagewerken dem Zeitungleser Gelegenheit geben, sofort weiter zu graben, wenn beim Zeitunglesen ungeklärte Wissenselemente auftauchen. Damit aber ist die Brücke vom fliegenden Blatt zum Buche bereits geschlagen. Der bequem zu erreichende Bücherschatz der Ausleihe ladet dann ein, sie weiter zu begehen, und der Weg zu planmäßiger Lektüre ist freigelegt. Damit erweisen sich die Lesesäle der öffentlichen Büchereien als ein erster Vorstoß in die gewohnheitsmäßige Gleichgültigkeit und Oberflächlichkeit aller Buchentwöhnten. Sie locken den Leser, der gerade über eine Mußestunde verfügt, von der Straße herein und bringen ihn in Berührung mit der Atmosphäre der Bücher, in der sich dann eine unmerkliche Umwandlung seiner Lesegewohnheiten vollziehen kann.

Nehmen wir nach dem Vorgehenden die Tatsache als gegeben, daß sich das Lesebedürfnis vieler in einer Hingabe an den Stoff erschöpft, so bleibt es die Aufgabe der Bücherei, sie allmählich zu einer Würdigung der Form, der eigentlichen gedanklichen und literarischen Werte zu führen und damit in eine Lesestufe zu heben, auf der das Lesen erst bildend und die persönliche Kultur befördernd wirkt. Nun kann aber in bestimmten und nicht einmal übermäßig seltenen Fällen die Aufgabe der Bücherei auch eine ganz andere sein. Es gibt nämlich auch Leser, die sich für so stoffgesättigt halten, daß sie alle stoffliche Belange von sich abgestreift haben und nun über dem Stoff zu stehen glauben. In einer Art von geschmäcklerischen Suche wollen sie nur noch die geistigen Leckerbissen aus allen Künsten und Wissenschaften herauspicken, ohne auch nur ein einziges Gebiet ganz zu durchdringen und mit echter Liebe zu umfassen. Sie möchten höhenbewußt die Landschaften des Geistes und ihre Gipfel von lohnenden Aussichtspunkten herab betrachten, scheuen aber den Anmarsch und wollen mühelos emporgehoben sein. Wer entsänne sich nicht z. B. der nett aussehenden Blondine am Schalter, die ihren Eintritt in den Park der Philosophie

durchaus an der Stelle zu bewerkstelligen wünscht, wo die Warnungstafel „Zarathustra" aufgestellt ist, oder des Jünglings mit der Polkamähne, der jedes Sprungbrett zur Relativitätstheorie Einsteins entschlossen ablehnt, weil er schon ein Physikbuch für Mittelschulen hinter sich gebracht hat.

Solchen Lesern gegenüber ist die erziehliche Aufgabe der Bücherei besonders verantwortungsvoll. Denn bestehen bleibt natürlich auch hier ihre Grundpflicht, den verschiedenen Neigungen, Altersklassen und Bildungsstufen zu der ihnen angemessenen Lesekost zu verhelfen und der ehrlich strebenden Selbstbelehrung Zeit und Umwege zu ersparen; darüber steht aber hier die Aufgabe, den Bildungstrieb von seinen spielerischen Abwegen zurückzuholen und den unberatenen Leser behutsam auf den Weg zurückzuführen, der ihm schließlich den sichern Lesegewinn eröffnet: den Weg planmäßiger geistiger Arbeit. Man kann vielleicht dem Verlangen zunächst nachgeben und die Zügel der Beratung erst dann straffer anziehen, wenn die ersten Anzeichen der Entmutigung beim Leser (vorzeitige Rückgabe!) vorliegen. Jedenfalls kann es nicht geschehen mit erziehlichen Machtworten oder überlegener Urteilsbevormundung, sondern nur mit derjenigen Zurückhaltung und dem Takte, der erwachsenen Menschen gegenüber am Platze ist. Wohl aber kann man solchen Lesern an Stelle ihres rein snobistischen Interesses ein stofflich begründetes unterschieben, indem man ihr wählerisches Umherlesen ernster nimmt, als sie selbst erwarten. Man entdeckt bei ihnen einen Hang zur Vertiefung, zum vergleichenden Lesen, der ihnen selbst neu ist und intellektuell viel zu reizvoll erscheint, als daß sie nicht einmal probieren möchten, wie dieser Faltenwurf ihren Schultern ansteht.

Das Verfahren ist bewährt und aussichtsreich, zumal es sich ja bei einem großen Teil dieser Leser nur darum handelt, die schlechte Gewohnheit einer falschen Lesediät zu beseitigen, die bei jungen Leuten ohne geistigen Familienanschluß nur allzuleicht einreißt. Hier heißt es für die Bücherei, durch den Schutt vielfältig zersplitterter Interessen erst einmal zu den individuellen Belangen vorzudringen, die schließlich in jeder Persönlichkeit einmal vorhanden waren und sind, sei das etwa eine dichterische Form wie die lyrische, die ihrem Bedürfnis nach Gefühlsformung entspricht, oder ein Stoffgebiet, in dem entscheidende Erlebnisse beheimatet sind wie z. B. die alpine Literatur, oder ein Autor, zu dem sie innere oder heimatliche Beziehungen haben. Fühlt man erst hier einmal festen Boden unter den Füßen, so ist es nicht mehr allzuschwer, den Leser dazu zu bringen, daß er auch einmal die weniger genannten und bekannten Werke „seines" Autors liest, seinen Nachlaß, sein Leben, seine Briefe, daß er sich auch mit seinen Geistesverwandten, seinem Lebenskreis und seiner Zeit beschäftigt oder andre Bearbeitungen desselben Stoffes und derselben Idee zum Vergleiche heranzieht. Ein Beispiel für viele:

In einer norddeutschen Stadt gehört Wildenbruchs nicht gerade hochwertige Novelle „Francesca von Rimini" zu den vielbegehrten Büchern, weil hier Wildenbruch ein örtliches Geschehnis in durchsichtiger

Verhüllung verwertet hat. Die Anregung zu der Niederschrift erhielt er übrigens durch ein Gemälde Ludwig Hofmanns, das er 1878 auf der Großen Berliner Kunstausstellung sah. Der Leser erwartet also hier eine Sensation und sieht sich nicht durchaus enttäuscht. Aber gerade hier bietet sich die Gelegenheit, den Leser auf dem betretenen Wege weiter zu führen, als er selbst gehen wollte. Bei der Lektüre der Novelle mußte er nämlich auf das Francescamotiv stoßen, das der Novelle den Namen gab und das durch Dantes „Göttliche Komödie" (Hölle V Gesang, Vers 73—142) Weltruhm erlangt und seither seine Wanderung durch alle Literaturen, ja durch alle Künste angetreten hat. Der Leser wird veranlaßt, auf diese literarische Quelle zurückzugehen, die sich dem Dichter der Novelle erst auf dem Umwege über die Malerei erschloß, und die klassische Fassung der Francescasage bei Dante selbst nachzulesen und hierbei tunlichst gleich den Reiz verschiedener Übertragungen auf sich wirken zu lassen, wobei in diesem Falle etwa inbetracht kämen Gildemeister, Zoozmann, Pochhammer und Stefan George. Sollte nun der Leser dann für die dramatischen Bearbeitungen des Stoffes (Paul Heyse, Martin Greif, Gustav Renner) nicht zu gewinnen sein, so wird er doch vielleicht gern zur Hand nehmen Leigh Hunts romantische „Story of Rimini" (Deutsch bei Reclam), die wieder ihre Spuren in Scherrs „Drei Hofgeschichten" zurückgelassen hat. Mit alledem wäre dann der Leser durch ein ganzes Stoffgebiet geleitet, ohne auch nur ein einziges Mal den Kreis der Schönen Literatur verlassen zu haben, und der wählerische Standpunkt des Lesers bleibt gewahrt.

Findet man aber den Leser auf wissenschaftlichem Gebiete etwa nur für einen einzelnen Zeitabschnitt, eine geographische Einheit, eine neu auftretende Lehrmeinung, einen vielbesprochenen Vorgang interessiert, so lasse man ihn wenigstens diesen Kreis nach allen Richtungen hin ausschöpfen, auf die grundlegenden Werke zurückgehen, auch sachliche oder sprachliche Zweifel nicht ungeklärt hinnehmen, mit einem Worte: Ring an Ring in wohlverketteten Wissensreihen fügen, bis auch das Stoffliche seine entlegeneren Reize offenbart. Mit der Vertiefung wächst dann auch die Urteilskraft und die Freude an fortschreitender Enkenntnis; der Blick wird frei für die Vorzüge und Schwächen der Behandlung; es wächst der Spielraum für die Wertschätzung der Form, und der Leser gelangt auf dem Umwege über eine Anspannung seiner Kräfte doch allmählich zu dem Lesegenuß, den er ursprünglich suchte.

Es gibt also zwei ganz verschiedene Arten des Lesens. Lesen heißt einmal: Sich selbst und seine wesentlichen Vorstellungsinhalte ganz auslöschen und sich hingeben an eine Welt des Scheins, einschlüpfen in deren Gestalten und Begebnisse und in diesen als Persönlichkeit untergehen, um sich zurück zu empfangen in der Prägung des Dichters und ausgestattet mit neuen Empfindungen, Strebungen und Fähigkeiten, das allerdings nur, solange die Lektüre den Leser in ihrem Bann hält. Lesen heißt aber zum andern auch: Sich sammeln, seine Willens- und Geisteskräfte einsetzen in einen abgeschlossenen Bezirk eng verbundener Vorstellungen und Begriffe, um diese als dauernden Besitz der eigenen

Persönlichkeit anzugliedern, sofern sie vor dem eigenen Urteil bestehen können und als Zuwachs geeignet befunden werden.

Dementsprechend bleiben als Früchte des Lesens: Lesegenuß und Lesegewinn, Bereicherung des Gemüts und Bereicherung des Wissens, mit einem Worte: Ergänzung der Persönlichkeit um ihre erkennbaren Fehlbeträge. Erst dann hat das Lesen im erziehlichen Sinne seine beste Frucht getragen, wenn sich verstandesmäßiger und gefühlsmäßiger Gewinn die Wage halten, d. h. wenn sie, in einer der Stimmung und den Bedürfnissen des Lesers angemessenen Weise vereinigt, zur harmonischen Ergänzung seiner Persönlichkeit beitragen. Die Ebene, in der diese Gleichgewichtslage erreicht wird, ist natürlich für jede Lebenslage und jedes Lebensalter, für jeden Bildungsgrad und jede Entwicklungsstufe verschieden. Darf für den primitiven Leser schon der Roman aus einer anderen Welt als ein Lehrbuch des Lebens gelten, so entnimmt der Gebildete intellektuelle Lustgefühle sogar irgend einem Gebiet der belehrenden Literatur, das seine außerberuflichen Neigungen nährt wie etwa Reisen, Kunst, Philosophie. Leser von wacher Geistigkeit eilen von Offenbarung zu Offenbarung in stets ungestilltem Wissensdurst, und Leser ohne eigenes Innenleben sind auch beim Buch immer auf der Jagd nach dem Außenerlebnis, das sie die eigne Leere vergessen läßt.

Es bleibt nun die Aufgabe der bibliothekarischen Berufsschulung, in allen Fällen zu erkennen, an welchen Stellen seiner Leseabsichten der Leser zu fördern oder zu zügeln ist. Die Entscheidungen der Ausleihe fallen also zunächst nicht vor dem Buch, sondern vor dem Leser als menschlichem Einzelfall, je nachdem ihm Kenntnisse fehlen oder Nahrung für sein Gemüt, Urteil oder Formensinn. Es bleibt gewiß die vornehmste Aufgabe der Bücherei, die Last des ererbten Wissens immer wieder auf junge Schultern umzulegen. Aber es liegt ihr nicht minder ob, das ungeklärte Gefühlsleben der Masse am Reichtum dichterischer Erfindung reif, bewußt und ausdrucksfähig werden zu lassen, indem sie die eigene Gemütswelt vom Dichter abgegrenzt, schattiert und durch sprachliche Formulierung gedeutet wiedererblickt. Und es ist schließlich keineswegs unter ihrer Würde, wenn sie dem erwerbsmüden und von den Nöten des Lebens umgetriebenen Leser zu ein wenig geistiger und seelischer Entspannung verhilft. Manch einen verlangt eben nur, ganz einfach seine Tagesbürde abzulegen, um in die erfrischende Flut der Geschehnisse zu tauchen, die seinem Alltags-Ich unerreichbar sind, und da greift er zum Buche. Es ist sicher das unschädlichste Mittel, und wir wollen uns seiner annehmen, obwohl wir wissen, daß ihm gegenüber die Aussichten der literarischen Erziehung gering sind.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", nämlich die Bücherei und zwar an den Früchten, die das Lesen jedem einzelnen ihrer Leser getragen hat. Will sie ihn aber durch Lesen erziehen, so wird sie ihn in vielen Fällen erst zum Lesen erziehen müssen; denn selbst die gewählteste geistige Nahrung bleibt eine tote Vergünstigung für den, der nicht die Organe besitzt, sie zu genießen.

Einfaches Verwaltungs- und Ausleih-Verfahren für kleine Büchereien.

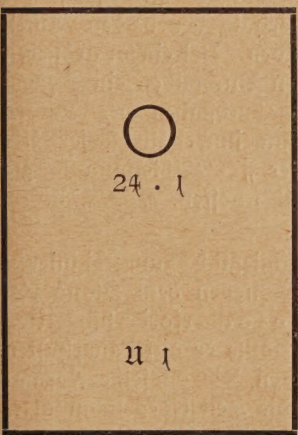
Von Dora Büll, Stettin.

Im Mai 1922 haben wir auf dem 3. Lehrgang des Verbandes pommerscher Volksbüchereien in Stettin den Teilnehmern Richtlinien für die Einrichtung des Verwaltungsapparates kleiner Volksbüchereien auf Grund unserer praktischen Erfahrungen gegeben. Sie seien hier im wesentlichen wiederholt für nichtpommersche Büchereiverwalter, welche Freude daran haben, ihre kleine Bücherei von vornherein auf moderner büchereitechnischer Grundlage einzurichten oder im Sinne unserer Vorschläge umzugestalten. Wir nehmen hierbei besonders Bedacht auf die geringen Geldmittel und die wenige Zeit, die den nebenamtlichen Leitern kleiner Büchereien zur Verfügung stehen.

Zunächst ist eine Zugangsliste erforderlich, in welche die gekauften oder geschenkten Bücher unter fortlaufender Nummer eingetragen und damit gleichzeitig gezählt werden. Man kann sie sich aus einer einfachen Kladde (Schreibheft) herstellen, der man folgende Einteilung gibt:

1924.

Datum	Nr.	Verfasser	Titel	Art des Erwerbs	Lieferant	Preis		Bemerkungen
10. IV. 24.	1	Bröger:	Der Held im Schatten	Kauf	Beratungsst. Stettin	3	50	
14. VI. 24.	2	Dreyer:	Ohm Peter	"	"	5	—	geb.



Die Preise werden fortlaufend zusammengerechnet, so daß am Schluß des Jahres die Gesamtausgaben für Buchanschaffungen daraus ersichtlich sind. Mit jedem Rechnungsjahr beginnt eine neue Zählung. Die abgekürzte Jahreszahl (1924 = 24) und die Zugangsnummer werden mit Tintenstift auf die Rückseite des Titelblattes in das Buch geschrieben; ferner wird diese Seite und außerdem die letzte Seite des Buchtextes mit dem Büchereistempel und der Signatur (siehe nebenstehend) versehen. Die Rechnung erhält ebenfalls den Vermerk des Jahres und der Zugangsnummer.

Unmittelbar im Zusammenhang mit der Zugangsliste steht die Buchbinderliste, in welche man die ungebunden gekauften und die auszubessernden Bücher einträgt, bevor sie zum Buchbinder kommen. Bei der Rückgabe ergänzt man nach der Buchbinderrechnung die Preise und macht am Jahresschluß danach eine

Gesamtaufstellung der Buchbindeausgaben. Die Buchbinderliste kann auch aus einer Kladde hergestellt werden und bekommt folgende Einteilung:

1924.

Fortl.Nr.	Zug.-Nr.	Art des Einbandes	Preis		Bemerkungen
1	24 · 1	Halb-Leinen	1	80	Bunten Umschlag mitbinden

Bei kleinen Büchereien, die keinen ortsansässigen Buchbinder zur Verfügung haben und auch in keinem Verkehr mit einem auswärtigen Buchbinder stehen, was für den Betrieb allerdings außerordentlich bedauerlich bleibt, ist die Buchbinderliste natürlich überflüssig.

Wünschenswert ist auch schon für kleine Büchereien ein Standortskatalog, der aus kleinen Zetteln bestehen kann, die aus einfachem weißem Konzeptpapier in der Größe $7\frac{1}{2} \times 12\frac{1}{2}$ cm geschnitten und nach folgendem Beispiel eingeteilt und ausgefüllt werden können:

U 1	Bröger, Karl
	Der Held im Schatten. Jena: Diederichs 19. 204 S.
U 1 II	2. Exemplar

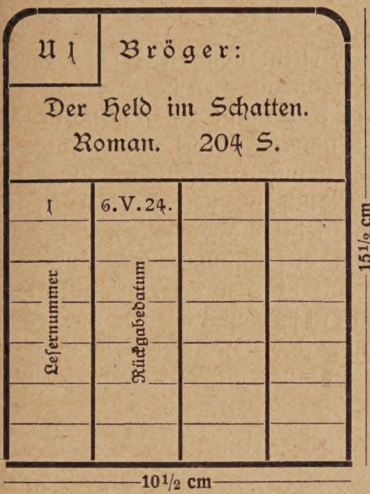
$12\frac{1}{2}$ cm × $7\frac{1}{2}$ cm

Jedes Buch erhält einen solchen Standortszettel, zweite und folgende Mehrstücke können nach Muster auf demselben Zettel vermerkt werden. Die Aufstellung des Standortskataloges geschieht nach Signaturen, und dabei erscheint es uns als das Einfachste, wenn die Unterhaltungsbücher mit „U“, die Belehrungsbücher mit „B“ bezeichnet, und innerhalb der beiden Abteilungen mit fortlaufenden Nummer versehen werden. Bei einem größeren Bücherbestand kann man sich beliebig mit kleinen Buchstaben ein System schaffen, indem man zu dem „U“ den Anfangsbuchstaben des Autors setzt, z. B. bei Bröger „Ub“ und die Zählung innerhalb dieser Abteilungen immer von neuem beginnt. Bei der „B“-Abteilung müßte man sich aus kleinen Buchstaben eine Systematik schaffen, z. B. „Be“ = Erdkunde, „Bg“ = Geschichte.

Da die Standortskatalogzettel, die ausschließlich zum Signieren dienen, nur nach Signaturen aufgestellt sind, ist neben dem Standortskatalog unbedingt ein alphabetischer Katalog erforderlich. Weil dieser mit am meisten bewegt und benutzt wird, sollte er auf dauerhaften Formularen aus festem Karton angelegt werden, die dasselbe Format und die gleiche Ausführung haben können wie die Zettel des Standortskataloges. Nur fügt man unter die Signatur die Zugangsnummer hinzu, mit deren Hilfe man jederzeit den Preis und Lieferanten des Buches feststellen kann, falls dieses verloren geht und ersetzt werden soll. Für jedes Buch wird wiederum ein eigener Zettel ausgeschrieben. Die Einordnung erfolgt alphabetisch nach Verfassernamen („U“ u. „B“

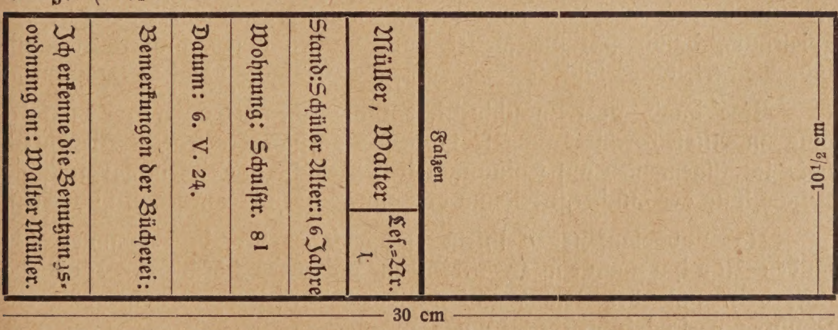
ineinander). Mehrere Bücher eines Verfassers werden innerhalb desselben nach dem Stichwort eingeordnet, das auf dem alphabetischen Zettel durch Unterstreichung kenntlich gemacht wird. Als Stichwort empfiehlt es sich, das erste unabhängige im Nominativ stehende Substantiv des Buchtitels zu wählen. Zur Unterscheidung von den Standortskatalogzetteln nimmt man am besten farbigen Karton.

Zu jedem Buch gehört, um es ausleihebereit zu machen, eine Buchkarte aus festem Karton, Format 15½ × 10½ cm, die folgendermaßen ausgefüllt werden kann:



Von jedem Band, natürlich auch von jedem Doppelexemplar, wird eine solche Buchkarte angelegt. Die Buchkarten werden in eine unterhaltende und eine belehrende Abteilung gegliedert, alphabetisch nach Verfassernamen geordnet und bilden so den Präsenz- oder Standkatalog, der stets den ausleihefertigen, zur Zeit „auf dem Brett stehenden" Bücherbestand wiedergibt. Die Buchkarten der ausgeliehenen Bücher werden jeweils gleich bei der Verleihung aus dem Standkatalog herausgezogen, mit der Lesernummer des Entleihers und dem Datum, an dem das Buch zurückgebracht werden soll, versehen und in die Leser-Klappkarten, von denen im folgenden die Rede sein wird, hineingelegt.

Die Leser-Klappkarte, die in der Mitte zusammengefalzt zwei gleiche Klappen aufeinanderklappen läßt, ist besonders praktisch. Größe 10½ × 30 cm.



Die Klappkarten werden alphabetisch nach Lesernamen aufgestellt. Die Buchkarten der ausgeliehenen Bücher kommen, nachdem sie aus dem Präsenz- oder Standkatalog herausgezogen worden sind, in die Klappkarte des Lesers hinein.

Beispiel: Leser Nr. 1 fordert Bröger, Held im Schatten. Die Buchkarte U 1 wird aus dem Standkatalog herausgezogen, mit Lesernummer 1 und Datum der Rückgabe versehen und in die Klappkarte Nr. 1 hineingelegt, in der sie bis zur Rückgabe des Buches aufbewahrt wird. Erfolgt die Rückgabe, so wird die Klappkarte unter Müller, Walter (Nr. 1) herausgesucht, die Buchkarte herausgenommen, die Rückgabe durch Durchstreichung der Lesernummer 1 quittiert, und die Buchkarte in das Buch hineingelegt. Nach Durchsicht des Buches wird die Buchkarte wieder in den Standkatalog eingeordnet.

Die Leserliste ist am besten auf Zetteln von gleichem Format und Material, wie sie der Standortskatalog aufzuweisen hat, fortlaufend nach Lesernummern zu führen. Eine solche bewegliche Liste hat natürlich den Vorteil, daß man frei werdende Lesernummern sofort, ohne jegliches auf die Dauer unsauber wirkende Streichen und Überschreiben, wie es bei einer Leserliste in Buchform unvermeidlich ist, neu besetzen kann, indem man den betreffenden Zettel herauszieht und durch einen neuen ersetzt. Bei einem kleineren Betrieb kann diese nummerische Leserliste fehlen; man nummeriert dann stets eine Anzahl von Leser-Klappkarten im voraus. Eine alphabetische Leserliste ist dagegen nur dort erforderlich, wo keine Klappkarten eingeführt sind, denn diese ermöglichen infolge ihrer alphabetischen Aufstellung jederzeit die nötige personelle Feststellung.

Die Leihkarte ist als Ausweis gedacht; sie hat den Zweck, ihren Inhaber als Leser der Bücherei kenntlich zu machen. Sie ist natürlich nur da notwendig, wo der Büchereileiter und seine Mitarbeiter ihre Leserschaft nicht mehr ohne weiteres übersehen können. Sie sollte den Stempel der Bücherei und Nummer und Namen des Lesers tragen.

Für die Aufbewahrung aller Kataloge in Kartothekform sind, um sie vor Staub zu schützen, Pappkästen mit Deckel zu empfehlen, die der Buchbinder nach dem jeweiligen Formularformat mit etwa 1½ cm Spielraum, damit sich die Zettel gut bewegen lassen, anfertigen kann. und die erheblich billiger sind, als die vielfach üblichen Holzkästen,

Eine hand- oder maschinenschriftliche Benutzungsordnung sollte im Ausleiheraum ausgelegt oder ausgehängt werden. Sie dürfte wohl im allgemeinen auf Öffnungszeiten, Gebühren, Leihfrist, sorgfältigste Behandlung der Bücher, Meldung von ansteckenden Krankheiten hinweisen.

Nach abgelaufener Leihfrist empfiehlt es sich, in bestimmten Abständen Mahnungen zu versenden, die zuerst höflich zur Rückgabe auffordern und bei Nichtbeachtung durch Erhebung erhöhter Mahngebühren verschärft werden können.

Nach den Buch- und Klappkarten lassen sich beliebig Statistiken über die Tagesausleihe aufstellen, die dann die Monats- und Jahresstatistik ergeben.

Beispiel: Nach der Ausleihe zählt man an Hand der Klappkarten die Leser und die in den Klappkarten enthaltenen Buchkarten, die dabei jedoch unter keinen Umständen aus den Klappkarten entfernt werden dürfen. Diese Buchkarten der unterhaltenden und belehrenden Abteilungen („U" und „B") sind gesondert zu zählen und ergeben in ihrer Summe die am Tage ausgeliehenen Bände. Für diese Statistik genügt ein einfaches Heft, in das regelmäßig nach der Ausleihe die Eintragung vorgenommen werden muß.

Ein hand- oder maschinenschriftliches Verzeichnis der vorhandenen Bücher, alphabetisch nach Verfassern, die belehrende Abteilung systematisch nach Gruppen geordnet und innerhalb derselben auch alphabetisch nach Verfassern, sollte in der Ausleihe ausgelegt werden.

Zu Signaturschildchen auf den Büchern nimmt man am besten Glanzpapier, welches den Schmutz nicht so leicht annimmt und sich gut mit Tinte beschreiben läßt.

Schließlich empfehlen wir ein festes durchsichtiges Pergamyn-Papier in grau zu Schutzumschlägen. Es nimmt im Unterschied von den sonst verwendeten Umschlagpapieren Schmutz- und Fettflecke schwer an und läßt die Originalbände durchscheinen, sodaß deren etwaige künstlerischen Werte, jedenfalls aber ihre werbende Anschauungswirkung erhalten bleiben. Übrigens sollte man Schutzumschläge überhaupt erst dann anwenden, wenn der Originaleinband schmutzig zu werden beginnt.

Zusammenfassend sei noch einmal festgestellt: Kleine Büchereien. ohne wesentliche Erweiterungsmöglichkeiten sollten wenigstens eine Zugangsliste, einen alphabetischen Katalog, einen Standkatalog mit Buch- und Klappkarten haben. Bei Fortlassung des Standortskataloges signiert man die Bücher am besten nach dem Zugang, indem man bei der Einteilung der Zugangsliste noch eine Spalte für „U"- und eine Spalte für „B"-Bücher vorsieht und die Zählung innerhalb jeder Abteilung fortlaufend führt. Man muß dann innerhalb des Zugangsvermerkes zwischen die Jahreszahl und die Zugangsnummer ein „U" oder „B" setzen, z. B. 24 U 1, 24 B 1. Dagegen sollten Büchereien, die sich voraussichtlich schnell erweitern, gleich von vornherein außerdem noch eine Buchbinderliste, einen Standortskatalog, eine nummerische Leserliste und eine Leihkarte führen.

Der Schrank der Dorfbücherei.

Von Dr. Franz Schriewer, Flensburg.

Wer als Leiter einer Beratungsstelle häufiger Gelegenheit hat, die Lösungen der Aufstellung und Unterbringung kleiner Büchereien auf dem Dorfe kennen zu lernen und zu begutachten, wird immer wieder erfahren, wie wahrhaft primitiv die Anschauungen hierüber in den meisten Fällen nicht nur bei vielen Büchereileitern, sondern erst recht bei den Lesern dieser Büchereien sind. Es ist hier in kleinerem Maßstabe dieselbe häufige Beobachtung zu machen wie bei der Einrichtung und Unterbringung von größeren Büchereien in den Städten, daß nämlich alle Welt sich mit jeder Form des Äußeren zufrieden gibt. Aber auch für die Unterbringung der Dorfbücherei müssen gewisse Anforderungen gestellt und befriedigt werden, ohne welche eine planmäßige Wirtschaft mit dem Buchbestand nicht möglich ist.

An sehr wenigen Stellen wird wohl ein besonderer Ausleiheraum, der mit Regalen oder Schränken versehen ist, zur Verfügung stehen. Erstrebt werden sollte er allerdings immer, und kein Büchereileiter sollte es versäumen, bei geeigneter Gelegenheit zuzugreifen, um einen besonderen Raum für seine Bücher zu erhalten.

Die dörfliche Bücherei wird zumeist in einem Schranke unterzubringen sein. Nicht selten trifft man in dieser Frage der Unterbringung der Bücher eine große Gleichgültigkeit, die schließlich auch darauf zurückzuführen ist, daß etwa vorhandene Kreisbüchereien in dieser Beziehung gar keine Anforderungen stellen. Es ist bisweilen beschämend, zu sehen, in welche Ecken und Winkel die Bücher hineingestellt sind. Dadurch kann dem Leser eine Achtung vor dem Buch, welche die Voraussetzung einer pfleglichen Behandlung von seiner Seite ist, sicherlich nicht beigebracht werden. Wenn jemand seine Bücherei ernstlich pflegen will, dann möge er möglichst früh mit der Beschaffung eines wirklichen Büchereischrankes beginnen, nicht bloß um die Bücher gut unterbringen zu können, sondern auch aus allgemein erziehlichen Gründen. Er schafft nämlich dadurch seiner Bücherei, wenn sie auch im Anfang nur klein ist, ein würdiges Domizil und hebt sie dadurch in den Augen seiner Leser. Die Frage der Beschaffung zwingt ihn aber auch, seine Leserschaft unter Entwicklung der Absichten seiner Büchereiarbeit fester zusammenzuschließen, etwa zu einem Büchereiverein, da es sich um einen Wertgegenstand handelt, der durch die Beteiligung mehrerer aufgebracht werden muß. Oder aber, wenn die Gemeinde als solche die Leistung aufbringen soll, muß er den Gemeindevertretern den Büchereigedanken näher zu bringen versuchen. Durch diese Vorarbeit tritt die Bücherei bei Erreichung des Ziels stärker in das Bewußtsein der Leser.

Wenn man von der Einrichtung eines Büchereischrankes für eine Dorfbücherei sprechen soll, dann wird es am besten sein, zunächst einmal die häufig anzutreffenden falschen Lösungen kurz darzustellen. In kleinen Dörfern wird die Bücherei, da sie wohl meist auf der Initiative des Lehrers beruht, in der Regel in der Schule stehen, und so findet man sie häufig in einem Schulschrank untergebracht. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die Verquickung der Bücherei mit all den Utensilien, die sonst

in diesem Schrank untergebracht sind, sehr unvorteilhaft ist. Die zu große Tiefe und geringe Bordlänge dieser Schränke verführt leicht dazu, die Bücher doppelreihig aufzustellen. Das ist einer der schlimmsten Fehler, da er die Ausleihe am stärksten beeinträchtigt. Es ist hundert gegen eins zu wetten, daß in solchem Falle selbst bei gutem Willen, alle Bücher gleichmäßig für die Ausleihe heranzuziehen, die hintere Reihe der Unbequemlichkeit wegen und weil die Bücher nicht ins Auge fallen, sehr stark vernachlässigt wird. Aber abgesehen von der Ungeeignetheit bietet der Schulschrank auch sonst Gefahren für die Entwicklung der Bücherei. Denn ist sie hierin untergebracht, so ist das fast immer ein Zeichen dafür, daß sie ein Privatunternehmen des Lehrers ist und die Leser nicht durch eine bindendere Form an die Bücherei geschlossen sind, wodurch sie gleichsam ein Kollektivunternehmen wird. Wird nun der Lehrer versetzt, so besteht durchaus keine Gewähr, daß sein Nachfolger die Anfänge weiter entwickelt und nicht vielmehr den Schulschrank seiner alleinigen Bestimmung wieder zuführt. Die Einstellung der Bücher in einen Schrank, welcher nicht Eigentum der Bücherei ist, hat überhaupt große Bedenken. Es kann jederzeit ein Ereignis eintreten, welches die provisorische Kompromißlösung über den Haufen wirft und die Weiterführung der Arbeit gefährdet. Sind aber durch Beschaffung eines Schrankes mit Hilfe einer fester zusammengeschlossenen Lesergemeinschaft gewisse Besitzgrundlagen geschaffen, so werden die Besitzer, d. h. eben die Leserschaft, von sich aus die Erhaltung der Sache betreiben.

Wo die Büchereiverhältnisse nur ein klein wenig aus den allerersten Anfängen heraus sind, wird sich sehr bald die Notwendigkeit eines besonderen Büchereischrankes einstellen. Hier verfällt man dann gerne auf die zweite falsche Lösung, nämlich einen Wäsche- oder Kleiderschrank dafür herzurichten, indem man Regale einbaut. Vor solcher Lösung kann nicht genug gewarnt werden, weil durch das in der Regel recht breite Brett des vorderen Kranzstückes und die seitlichen Lisenen wie auch durch das vordere Brett des Sockels das Einstellen und Herausnehmen der Bücher behindert wird. Man wird es immer wieder erleben, daß man in solchem Falle auf dem oberen Bord die Bücher nur mit Kunstgriffen aufstellen kann und daß es einer nicht geringeren Geschicklichkeit bedarf, an die Bücher, die an den Seitenwänden stehen, heran zu kommen. Auch sieht man den Buchbestand nur im Umfange des Türausschnittes. Daß die Bücher bei diesem erschwerten Einstellen sehr viel stärker mitgenommen werden, als bei normalen Verhältnissen, ist klar. Gewöhnlich sind auch diese Art Schränke so tief, daß wieder die Neigung gefördert wird, bei Anwachsen des Bestandes die Bücherei zweireihig aufzustellen. Der Büchereileiter pflegt in den Besitz eines solchen Schrankes zu kommen, weil irgend ein großmütiger Spender einsieht, daß die Bücherei einen Schrank haben müsse. Solche Geschenke können Danaergeschenke sein. Will man daraus einen wirklich geeigneten Büchereischrank machen, so muß er vollständig auseinander genommen und neu gebaut werden, was dann nicht viel billiger wird als ein ganz neuer Schrank. Sind solche Kleiderschränke noch zweitürig mit einer Mittelleiste zum Anschlagen

der Türen, so sind sie erst recht ungeeignet, denn dann sind nicht nur oben, unten und seitlich die Hindernisse, sondern es stört auch noch die Mittelleiste.

Es ist also auf jeden Fall geraten, einen besonderen Schrank für die Bücherei anfertigen zu lassen. (Bücherregale werden nur dann in Frage kommen, wenn man einen besonderen vor Staub und Sonnenwirkungen einigermaßen geschützten Raum zur Verfügung hat.) Die Schrankanfertigung stößt in den kleinen Dörfern nicht selten darum auf Schwierigkeiten, weil ein gutarbeitender Tischler am Orte nicht vorhanden ist.

Nur einem solchen aber kann man die Arbeit übergeben, da der Schrank seinen Zweck, die Bücher vor dem Verstauben zu schützen, nur dann erfüllt, wenn er gut gearbeitet ist. Besonders ist darauf zu achten, daß trockenes Holz verwandt wird, da der Schrank sich sonst verzieht und Spalten bekommt, durch die der Staub ungehindert eindringen kann. Eine entsprechende Aufschrift „Bücherei . . .“ dürfte nicht fehlen. Die Bezeichnung „Volksbibliothek“ sollte man vermeiden. Wenn man dann noch dafür sorgt, daß der Schrank an einem trockenen Ort aufgestellt wird, und zwar so, daß die zur Ausleihe kommenden Leser ihn und die sorgsam darin aufgestellten Bücher sehen, so hat man damit nicht nur etwas für die Lebensdauer seiner Bücherei im äußeren Sinne getan, sondern auch im inneren, da ihr Ansehen bei der Leserschaft gesteigert ist.

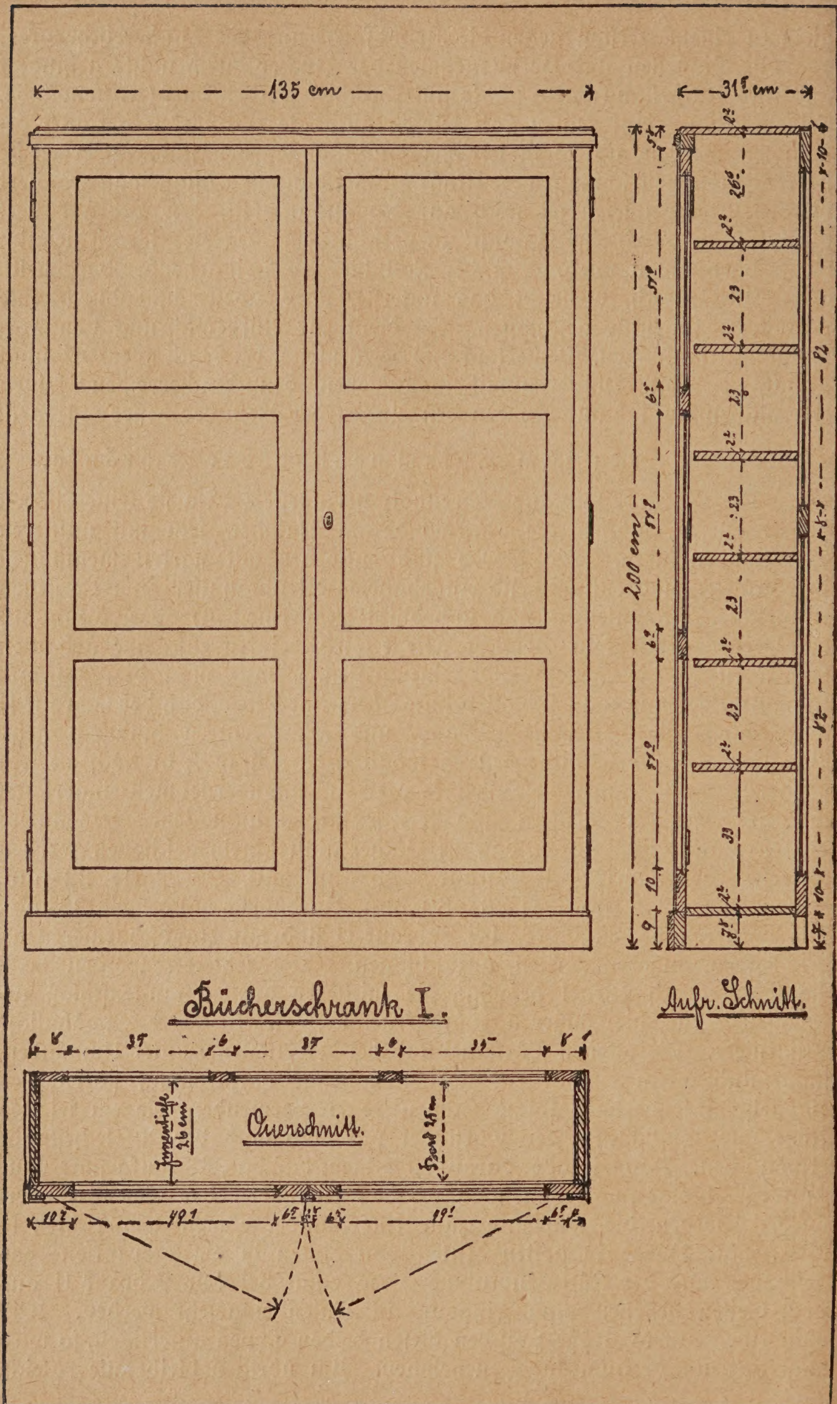
Die Größe eines Büchereischrankes richtet sich selbstverständlich nicht allein nach dem vorhandenen Buchbestand, sondern ebenso sehr nach den Entwicklungsnotwendigkeiten. Einen Schrank, der weniger als 3—400 Bände faßt, sollte man eigentlich nicht anfertigen lassen. Keineswegs darf man folgenden Überlegungen Raum geben: Der Schrank braucht nicht so groß zu sein, da die Bücher ja doch immer zu einem Teil ausgeliehen sind. Ein noch nicht gefüllter Schrank wird sowohl für den Büchereileiter wie für die Leserschaft einen gewissen Anreiz mit sich bringen, die Höhe des Bestandes dem Inhaltsvermögen des Schrankes anzupassen. Auf den laufenden Meter eines Bordes kann man etwa 45—50 Bände rechnen, daraus lassen sich in jedem Falle die nötigen Maße eines Büchereischrankes leicht gewinnen. Erweist sich später einmal ein Büchereischrank infolge des Anwachsens einer Bücherei als zu klein, so prüfe man zunächst, ehe man an die Anschaffung eines neuen geht, ob nicht ein Teil des Bestandes aus äußeren oder inneren Gründen ausgeschieden werden muß. Aus Pietät Bestände mitzuführen, die nur Raum wegnehmen, hat keinen Zweck. In dem Punkte des Ausscheidens darf der Büchereileiter nicht zu ängstlich sein und muß sich immer wieder vor Augen halten, daß volkstümliche Literatur meist sehr schnell veraltet. Der Büchereileiter muß sich die Freiheit seines Handelns auch seinen Lesern gegenüber stets bewahren.

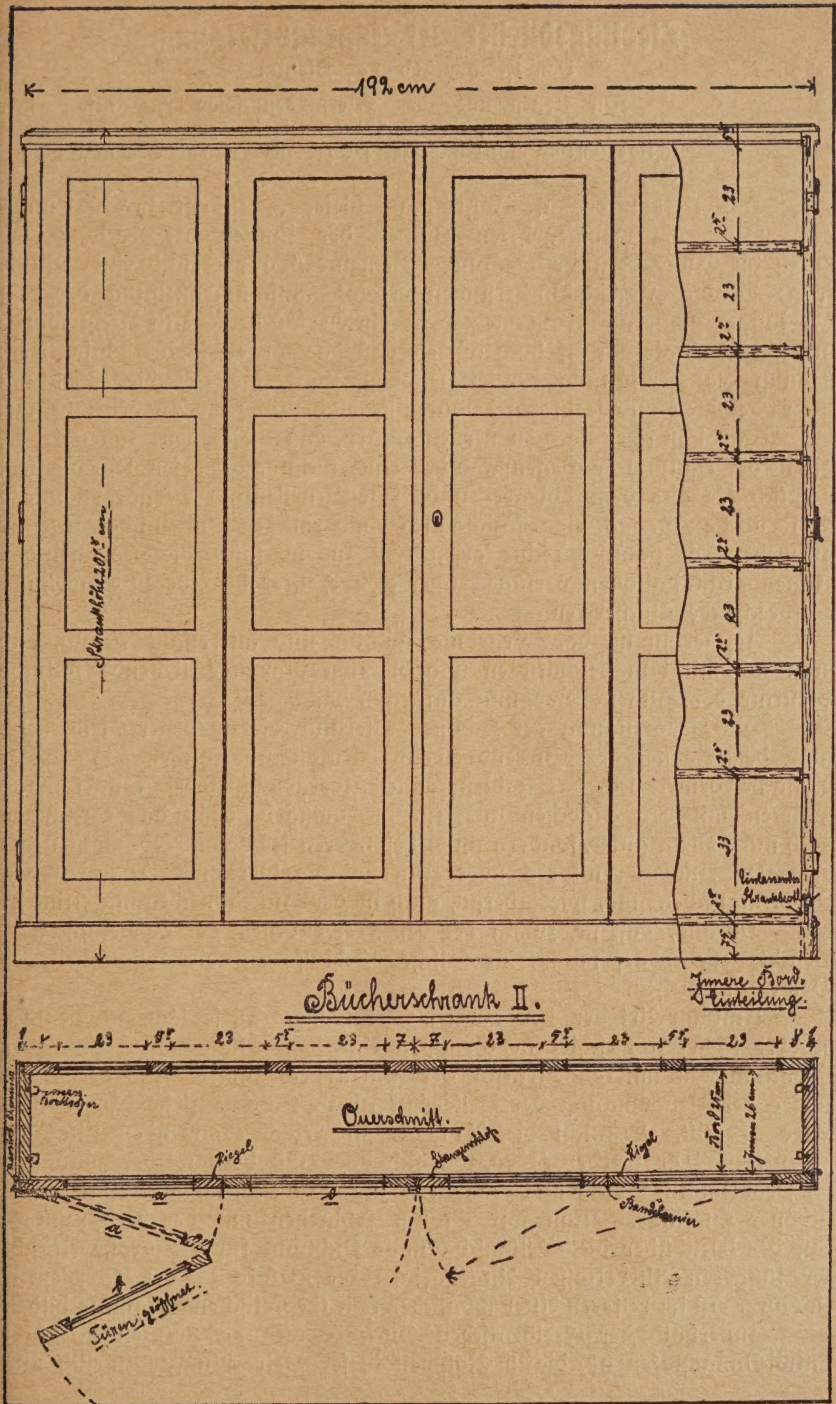
Die folgenden Zeichnungen bieten Beispiele eines Büchereischrankes für ca. 400, bezw. 600 Bände. Die Bordabstände sind normalisiert auf 23 cm. Das unterste Fach mit einer Höhe von 33 cm ist jeweils für die größeren Buchformate bestimmt. Wer sich einen Schrank anfertigen lassen will, gebe die Zeichnung zu einem Tischler und passe auf, daß dieser nicht nach eigenem Ermessen abändert. Das führt nämlich

meist zu einem Verstoß gegen die Grundforderung des Büchereischrankes, daß das Einstellen und Herausnehmen der Bücher durch nichts gehindert und ihre Aufstellung durch nichts unterbrochen werden darf (Mittelwände, Leisten usw.). Auf keinen Fall dürfen auch die Holzstärken geringer genommen werden als sie in der Zeichnung angegeben sind. Werden sie stärker genommen, so müssen die Maße der Zeichnung ev. sinngemäß geändert werden. Hingewiesen sei noch auf die Möglichkeit, den Schrank statt durch Türen durch eine Jalousie zu verschließen. Da dies jedoch ziemlich selten vorkommen wird, so ist der Fall hier nicht eingehender dargestellt. Ein Schrankfach, vielleicht das unterste, wird zweckmäßig durch eine besondere Innentür geschlossen. Es dient zur Aufbewahrung von Formularen, Umschlägen, Kleistertopf und dergl.; selbst bei peinlichster Ordnung gewähren diese Dinge unmittelbar neben den Bücherreihen keinen erfreulichen Anblick und werden den Augen der Besucher besser entzogen.

Erläuterung zum Zusammenbau der Schränke.

Die Schränke sind aus Föhrenholz herzustellen. Da sie keine Eisenen haben dürfen, müssen die Rückwände im Rahmen sein mit mittleren Querrahmenstücken. Die Borde sind entweder mit starken messingnen Bordträgern und entsprechend eingebohrten Messinghülsen zum Verstellen einzurichten (Zahnleisten sind unbedingt zu vermeiden) oder, wenn auf die Verstellbarkeit kein Gewicht gelegt wird, bei fest zusammengebauten Schränken in die Seitenwände einzugraten. Baut man die Schränke zusammen, so muß man sich allerdings überzeugt haben, daß der Schrank II auch durch die betreffenden Haus- und Zimmertüren hindurch geht. Bei normalen Verhältnissen ist es möglich, da Türen 2 m hoch zu sein pflegen. Sonst müssen die Schränke zum Auseinandernehmen eingerichtet werden. Die Schranktüren sind stets seitlich anzuschlagen. Der untere Boden muß so hoch liegen, daß die Bücher glatt hinein geschoben werden können. Seitenstärke bei Schrank I 23—24 mm, Bordstärke 22 mm. Seitenstärke bei Schrank II 28—30 mm, Bordstärke mindestens 25 mm. Die mittleren beiden Türen bei Schrank II sind mit Bandscharnieren an die beiden äußeren Türen anzuschlagen. Die letzteren werden beim Schließen durch Riegel befestigt, die mittleren durch Stangenschloß geschlossen. Für die äußeren Türen genügen je 3 Stück gewöhnliche Scharniere. Die offenen Türflügel sind bei der Ausleihe unter Umständen, namentlich wenn einmal ein zweiter Schrank hinzukommt, störend; es empfiehlt sich deshalb solche Scharniere zu verwenden, die ein leichtes Aus- und Einhängen der Türflügel vor und nach der Ausleihestunde ermöglichen. Dann ist aber darauf zu achten, daß das Schrankgesims keine zu große Ausladung erhält, wodurch das Ausheben der Tür verhindert wird. Werden die Schränke zum Auseinandernehmen eingerichtet, so können die Borde in vollen Nuten von hinten in die Schrankseite eingeschoben und der Rückwandrahmen, der dann bei dem Schrank II aus zwei Teilen bestehen muß, ringsum in Nuten eingesetzt werden. Will man eine mittlere Größe zwischen diesen beiden Typen anfertigen, so wird man gut tun, drei Türflügel zu nehmen. Im übrigen bleibt alles gleich.


135 cm
31,5 cm
200 cm
Bücherschrank I.
Aufr. Schnitt.
Querschnitt.
Innentiefe 26 cm
Bord 25 cm


192 cm
Bücherschrank II.
Innere Bord-Einteilung.
Querschnitt.
Riegel
Bandscharnier
Türen geöffnet

Lieblingsbücher der Jugendbewegung.

Von Hedwig Rowe, Stettin.

Wir freuen uns, den Lesern den folgenden Aufsatz einer erfahrenen jungsozialistischen Führerin bieten zu können, der dieses wichtige Thema ganz aus der Praxis der Jugendbewegung heraus erörtert.

Das Heft 1 des 4. Jahrgangs dieser Zeitschrift brachte unter dem Titel „die meistbegehrten Bücher der jungen Generation" eine durch die Jugendzeitschrift „Junge Gemeinde" auf Grund einer Rundfrage an die Jugend-Bücherstuben erfolgte Zusammenstellung der von der jungen Generation am meisten begehrten Bücher. Mit Recht wurde in einer Fußnote darauf hingewiesen, daß das Ergebnis der Zusammenstellung die Zerklüftung der Jugendbewegung, die Verschiedenartigkeit ihrer geistigen und seelischen Bedürfnisse eindeutig zum Ausdruck bringe.

Dabei ist aber noch zu berücksichtigen, daß diejenigen Jugendkreise, die in der Hauptsache Gegenstand der Untersuchung gewesen sein dürften, nämlich die aus dem Bürger- und Intellektuellentum hervorgegangene Freideutsche Jugend, eine soziologisch einigermaßen einheitliche Struktur aufweist. Die politisch rechts orientierte Jugend sowie die proletarischen Jugendorganisationen verfügen über eigene, ihrer besonderen Einstellung entsprechende Büchereien.

Immerhin ist das Ergebnis wichtig und interessant genug, daß man sich mit ihm beschäftigen und die ihm zugrunde liegende seelische Struktur der Jugendbewegung aufdecken mag.

Die Bevorzugung der Schönen Literatur, die an erster Stelle steht, kann den Kenner der Jugendbewegung nicht überraschen. In dieser Tatsache drückt sich das zahlenmäßige Übergewicht der Jüngeren zusammen mit den Mädchen aus, für die maßgebend ist das Verlangen nach nicht allein guter, sondern ihren besonderen seelischen Bedürfnissen als bewegter Jugend entsprechender Unterhaltungsliteratur. Die Reiferen, Problematischen sind, wie überall, auch in der Jugendbewegung Minderheit. Daraus, daß sie, zumal bei den Freideutschen, der Bewegung das Gesicht geben, darf man keine falschen Schlüsse auf die Gesamtheit der Bewegung ziehen.

Nun zur Art der bevorzugten Belletristik. Diese läßt sich deutlich in drei scharf unterschiedene Gruppen einteilen, genau entsprechend der eigentümlichen inneren Struktur der Jugendbewegung. Aus der Tatsache der Bevorzugung der Belletristik allein Schlüsse ziehen zu wollen, wäre übereilt, ehe nicht die Art der in Frage kommenden Literatur geprüft ist. Wir werden sehen, wie sich das Bild doch wieder zugunsten der Problematik verschiebt durch Bevorzugung weltanschaulich eingestellter Schöner Literatur. Man wird kaum fehlgehen mit der Behauptung, daß der Weg über die Weltanschauungs-Dichtung für die große Anzahl der jüngeren Altersklassen Angehörigen die Brücke zu den Problemen und ihrer erst im reiferen Alter möglichen rein theoretischen Erfassung bildet.

Innerhalb der Freideutschen Jugendbewegung grenzen sich drei Entwicklungsstufen ab, die im Rahmen dieser Betrachtung natürlich nur

kurz skizziert werden können. Als die erste wäre der Urtyp des Wandervogels zu bezeichnen, der, von Problematik unbeschwert, in neuerwachter Freude an Natur und natürlichem Menschentum mit Rucksack und Laute hinauszog, um die blaue Blume der Romantik zu suchen. (Daß dieser Typ einer gewissen Lächerlichkeit anheimfallen konnte, beruhte auf der bewußten, reflektierenden Verlängerung einer nur für ein bestimmtes Lebensalter natürlichen Haltung.) Diese als „Richtung Erdgeruch" scherzhaft zu charakterisierende Bewegung findet die ihr entsprechende Literatur in denjenigen Dichtern, die inniges Naturerleben mit leichter Sentimentalität und Schlichtheit der Charakterzeichnung glücklich zu verbinden wissen. In diese Kategorie gehören Landschaftsdichter wie Löns, Storm, Ludwig Finckh, weiterhin der ein wenig pastorale Flaischlen und Hermann Hesse (wegen seiner träumerisch wehmütigen Jugendgestalten). Auch Jungnickelsche Marzipan-Lyrik, — obgleich in unserer Zusammenstellung glücklicherweise nicht genannt, aber deshalb doch keineswegs für die Jugendbewegung unschädlich — wäre hier einzureihen.

Nach dem geheimnisvollen Gesetz des Werdens, nach welchem jede übersteigerte Einseitigkeit alsbald umschlägt in ihr Gegenteil, erstand der Primitivität des Wandervogels mit seinen beliebten „Gemeinschaftserlebnissen", alsbald seine Antithese in der Überkultur eines jugendbewegIerischen Individualismus, (wobei allerdings zu bemerken ist, daß auch die Gemeinschaft innerhalb der sektenmäßig abgeschlossenen kleinen Kreise durchaus individualistischen Ursprungs war). Neu aber war die Erscheinung des Jugendbewegungs-Snobs mit gepflegter Haarmähne und sorgfältig stilisierter Kitteltracht, jene Erscheinung, die Elisabeth Busse-Wilson zu der Behauptung berechtigte, in der Jugendbewegung „fehle das Bild des Mannes". Der glücklich begraben geglaubte Typ des Nietzsche-Jünglings erlebte in der Jugendbewegung eine durch Femininität und unproduktive Geschwätzigkeit nicht eben verbesserte Neuauflage. Jede zur Gemeinschaft oder Aktivität zielende Regung wurde erdrückt von dem Kult, sich selbst ästhetisierend zu genießen oder fruchtlos Probleme zu wälzen. Die Ich-Kult-Dichtung eines Stefan George, dem ein nicht unbeträchtlicher Kreis aus der Jugendbewegung anhing, ferner die in gedämpften Mollakkorden und kultiviertester Sprache dahinströmenden Rhythmen Hofmannsthals und R. M. Rilkes fanden wohlvorbereiteten Boden. Die neuerwachte Hölderlin-Verehrung dürfte zum Teil mit aus solchen Quellen stammen. Hölderlin und Rilke mit seinem „Cornet" finden wir denn auch als Überbleibsel aus dieser Periode mit angeführt.

Als Überbleibsel, denn Krieg, Revolution, die Erlebnisse der letzten Jahre und die Proletarisierung des Mittelstandes machten der künstlich verlängerten Pubertätskrise der „ewigen Jünglinge" ein rasches und schmerzvolles Ende. Eine entschiedene Hinwendung zur sozialen und Weltanschauungsliteratur macht sich bemerkbar. Tollers „Wandlung" steht in unserm Verzeichnis an erster Stelle, — das sollte jedem Jugendbildner zu denken geben! (Allem Anschein nach wird der in der Jugendbewegung eifrig propagierte und gelesene „Hinkemann" von Toller jetzt eine ähnlich bevorzugte Stellung einnehmen.) Die starke

Inanspruchnahme weiterhin des Sinclairschen „Sumpf", des Frankschen „Der Mensch ist gut", des Lamszusschen „Menschenschlachthaus", der Werke von Bröger und Dostojewski (bei welch letzterem allerdings auch ein nach Osten tendierender Zug der Jugendbewegung mitspricht) zeigen eine gesunde, aufsteigende Linie innerhalb des besten Teiles unserer Jugendbewegung an. Der ursprünglich auf esoterische Zirkel beschränkte Begriff der „Gemeinschaft" erweitert sich heute auf das ganze Volk, auf die Menschheit. Ein Suchen und Ringen geht durch die Jugend, das Verhältnis des Einzelnen zu dieser Gemeinschaft positiv zu gestalten. An dieser Stelle sei darum auf die Notwendigkeit hingewiesen, der Jugend solche Bücher zugänglich zu machen, die ihr auf diesem Wege vorwärts helfen können, also Bücher, in denen Fragen des menschlichen Zusammenlebens gestellt werden, sei es auf sozialem, nationalem oder sonst einem Gebiet, und in denen das Verhältnis des Individuums zur Gemeinschaft dargestellt wird.

Der Übergang von der dichterisch schauenden zur theoretischen Behandlung dieser Fragen zeigt sich bei den älteren Jahrgängen nachdrücklich an. Die Namen Landauer, Rathenau, Krapotkin und Vogeler in unserem Verzeichnis beweisen, daß es der Jugend um Erkenntnis und Formung des Kommenden zu tun ist. Bemerkenswert ist, daß für viele Jugendliche das starke Interesse für Erziehungsfragen, die sie mehr und mehr als Gebiet des eigenen Gestaltungswillens erkennen, die Brücke zu den Problemen der Gesellschaft gewesen ist. Von der Lektüre der Schriften Wynekens, in denen die gebildete Jugend noch sich selbst als Objekt einer erneuerten Erziehung findet, schreitet sie fort zur aktiven und passiven Anteilnahme an einem sozialpädagogischen Werk wie Karl Wilkers „Lindenhof". Diesen Bedürfnissen gilt es fördernd entgegenzukommen. Als berufene Führer der Jugend, die sich immer mehr für einen nicht parteimäßig festgelegten Sozialismus entscheidet, seien hier nur genannt Tönnies, Radbruch, Max Adler, Renner, Otto Bauer, Cunow, Rubinstein, Oppenheimer. Auch Max Webers politische Schriften dürfen nicht fehlen mit Rücksicht auf die zahlenmäßig und geistig immer mehr erstarkende politische Jugend*bewegung* (die sich links und rechts immer mehr von parteiamtlicher Jugendpflege emanzipiert.)

Die Politik der Unter-Achtzehnjährigen aber wird nicht mit Unrecht das weite Gebiet der Lebensreform genannt. Wie kleide ich mich, wie ernähre ich mich, wie gestalte ich mein Leben in Arbeit und Erholung gesund und natürlich? Das sind Fragen, die den jungen Menschen im Entwicklungsalter zunächst mehr interressieren als die ihm noch fernliegenden Dinge der Politik und Wirtschaft, vorausgesetzt, daß nicht ein drückendes soziales Milieu ihre Lösung in erster Linie von den sozialen Verhältnissen abhängig macht. All den Führern und Theoretikern der Jugendbewegung zum Trotz, die da meinen, jugendbewegtes Leben müsse, frei von Bindungen und Bekenntnissen, im ewigen Flusse des Werdens die ihm gemäßen Ausdrucksformen beständig neu schaffen zeigt sich eine feste Verankerung in den Gedanken der Lebensreform, in

unserem Verzeichnis dadurch angezeigt, daß die Bücher lebensreformerischen Inhalts (Poperts „Harringa", Paasches „Lukanga Mukara", Zimmermanns „Lichtwärts", Tepps „Vom Sinn des Körpers") gleich hinter der Schönen Literatur an zweiter Stelle stehen. Auch hier fördernd entgegenzukommen, ist Aufgabe jedes Volksbildners, für den die körperliche Regeneration unseres Volkes, die Liebe zu den „nächsten Dingen" (Nietzsche) die Voraussetzung einer geistigen Erneuerung ist. Hingewiesen sei noch auf die in jüngster Zeit entstandene Literatur über den modernen Ausdruckstanz, die in der Jubendbewegung wegen Pflege derartiger Bestrebungen in ihren Kreisen lebhaft begrüßt werden würde. Stark ist auch das Bedürfnis der Heranwachsenden, zumal der Mädchen, nach einer Neuorientierung auf sexuellem Gebiet im Sinne einer unkonventionellen, natürlichen und doch sittlich ernsten Einstellung. Bücher müssen helfend eingreifen, wo Schule und Elternhaus heute noch versagen. Das Verzeichnis nennt uns das vortreffliche Dürerbund-Buch „Am Lebensquell" und die Schriften von Gertrud Prellwitz, die nicht vom literarischen, sondern lediglich vom lebensreformerischen Standpunkt aus gewertet werden dürfen. Die Errungenschaften der Jugendbewegung dringen heute so in die Breite, daß ihre Übermittlung an unentwickelte Gruppen (z. B. in der Arbeiterjugend-Bewegung) schon wieder pädagogische Aufgabe der Älteren an den Jüngeren wird. Dazu leistet selbst ein literarisch so minderwertiges Buch wie G. Prellwitz' „Drude" nicht zu unterschätzende Dienste.

Daß die Jugendbewegung über die Phase des unreflektierten ursprünglichen Erlebens hinaus ist, (wenn sie sie jemals rein gehabt hat), beweist die starke Beschäftigung mit Jugendbewegungsliteratur. Wenn es wahr ist, daß nur der kranke Mensch über sich selbst reflektiert, müßte die Jugendbewegung ein durch und durch krankes Gebilde sein, denn fast nirgends wird soviel über das eigene „Wollen und Wesen" diskutiert wie in ihren Reihen, und die Schriften über die Jugendbewegung stehen in unserem Verzeichnis an dritter Stelle. Es wäre lebhaft zu wünschen, daß die Beschäftigung mit sich selbst zurückträte zugunsten von Fragen wesentlicherer und allgemeinerer Bedeutung, und daß nur einige grundlegende Schriften über Jugendbewegung, wie die von Engelhardt und Messer noch dazu dienten, den Nachwuchs mit den Traditionen der Jugendbewegung (auch sie hat schon Traditionen) vertraut zu machen. Die Blüherschen Schriften, wenn auch nicht viel gelesen, haben allmählich aufgehört, die Leute der Jugendbewegung zu erregen und Unheil anzurichten.

Auf zwei Gebieten zeigen sich Ansätze, wert sorgfältiger Pflege. Die starke Benutzung von Lily Brauns „Memoiren einer Sozialistin" zeigt die erwachende Anteilnahme des weiblichen Teiles der Jugendbewegung an Fragen der Frauenemanzipation. Ihr müßte entgegengekommen werden durch die Darbietung von Büchern wie Malwida v. Meysenbugs „Memoiren einer Idealistin", der Skizze Ellen Keys über Rahel Varnhagen u. a. m., welche die oft noch indifferenten Mädchen auf dem Wege der gefühlsmäßigen Nahebringung geistiger Frauenpersönlichkeiten dem geistigen Leben zu erschließen geeignet sind.

Merkwürdig gering ist die Inanspruchnahme philosophisch gefärbter Literatur, von welcher Kategorie nur Denows „Ethik der Zukunft“ und Klatts „Schöpferische Pause“ genannt sind. Die Neigung zum Grübeln und Problematisieren ist jedoch in der Jugendbewegung allgemein recht groß; von ihr wird mehr und mehr die bisher noch rein kämpferische proletarische Jugendbewegung erfaßt. Aufgabe muß es daher sein, dem verlangenden Geist eine gesunde, solide Nahrung zu bieten und zu verhüten, daß er sich, dem typisch deutschen faustischen Drange gemäß ins Uferlose verliert.

Denn daß Bildung nicht Selbstzweck sein darf, sondern das edelste Mittel zur Hervorbringung eines Kultur- und Vollmenschentums, dieser Leitsatz gilt vor allem im Hinblick auf die wertvollen zukunftweisenden Ansätze in unserer deutschen Jugend.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Wilhelm Schäfer.

Wilhelm Schäfer ist erst spät, nämlich in seinen 1907 erstmalig erschienenen „Anekdoten“ als ein fast Vierzigjähriger, zu seiner Form gelangt. Nicht als ob er bis dahin als Schriftsteller müßig gegangen wäre! Vielmehr konnte er, wie er auch in seinem „Lebensabriß“ (wie alle seine Werke bei Georg Müller in München erschienen) selbst erzählt, damals bereits auf eine ganze Reihe dramatischer und epischer Werke und überdies auf eine reiche kunstschriftstellerische Tätigkeit (namentlich in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Die Rheinlande“) zurückblicken. Aber jene Dichtungen gehören, wie er selbst gelegentlich scherzweise sagte, seiner Vorvergangenheit an und sind heute Seltenheiten des Antiquariats, deren Erwerbung nur für Studienbibliotheken in Betracht kommt. Für Volksbüchereien beginnt zeitlich die Reihe von Schäfers Werken erst mit den „Anekdoten“.

Die kleine Bücherei sollte von den verschiedenen Anekdotensammlungen Schäfers nicht nur die in der Reclamschen Universalbibliothek unter dem Titel „Rheinische Novellen“ erschienene Auswahlausgabe haben. Diese eignet sich vielmehr in erster Linie zum Verkauf nach Vorlesestunden, zumal sie nebst vier anderen Anekdoten „Das fremde Fräulein“ und „Vom Schwarzversiegelten“ enthält, also zwei Stücke, die einst zum eisernen Bestand bildungspfleglich hochwertiger Vorlesestunden auch auf dem Lande gehören werden. Übrigens ist für das richtige Verständnis Schäferscher Anekdotenkunst die Vorlesestunde ganz besonders wichtig. Selbst wenn man bei der Ausleihe nur stofflich interessierte Leser („Anekdote“ klingt ja den meisten nach „Schwank“ oder „Läuschen“) „gewarnt“ hat, selbst wenn der Entleiher mit einer gewissen Bereitschaft der Phantasie an ihre Lesung herangeht, meist fehlt doch so sehr die Bereitschaft des „inneren Ohres“, daß die hohe Kultur des Erzählens, welche Schäfer — wie in anderer Weise Hermann Hesse — nach der stilistischen Mitwirkung des Naturalismus wieder zu Ehren bringen wollte und zu Ehren gebracht hat, unverstanden bleibt. Jedenfalls aber sollte auch schon die kleine Bücherei für ihre entwicklungsfähigen Leser wenigstens die erste Anekdotensammlung Schäfers beschaffen, die unter dem Titel „33 Anekdoten“ erschien (sie ist auch in zwei Bändchen geteilt zu haben, von denen das erste „Anekdoten“ (vergriffen) betitelt ist, das zweite „Der verlorene Sarg“). Außerdem sollte die kleine Bücherei noch besitzen den Pestalozziroman „Lebenstag eines Menschenfreundes“,

ein Werk, in dem mit tiefinnerlicher Bildkraft die seelsorgerliche Leidenschaft als der innerste, religiöse, tragische Kern aller Erziehungskunst dargestellt ist, ohne daß der geschichtlichen Überlieferung auch nur im mindesten Gewalt angetan wurde. Hier ist es dem Dichter gelungen, seine eigene Forderung an den wahren Erzähler restlos zu erfüllen und „eine Handlung vom zufälligen Beiwerk befreit in ihrer allgemeinen Gültigkeit zu zeigen". (Wer eine weitere Einführung in diesen an Weisheit und Schönheit reichen Roman sucht, den darf ich auf das zum 50. Geburtstag Schäfers bei Georg Müller in München erschienene, von Karl Röttger herausgegebene Sammelbuch „Wilhelm Schäfer" verweisen; es kostet ungebunden nur 1.— M., geb. 2.— M.)

Die mittlere Bücherei wird dann auch die zweite Anekdotensammlung, die unter dem Titel „Die begrabene Hand" erschien, kaufen müssen. Ferner die beiden in Einzelausgaben erschienenen großen Anekdoten „Die Halsbandgeschichte" und „Die Mißgeschickten". Jene wird übrigens auch Leser packen, die sonst nicht gerne an Belletristik herangehen, sondern an den geschichtlichen Tatsachen kleben. Die Spezialinteressenten für die französische Revolution, die es ja überall heute mehr als je gibt, werden für einen Hinweis besonders dankbar sein. Und mancher von ihnen wird doch dabei einen Hauch der künstlerischen Verfeinerung dieses Hintertreppenromanstoffes verspüren. Für die „Mißgeschickten" wird man sich freilich die Leser noch sorgfältiger aussuchen müssen. Wer aber gerne rätselhaft verschlungenen Schicksalslinien nachgeht und zuweilen in nächtlicher Einsamkeit von der Problematik alles menschlichen Planens wie von einer schwermütigen Musik überfallen wird — und solche Leser gibt es mehr, als die meisten Ausleihegewaltigen glauben! —, der wird hier tief berührt werden. Ferner wird die mittlere Bücherei die „Rheinsagen" brauchen, in denen der Dichter drei Dutzend durch Bodenständigkeit und Sinnbildlichkeit hervorragende Stücke in gepflegtester Prosa neu erzählt hat. Auch den andern Roman Schäfers „Karl Stauffers Lebensgang" wird sie nicht entbehren können, in welchem er, wie der Untertitel „Eine Chronik der Leidenschaft" bestätigt, versucht hat, aus dem (historischen) Maler, Radierer und Bildhauer Stauffer-Bern den Typus eines Menschen herauszustilisieren, der „drei Gebiete der bildenden Kunst durchrasen mußte, um dreimal an die gleiche Grenze zu kommen, die ihm durch die Taubheit seiner Seele gesetzt war". Schließlich wird sie die beiden letzten Dichtungen Schäfers, die spruchgewaltigen „Dreizehn Bücher der deutschen Seele" (Besprechung siehe 2. Jahrgang dieser Zeitschrift Seite 300 f.) und „Das Lied von Kriemhilds Not" (Besprechung siehe 4. Jahrgang dieser Zeitschrift Seite 201, eine billige Volksausgabe in kleinem Format ist bereits im Druck) zu erwerben trachten müssen. — Aber auch am Essayisten und Kunstschriftsteller Schäfer wird schon die mittlere Bücherei nicht vorübergehen dürfen, sondern seine gedankenreichen fünf Reden „Der deutsche Gott" (Besprechung siehe Jahrgang 3 dieser Zeitschrift Seite 107 f.) und sein vortrefflich einführendes Buch über „Die moderne Malerei der deutschen Schweiz*) einstellen.

Die große Bücherei wird vor allem neben den Einzelausgaben auch die vierbändige Sammlung „Erzählende Schriften" haben müssen, welche sämtliche Anekdoten und Rheinsagen, einschließlich der „Halsbandgeschichte" und der „Mißgeschickten", sowie die beiden biographischen Romane enthält. In ihr steht auch noch eine größere Erzählung „Die unterbrochene Rheinfahrt", von der die große Bücherei außerdem eine Einzelausgabe anschaffen sollte. Handelt es sich doch hier um eine ebenso spannende wie nachdenkliche Geschichte, die sich mit der zwingenden und doch unenträtselbaren Sinnschwere eines aufregenden Traumes „abspielt". Vor allem aber muß die große Bücherei für diejenigen Freunde Schäferscher Kunst, die gerne aus tieferem Interesse einen Blick in die Werkstatt des Dichters werfen

*) Die Einzelbesprechung dieses Buches konnte leider nicht mehr im vorliegenden Hefte Raum finden; sie folgt im nächsten. Die Schriftleitung.

möchten, den eingangs genannten „Lebensabriß" haben, ein persönlichstes Bekenntnis von großer Eindruckskraft, und die ungemein aufschlußreiche Broschüre „Wie entstanden meine Anekdoten?" (ausnahmsweise nicht bei Müller, sondern bei Ruhfuß in Dortmund erschienen). Auch sei schließlich noch daran erinnert, daß Wilhelm Schäfer, der im Lauf der letzten zehn Jahre sich und seinen Lesern so oft Rechenschaft abgelegt hat über die kulturelle Aufgabe des Schriftstellers, schon bald nach dem Erscheinen der „33 Anekdoten" für die bekannte „Sammlung sozialpsychologischer Monographien", welche Martin Buber unter dem Titel „Die Gesellschaft" bei Rütten und Loening in Frankfurt a. M. herausgegeben hat, das Bändchen „Der Schriftsteller" schrieb. Aus ihm sei im Rückblick auf Schäfers bisheriges Schaffen das Wort angeführt: „Je mehr sich eine Auffassung der Bildung nicht als Vielwisserei, sondern als Fähigkeit durchsetzt, in seiner Gedankenwelt eine freie und selbständige Ordnung zu haben, darin die harten Fragen der Zeit nicht vorsichtig ausgeschlossen, sondern einbegriffen sind: umso mehr wird sich die Meinung verbreiten, daß der Schriftsteller mehr als eine zufällige Begabung, daß er die höchste Ausbildung der Zeitgenossen darstellt".

Es kosten: „33 Anekdoten" brosch. 6.— geb. 8.—, „Der verlorene Sarg" brosch. 2.— geb. 3.—, „Lebenstag eines Menschenfreundes" brosch. 6.— Hlbln. 8.—, „Die begrabene Hand" brosch. 2.— geb. 4.—, „Die Halsbandgeschichte" brosch. 2.— geb. 4.—, „Die Mißgeschickten" geb. 3.—, „Rheinsagen" brosch. 2.— geb. 4.—, „Karl Stauffers Lebensgang" brosch. 6.— Hlbln. 8.—, „Die dreizehn Bücher der deutschen Seele" Hlbln. 13.—, „Der deutsche Gott" brosch. 6.— Hlbln. 8.—, „Erzählende Schriften" 4 Bde. brosch. 10.— Hlbln. 16.—, „Die unterbrochene Rheinfahrt" brosch. 2.— geb. 4.—, „Lebensabriß" brosch. 1.—.

E. Ackerknecht.

C. Schöne Literatur.

1. Sammlungen, Dramen, Gedichte.

Droste-Hülshoff, Annette: Gedichte. Mit 4 Bildern. Ausgew. von Hermann Missenharter. Stuttgart: Strecker u. Schröder 1924. 187 S. Hlw. 3,—.

Storm, Theodor: Gedichte. Ausgew. u. eingel. von Gertrud Storm. Mit 9 Scherenschnitten von Johanna Beckmann. Ebenda 1923. 142 S. Hlw. 3,—.

Der Verlag von Strecker u. Schröder setzt die Reihe seiner musterhaft ausgestatteten, auf holzfreies Papier gedruckten Auswahlausgaben der großen deutschen Lyriker des 19. Jahrhunderts (vergleiche die Besprechung der Keller-Ausgabe B. u. B. I, 320) in den beiden obengenannten Bänden glücklich fort. Der Droste-Band ist von Hermann Missenharter ausgewählt und würdig bevorwortet und ist mit je 2 Bildern der Dichterin und des Meersburger Schlosses geschmückt. Die Auswahl ist reich und gut. Von den nach meiner Meinung „unentbehrlichen Stücken" fehlen nur „Hirtenfeuer" und „Gethsemane". — Der Storm-Band ist von der Tochter des Dichters ausgewählt und eingeleitet. Die Auswahl ist anders gruppiert als in der Original-Ausgabe der sämtlichen Gedichte; wie mir scheint, nicht zum Nachteil der Gesamtwirkung. Von den zarten Schattenrissen Johanna Beckmanns sind einige dadurch besonders eindrucksvoll, daß sie das dazu gehörige Gedicht mit unaufdringlicher Sinnbildlichkeit begleiten.

E. Ackerknecht.

Huggenberger, Alfred: Jochems erste und letzte Liebe. Humoristischer [Vers-]Roman mit Bildern von Hans Witzig. Leipzig: Staackmann 1922. 219 S. Hlw. 5,—.

Dichter und Zeichner ließen sich in dieser Bukolika einer bäuerlichen Liebe von ihrem Vorbild Wilhelm Busch im großen und im kleinen beeinflussen, was es uns ungemein erschwert, diese kleine Harmlosigkeit zu würdigen. Leider hat weder die in die Erzählung eingestreute Lebensweisheit Huggenbergers nicht die Schlagkraft der bitteren Weisheitsformeln Wilhelm Buschs, noch die Zeichnung Witzigs nicht die Lapidarität und Strenge seines Vorbilds. Indes schlecht sind diese Zeichnungen nicht und dilettantisch keinesfalls. In der Erzählung stört eine gewisse Breitschweifigkeit. Peinlich wirken Fremdwörter, die augenscheinlich um des Reimes willen dastehen, wie „akkurat", „konstant", „figuriert", „orientieren". Alles in allem kann dieser Jochem uns Busch weder ersetzen noch vergessen machen. Anspruchslose Leser wird er vielleicht vergnügen.

F. Plage (Frankfurt a. d. O.).

Paquet, Alfons: Drei Balladen. München: Drei Masken-Verlag 1922. 81 S. Pp. 7,—.

Paquets eigenwüchsige Balladenform ist aus dem allerdings leider immer noch zu wenig verbreiteten „Heid Namenlos" bekannt. Von den neuen drei Balladen behandelt die erste denselben Vorgang wie das bald nach ihr erschienene Drama „Fahnen" (siehe B. u. B. Jg. 1924, S. 113). Es ist interessant, vergleichend festzustellen, welch ganz andere künstlerische Wirkungsmöglichkeiten — nicht minder packender und einprägsamer Art — die perspektivische Verkürzung der epischen Wiedergabe hat. Ich glaube sogar, daß mancher Leser, der die „Fahnen" nicht auf der Bühne zu sehen Gelegenheit hat, von der Ballade den stärkeren und tieferen Eindruck empfangen wird. — Das zweite, umfangreichste Stück ist George Fox gewidmet, dem Erzvater der Quäker, dem Unerschrockenen und Unbeugsamen, welcher Papst, Könige und Sultane zur Rechenschaft aufrief, der „seine Bahn zog wie ein Schiff" und dessen Dämon durch keinen Schimpf und keine Kerkerhaft zu bannen war. — Die dritte und letzte Ballade des neuen Bandes heißt „Die Botschaft des Rheines". Sie wirkt wie ein blinkender Bilderstrom, der hineinzieht in eine geheimnisvolle Nacht, aus welcher apokalyptische Lichtzeichen zu uns her winken. — Für größere Büchereien.

E. Ackerknecht.

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Das Lied von Kriemhilds Not. Nach den Angaben von K. Uhl, erneut durch Wilhelm Schäfer. München: Müller 1924. 204 S. u. 31 Taf. Ausgabe mit Einführung von Uhl brosch. 10,—, Hlw. 15,—, ohne Einführung brosch. 8,— Hlw. 12,—.

Diese Nibelungendichtung Wilhelm Schäfers ist auf Anregung des Germanisten K. Uhl entstanden, der denn auch in einer dem Schäferschen Gedicht hinzugefügten umfangreichen Untersuchung Rechenschaft darüber gibt, welche philologischen Überlegungen ihn zur Herausschälung eines „Urliedes" aus dem Nibelungenliede bewogen haben. Inwieweit Uhls Ergebnisse richtig sind, wird die fachwissenschaftliche Erörterung erweisen, auf die er sicher nicht lange zu warten braucht; für den Nichtspezialisten zum mindesten sind seine Ausführungen einleuchtend. Schäfers Kriemhildlied aber wird auf alle Fälle die Arbeit Uhls verewigen. Es ist, in engem Anschluß an den Urtext, in der alten Nibelungenstrophe gesungen, rauh und volksliedhaft, wie es dieser ursprünglichen und furchtbaren Heldenmär gemäß ist. Möchte sich die Hoffnung des Dichters erfüllen, daß das Gedicht so endlich, nicht nur mit seiner nackten Fabel oder gar mit deren filmischer Verwäßerung und Modernisierung, sondern mit seinen eigentlichen „Kraftworten" dem geistigen Hort unseres Gesamtvolkes hinzugefügt werde! — Es gibt

von dem „Lied von Kriemhilds Not“ noch eine zweite Ausgabe, in dem selben schönen und großen Druck und mit einigen gewollt primitiven Originalholzschnitten geschmückt, aber ohne alle philologische Beigaben. Beide Ausgaben werden jedoch nur für größere Büchereien erschwinglich sein. Für kleinere Büchereien kommt dann die Volksausgabe in Betracht, die demnächst erscheinen soll. E. Ackerknecht.

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Eicke, H.: Stedingen. Eine Ketzerchronik. [Die Garbe 1.] Bremen: Schünemann 1923. 64 S. Pp. 1,50.

Klein ist das Volk der Stedinger, gigantisch der Kampf, den es für seine Freiheit, sein Recht gegen den Adel und Erzbischof führt. Erst dem durch Priesterhaß fanatisierten Haufen eines Kreuzfahrerheeres gelingt es, die gequälten, trotzigen Marschbauern auf der Wahlstatt bei Altenesch verbluten zu lassen. — Eicke hat den geschichtlichen Stoff mit dichterischer Kraft gemeistert. Nicht ein Einzelner tritt hervor; das Volk selbst ist der Held in dem übermenschlichen Ringen. Die knappe, wuchtige, klangvolle Sprache hat ein geschichtliches Bild von großer Schönheit geschaffen. Alle Büchereien können es in ihren Bestand aufnehmen. K. Jungclaus (Kiel).

Die Einsamen. Kindheitsnovellen von Hans Fallada, Adolf von Hatzfeld, Hermann Hesse, Robert Musil, Stefan Zweig, Ossip Dymow und Fjodor Ssologub. Hrsg. von Heinz Stroh. Potsdam: Kiepenheuer 1921. 191 S. Hldr. 7,—.

Diese Novellen und Ausschnitte aus größeren Werken leuchten in jene zweite Welt des heranwachsenden Kindes, in der es neben der offiziellen Welt des Elternhauses und der Schule lebt, und die für den werdenden Menschen die eigentlich wesentliche ist. Hermann Hesse hat sie uns im „Demian“ unübertrefflich gegeben. Hier spielen sich die Tragödien der Kindesseele ab, von denen der Erwachsene nichts ahnt. Die Beiträge sind mit feinfühligem Verstehen ausgewählt, wenn auch ein in seiner Stilgebung so expressionistisches Stück wie das von Hans Fallada sich etwas seltsam neben der feinen Zeichnung aus Hesses „Roßhalde“ ausnimmt. Das Buch kann schon Büchereien mittlerer Größe empfohlen werden und sollte besonders allen Jugendpflegern zu denken geben.
W. Schuster (Kattowitz).

Grautoff, Erna: Uta Curetis. Der Roman einer Entfaltung. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1921. 497 S. Hlw. 6,—.

Die Verfasserin widmet dies Buch einer „Generation von Frauen, die jung war vor dem Kriege“, die um ihr Selbstbestimmungsrecht kämpfen muß gegen die Enge alter Überlieferungen. Eine dieser Frauen ist Uta, die, eine eigene starke Persönlichkeit, um ihr Menschentum glüht und leidet, mutvoll und verzagt, und dennoch den Weg zur höchsten Entfaltung ihres Selbst unbeirrt geht aus einer gesunden Lebenskraft heraus. — Die Art der Erzählung fesselt trotz mancher Breite. Hauptsache sind der Verfasserin ihre Frauengestalten, die, liebevoll geschaut, als zahlreiche außergewöhnliche Typen dennoch psychologisch wahrscheinlich sind. Die Sprache ist gut. Das Buch ist kein Kunstwerk an sich, doch es hat Tiefe und Kraft und kann als eine Bereicherung unserer Frauenliteratur wohl gelten. Elfriede Schirrmacher (Frankfurt a. d. O.).

Heer, Jakob Christoph: Tobias Heider. Roman. Stuttgart: Cotta 1922. 386 S. Brosch. 3,20, geb. 5,—.

Es ist nicht schwer zu erraten, daß dieser Roman in Tagebuchform die Selbstbiographie des Schweizer Schriftstellers ist, sein kampferfüllter Werdegang vom geplagten Dorfschulmeisterlein zum gefeierten Journalisten und Dichter.

Des Tobias Heider innere Entwicklung vom kühn im Pariser Leben herumplätschernden „jungen Schnaufer“ zum schicksalsgeprüften Schöpfer der „Heiligen Wasser“ kommt in den einzelnen Kapiteln des Buches, die immer einen bedeutenden Lebensabschnitt zusammenfassen, deutlich zum Ausdruck. Wie einem im Anfang zuweilen das jugendliche Pathos ein wenig heftig ins Ohr schallt, spürt man später die starke Schaffenskraft eines Menschen, der schwer unter den eng gezogenen Grenzen seines Wirkungskreises leidet und doch vom Weg der Pflichterfüllung nicht abweicht. Das letzte Kapitel ist erfüllt von dem ruhigen Wertbewußtsein einer Seele, die auf menschlichem wie künstlerischem Gebiet gesiegt hat. — Die Anhänger des Verfassers vom „Laubgewind“ werden das Buch arg enttäuscht beiseite legen. Im Interesse der anderen, die am „König der Bernina“ und an dem Roman „An heiligen Wassern“ Freude gehabt haben, sei mittleren und größeren Büchereien der neue Heer empfohlen.

Elisabeth Wernecke (Berlin).

Hellens, Franz: Baß Bassina Bulu. Roman. Berlin: Juncker 1923. VIII, 337 S. Brosch. 3,—, geb. 5,—.

Dies Buch von Hellens, einem Flamen, ist der Ausdruck eines revolutionären Geistes; es geht neue „expressionistische“ Wege und ist doch von so großem Reichtum, daß es fast Seite für Seite den willigen Leser reich beglückt. — Die Geschichte eines Negergötzen wird uns erzählt, der von seinem nur nach außen dumm scheinenden, in Wahrheit aber weisen Meister Muata Jambo „nicht nur mit den Händen gemacht ist, sondern mit dessen unsterblicher Seele“. Aufs anmutigste wird das Leben dieses „Herrn des Weltalls“, dieses ganz naiven Wesens vor uns aufgerollt, dieses Wesens, das schärfere Sinne hat als der Mensch, — die „auch das Unsichtbare sehen, die das verborgene Übel und die schüchterne Tugend aufspüren, die die heimlichsten Töne, die Stimme des Gewissens hören, die die feinsten Speisen, die Menschen nicht genießen können, schmecken“, — dem „Beständigkeit und Willensstärke, größere Weisheit als dem Löwen, Festigkeit und Redlichkeit des Richters, die Kraft allen Stürmen zu trotzen, Unermüdlichkeit verliehen sind, der in seiner starren Unbeweglichkeit alle Hoheit der Bewegung umfaßt und ihr Beherrscher ist.“ Wir begleiten ihn von der Zeit, wo er in Afrika göttliche Verehrung genießt, bis zu dem Aufenthalt im Laden „Trödelkrams“ in Paris, wo er wie ein Held begreift, „daß der Augenblick für ihn gekommen ist, wo niemand und nichts mehr seiner bedarf“ und er dann einen freudetrunkenen Tod im Müllverbrennungsofen stirbt. — Kein empfänglicher Leser wird sich dem Zauber dieses kleinen Helden entziehen können, der zu allem Guten und Echten so kraftvoll ja sagt, dem das Gemeine nichts anhaben kann, den alle Tiere, Kinder und guten Menschen hören und verstehen, der ohne Kompromiß mit seinem naiven, aber tiefen Gemüt seinen nur äußerlich abwärts führenden Weg durch diese Welt geht. Das Buch ist nicht etwa langweilig-moralisch-sentimental, nicht tendenziös, nein, ein feiner Übermut von erquickender Frische führt dem Dichter die Hand beim Aufzeichnen dieses Lebens. — Ich wünsche dem Buch allergrößte Verbreitung, wirkliche Leser werden überall seine Freunde werden.

J. Langfeldt d. J. (Flensburg).

Hinrichsen, L.: Abseits vom Wege. Fünf Novellen. [Die Garbe 2.] Bremen: Schünemann 1923. 64 S. Pp. 1,50.

Unglückliche Veranlagung, widrige Lebensumstände treiben Menschen auf fernab von Pflicht, Tugend und Sitte liegende Wege; ihr abwegig Schicksal läßt uns der Dichter eindringlich und mit zwingender Kraft nacherleben. Tiefes Mitleid ergreift uns mit diesen Naturen voll unbewußt stolzen Eigenwuchses, die, wenn sie uns im Leben begegneten, jede mitfühlende Regung zurückweisen würden. Mit feinem Verständnis für die krausen Seelenregungen dieser Menschen erzählt Hinrichsen kurz berichtend, ohne falsche Sentimentalität, poetisch verhalten. — Für alle Büchereien.

K. Jungclaus (Kiel).

Hémon, Louis: Maria Chapdelaine. Roman. Zürich: Rascher & Cie. 1922. 238 S. Brosch. 5,50. Hlw. 8,—.

Dieser Ansiedlerroman aus dem unwirtlichen Kanada ist schlicht und anschaulich erzählt. Das Leben der französisch-kanadischen Ansiedlerfamilie Chapdelaine in den endlos weiten Wäldern an der Grenze der bewohnten Welt ist überreich an harter Arbeit. Das „Land machen" bedeutet für den Ansiedler ein unausgesetztes, unendlich mühsames Bodengewinnen, einen täglichen erbitterten Kampf mit der Ungunst von Wetter und Klima, denn es ist dort drei Viertel des Jahres Winter und ein Viertel tropischer Sommer. Vater Chapdelaine verkörpert den Typ des Ansiedlers: In irgend einer wilden Gegend faßt er Fuß, arbeitet tagaus tagein mit Aufbietung aller Kräfte, fällt Bäume, baut Holzhaus und Scheune für Mensch und Vieh, schafft Weide und Ackerland, und — kaum fängt nach ein paar Jahren sein mühsam gewonnenes Anwesen an, eine bescheidene Behaglichkeit für die Zukunft zu versprechen, da verläßt ihn die Lust an dieser Arbeit. Unwiderstehlich zieht es ihn in eine neue Gegend, weiter nach Norden, um dort im unbebauten Boden dieselbe mühselige Arbeit wieder von neuem zu beginnen. Nicht weniger entbehrungsreich und voll selbstlosester Hingabe ist das Leben der Mutter Chapdelaine. Um die Hand ihrer Tochter Maria, die wie ein Sinnbild der naturgewachsenen Kraft und Kühnheit des Landes erscheint, bewerben sich nacheinander drei Männer. An den ersten, einen tollkühnen jungen Burschen, hat sie ihr Herz verloren; doch dieser verirrt sich in den winterlichen Wäldern und erfriert. Die Nachricht von seinem Tode erfüllt Maria zum ersten Male in ihrem Leben mit bitterem Haß gegen die unbarmherzig wilde Natur ihrer Heimat. Doch ist sie bei aller aufrichtigen Trauer viel zu erdgebunden, um nicht zu wissen, daß sie über kurz oder lang einen anderen Mann heiraten wird. In lockenden Farben schildert der zweite Bewerber das bequeme Leben in den amerikanischen Großstädten, wo er sein Brot verdient. Maria, in ihrer Kümmernis und Einsamkeit, hört den Erzählungen mit aufnahmebereitem Herzen zu. Aber ihre ruhige schwerlebige Bauernnatur, die in der Familie und allem Althergebrachten ebenso wie in dem katholischen Glauben wurzelt, behält die Oberhand. Sie heiratet schließlich den sie schon viele Jahre hindurch liebenden Nachbarn, um damit das altgewohnte mühselige Ansiedlerleben auf dem Anwesen ihres arbeitstüchtigen Mannes weiterzuführen wie bisher auf dem ihres Vaters. — Das Buch ist in seiner großen Geschlossenheit des Gesamtbildes ein — wenn auch in kleinstem Ausmaß — monumentales Kunstwerk. Lebendig und eindrucksvoll ist das enge Verwachsensein von Natur und Mensch, das aufrichtige und erstaunlich feinfühlende Verständnis der Menschen untereinander, namentlich innerhalb der Familie, und die große Tragik des Lebens in der Einsamkeit der eintönig-heroischen Landschaft geschildert. Die Übersetzung ist gut und mit Erfolg bemüht, die herbe Schlichtheit des Stiles zum Ausdruck zu bringen. Der Roman kommt für alle Büchereien in Betracht; allerdings werden stoffhungrige Leser dabei nicht auf ihre Rechnung kommen.

Frida Endell (Stettin).

Juels, Paulfriedrich: Tobias Traddl. Novelle. [Die Garbe 3.] Bremen: Schünemann 1923. 51 S. Pp. 1,50.

Tobias Traddl ist ein gemütsstarker, einspänniger Eigenbrödler, eine stille, sonnige Natur, die das Geheimnis dichterischer Berühmtheit in der von der langjährigen, treuen Verweserin geschaffenen Behaglichkeit seines idyllischen Heims ängstlich hütet, spät noch das Glück seines Herzens findet und dann auch dem erstaunten Kleinstädtchen sein Geheimnis preisgibt. Das Büchlein hat wenig Handlung und wird nur sinnigen Lesern Freude machen.

K. Jungclaus (Kiel).

Lübbe, Axel: Gottes Geheimnis über meiner Hütte. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1923. 601 S. Hlw. 7,—

„Gottes Geheimnis über meiner Hütte", der Roman eines jungen, ostpreußischen Dichters, hat gewiß noch Unebenheiten sowohl im Aufbau der Handlung

als auch in der Gestaltung seiner Menschen, verdient aber unsere Beachtung. Unerbittlich, frei von allem romanhaften Anhängsel, überzeugend die Wege schicksalhaften Geschehens nachweisend, erzählt Axel Lübbe die Geschichte des Johannes Holl. Auf dem Gute des Vaters, der früh stirbt, wird Johannes Holl geboren und von seiner wenig charakterfesten Mutter erzogen. Ihr ehrgeiziger Wunsch, den Sohn als Offizier zu sehen, bringt ihn in eine Kadettenanstalt, wo er übelste und bitterste Erfahrungen mit Kameraden und Vorgesetzten machen muß. Der Not gehorchend, verweilt er einige Jahre im Offiziersberuf, bis eine plötzliche Erblindung ihn vom bunten Rock befreit. Er verliert seine Frau und wandert schließlich mit seinem Kinde in das Land seiner Vorväter, das Land Gösta Berlings. „Das Wesen geht uns nichts an, nur die Formel" — dieser kalten Weisheit schließt Holl sich zuerst an, um sie dann zu überwinden und sich zu seinem eigenen Wesen durchzuringen. — Mittleren und größeren Büchereien zur Anschaffung empfohlen. Lisa Kunstmann (Stettin).

Schaeffer, Albrecht: Helianth. Bilder aus dem Leben zweier Menschen von heute und aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern dargestellt. 3 Bde. Leipzig: Insel-Verlag 1920. 736, 846, 826 S. (Neue Ausgabe 1924 auf Dünndruckpapier, 3 Bde, geb. 20.—.)

Die Helianth-Mode, zu der die Begeisterung über Schaeffers Roman zunächst ausgeartet war, ist jetzt etwas abgeebbt, und nun ist es an uns, die Aufmerksamkeit auf dies Werk wach zu halten und ihm die Leser zuzuführen, die der Mode nicht nachzulaufen pflegen und die mehr Gewinn daran haben werden als jene ersten Leser. Eine objektive Würdigung oder gar Beurteilung dieses Riesenwerkes scheint noch kaum ernstlich versucht worden zu sein; sie erscheint einstweilen auch noch als ebenso unmöglich wie eine kurze und doch das Wesentliche erschöpfende Darstellung seines Inhaltes und Charakters. — Der Roman behandelt die Reifezeit eines jungen Fürsten, Georgs von Trassenberg, dessen Land etwa am Rande der Nordsee zu suchen ist. Er ist ein typischer Mensch unserer Zeit: von unendlicher Aufnahmefähigkeit, lebhaftester Regsamkeit, und unablässig sich und alles, was ihm begegnet, bedenkend und zerfasernd. Schwerste innere Prüfungen und Leiden quälen ihn bis zur Umnachtung. Erwachend findet er, in hohem Stolze doch auf das Mögliche sich bescheidend, seine Stellung in der Menschheit. Und daneben steht ein reifes Mädchen, Renate von Montfort —verwandt mit jenem unheimlichen, übermenschlichen und unmenschlichen Josef Montfort, dem Schaeffer früher ein Buch widmete und der auch hier als fremder Gast auftaucht — Renate, zunächst in ruhevollem Gleichgewicht ihrer Seele die bewunderte Glückspenderin eines Kreises erlesener Menschen, dann nach schweren Katastrophen auch sie sich bescheidend zu einem opfernden, fast dienenden Leben. Um diese beiden herum Menschen verschiedenster Art, meist Künstler, die alle eines gemeinsam haben: eine unerhörte Intensität des seelischen Erlebens. Die einzelnen Ereignisse würden — banal erzählt — wie die eines Abenteuerromans anmuten: Ein untergeschobenes Fürstenkind, das doch als natürliches Kind dieses Vaters sich beweist, ein Brudermord, politisches Attentat, Irrsinn verschiedenster Art. — Doch ist all und jedes in eine so unantastbar edle und reine Atmosphäre gehoben, in der nur Geistiges und Seelisches recht lebendig wird, daß gerade hieran klarer als je zu erkennen ist, wie in einem Kunstwerk der Stoff nichts, die Darstellungsform alles bedeutet. Daneben ist für die Gestaltungsweise besonders bezeichnend die vollkommene Gegenwärtigkeit jedes Geschehens, die schlechterdings ohnegleichen ist. Ihr dient eine ungewöhnliche Ausführlichkeit der Schilderung, eine Ausmalung vieler, besonders optischer, Einzelheiten (aber nicht in impressionistisch-sprunghafter, sondern in überaus wohlgeordneter Darstellung). Und diese Breite, die einem eiligen Leser gelegentlich als unwillkommenes Hemmnis erscheinen kann, ist gerade von höchster Bedeutung als Kunstmittel, denn sie zwingt hinein in jene Atmosphäre, in der das handlungsmäßige Element, Spannung, äußere Aktion, handgreifliches Ereignis, zu kaum

beachtenswerten Trägern seelischen Geschehens werden. Von hier aus erkennt man, daß der Schwerpunkt des Werkes in seinem gedanklichen, geistigen Gehalt liegt. Aber nicht der Gedanke als Abstraktion ist gemeint, sondern das Gedankliche als eine in der Seele lebende, als reine Schau erlebte Nachschöpfung der Welt als Kosmos. Die im Mittelpunkt des Werkes stehenden Menschen sind alle beseelt von dem Drang, sich und ihr Leben zu überschauen, zu ordnen, sich und die Welt in sinnvolle Beziehung zu bringen. Zu zeigen, wie sie das vollbringen (auch wie und warum sie es vergeblich versuchen), das ist wohl, auf die eine ganz kurze (und allerdings wenig besagende) Formel gebracht, der wesentliche Inhalt des Romans. In langen Gesprächen, Briefen, Tagebüchern offenbaren sich diese Seelen. Jede baut an sich selbst und ihrem Leben, und sie alle zusammen erarbeiten so zusammen den Umriß eines Kulturorganismus (etwa im Sinne einer Aristokratie der geläuterten Seelen, ähnlich dem Kulturideal des Kreises um Stefan George, dem auch Schaeffer angehört). Hier ruht ein letzter, höchster Wert des Werkes, den der Tag nicht auszuschöpfen vermag. Schaeffer selbst wird sich im nächsten Hefte der „Preußischen Jahrbücher" über diesen gedanklichen Gehalt des „Helianth" äußern. Eine solche ordnende Übersicht von ihm selbst wird sehr willkommen sein, denn die Überfülle der Erörterungen und Andeutungen über vielleicht alle Probleme, die der Mensch als Seelenwesen sich gestellt sieht, verhindert auch bei mehrfacher Lesung eine klare Überschau, auch läßt die Unbestimmtheit der im Kunstwerk schließlich doch immer an bestimmte Individuen gebundenen Meinungen zu viel Spielraum für willkürliche und unsichere Deutungen. — Das Werk stellt für uns einen höchsten Wert dar als Bildungsmittel, aber es bringt auch die schwere Aufgabe, ihm die rechten Leser zuzuführen. Allerdings ist es in einer fast pädagogisch zu nennenden Steigerung angelegt. Die ersten Bücher ziehen in ihrer satten Schönheit und da das Gedankliche nur gelegentlich in den Vordergrund tritt, auch die nur ästhetisch empfindsamen Leser unwiderstehlich in ihren Bann; in allmählicher Steigerung verschieben sich dann die Schwerpunkte, bis zuletzt allein noch die Wandlungen der Gedanken Spannung und Handlung tragen. Wir dürfen das Werk nicht verschwenden an die, die sich nur Genuß holen aus den ersten Büchern und zu der Arbeit, die die letzten erfordern, nicht fähig oder nicht willens sind. — Die Anschaffung ist schon Büchereien mittlerer Größe dringend anzuraten. Bleibt der Leserkreis dann auch klein, so wird die Wirkung in diesem Kreis doch tief und nachhaltig sein. H. J. Homann.

Scheurmann, Erich: Erwachen. Ein Südseeroman. Buchenbach: Felsen-Verlag 1921. 183 S. geb. 4,50.

Der verlockende Untertitel ist eine Irreführung. Ort der Handlung ist zwar eine Farm auf Samoa, aber die Landschaft spielt keine Rolle und wird nicht lebendiger als im trockensten Geographiebuch. In Tagebuchform erzählt ein Weibchen von ihrem Erwachen in der Ehe. Natürlich ist ein Hausfreund, d. h. seine geistig anregende Unterhaltung schuld, von der wir hier und da einen Fetzen erhaschen. Natürlich ist ihr Gatte ein nüchterner, kurzsichtiger Egoist. Natürlich fühlt der Hausfreund bloß väterlich und verschwindet, als das Unheil da ist, d. h. die Frau in Flammen steht. Schließlich geht die Frau in den Tod. Ein Könner hätte aus dem alten Lied etwas herausholen können. Sch. wußte nicht einmal das Erwachen überzeugend zu gestalten. Hie und da gelang es ihm, den Ton der Weibchenseele einzufangen, daß man am Ende wärmer für die Frau fühlt. Daran ist Scheurmanns Kunst unschuldig. Alles in allem: ein unbefriedigendes Buch ohne Existenzberechtigung.

P. Biedermann (Guben).

Scheurmann, Erich: Adam. Eine Legende. Buchenbach: Felsen-Verlag. 139 S. geb. 3,50.

Ein Büchlein voll erquickender Weisheit und erdenfrohen Gottesgefühls. Geschrieben in einer kraftvollen und doch schlichten Sprache. Ein Evangelium, das uns verirrten, vergrauten, gott- und allentfremdeten Kulturwesen not tut.

Scheurmann wächst hier über seinen „Papalagi" weit hinaus. In 20 Kapiteln erzählt er von Adams Wiederkunft. (Adam ist ihm der gott- und naturverbundene erste Mensch, eine Paradiesgestalt ohne biblische Makel.) Aus seinen einzelnen Erlebnissen mit den heutigen „Menschen" wächst, blüht, leuchtet die Lehre, die entseelter Kreatur den Weg weisen will zum Leben. Sch. geht an keinem wichtigen, individuellen Problem vorüber. Nie wird er trocken, lehrhaft, bloßer Prediger. Selten finden sich matte Stellen. Außer im gestaltungsschwachen Kapitel vom Tode hält die Dichtung stets im Bann. Wer das Buch einstellt, erweist den suchenden unter seinen Lesern einen Dienst. Manchen Oberflächlichen wird es zum Besinnen bringen. P. Biedermann (Guben).

Schröer, G.: Der Hof im Ried. (Novellenbücherei fürs deutsche Haus.) Leipzig: Quelle & Meyer 1923. 189 S. Hlw. 1,—.

„Es wachsen andere Menschen unter Erlen als unter Eichen", sagt Timm Kröger. Die herbe und stolze Bauerntochter Regina Roßwein ist gewachsen in der öden Einsamkeit des Ried, daraus erklärt sich ihre unzugängliche Natur, ihr ernstes, sprödes Wesen, das den Menschen abweist, dem sie sich ganz hingeben möchte. Im Kampf um sie, in der Verteidigung ihrer Reinheit erfolgt ein Totschlag, der sich trennend zwischen das Glück zweier Menschenkinder stellt. Im Tode erst finden sie ihre Vereinigung. — Die aus der Landschaft und ihren Menschen erwachsene düstere Stimmung liegt schwer über der ganzen Erzählung; einige Nebenfiguren, die wie die Hauptgestalten künstlerisch gemeistert sind, tragen etwas Licht in die tragisch verlaufende Handlung. — Für alle Büchereien.

K. Jungclaus (Kiel).

Trentini, Albert: Goethe. Der Roman von seiner Erweckung. 2 Bde. München: Callwey 1922. 395 u. 381 S. Hlw. 10,—.

Überzeugt von der Bedeutung, die einem guten Goethe-Roman in der Volksbücherei zukäme, ging ich an die Lektüre. Glücklich am Ende des 2. Bandes angelangt (ich könnte auch sagen: glücklich, . . . angelangt zu sein), muß ich dem Verfasser zugestehen, daß er in vieler Hinsicht dem Leser den Menschen Goethe nahe — bringen könnte. Beide Bände des „Romans von seiner Erweckung" behandeln die Zeit, in der der Entschluß zur „Flucht" aus Weimar heranreift, den Verlauf der ersten italienischen Reise und die Heimkehr. Mit großem Einfühlungsvermögen und in packender Schilderung ist das Verhältnis Goethes zu seiner Umwelt, besonders das zu Karl August und zu Frau von Stein, wiedergegeben. Auch wohl die inneren Kämpfe Goethes aus dieser Zeit. Gerade hier aber wird besonders deutlich, was den Roman trotz der angegebenen Vorzüge um seine Wirkung bringen muß, ja ihn geradezu ungenießbar macht — wenigstens für alle, die noch etwas Gefühl für Sprache und innere Form sich bewahrt haben. Es ist die gräßlich verkrampfte, in schlimme Geschmacklosigkeiten und vielfach schlechtweg in übles Undeutsch entgleisende, „expressionistische" Sprache. Sie wirkt, sofern das möglich ist, doppelt unangenehm auf den feinfühligen Leser, der es als grobe Stilwidrigkeit empfindet, gerade diese Epoche in Goethes Leben, in der er sich zur Ruhe, zur Klassik durchfand, mit solchen Sprachmitteln dargestellt zu sehen — die man sich übrigens auch für tollsten Sturm und Drang verbitten müßte.

E. A. Meyer (Stettin).

Kleine Mitteilungen.

Die Leitung der Städt. Bücherei und Lesehalle zu Darmstadt übernahm am 1. August Dr. Adolf Waas, bisher Bibliothekar der Stadtbibliothek zu Mainz.

Georg Kerschensteiner.

Zu seinem 70. Geburtstag, am 29. Juli 1924.

Wer so von sozialer Gesinnung und heißer Liebe zu Volk und Vaterland durchglüht ist, wie Georg Kerschensteiner, vermag seine pädagogische Wirksamkeit nicht auf Schule und Hörsaal zu beschränken. Sowohl als Leiter des Münchner Schulwesens wie als Professor für Pädagogik an der Universität München sehen wir ihn an der Spitze der freien Volksbildungsbewegung in Bayern stehen und die außerschulmäßige Bildungspflege ins Ganze seiner volkserzieherischen Bestrebungen einfügen. Gleich der von diesen Blättern vertretenen Auffassung stellt er der freien Volksbildungsarbeit die Aufgabe, den gefühlsmäßigen und bewußten Zusammenhang der erwerbstätigen Volksschichten mit dem unvergänglichen deutschen Kulturgut zu wecken und zu pflegen. Da er die Veredelung des Gefühlslebens für die primäre Bildungsaufgabe hält und — darin Schiller folgend — des Glaubens ist, daß wir die Willkür und Frivolität erst aus den Vergnügungen der Menschen verjagen müssen, um sie so unvermerkt auch aus ihren Handlungen und Gesinnungen zu verbannen, so lenkte er die Tätigkeit des Bayrischen Volksbildungsverbandes in erster Linie auf die volkstümliche Kunstpflege. Er sagte sich: Gelingt es nicht, den Gemütsgrund der Menschen aufzulockern, so werden sie nie fähig sein, die in den Kulturgütern realisierten zeitlos geltenden Werte zu erleben, und jeder noch so umfangreiche Wissenserwerb läßt ihre Seele arm und leer; wir bringen es vielleicht zu einer Höchstzahl von kultivierten Individuen, aber niemals zu einer geist- und sinnerfüllten Volksgemeinschaft, die sich in opfervoller Hingabe an die Ewigkeitswerte schicksalhaft verbunden fühlt – also: Versittlichung durch die Mittel der Kunst!

Weil Kerschensteiner gleicherweise vom Geist des deutschen Idealismus wie von tiefer Wertschätzung für die werktätige Arbeit und den werktätigen Menschen durchdrungen ist und damit — siehe Hollmanns Ausführungen im 2. Heft der „Bildungspflege"! — das Gebot unserer Zeit erfüllt, verehren wir in ihm den berufenen Volkserzieher und hoffen zu Gott, daß wir ihn noch lange als Führer behalten dürfen.

Georg Haunschild.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck von Herrcke & Lebeling, Stettin.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 4 | 1924 | Heft 5

Bücherei und Heimat.

Von Dr. Wilhelm Braun, Stettin.

Die Heimatpflege hat nach dem verlorenen Kriege eine Erweiterung und Vertiefung erfahren, wie man sie früher kaum hätte erwarten können. Sicherlich ist dieser Vorgang nicht denkbar ohne die langjährige zielbewußte Arbeit der Verbände für Heimatschutz und Heimatpflege; indessen vermag diese Arbeit allein das Erstarken des Heimatgedankens nicht zu erklären; sie wäre ohne tiefere Wirkung geblieben, wenn nicht in der Tiefe des Volkes selbst eine gewisse Wandlung sich vollzogen hätte. Diese Wandlung kündete sich vor dem Kriege u. a. schon an durch die Wandervogelbewegung, die bewußt von der Nur-Großstadt-Zivilisation fortstrebte, und diese Wandlung wurde verstärkt, als wir jäh von der scheinbaren Höhe unseres staatlichen Lebens stürzten und Haß und Schmähungen unserer Feinde, sowie ungeheure Bedrückungen uns zwangen zur Besinnung auf unser Selbst, auf unser Herkommen, auf die uns eigentümlichen Grundkräfte und Werte, sowie auf die landschaftlichen Faktoren, die unser Werden und Sein bedingt haben und weiterhin bedingen werden. So konnte es nicht ausbleiben, daß weite Kreise sich zur Pflege des Deutschtums und Stammestums, zur Pflege der weiteren und engeren Heimat wandten. Diese Wandlung, nicht zuletzt eine Wandlung des verlorenen Krieges, muß langsam, sofern sie nur frei von Verseuchungen durch parteipolitische Dogmen bleibt, ihre guten Früchte zeitigen.

Die Volksbücherei wird gut tun, dem unzweifelhaft vorhandenen Interesse vieler Leser an den Dingen der Heimat nicht nur nachzugeben, sondern darüber hinaus den Heimatgedanken, ähnlich wie dies von manchem Schulmann für die schulmäßige Bildungsarbeit gefordert wird, mehr in den Mittelpunkt ihrer gesamten Arbeit zu rücken. Die Wendung zur eigenen Heimat ist für unser Volkstum sicher ersprießlicher als die hemmungslose Hingabe an die Welt des Ostens oder an irgendwelche anderen räumlich oder zeitlich fernen Volkskulturen. Gewiß *kann* auch die Beschäftigung mit diesen Dingen eine tiefe Bereicherung bedeuten; indessen ist eine solche Bereicherung für *den* schwerlich zu erwarten, der haltlos von einer Welle der großen Modeströmung mitgerissen wird. Wem die sichere Verankerung im Wesen des eigenen Stammes- und Volkstums fehlt, wird nur allzuleicht in einer Welt versinken, die seinem Wesen zutiefst fremd ist und fremd bleiben muß, oder er wird ziellos und sinnlos von einem zum andern getrieben und niemals den Fluch des Eklektizismus überwinden können, der uns schon ein

Jahrhundert lang verfolgt hat. Unter diesem Gesichtspunkte ist es doppelt geraten, dem instinktiv das Richtige treffenden Zug zur Heimaterde und zum eigenen Stammes- und Volkstum durch planvolle Büchereiarbeit den Weg zu ebnen.

Und noch in anderer Hinsicht hat die Bücherei, wenn sie Bildungspflege treiben will, allen Anlaß, den Heimatsinn zu fördern. Worte wie Heimat*schutz* und Heimat*pflege* deuten schon an, daß in der Beziehung des Menschen zu seiner Heimat etwas nicht in Ordnung ist. Es sollte nichts natürlicher sein, als daß zwischen dem Menschen und seiner heimischen Welt eine sinnvolle und eindeutige Beziehung besteht, daß jeder mit seiner Heimat, die dadurch erst zur Heimat wird, mit ihrer Erde und ihrer Natur, mit ihrem Volkstum und ihrer Geschichte, mit ihrem ganzen Schicksal organisch verwachsen ist, wie die Zelle mit dem Organismus. Solch Zustand würde einen besonderen *Schutz* und eine besondere *Pflege* der Heimat überflüssig machen. Dieser Zustand ist indessen zumeist gestört durch das Werden der herrschenden Wirtschaftsform, in der Industrialismus und Verkehr die bestimmenden Faktoren sind. Diese Wirtschaftsform hat es mit sich gebracht, daß von nur allzuvielen alles nach der nackten wirtschaftlichen Nützlichkeit gewertet wird; der „wirtschaftende" Mensch, der für unsere Zeit in so vielen Dingen ausschlaggebend ist, besitzt für ästhetische, gemütliche, seelische Werte keinen Maßstab; er spottet ihrer, nennt sie Luxus oder „Idealismus", d. h. gelinde Verrücktheit, sobald sie nicht zugleich wirtschaftlichen Wert besitzen. — Diese Entwicklung hätte vielleicht nicht in dem Ausmaße, wie es tatsächlich geschehen ist, alle seelischen Werte bedroht, wenn die herrschende Wirtschaftsform nicht so sehr auf dem modernen Verkehr beruhte. Wechselweise werden Menschen des einen Landstrichs von ihrer Heimat räumlich getrennt und überfremden einen anderen, den sie dann, eben weil sie ihm fremd sind, um so mehr als nur-wirtschaftende Menschen zu betrachten geneigt sind. — Die wirtschaftliche Entwicklung will und kann niemand im Ernste aufhalten oder gar wieder ungeschehen machen; mögen wir wissen, daß sie uns zum Fluch geworden ist, wir müssen sie wenigstens in gewissem Umfange bejahen, wenn wir den nötigen Spielraum für unser Volk erhalten wollen. Aber die üblen Folgen dieser Entwicklung muß jeder zu seinem Teile zu beseitigen bestrebt sein, der seine und seines Volkes Seele bewahren will. Und diese Folgen sind nicht nur zu verspüren im engsten Umkreis der Industriesitze, das nur-wirtschaftliche, rechenhafte Denken hat sich weit darüber hinaus aller Bevölkerungskreise, selbst des Bauerntums nur allzusehr bemächtigt. — Es ist indessen nicht unentrinnbares Schicksal, daß infolge der herrschenden Wirtschaftsform alles und jedes nur nach der Bedeutung, die es für die wirtschaftliche Nützlichkeit hat, gewertet werden muß: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Das ist allerdings *nur* ein Glaube; aber wer den Glauben nicht hat, der soll die Hände lassen von jeder Bildungsarbeit. — Sinneswandlung aus der Tiefe des Volkes heraus hat seit jeher auch widriges Schicksal überwunden. Sinneswandlung ist es, wenn der Beginn einer Abkehr

von dem nur-wirtschaftlichen Denken festzustellen ist, die sich vor allen äußert in der Hinwendung zur Heimat. Und diese Wandlung zu fördern ist freudige Pflicht aller, die ihren Beginn verspüren.

Die Pflege der Heimat durch die Bücherei kann ebensowenig wie irgendeine andere Aufgabe der Bücherei nach einem bestimmten Rezept betrieben werden. Schon die Tatsache, daß jede deutsche Landschaft und ihr Volkstum ein eigenes Gepräge haben, macht das unmöglich. Die Bücherei wird anders verfahren müssen, je nachdem sie in einer großen oder in einer kleinen Stadt oder auf dem Lande arbeitet; sie wird in mancher Hinsicht anders verfahren müssen, je nachdem sie im Gebiet der alten in sich geschlossenen deutschen Volksstämme oder im östlichen Siedlungsgebiet wirkt. Manches Gemeinsame in den Grundlinien bleibt trotzdem.

Der naive Leser ist für die Heimatpflege der Bücherei zunächst nur durch die Schöne Literatur: Dichtung, Erzählung, Sage und Märchen zu erreichen; in der Kleinbücherei, die es überwiegend mit naiven Lesern zu tun hat, kann sich die Heimatpflege unter Umständen auf die Schöne Literatur beschränken. Aber auch in der großen Bücherei wird diese Gattung des Schrifttums hinsichtlich ihrer zahlreichen primitiven Leser, und nicht nur in Hinblick auf sie, eine sehr bedeutende Rolle spielen. Bei der Auswahl geeigneter Schöner Literatur ist der Weg klar vorgezeichnet für diejenigen Landschaften, die sich eines hinreichenden heimatgebundenen Schrifttums erfreuen; das sind im wesentlichen Landschaften, die Sitze der alten Volksstämme sind, oder deren Besiedlung im wesentlichen durch einen einzigen Volksstamm erfolgt ist. Beispielsweise werden Schwaben oder Schleswig-Holstein niemals in Verlegenheit sein, wenn es an das Aufstellen eines Verzeichnisses heimatgebundener Schöner Literatur geht; sie werden keine Anleihen bei anderen Stämmen zu machen brauchen, sie werden nicht in Versuchung geraten, allzu wertlose Literatur — und solche gibt es ja reichlich unter dem Heimatschrifttum jeder Landschaft — noch gelten zu lassen, weil sie in der Heimat erwachsen ist oder auf sie Bezug hat. Gewiß darf bei dem Heimatschrifttum noch weniger als sonst die rein ästhetische Wertung allein den Ausschlag geben, denn die Erlebniswerte etwa einer Erzählung aus der heimischen Geschichte können in bildungspfleglicher Hinsicht für manchen Leser viel mehr bedeuten, als formal-ästhetische Werte einer Erzählung, der die Beziehung zur Heimat mangelt, oder die gar dasselbe Geschehnis aus der heimischen Geschichte zum Gegenstande hat, aber wegen ihrer formal-ästhetischen Vorzüge diesem Leser mehr oder weniger unzugänglich bleibt. Gewisse Grenzen hinsichtlich der Auswahl sind natürlich auch bei dem Heimatschrifttum geboten; diese Grenzen zu ziehen muß dem bildungspfleglichen Takt des Bücherwartes überlassen bleiben.

Für die Entscheidung der Frage, welches Schrifttum überhaupt Heimatschrifttum ist, kann nirgends, selbst nicht im Bereich der literarisch reichen Volksstämme, die Abstammung des Verfassers allein den Ausschlag geben. Einerseits ist nicht Heimatliteratur, was zwar von einem Autor der Heimat herrührt, aber keinen Bezug auf Landschaft,

Volkstum, Geschichte usw. der Heimat hat; andererseits gehört zur Heimatliteratur, was zwar von einem Autor anderer Stammeszugehörigkeit (u. U. sogar anderer Volkszugehörigkeit) herrührt, aber in inniger Beziehung zur Heimat steht. Man hüte sich ganz besonders vor Landes- und Provinzgrenzen, die oft nur zufällig sind und das Gebiet desselben Volkstums durchschneiden; in einem Sonderfalle hat z. B. in diesen Blättern einmal nachdrücklichst gegen eine falsche Deutung des Begriffes Heimatschrifttum Verwahrung eingelegt werden müssen (Jg. 1, S. 243 ff). — Literarisch weniger reiche Landschaften, insbesondere manche Siedlungsgebiete des Ostens, werden nicht unbedingt an der Beziehung zur engeren Heimat festhalten dürfen. In Pommern z. B. wird manches getrost noch zur Heimatliteratur zu zählen sein, was diese Beziehungen vermissen läßt, aber doch manches der heimischen Stammesart Verwandte enthält; so ist Fritz Reuter nicht nur für das westliche Pommern und für Rügen, die Mecklenburg stammestümlich sehr nahe stehen, Heimatschriftsteller, sondern darüber hinaus auch für andere Teile Pommerns trotz ihrer erheblich abweichenden Mundarten. Oder Hermann Löns wird z. B. von fast ganz Norddeutschland als Heimatschriftsteller empfunden. — Vor allen Mißgriffen ist geschützt, wer sich stets des Sinnes bewußt bleibt, den die Darreichung von Heimatliteratur hat: Es kann nur darauf ankommen, daß dem Leser Schrifttum zugeführt wird, das seiner Stammeseigenart, seinem Stammesschicksal oder seiner landschaftlichen Umgebung gemäß ist, und das für ihn deshalb ein besonders tiefes Erleben, insbesondere ein Bewußtsein seiner Stammeseigenart und seiner engen Verbundenheit mit der heimischen Umwelt bedeuten kann.

In diesem Zusammenhang sei noch besonders betont, einen wie hohen Wert in heimatpfleglicher Hinsicht gerade die geschichtliche Erzählung hat; sie kann für den naiven Leser, der für belehrende Literatur nicht zu gewinnen ist, wieder zu einer Art Überlieferung des Stammesschicksals werden. Und diese Überlieferung kann im seelischen Haushalte des einzelnen Menschen eine ähnliche unmittelbare Wirkung auslösen wie die Überlieferung in früheren Zeiten, die durch legendäre Bildungen und Sagen von Mund zu Mund ging, sobald die Vorlesestunde ergänzend eingreift und das zunächst tote gedruckte Wort zum Leben erweckt. Nur Mittel und Form der Überlieferung haben sich geändert, Sinn und Ziel sind dieselben geblieben: Verbundenheit mit der Vergangenheit, die unser Sein und Schicksal mitbestimmt hat.

Wenn durch Darbietung von Heimatliteratur auch die Besonderheiten des Stammescharakters und das Heimatbewußtsein gefördert werden, so kann bildungspflegliche Absicht doch niemals sein, einen Stamm gegen den anderen auszuspielen. Das Stammestum ist nur berechtigt als Besonderung des deutschen Volkstums, wie das Volkstum seinerseits nur als Besonderung des Menschentums aufzufassen ist. Bilden die Werke der Kunst und das Schrifttum Brücken von Volk zu Volk, um wievielmehr hat das Heimatschrifttum von einem deutschen Volksstamm zum andern Brücken zu bilden. Die Bücherei wird deshalb

das Heimatschrifttum anderer Stämme als willkommene Gelegenheit benutzen, ihre Leser diese anderen Stämme kennen und verstehen lernen zu lassen. Ganz besonders hat die Bücherei der Großstadt die Aufgabe durch eine gute Auswahl aus dem Heimatschrifttum aller deutschen Landschaften ein lebendiges Bild vom gesamten deutschen Land und seinem Volkstum zu vermitteln. — Wenn die Pflege des Heimatschrifttums überhaupt einen Kampf bedeutet, dann kann er nur gerichtet sein gegen die nivellierenden Kräfte der Großstadt-Zivilisation.

Hinsichtlich der belehrenden Literatur ist die sorgfältige Bezugnahme auf die Verhältnisse der heimischen Umwelt von zweifacher Bedeutung. Einmal dient sie der Heimatpflege in dem Sinn, daß der Weg zum organischen Verwachsensein mit der heimischen Umwelt in unserer wesentlich verstandesmäßig eingestellten Zeit oft nur auf dem Umwege über die verstandesmäßige Beherrschung der heimischen Umwelt führen kann. Zum andern aber wird durch die Beziehung auf die nähere Umwelt manch Leser überhaupt erst bestimmt, etwas anderes als Schöne Literatur zu lesen. Wer sonst nie Geschichtswerke liest, der liest vielleicht doch die Chronik seiner Stadt oder seines engeren Heimatgaues; vielleicht kommt er auch dazu erst auf dem Umweg über die Lebensgeschichte eines Mannes seiner Heimat, durch einen geschichtlichen Roman, oder durch eine Jubelfeier. Die verschiedenen Möglichkeiten aufzuspüren, die den Leser — soweit dies im Sinn seiner eigenen Entwicklung liegt — zum Schrifttum belehrenden Inhalts führen, bleibt stets eine der reizvollsten Aufgaben der Ausleihetätigkeit. — Auch für viele andere Wissensgebiete sind ähnliche Anknüpfungspunkte in den Verhältnissen der Heimat zu finden. Schon die Landschaft gibt die verschiedensten Möglichkeiten: ihr geologischer Bau führt zur Erdgeschichte, Bodenfunde weisen auf die Vorgeschichte usw.; die Beispiele lassen sich leicht vermehren.

Damit soll nicht gesagt werden, daß nun unbedingt jede Anknüpfungsmöglichkeit für jeden Leser durch mehr oder weniger verborgene sanfte Gewalt des Bücherwartes ausgenutzt werden soll, etwa lediglich zu dem Endziele, in dem Leser ein schönes rundes Wissen von tausenderlei Dingen zu erzeugen; das würde jeder ernsten Bildungspflege Hohn sprechen. Sinn der Ausführungen ist nur dieses: der Leser soll, soweit dies in der Richtung seiner oft nur innerhalb sehr enger Grenzen möglichen Entwicklung liegt, die heimische Umwelt in der einen oder andern Hinsicht begreifend erwerben, jenseits des bloßen Zweckgedankens, unter Umständen allerdings unter Ausnutzung einer zunächst rein zweckmäßigen Einstellung des Lesers. In dieser Weise können das Bedürfnis nach Betätigung der Verstandeskräfte und das Bedürfnis nach Befriedigung des Gefühlslebens durch die Heimatpflege in der Bücherei einen harmonischen Ausgleich finden. Beispielsweise läßt eine genauere geschichtliche Kenntnis der Schicksale der Heimat diese uns viel lebendiger werden, ebenso wie wir etwa einem Menschen, dessen wechselvolles Geschick uns offenbart wird, menschlich viel näher stehen, weil unser Mitgefühl erheblich beteiligt ist. Wir erleben eine Landschaft ganz anders, wenn neben dem bloßen Wohlgefallen an ihren

Formen das Wissen um ihr vorgeschichtliches Schicksal steht, und wir sie nicht nur als schönes Gebilde betrachten, sondern als gesetzmäßig bedingtes Ergebnis nicht meßbarer Zeiten, die doch nur kurze Zwischenspiele sind im unendlichen Weltgeschehen. Wesentlich ist diesen Beispielen, daß alles Wissen um diese und jene Dinge in Beziehung steht zur heimatlichen Umwelt, daß es also stets wieder zur Verbindung mit der Heimat führt und wechselweise durch dies Verbundensein kein totes Wissen ist. Solch Wissen auch nur bescheidenen Umfanges bedeutet für den seelischen Haushalt oft viel mehr als die Kenntnis ferner Erdteile und fremder Völker, weil diese Dinge vielleicht von den wenigsten Lesern wirklich erlebt werden können. Unbedingt ist es für manchen Leser wertvoller, wenn er von der Vorgeschichte der eigenen Vorfahren eine einigermaßen bildhafte Vorstellung hat, als wenn er von allen Einzelheiten des zum Tagesgeschwätz gewordenen Grabes des Tut-ench-Amun erfährt; unzweifelhaft ist es wertvoller, den Sinn eines selbst geübten Volksbrauches oder einer alten volkstümlichen Redensart zu wissen, als von den Sitten eines südamerikanischen Volksstammes zu erfahren. Das eine kann stark gefühlsbetont sein und lebensgestaltend wirken, während das andere zumeist nur tote Allerweltswisserei bleibt, oder nur einen augenblicklichen Spannungsreiz verschafft. Freilich läßt sich in dieser Hinsicht keine allgemeingültige Regel aufstellen; es gilt weder für alle Leser noch für ein und denselben Leser jederzeit das Gleiche; Einfühlungsvermögen und bildungspflegIicher Takt des Bücherwartes haben von Fall zu Fall die rechte Entscheidung zu treffen.

Bei der Auswahl der Heimatliteratur belehrender Art wird je nach der Größe der Bücherei verschieden zu verfahren sein. Die große Bücherei kann vielfach die Grenze nach dem rein fachwissenschaftlichen Sonderschrifttum hin überschreiten, während die kleinste Bücherei ganz, die kleine Bücherei tunlichst alles Fachschrifttum vermeiden wird. Aber auch hier lassen sich keine allgemeingültigen Regeln geben, zumal Umfang, Güte und Lesbarkeit des in Rede stehenden Schrifttums recht verschieden sein können. Für ganz kleine Büchereien wird das volkstümliche Heimatbuch der betreffenden Landschaft völlig ausreichend sein, ergänzt (oder, wo es fehlt, im Notfall ersetzt) durch einige Jahrgänge des Heimatkalenders, sofern dieser gut volkstümlich geschrieben und hinreichend gehaltvoll ist. Der Heimatkalender ist unter diesen Voraussetzungen insofern nicht überflüssig, als er meist mit Ablauf des Jahres aus den Händen der Besitzer spurlos verschwindet, und als er u. U. der gerade heranwachsenden Generation nach Jahren doch noch wertvolles zu bieten hat.

Wenn die kleine Bücherei keinesfalls die Aufgabe hat, das wissenschaftliche Sonderschrifttum über die engere Heimat zu sammeln, so wäre es doch aus mehr als einem Grunde zu wünschen, wenn sämtliche Büchereien, die als Ergänzungen für die einzelnen Standbüchereien eines Verwaltungsbezirkes gedacht sind — Kreis- und Landeswanderbüchereien — die Sammlung solchen Schrifttums wenigstens in bescheidenem Umfang betreiben wollten, damit die einzelnen an Sonder-

fragen besonders interessierten Leser dies Schrifttum in hinreichender Auswahl durch Vermittlung der örtlichen Standbüchereien leicht erhalten können. Die Landesbibliotheken, denen u. a. gerade das Sammeln dieses Schrifttums obliegt, ebenso die historischen Vereine der einzelnen Landschaften vermögen jedenfalls nicht überall das wachsende Bedürfnis nach heimatlichem wissenschaftlichen Schrifttum zu befriedigen; zumal es ihnen an den erforderlichen Doppelstücken zu fehlen pflegt. Ueberdies finden meist nur die eigentlich f a chwissenschaftlich interessierten Leser den Weg zu diesen Bibliotheken; auch dürfte es mindestens zweifelhaft sein, ob der n i ch t fachwissenschaftlich eingestellte Leser dort die Hilfsbereitschaft findet, die er bei den Volksbüchereien voraussetzen darf. Soweit in den kleinen Verwaltungsbezirken — Kreisen usw. — Heimatmuseen bestehen, wird man diesen die Pflege der in Rede stehenden Literatur überlassen können, vorausgesetzt, daß enge Arbeitsfühlung mit ihnen gewahrt ist und diese Sonderbüchereien der Heimatmuseen auch in der Tat der Oeffentlichkeit voll zugänglich sind.

Alles in allem erwächst der Bücherei, mag sie groß oder klein sein, aus der Tatsache, daß sich eine merkliche Hinwendung zur Heimat vor unseren Augen vollzieht, eine wichtige Aufgabe; zu ihrer Lösung ist jede Bücherei verpflichtet, denn es gilt eine leise Wandlung in der Tiefe unseres Volkes zu fördern, das sich seiner eigentümlichen im Stammestum wurzelnden inneren Werte wieder bewußt werden will. Freilich über dem Stammestum steht das Volkstum, von dem jenes nur eine Sonderform ist, wie das Volkstum nur eine Besonderung des Menschentums ist; damit sind Aufgabe und Begrenzung der Heimatpflege durch die Bücherei gegeben.

Der Schriftsteller und die Zeit.

Unter diesem Titel hat Hans Grimm unlängst einen Aufsatz im „Hannoverschen Kurier" erscheinen lassen, der für diesen schwerblütigen Dichter und Bekenner ungemein bezeichnend ist. Wir bieten hier einige Abschnitte daraus in der Erwartung, daß ihr tiefer volksbildnerischer Ernst auch diejenigen unter unseren Lesern berühren werde, die nicht mit allen Einzelformulierungen einverstanden sind.

Mit dir, Mann, mit dir Frau, mit dir, Junge, und mit dir, Mädchen, möchte ich darüber reden, was ihr von den deutschen Schriftstellern fordern könnt und sollt und müßt. Ich behaupte, und will es gleich sagen, der deutsche Schriftsteller habe seinem eigenen Volke gegenüber nicht erst seit gestern und vorgestern, sondern von lange her versagt zusammen mit den andern deutschen Seelsorgern und geistigen Führern. Ich meine, die größte Schuld ist bei den Schriftstellern und Pfarrern gewesen, denn sie beide, aber die Pfarrer gehen mich hier nichts an, hatten die größte Gelegenheit bei euch. Ich meine aber auch, du, deutscher Mann, du, deutsche Frau, du, deutscher Junge, und du, deutsches Mädchen, ihr habt versagt, indem ihr nicht zu fordern verstandet, denn ihr und wir zusammen machen erst eine deutsche Wirkung oder deutsche Unwirkung oder deutsche Mißwirkung aus. Ihr habt selten die

Schriftsteller, die ihr braucht, ihr habt immer die Schriftsteller, die ihr euch gefallen laßt. Gäbe es eine Literaturgeschichte des schriftstellerischen Erfolges, sie zeugte gewiß gegen uns, aber auch gegen Euch. Sie bewiese, daß die Könner sich selten bewußt waren, nein, nicht fühlten, nein, nicht spürten, daß sie ihrer Zeit, ihrem Mitvolke, der Gegenwart, ihrer Nation ein Besonderes schuldeten. Sie bewiese mit, was seit langem wie ein Fluch für Deutschland gilt und nur für Deutschland, daß der geschliffene Geist die Verbindung verlor, vielleicht niemals gewann, mit dem erwachten Volke, daß sie beide, das Volk und seine Erlesenen, voneinander nichts wußten, daß sie sich nicht sahen vor dem Gedrängsel der Zwischenpersonen.

Aber vielleicht muß knapp die Rede sein von eurem Rechte einer Forderung an uns. Es ist doch so, daß in dem Haushalte der Nation, in dem großen Familienleben unserer Landsmannschaft ihr uns tragt. Es verhält sich doch so, daß ihr mit eurer unfreien Arbeit erst uns die freie Arbeit ermöglicht. Ja, von euch verlangt man, wie wäre sonst etwa ein Aufruf der Schillerstiftung in gemeinsamer Notzeit zu verstehen, daß ihr uns, den deutschen Dichtern und Schriftstellern, die Möglichkeit zu einem Leben freier Arbeit stets von neuem verschafft, daß ihr wenigstens, um es anders auszudrücken, an Stunden des Tages die groben Dinge für uns übernehmt, um uns Muße zu geben. Wo nun die Arbeit so geteilt ist, daß der eine Dinge tut, ohne nach Lust und Unlust, nach lieb und unlieb viel oder je fragen zu dürfen, aber dem andern der reiche Segen leidenschaftlich geliebter Schöpferarbeit unterdessen gestattet wird — auf welche Seite der größere Verbrauch, der schärfere Verzehr, die geringere Bequemlichkeit gelegt ist, danach geht hier nicht die Frage —, wo nun die Arbeit so geteilt ist, wäre es da in einer solch nüchternen praktischen Angelegenheit, wie es der Haushalt einer Nation, wie es das massige Familienleben einer Landsmannschaft notwendig sein muß, überhaupt möglich, daß die Teilung ein anderes im Auge hätte als den Nutzen der Gemeinsamkeit, als eine Zwecksetzung? In einem Haushalte ist jedes Glied dem andern verantwortlich, und ist eines freigestellt, so ward es freigestellt, um etwas zu leisten, das die andern Glieder vor ihrem Dienste nicht vermögen. Diese Leistung habt ihr zu fordern, die Forderung ist euer Recht, diese Forderung ist eure Pflicht!

Was bietet euch nun das Schrifttum der Gegenwart, nennt's, wenn ihr mögt, die Schöne Literatur, im allgemeinen? Was erwartet ihr, was empfangt ihr als Leser von denen, die ihr freisetztet, für euch Bücher zu schreiben? Wir wollen uns garnichts weismachen, ihr erwartet und empfangt im allgemeinen Rauschmittel zu Räuschen, Erhobenheiten durch Enthobenheit und Enthebung; und es ist rund und um, daß ich Ketzerei und Ärgernis gleich zu Ende treibe, gar nicht so viel einzuwenden gegen diesen derben Hunger und seine derbere Befriedigung. Denn je ärmer euer Tag durch mechanisierte Tätigkeit, durch Schreibstube, durch Traditionsverlust, durch den fehlenden eigen- und urtümlichen Zusammenhang mit Scholle und Haus, durch die Überspannung eurer rechnenden Kräfte endlich wurde, desto mehr müßt ihr trachten Gefühlswärme in einem Traumleben der Seele (wenn es nicht so häßlich klänge, man

würde versucht sein zu sagen durch künstliche Düngung) wieder zu gewinnen.

Um die Erfüllung dieses eures Bedürfnisses hat sich die zweite Hand recht und schlecht bemüht mit viel Rücksicht auf das Geschäft, auf die „Konjunktur“, mit verflucht geringer Rücksicht auf die völkische Verpflichtung. Aber die Könner, die erste Hand, haben sich mit wenigen Ausnahmen, die in der Heimatkunst und an den Grenzen der Heimatkunst zu finden sind, um euch überhaupt nicht gekümmert; sie haben sich um die eigene unwichtige Welt bemüht, sie haben angegeben, sich um die Kunst und die Menschheit zu bemühen, sie haben Symbole gesucht, sie haben eigentlich alles getan, um ihrem Volke auszuweichen, um vergessen zu machen und selbst zu vergessen, daß aus der Arbeitsteilung eine Forderung an sie erwuchs. Und diese Behauptung gilt und soll gelten für die letzten dreißig Jahre oder auch fünfzig Jahre, das heißt für die Jahre, in denen die ganzen Gegenwartsprobleme auftauchten und sich ungeheuer schnell entwickelten, in denen sich die Weltwirtschaft verflocht, in denen durch Schreiben und Lesen, durch Zeitung, durch Reise, durch Erschließung des Verkehrs die Völker erwachten, in denen die soziale Frage sich vordrängte, in denen die Wälder der Fabrikschornsteine wuchsen, in denen das vorher sonderverschlossene Judenblut die Lebensadern der Völker mit durchlief, in denen die Sterblichkeitsziffer herabgedrängt wurde und der erfindende Mensch den lieben Gott ganz zu verdrängen schien . . .

Ihr sollt nicht Tendenz und nicht Propaganda und nicht Absicht und nicht Predigt und nicht Lehre verlangen, die alle mit Kunst nichts zu tun haben, und ich sage keineswegs, der Schriftsteller-Künstler und der Schriftsteller-Handwerker hätte versagt, weil sie sich etwa nationaler Tendenz und nationaler Propaganda und nationaler Absicht und nationaler Predigt und nationaler Lehrhaftigkeit enthielten. Aber ihr könnt und sollt und müßt verlangen, daß eure Schriftsteller, die ihr tragt, die ihr bezahlt, für die ihr aufgefordert werdet, die grobe Arbeit zu tun, nicht vor dem deutschen Leben, vor der deutschen Entwicklung, vor der deutschen Not weglaufen. Wenn ihr, an die Gleise eurer Berufe Hingebannte, euer zerstreutes Wissen von den deutschen Dingen und den Dingen der Welt durch die Zeitung erlest, jagend, verwirrend an jedem Tage, jene sollen die deutschen Dinge und die Dinge der Welt erlebt haben in ihrem Herzen und in ihrem Blute an eurer Statt und bis zur Passion und bis zur Kreuzigung, selbst wenn Auferstehung und Himmelfahrt danach nicht mehr gewährt würde. Das ist der Sinn ihrer Muße, die ihr ihnen gabt, das ist der Sinn der Arbeitsteilung, bei der ihr euch zu der unschönen Arbeit verstandet. Jene, die ihr freisetztet vom Gleis, von Furche, von Maschine, von Werkstatt, von Schreibstube und vom Stundenschlage, von der einen Aufgabe im Haushalte der Nation befreit sie kein künstlerisches Recht, von der Aufgabe, für euch deutsch zusammenzudenken, für euch deutsch vorauszudenken, und erst danach beginnt ihre Freiheit, ihre lachende, ihre weinende, ihre weltabgewandte, ihre weltzugewandte Freiheit.

Bericht über die Mitgliederverſammlung des Verbandes Deutſcher Volksbibliothekare in Erfurt.

Die diesjährige Mitgliederverſammlung des Verbandes fand am 10. Juni in Erfurt ſtatt; ſie war von 77 Mitgliedern und Gäſten beſucht. Die Aufſtellung des Protokolls hat leider ſehr große Verzögerungen erlitten, bis ſie ſich ſchließlich infolge der Verſäumniſſe des beauftragten Stenographen als ganz undurchführbar erwies. Im folgenden gibt der Vorſtand eine kurze Darſtellung der weſentlichen Ergebniſſe der Verſammlung.

Nach einer kurzen Begrüßung der Mitglieder und Gäſte erſtattete Prof. Dr. Fritz (Berlin) einen Bericht über die beiden letzten Jahre. Der Verband hat in den Jahren 1922—1923 ſelbſtverſtändlich ſehr ſtark zu leiden gehabt unter den Schwierigkeiten der Inflationszeit und hat ſeine Tätigkeit auf wenige laufende Arbeiten einſchränken müſſen. Er hat Auskünfte zu erteilen gehabt, allerdings nur in geringer Zahl, da die Anfragen nicht zahlreich waren. Sie bezogen ſich zumeiſt auf Fragen der Eingruppierung, der Dienſtſtunden und der Leſegebühren. Als Grundlage der Antworten diente in der Regel das aus der 1922 in Verbindung mit dem deutſchen Städtetag veranſtalteten Rundfrage gewonnene Material. Leider iſt dies, beſonders was die Perſonal- und Etatverhältniſſe anbetrifft, jetzt außerordentlich veraltet. Die Stellenvermittlung des Verbandes wurde verhältnismäßig ſtark in Anſpruch genommen. Bis zum Abſchluß dieſes Berichtes hatten ſich 53 ſtellenſuchende Damen und Herren gemeldet, von denen 29 Stellen fanden, allerdings nicht alle nur durch die Vermittlung des Verbandes. Seit dem Beginn des Perſonalabbaus iſt eine Stockung eingetreten. Eine allgemeine Propaganda für das volkstümliche Büchereiweſen wurde 1922/23 durch Aufſätze in der Preſſe unternommen. Einzelne beſonders gefährdete Büchereien wurden durch Eingaben an ihre Behörden unterſtützt. Bei Beginn des allgemeinen Beamtenabbaus hat der Vorſtand der Zentralſtelle des deutſchen Städtetages eine Denkſchrift eingereicht zur weiteren Verbreitung bei den Magiſtraten. Sie wies beſonders darauf hin, daß die volkstümlichen Büchereien 1914 erſt im Beginn ihrer Entwicklung geſtanden hätten und nur über ganz unzureichendes Perſonal verfügt hätten, daß alſo ein weiterer Abbau bei den Volksbüchereien unerträglich ſein würde. — Der Mitgliederbeſtand wies eine erfreuliche Steigerung auf. Zur Zeit der Caſſeler Tagung zählte der Verband 320 Mitglieder, er umfaßte am 1. Juni 1924 rund 450 Mitglieder. Das bedeutet einen Zuwachs von rund 130, oder, da in der gleichen Zeit 85 Mitglieder ausgeſchieden ſind, einen Neueintritt von rund 215 Mitgliedern. Dazu ſei noch bemerkt, daß von den 85 Austritten 43 durch die in Caſſel beſchloſſene Einſchränkung der körperſchaftlichen Mitgliedſchaft bedingt waren. — Mit der Einforderung von Beiträgen iſt der Vorſtand 1922 und 1923 ſehr zurückhaltend geweſen wegen der allgemeinen Unſicherheit und der ſchnellen Entwertung des Geldes. Hierin lag ein Hauptgrund, weshalb es dem Verband nicht gut möglich war in dieſen Jahren ſichtbare und in die Breite wirkende Arbeit zu leiſten. Die Aufſtellung eines feſten Arbeitsprogramms erfordert ſelbſtverſtändlich auch eine ſichere finanzielle Grundlage.

Nach dieſem Bericht wurden unter dem Vorſitz von Setzer (München) einige Anträge des Vorſtandes angenommen:

Zunächſt mußten an der Caſſeler Satzung einige Änderungen vorgenommen werden, da dieſe den Bedingungen, die das Amtsgericht für die Eintragung des Verbandes in das Vereinsregiſter ſtellt, nicht genügte.

1. Der Verband erhält den Namen: Verband Deutſcher Volksbibliothekare.

2. In § 2 der Satzung wird der Paſſus, daß und wie in Gemeinden mit weniger als 10000 Einwohnern die Büchereien körperſchaftliche Mitglieder werden können, geſtrichen. Der Verband kennt alſo in Zukunft nur noch per-

sönliche Mitglieder. In den Fällen früherer körperschaftlicher Mitgliedschaft muß es den Büchereileitern überlassen bleiben, sich die Kosten der Mitgliedschaft evtl. von ihren Büchereien ersetzen zu lassen.

3. Dem § 2 wird hinzugefügt: „Die Mitgliedschaft muß bei dem Geschäftsführenden Vorstande angemeldet werden. Bestehen Zweifel darüber, ob der sich Anmeldende zu den hier bezeichneten, zur Mitgliedschaft zuzulassenden Personen zu rechnen ist, so kann der Geschäftsführende Vorstand die Aufnahme zunächst ablehnen; über die endgültige Aufnahme entscheidet dann die nächstfolgende Mitgliederversammlung. Der Austritt aus dem Verbande kann nur zum Ende des Geschäftsjahres erfolgen und ist spätestens 3 Monate vorher anzuzeigen. In jedem Falle ist der volle Jahresbeitrag zu zahlen.“ (Dieser Zusatz wurde den Mitgliedern schon vor 2 Jahren mitgeteilt.)

4. Vom § 8 bleiben nur folgende zwei Sätze bestehen: „Die Orts- und Bezirksgruppen sind an die Satzungen des Verbandes gebunden. Sie nehmen sich insbesondere des bibliothekarischen Nachwuchses an.“ Der Rest des § wird gestrichen.

Für den Mitgliedsbeitrag wurde der vom Geschäftsführenden Vorstand vorgeschlagene und gleichzeitig mit der Einladung zur Erfurter Versammlung erbetene Satz angenommen:

Für ordentliche Mitglieder vierteljährlich 2,— M.

Für außerordentliche Mitglieder (nebenamtliche, Praktikanten, Volontäre, unbeschäftigte) vierteljährlich 1,50 M.

Danach wurde dem Vorstand Entlastung erteilt und der satzungsgemäß nach zweijähriger Amtszeit zurücktretende Vorstand einstimmig wiedergewählt.

Hierauf erstatteten Dr. Sulz (Essen) und Dr. Waas (Darmstadt) Berichte über die „Gegenwärtige Lage und die Zukunft der Volksbüchereien“.

Dr. Sulz ging auf Grund der ihm vorliegenden Berichte zahlreicher Büchereien von der Beobachtung aus, daß im vergangenen Winter der Besuch der Volksbüchereien gegenüber allen früheren Jahren unvergleichlich stark gewesen sei, während er im Frühjahr stark nachließ. Das An- und Abschwellen der Benutzungszahlen sei nicht durch die allgemeine wirtschaftliche Not und den Beamtenabbau zu erklären. Erfreulicherweise könne festgestellt werden, daß die großen Volksbüchereien hierunter nur wenig zu leiden hatten, während sich allerdings die Lage der kleinen schlecht ausgebauten Anstalten katastrophal verschlechtert habe. Auch die Erhöhung der Lesegebühren sowie die Verlängerung der Arbeitszeit erklärten das Fallen der Benutzungszahlen nicht restlos, vielmehr hänge der Wechsel des Lesebedürfnisses aufs engste zusammen mit dem Schwanken der seelischen Stimmungen, die sich aus den dauernden Veränderungen der wirtschaftlichen und politischen Lage ergäben. Besonders deutlich sei dies im besetzten Gebiet. Hier habe der passive Widerstand ein ungeheures Bedürfnis nach geistiger und seelischer Nahrung erweckt und habe der Volksbücherei die große Aufgabe gestellt, im stillen zur Ablenkung politischer Leidenschaften wesentlich beizutragen; zumal ihre Arbeit von fremdländischen Behörden kaum gestört worden sei. Mit dem Zusammenbruch des passiven Widerstandes sei ein entsprechender Rückschlag der geistigen und seelischen Bedürfnisse erfolgt, der sich in der Benutzungszahl der Volksbüchereien ausprägte. Ähnliche Verhältnisse seien auch im unbesetzten Gebiet nachweisbar. — Von besonderer Wichtigkeit für den weiteren Ausbau der Bildungsarbeit der Büchereien und ihre Einstellung in die Gesamtheit des geistigen Lebens sei die Zusammenarbeit mit anderen Bildungseinrichtungen, mit der Volkshochschule, mit dem Theater, mit Vorlesestunden und Vortragsabenden, wie sie vielerorts schon mit gutem Erfolg gepflegt würden.

Dr. Waas stellte die Betrachtung der doppelten — materiellen und geistigen — Krisis unserer Zeit in den Mittelpunkt seiner Ausführungen, da die Bücherei stets den Zusammenhang mit der Gesamtentwicklung zu wahren streben müsse. Er betonte zunächst die Gefahren, denen die Büchereien durch die aus wirtschaftlicher Not allzu stark herandrängenden Lesermassen ausgesetzt

seien. Wenn andererseits die Büchereien diesen vielen Lesern, die zunächst zu einem großen Teil aus dem verarmten Mittelstande herkämen, die Möglichkeit zur weiteren geistigen Arbeit nicht bieten könnten, so würde das die Zerstörung, oder doch wenigstens eine starke Gefährdung unserer bürgerlichen Kultur bedeuten. Doch von höherer Bedeutung noch sei die kulturelle Krisis unserer Zeit. Darin sei man sich auf den verschiedensten Seiten unseres Lebens und von den verschiedensten Weltanschauungen aus einig, daß ein „Neuaufbau", eine „Neubelebung", eine „Erneuerung" notwendig sei. Dazu brauche man aber gerade die Gruppen unseres Volkes, die bisher dem geistigen Leben fern gestanden haben, die Jugend und das Proletariat. Ihnen die Möglichkeit zu geben, in geistiger Arbeit die Kräfte zu gewinnen, die eine fruchtbare Arbeit an der kulturellen Entwicklung erst möglich machen, stehe als zweite, der ersten an Gewicht mindestens gleiche Aufgabe vor unseren Büchereien. Wir ständen hier im Kampfe neben alle denen, die die heute so spürbare Wandlung in der Wertschätzung geistiger Kräfte durchgemacht hätten, die erkannt hätten, daß die entscheidenden Fragen auf allen Gebieten nicht gelöst werden könnten von neuen Einrichtungen, Verfassungen, Wirtschaftsorganisationen, sondern allein vom Menschen selbst aus, im engsten Bereich menschlichen Daseins. Zur Lösung dieser größeren Aufgaben bedürfe es der Zusammenfassung aller lebendigen geistigen Kräfte. Die Bücherei insbesondere müsse Anschluß suchen bei leistungsfähigen und lebendigen Schulen, bei den Volkshochschulen, bei den lebensvollsten Elementen der Jugendbewegung.

Walter Hofmann (Leipzig) betonte in seinem Referat: „Programm einer periodischen allgemeinen Statistik der Volksbüchereien" vor allem die ungeheuren Schwierigkeiten, die einer Büchereistatistik unter den heutigen Verhältnissen, bei der noch in der Entwicklung begriffenen volksbibliothekarischen Berufskunde und den sehr tiefgreifenden Verschiedenheiten der einzelnen Betriebe entgegenständen. Er charakterisierte die Grundbegriffe der Büchereistatistik sowie die verschiedenen Typen der Statistik, insbesondere die Werbestatistik, die er — vor allem in der Form der Summenstatistik — immerhin für möglich halte, und die spezielle büchereikundliche Statistik, für die die Zeit noch nicht gekommen sei. Er empfahl dann zur Anbahnung eines Fortschrittes in diesen Dingen die Bildung von statistischen Arbeitsgemeinschaften, die vor allem die praktischen Möglichkeiten einer allgemeinen Statistik zu untersuchen und in diesem Sinne auf die Büchereien einzuwirken hätten. Der Verband müsse Material sammeln und es zunächst den Fachkreisen zugänglich machen. (Im Anschluß an seinen Vortrag legte Walter Hofmann der Versammlung einen unverbindlichen Entwurf: „Übersicht über die gesamtstatistischen Aufgaben im volkstümlichen Büchereiwesen" vor.)

Martha Schwenke (Charlottenburg) berichtete über „Die Lage der bibliothekarisch arbeitenden Frauen". Von den vielen in diesem Bericht behandelten Einzelfragen sind die meisten von so großem Interesse, daß wir diesen Bericht hier auszugsweise folgen lassen:

„Wenn ich von der bibliothekarischen Arbeit der Frauen besonders rede, so soll das nicht irgend einen Gegensatz gegen die Männer bedeuten, es sind aber in der Berufsgruppe der hauptamtlichen Nichtakademiker, von der ich besonders zu sprechen habe, vorwiegend Frauen in Volksbüchereien tätig, sodaß diese ausschlaggebend für die Beurteilung der Lage sind.

Es ist mir wenig angenehm, hier die wirtschaftliche Seite unseres Berufs in den Vordergrund rücken zu müssen, aber es ist unvermeidlich, da durch die Neuregelung der Beamtenbesoldung für viele von uns unhaltbare Zustände geschaffen sind.

Es ist eine unbestrittene Ansicht in allen bibliothekarischen Fachkreisen, daß die Arbeit an Volks- und Bildungsbüchereien auf keinen Fall geringer zu werten ist als die an wissenschaftlichen Bibliotheken. Es werden ja auch in der preußischen Diplomprüfung die gleichen Anforderungen für beide Berufsgruppen gestellt. Trotzdem ist es bisher durchaus nicht überall gelungen, eine Gleichstellung in bezug auf die Gehälter zu erreichen.

Da mir die preußischen Verhältnisse die geläufigsten sind, läßt es sich für mich nicht vermeiden, daß ich Preußen als Beispiel heranziehe, sowohl in der Besoldungs- wie in der Vorbereitungsfrage.

So gebe ich zunächst die Gruppeneinteilung an, die durch das Reich und Preußen im Besoldungsgesetze festgelegt ist. Diese Einteilung hat auch für die andern Länder als Vorbild gedient.

Im Reich und in Preußen sind die fachlich ausgebildeten examinierten Kräfte eingruppiert in die Eingangsgruppe VII, Aufrückungsgruppe VIII, außerdem in Preußen in die Beförderungsgruppe IX. (Unberücksichtigt bleiben hier die in Gruppe X eingeordneten aus dem Sekretärberuf hervorgegangenen Ministerialbibliothekare.)

Niedriger eingruppiert sind nur die Bibliotheksexpedienten, nämlich in Gruppe V—VI; doch sind diese keinesfalls mit den im eigentlichen Sinne bibliothekarisch tätigen Beamten vergleichbar. (Ein Gutachten von Geheimrat Paalzow betont ausdrücklich die verschiedene Tätigkeit.)

Die in Vereins-, Industrie- und andern Privatbibliotheken tätigen Frauen lasse ich beiseite, weil sie schlecht zu vergleichen sind. Aber bei den Städten liegen doch alle Voraussetzungen genau wie beim Staat. Die Städte haben sich sogar in ihren Besoldungsordnungen nach dem staatlichen Vorbild gerichtet. Es bestand dabei die Tendenz, die städtischen Beamten möglichst hoch zu gruppieren (bereits im Frieden war die Besoldung in vielen Städten besser als im Staat), sodaß diesem Begehren durch das Sperrgesetz ein Riegel vorgeschoben wurde. Was dabei herauskam, zeigen folgende Zahlen, die nach dem Rundschreiben des Städtetages vom 25. Juli 1922 und ergänzenden Mitteilungen von Mitgliedern des Büchereiverbandes zusammengestellt sind und die nach meinen Informationen leider noch immer ungefähr zutreffend sind. In 57 Städten mit größeren städtischen Bibliotheken haben die Eingangsgruppe

Gr. 3	1	Stadt (wohl ein Irrtum)
4	7	Städte
5	28	
6	10	
7	9	
8	1	
9	1	

Faßt man zusammen, so ergibt sich, daß 45 Städte eine geringere Eingangsstufe bewilligen, als der Staat, das sind 80 %. Nur 9 haben die gleiche Eingangsstufe wie der Staat und 2 eine höhere; in diesen beiden Fällen handelt es sich aber um Bibliotheksleiter, bei denen die Mitarbeiter nach dem Tarif bezahlt werden.

Nun sind in Volksbüchereien nur ein Bruchteil wirklich Beamte, aber der Vergleich mit den staatlichen Angestellten würde nicht besser ausfallen. Da gilt der neue Reichsangestellten-Tarif vom 2. Mai 1924, der auch für Preußen maßgebend sein wird. Da er erst seit 14 Tagen gedruckt vorliegt, wird der neue Tarif wenig bekannt sein und ich gebe daraus alles an, was sich auf die Angestellten in Büchereien bezieht, auch die Stufen des Unterpersonals.

Vergütungsgruppe III: Angestellte mit vorwiegend mechanischer Tätigkeit in Büchereien.

Gruppe IV: Angestellte mit einfacherer Tätigkeit in Büchereien.

Gruppe V: Angestellte bei Büchereien nach mindestens einjähriger Praktikantenzeit außerhalb der vorgeschriebenen Fachausbildung für den mittleren Bibliotheksdienst oder Angestellte mit schwierigerer Tätigkeit zur Hilfsleistung in Büchereien.

Gruppe VI: Angestellte bei Büchereien mit gründlichen Fachkenntnissen im Bibliotheksdienst.

Gruppe VII: Angestellte bei Büchereien mit abgeschlossener Fachausbildung für den mittleren Bibliotheksdienst mit selbständigen Leistungen in der Tätigkeit eines Bibliotheksbeamten der Gruppe VII sowie gleichwertige Kräfte mit entsprechender Tätigkeit.

Gruppe VIII: Angestellte bei Büchereien mit abgeschlossener Fachausbildung für den mittleren Bibliotheksdienst mit selbständigen Leistungen, die sich aus der Gruppe VII herausheben, sowie gleichwertige Kräfte mit entsprechender Tätigkeit.

Hier haben wir das klipp und klar ausgedrückt, was viele ältere Kolleginnen von ihren Besorgnissen befreien kann: Dem Examen wird stets eine gleichwertige Tätigkeit gleichgesetzt.

Gruppe 9 ist nicht aufgeführt, weil man von der berechtigten Voraussetzung ausging, daß bei Anwärtern auf diese Gruppe schon längst eine Überführung ins Beamtenverhältnis stattgefunden haben müsse.

Dieser Tarif ist auch für Privatbüchereien wichtig, weil sich in Anlehnung an ihn eventuell auch dort eine Besserstellung erreichen ließe.

Die Gruppeneinteilung entspricht der der Beamtenordnung. Spätestens im 6. Dienstjahr wird bei allen Gruppen das Anfangsgehalt der entsprechenden Beamten erreicht. In Berlin ist bereits ein städtischer Tarif erschienen, der sich an den staatlichen anlehnt, darin sind aber leider die Bibliotheks-Angestellten nicht erwähnt.

Woran liegt nun die ungleiche Einschätzung an staatlich-wissenschaftlichen und städtischen Volksbüchereien? Hauptsächlich wohl daran, daß die Arbeit der Frauen an Volksbüchereien viel älter ist als die Einführung des Diplomexamens, auch älter als die Bibliotheksschulen. Es gab zunächst überhaupt keine andere Vorbildungsmöglichkeit als eine praktische Ausbildung in der Bücherei selbst, an der später die Anstellung erfolgte. Man hatte mit dieser Methode sehr oft gute Erfolge und blieb teilweise dabei, als die Bibliotheks-Schulen eingerichtet wurden und z. B. die Wolfstiegsche Schule sehr wenig Rücksicht auf die Bedürfnisse der Volksbüchereien nahm. Nach der Einführung des Diplomexamens wurde es nicht besser. Die erste Fassung von 1909 war ganz einseitig auf wissenschaftliche Bibliotheken eingestellt, und erst seit der Neufassung der neuen preußischen Prüfungsordnung von 1916, die das obligatorische Praktikantenjahr für Volksbüchereien einführte, ist die Forderung der Ablegung einer staatlichen Prüfung ziemlich allgemein auch in Volksbüchereien verlangt worden. Anders liegen die Verhältnisse z. B. in Sachsen, wo es diese Schwierigkeiten nicht gegeben hat, weil gleich ein besonderes Examen für Volksbüchereien eingeführt wurde.

Es wird bei der Beurteilung von Seiten der Behörden vollständig übersehen, daß man auf die unbedingte Forderung des Diplom-Examens in Volksbüchereien mehrfach verzichtet hat, nicht weil die Anforderungen an die Prüflinge zu hoch waren, sondern umgekehrt, weil das Wissen, das zum Ablegen des Examens genügte, für unsere Praxis nicht ausreichte, da eben Dinge, die für den Volksbüchereidienst wesentlich sind, in der Prüfung gar nicht berührt wurden.

Dazu kam noch ein zweites: Als der Bibliotheksberuf noch fast unbekannt war, meldeten sich meist reifere Anwärter, die sich gerade für die literarisch-pädagogische Tätigkeit besonders geeignet fühlten und wirklich gute Bildungsgrundlagen mitbrachten. Sie waren oft mit einer ganz geringen Bezahlung zufrieden, weil sie ihre Arbeit mehr als eine „soziale“ ansahen, für die nun einmal wenig Geld vorhanden war. Jetzt dagegen tritt an jedes Schulmädchen bereits die Berufs- und Gelderwerbsfrage heran. Da unser Beruf leider zu den „standesgemäßen“ gehört, würde, ganz abgesehen von allem andern, ein unglaubliches Überangebot eintreten, wenn man heute nicht die Ablegung des Examens verlangte und durch die Forderungen, die an die Kenntnisse gestellt werden, von vornherein eine Siebung stattfände. Es ist bei uns genau wie bei der Lehrerin. In früherer Zeit gab es kein Examen. Nur dadurch, daß die Prüfung Vorschrift wurde, hat sie es fertig gebracht, daß der Beruf anerkannt und wirtschaftlich seiner Bedeutung gemäß eingeschätzt wurde.

So ungerecht es wäre, wenn die älteren Kolleginnen mit langjähriger Praxis (natürlich nur solche, die im Beruf wirklich etwas leisten) nicht mit denen gleichgestellt würden, die eine staatliche Prüfung abgelegt haben, ebenso kurzsichtig wäre es, wenn nicht in allen Büchereien jetzt unbedingt die Forderung des Diplom-Examens aufgestellt würde. Dann ergäbe sich auch die richtige Eingruppierung automatisch: Eingangsgruppe 7, Aufrückungsstufe 8, gehobene Stellung 9.

Wesentlich ist für uns natürlich, daß der Verband dafür eintritt, daß die jetzt bestehenden preußischen Prüfungsvorschriften geändert und die Examensanforderungen so gestellt werden, daß sie den besonderen bildungspfleglichen Zwecken, die unsere Arbeit verfolgt, durchweg entsprechen.

Die falsche Eingruppierung ist nicht nur eine wirtschaftliche Angelegenheit, die für die Betroffenen recht unangenehm ist, sondern es ergeben sich auch in dienstlicher Beziehung allerhand unliebsame Folgen. In kleineren Büchereien wird die verantwortliche Bibliothekarin häufig irgend einem mittleren Bürobeamten unterstellt, der durch seine Anordnungen unter Umständen die ganze Bildungsarbeit hemmen kann.

Was nun die Vorbildungsfrage betrifft, so ist es ja bekannt, wie verschieden die Examensvorschriften für die einzelnen Länder sind, man muß deshalb immer wieder betonen, wie wichtig eine einheitliche Regelung für das ganze Reich ist. Vor allem hat sich gezeigt, daß das Lyzeum nicht die geeignete Schulgrundlage für den Bibliotheksberuf bilden kann. Es muß unter allen Umständen eine Schule besucht werden, die mit dem Abiturium schließt. Die Neuregelung des Mädchenschulwesens ist ja im Gang, und es wird bald in jeder Stadt mittlerer Größe die Möglichkeit zum Besuch einer solchen Schule gegeben sein. Dafür kann die bibliothekarische Ausbildungszeit, die bisher 4 Jahre betrug, herabgesetzt werden. Soweit gehen die Wünsche der Kolleginnen an Volks- und wissenschaftlichen Bibliotheken zusammen, dann teilen sich aber die Meinungen. Während unser Verband auf seiner letzten Hauptversammlung in Cassel vor 2 Jahren für eine Scheidung des Diplom-Examens in eine Prüfung für Volksbüchereien und für wissenschaftliche Bibliotheken eintrat*), wurde bei der kürzlich in Berlin abgehaltenen Hauptversammlung des Reichsverbandes deutscher Bibliotheksbeamten (bei der allerdings vorwiegend mittlere Beamte aus wissenschaftlichen Bibliotheken anwesend waren) stürmisch die Beibehaltung des gemeinsamen Examens gefordert. Man fürchtete, die Anstellungsmöglichkeiten könnten zu sehr verkürzt werden. Ich selbst hege diese Befürchtung nicht. Es muß nur die Möglichkeit gegeben sein, ohne sehr großen Zeitverlust (etwa nach einer halbjährigen Praktikantenzeit) ein Zusatzexamen für die andere Bibliotheksart ablegen zu können. Dabei muß es gleich sein, welche Prüfung zuerst bestanden ist, ja es muß auch möglich sein, beide Examina unmittelbar hintereinander abzulegen, natürlich nur nach einer Praktikantenzeit in beiden Bibliotheksarten.

Die zweijährige Vorbereitungszeit müßte in ein Praktikantenjahr und in ein Jahr theoretischer Ausbildung zerfallen, und zwar muß unbedingt die praktische Arbeit der theoretischen vorangehen. Die theoretische Ausbildung erfolgt am zweckmäßigsten in einer Bibliotheksschule. Wie schlimm es ist, wenn diese fehlt, hat die ganze letzte Zeit seit der Schließung der Berliner Schule zur Genüge gezeigt. Es fehlte den meisten nicht nur eine systematische Zusammenfassung der bibliothekarischen Fachwissenschaft und der verschiedenen Bibliothekssysteme, sondern auch jede planmäßige Ausbildung in der Buchkritik und Bücherkunde, soweit sie über die allgemeine Literaturgeschichte oder den Bestand einer Einzelbücherei hinaus für den Volksbildungsberuf notwendig ist. Alles dieses im Rahmen des Praktikantenjahres zu geben wird niemals möglich sein, ohne die Bibliotheksleiter ungebührlich zu überlasten. Allen theoretischen Unterricht halbjährigen Einpaukkursen zu überlassen, bedeutet eine Verflachung, die für unseren Beruf untragbar ist.

---

*) siehe Jahrg. 2 dieser Zeitschr., S. 160 ff.

Ein paar Worte noch über die Aussichten in unserm Beruf. Vom Personalabbau haben wir bereits gehört, daß er wohl einzelne Bibliotheken, aber nicht die Volksbüchereien im allgemeinen hart getroffen hat. Immerhin ist eine Anzahl Kolleginnen von Volksbüchereien abgebaut worden und hat bisher noch nicht anderweitig Beschäftigung finden können. Dazu kommen die abgebauten Beamten und Angestellten von den wissenschaftlichen Bibliotheken und die vielen, die in Buchhandel, Industrie, Banken u. dergl. vorübergehend beschäftigt waren und jetzt entlassen worden sind, sodaß die Zahl der Stellensuchenden größer ist als je. Freie Stellen werden dagegen z. Zt. so gut wie gar nicht gemeldet, und schlecht bezahlte Vertretungsstellen auf kurze Zeit werden nicht gern angenommen. So scheint es schlimm um die Zukunft unseres Berufs zu stehen. Trotzdem bin ich der Meinung, daß wir die schwerste Zeit überstanden haben, und daß wir nicht das Recht haben, jungen Leuten, die ihrer ganzen Veranlagung und Einstellung nach die besten Vorbedingungen für unsern Beruf mitbringen, davon abzuraten, ihn zu ergreifen. Bis sie mit ihrer Ausbildung fertig sind, können längst bessere Zeiten eingetreten sein. Für die Volksbüchereien bedeutet es eine Lebensnotwendigkeit, daß die Ausbildung von hochwertigem Personal nicht unterbrochen wird.

So wie die Verhältnisse jetzt liegen, verlieren wir sowieso schon einen Teil des strebsamen Nachwuchses wegen der besseren Bezahlung an die wissenschaftlichen Bibliotheken. Ich richte die Bitte an den Verband, er möge ein Gutachten ausarbeiten, das die richtige Eingruppierung fordert und begründet. Es müßte in der Form so gehalten sein, daß es von allen beteiligten Kolleginnen ihren Eingaben an die Behörden beigelegt werden könnte."

In der Diskussion wurde betont, wie wichtig es sei, daß für die Ausbildungs- und Eingruppierungsfragen eine Einheitlichkeit für das ganze Reich erlangt werde. In diesem Sinne müsse der Verband wirken. Für diese Aufgabe solle ein besonderer Ausschuß eingesetzt werden*).

Zum Schluß wurde das Arbeitsprogramm des Verbandes für die nächsten Jahre aufgestellt. Hauptaufgabe bleibt das Berichtswesen im weitesten Sinne. Die erste Arbeit soll sein die Schaffung eines Jahrbuches der Volksbüchereien ähnlich dem Verzeichnis von Bennata Otten (1910) und dem Jahrbuch der wissenschaftlichen Bibliotheken. Besondere Beachtung soll dem bibliothekarischen Personal gelten. Das Auskunftswesen und die Stellenvermittlung sollen weiter ausgebaut werden. Daneben soll die Aufstellung eines volksbibliothekarischen Archives ins Auge gefaßt werden, das außer den Jahresberichten usw. auch die volksbibliothekarische Literatur möglichst vollständig zu sammeln und zunächst wenigstens bibliographisch zugänglich zu machen hätte.

Neue Aufgaben der Büchereiarbeit.

Im Juniheft von „Bogens Verden" ist unter dem Titel „Nye Biblioteksopgaver" der erste Teil eines Vortrags von dem Kopenhagener Bibliothekar Jens Pedersen erschienen, der auch für uns in Deutschland so viel Bedeutung hat, daß wir ihn an dieser Stelle fast ungekürzt abdrucken. Die behandelte Frage wird auf der Jahreszusammenkunft der dänischen Bibliothekare in Svendborg am 8./9. August eingehender beraten werden, wo Pedersen einen weiteren Vortrag halten wird. Schon jetzt sind auch die Verleger so interessiert, daß man hofft, dann alsbald mit der praktischen Arbeit beginnen zu können.

---

*) Wie den Mitgliedern des Verbandes bereits mitgeteilt wurde, ist ein besonderer „Ausschuß für die Interessen der bibliothekarisch tätigen Frauen" bereits mit der Aufstellung eines solchen Gutachtens beschäftigt, das in kurzem durch die Geschäftsstelle des Verbandes zu beziehen sein wird. Homann.

Es ist nicht schwer, von unseren deutschen Verhältnissen aus Kritik an der Arbeit zu üben, an der übermäßig rationalen Auffassung der Bildung in Dänemark, die sich auch hierin wieder deutlich ausspricht. Doch dürfte es wertvoller sein, den Anregungen für Deutschland nachzugehen, auch wenn bei uns die Verwirklichung viel größeren Schwierigkeiten begegnen würde als in dem kleinen Dänemark.

Über die Verhältnisse in Deutschland spricht Pedersen im letzten Absatz. Wir haben diesen gekürzt, da über deutsche Versuche und Pläne später besonders und aus erster Hand berichtet werden wird.

Zur Frage der Übersetzungen, die ja sowohl auf wissenschaftlichem wie auf schönliterarischem Gebiet von Bedeutung ist, gedenken wir in einem der nächsten Hefte ein praktisches Besipiel zu bringen.

J. Langfeldt d. J. (Flensburg).

Pedersen führt aus:

Die neuzeitliche Volksbücherei hat sich im letzten Menschenalter stark entwickelt und ist ein Kulturfaktor von hohem Wert geworden; doch ist ihre Bedeutung noch bei weitem nicht groß genug — nicht nur, weil die Aufgaben, die man ihr jetzt gibt, nicht ganz zufriedenstellend gelöst werden, (vor allem infolge mangelhafter Büchereiräume, mangelhafter Personaldurchbildung und Versagens der Zusammenarbeit zwischen den Büchereien), sondern auch und vorzüglich deshalb, weil ihr Arbeitsfeld bisher zu begrenzt gewesen ist. Der Stand der Bibliothekare hat die Zusammenarbeit mit anderen Kulturfaktoren versäumt, dem Buchhandel, der Schule, der Vortragswirksamkeit und den „Arbeitsgemeinschaften" (vgl. Jg. 3 dieser Zeitschr. S. 135 ff.). Hier finden sich Aufgaben, die wir die Verpflichtung haben, aufzunehmen, und die zu lösen wir imstande sind, Aufgaben, nach deren Lösung Wirkungsradius und Wirkungsvermögen der Büchereien erst ihre natürliche Reichweite erhalten.

Amerika ist unser Lehrmeister gewesen auf dem Gebiet der Volksbüchereien, und von Amerika sind uns die Aufgaben für die Büchereiarbeit gestellt; sie heißen in ihrer kürzesten Form: das rechte Buch für den rechten Mann im rechten Augenblick. Dieser Lehrsatz, der fast zur mißbrauchten Phrase geworden ist, ist sicher richtig, er ist nur mißverstanden sowohl auf dieser wie auf jener Seite des Ozeans, indem man unter „dem rechten Buch" das „bestgeeignete" von den Büchern verstanden hat, die sich auf dem Büchermarkt finden; man hat nicht die Verpflichtung gefühlt, das rechte Buch selber hervorzurufen; und den „rechten Mann" hat man als eine heilige, unverletzliche Person angesehen, an die man nicht rühren dürfe, weshalb man das oft minder gute Buch für ihn gewählt hat, das zu dem Horizont des Mannes paßte, und man hat nichts getan, um den Leser selber zu dem ganz guten, „dem rechten Buch" zu heben. Man hat mit andern Worten sich darauf beschränkt, den vorhandenen Bücherschatz zu verwalten, hat es dem Buchverlag überlassen, diesen zu erhalten und zu vermehren; und der Schule und den Vortragsvereinigungen hat man es überlassen, die Menschenmassen zu verwalten, sie auszubilden und sie zu erziehen. Genügende Zusammenarbeit ist nicht zustandegekommen.

Die Aufmerksamkeit der Bibliothekare ist wesentlich auf die vorhandene Literatur gerichtet gewesen. Wir haben versucht, sie so übersichtlich und zugänglich wie möglich zu machen; aber wir haben sehr wenig getan, fehlende Bücher hervorzulocken und den Büchermarkt in jeder Richtung ausreichend zu gestalten. Mit Bedauern haben wir zugesehen, wie das eine gute Buch nach dem andern ausverkauft wurde und nicht mehr beschafft werden konnte; mit Erstaunen haben wir zugesehen, wie zufällig die Übersetzungsliteratur zustande kommt: gleichgültige Bücher werden mitunter sofort übersetzt, während wichtige Werke Jahre lang warten müssen; mit Achselzucken haben wir oft den Lesern gegenüber beklagt, daß immer noch nicht Bücher über diesen oder jenen Gegenstand geschrieben seien; und ohne starken Protest haben wir in den Kriegsjahren uns darin finden müssen, daß die Ausstattung der Bücher im allgemeinen immer weniger befriedigend ausfiel, während gleichzeitig die Verleger gleich-

gültige und überflüssige bibliophile Bücher und Luxusausgaben hintereinander herausbrachten. Es ist von mehreren Antiquariaten und Bibliothekaren kürzlich betont worden, daß wir z. Zt. etwa 300 ausverkaufter Bücher hart entbehren. Nach der verhältnismäßig guten Bücherernte der letzten paar Jahre ist diese Zahl vielleicht etwas zu hoch; aber selbst wenn man nur damit rechnet, daß 200 Bücher vermißt werden, so ist es doch eine erschreckend hohe Zahl für dänische Verhältnisse, und die „Lücken" in der Literatur, die nichtbehandelten Gegenstände, erhöhen die Zahl der fehlenden Bücher sehr.

Es ist einleuchtend, daß wir eine ernste Verpflichtung haben, diese Verhältnisse zu ändern, und ohne Zweifel ist der Zeitpunkt da, die Sache anzupacken und etwas zu erreichen. Wir konnten es schwerlich vor 10 bis 15 Jahren, weil der Buchhandel ursprünglich sehr übelwollend der Volksbüchereisache gegenüber stand und der Meinung war, sie sei ein Schade für den Bücherverkauf; in den letzten Jahren hat sich das Verhältnis geändert, man hat eingesehen, daß gerade das Gegenteil der Fall ist: das stärkere Lesen in den Büchereien und durch diese fördert den Verkauf. Man hat daher angefangen, mit freundlicheren Augen auf uns zu sehen, und bekennt sich allmählich zu der Auffassung, daß der Bibliothekar der natürliche Ratgeber für den Verlag ist, weshalb man in wachsendem Maße Rat und Anleitung bei ihm sucht, wenn es sich darum handelt, neue Ausgaben zu veranstalten und wenn etwas Neues versucht werden soll, wie z. B. die Buchausstellung 1922, Hasselbachs Bibliothekseinband und der Sachzettelkatalog für den neuen „Frem" bei Gyldendal, wo man im Herbst auch damit anfangen will, den Bibliothekseinband herzustellen. Die Verleger haben also damit angefangen, den Rat der Bibliothekare einzuholen und haben wiederholt auf anderen Gebieten mit ihnen zusammengearbeitet: bei Ausstellungen, literarischen Vorträgen und bei der Ausgabe von Zeitschriften. „Den Nye Literatur" ist die Frucht einer solchen Zusammenarbeit*). Wie die Verleger sich nun auch langsam klar werden, daß sie in den Bibliotheken gute Absatzmärkte haben, auf die sie Rücksicht nehmen müssen, zeigen außer den Bibliothekseinbänden die Zufügung der Klassenbezeichnung und der Sacheinteilung nach dem Dezimalsystem und mehrere Buchausgaben. Auf die Aufforderung von einzelnen Bibliothekaren hin ist das dänische biographische Handlexikon, eine illustrierte Religionsgeschichte und Juhl „Was soll ich werden?" herausgekommen. Eine Organisation für diese Frage ist allerdings nicht gebildet und die Bestrebungen einzelner Bibliothekare sind mehr darauf gerichtet gewesen, bibliographische und bibliothekstechnische Literatur herauszubringen; doch fehlt uns leider noch immer (obgleich die Bewilligung dazu vorliegt) eins der wichtigsten bibliographischen Werke, nämlich der eigentliche Hand- oder Musterkatalog, den man in Schweden schon herausgegeben hat, wo man sonst weit hinter uns zurück ist.

Es liegen also Beispiele genug vor, daß die Bibliothekare etwas in dieser wichtigen Sache ausrichten können, und es ist seltsam, daß man sich noch nicht um diese Aufgabe gesammelt hat: den Büchermarkt vollständig nach jeder Richtung hin zu gestalten, besonders da die verschiedenen Institutionen und Organisationen hier im Lande sonst in hohem Grade dafür sorgen, die Schriften und Bücher herauszubringen, für die sie Interesse und Verwendung haben. Der Lehrerstand hat vor allem in überwältigendem Maße Lehrbücher für die Schule fabriziert, daß man fast glauben könnte, das Ziel sei gewesen: jedem Lehrer sein Buch für jede einzelne Klasse. Die geschichtlichen Vereinigungen in den verschiedenen Kreisen wissen alles, was nur einen Schimmer von Interesse hat, in ihren Jahrbüchern zu veröffentlichen. Die Arbeitsgemeinschaften sorgen dafür, Grundbücher zu bekommen, wo es an diesen mangelt. Der Schulbüchereiverein gibt in gleicher Weise kleinere Fachschriften heraus für ergänzendes Studium, wo andere passende Literatur nicht vorhanden ist. Und als die letzten neuen

*) Auf dem Gebiet des wissenschaftlichen Bibliothekswesens haben wir auch in Deutschland neuerdings ein glänzendes Beispiel am „Literarischen Zentralblatt". D. Hrsg.

Bestrebungen, durch Zusammenschluß gewünschte Bücher herauszubringen, kann die Zusammenarbeit der sozialen Vereine und der sozial interessierten Institutionen angeführt werden bei der Ausarbeitung einer Literaturauswahl, die dafür sorgen soll, daß Bücher erscheinen über soziale Gegenstände, die bisher nicht zufriedenstellend behandelt sind und einer richtigen Beleuchtung bedürfen. Dieser Ausschuß bestimmt selbst, welche Gegenstände aufgenommen werden sollen, wählt Verfasser und verhandelt mit ihnen über die Abfassung und bespricht schließlich mit dem Verlag die Ausstattung des Buches, Papier und Druck. Andere Organisationen haben also verstanden, welche Bedeutung das Zusammenarbeiten in dieser Frage hat, aber der Stand der Bibliothekare in seiner Gesamtheit und seine Organisation haben es bisher noch nicht, und die einzelnen, die für die Sache arbeiten, können die Frage nicht allein bewältigen. Die Arbeit ist von einem einzelnen nicht zu übersehen, wird leicht einseitig und vor allem kann man als Privatperson nicht mit der nötigen Autorität auftreten; daher muß man sich zusammenschließen. Wir müssen gemeinsam „anheben".

Es ist eine Landesaufgabe, die die besten Kräfte erfordert, und das Richtigste wird sicher sein, daß man einen Bücher-Arbeits-Ausschuß innerhalb „Danmarks Biblioteksforening" bildet. Voraussichtlich kann das bei der Jahreszusammenkunft in Svendborg stattfinden. Der Verein muß die Initiative ergreifen, daß der Ausschuß gebildet werde, und daß die Arbeit in Gang komme. Aber die Aufgabe läßt sich nicht von dem Bibliothekarsstand allein lösen: interessierte Literarhistoriker, Techniker und andere Fachleute müssen entweder diesem Ausschuß angehören oder in naher Fühlung mit ihm stehen. Weiter muß der Ausschuß mit den Literaturvereinigungen zusammenarbeiten, die sich bereits im Lande finden, und gleichzeitig — wegen der Übersetzungen — mit den Bibliothekars-Organisationen im Ausland, wo man in manchen Orten (Deutschland, Holland und Amerika) bereits sehr an der Sache interessiert ist. Schließlich müssen die Pläne im Einvernehmen mit den Verlegern durchgeführt werden; man gelangt in der Zusammenarbeit mit diesen sicher am weitesten, und einige ihrer Vertrauensleute müssen Mitglieder des Ausschusses werden. Sollten die Verleger gegenüber einzelnen Werken versagen, dann hat man die allerbesten Bedingungen, den Kommissionsweg zu benutzen, da man die Größe der Auflage nach dem Verbrauch der Büchereien bestimmen kann.

Durch Briefwechsel über diese Sache mit Kollegen im Auslande habe ich einen starken Eindruck davon erhalten, wie sehr diese Probleme interessieren. Dies gilt sowohl von Deutschland wie von Amerika. „The Committee on Bookbinding of the American Library Association" hat seit 1920 in gutem gegenseitigem Verständnis und in guter Zusammenarbeit mit den Verlegern ausgezeichnete Ergebnisse erzielt, was Buchausstattung und Verlagseinband angeht. Ebenso hat das Committee Rat und Anleitung für kleinere Büchereien gegeben hinsichtlich deren Einbände von Büchern, Heften und Noten.

Es besteht also in Wahrheit viel Interesse für diese Sache, und es ist augenscheinlich leicht, eine organisierte Zusammenarbeit zustande zu bringen, eine Zusammenarbeit, die große Bedeutung erhalten kann für unseren heimatlichen Büchermarkt, und die weit über die Grenzen unseres Landes hinausreichen kann.

Amerikanische Bibliothekspropaganda.

Wir möchten bei der Veröffentlichung dieses Aufsatzes nicht versäumen, warnend darauf hinzuweisen, daß hier zwar nützliche Anregungen geboten werden, darüber nachzudenken, wie die Weltfremdheit, an der viele unserer Büchereien leiden, zu mildern sei, daß aber andererseits in den hier erwähnten Praktiken der scharfe Gegensatz zwischen dem amerika-

nischen und dem deutschen Büchereiideal, zwischen dem Belehrungs- oder Orientierungsideal dort und dem Bildungsideal bei uns besonders deutlich und lehrreich zutage tritt. D. Hrsg.

Hermann Escher, der verdiente Freund unserer deutschen Bibliotheken, hat kürzlich in einem interessanten Büchlein seine Reiseeindrücke aus amerikanischen Bibliotheken niedergelegt und hat Gelegenheit genommen, auch eindringlich auf die amerikanische Bibliothekspropaganda hinzuweisen. Der amerikanische Bibliothekar steht mitten im Leben seines Volkes und möchte seine Bibliothek und vielleicht auch sich selber möglichst als Vordergrundfigur seiner Stadt angesehen wissen. Er fühlt den Zwang, sein Dasein auch seinen Mitbürgern täglich als notwendig zu beweisen, und sieht in der steigenden Frequenz seiner Bibliothek den einzigen Gradmesser für die Nützlichkeit seines Wirkens. Er sucht daher vor allem den Mann von der Straße in die Bibliothek hineinzuziehen, wie der Leiter eines Warenhauses, er allerdings in dem Gedanken aliquid boni haeret. So haben die amerikanischen Bibliothekare vortreffliches für die Bildung ihres Volkes geleistet.

Kürzlich übersandte nun John Cotton Dana, der Leiter der Newark Public Library, Newark N. J. und langjährige Vorsitzende der A. L. A. dem Bibliotheksausschuß der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft eine kleine Auslese von Propaganda-Material seiner Bibliothek, über welches einige Zeilen interessieren dürften. J. C. Dana ist ein selfmademan bester Sorte, der erst nach mannigfachen Versuchen auf anderen Gebieten des Lebens als Farmer, als Prediger usw. seinen eigentlichen Beruf fand, und hier Bahnbrechendes leistete. Er ist ein Mann von einer starken Aktivitas und hat es verstanden, die größte Business-Library (Bücherei des Geschäftsmannes) der Vereinigten Staaten zu schaffen. „Ich wußte nicht ein Ding vom Bibliothekswesen, als ich Bibliothekar der New Denver Library wurde", sagt er selber, „aber bald fand ich es heraus. Ich hatte selber einige Ideen und studierte das ganze Bibliothekswesen so hart wie möglich. Die „Library-Idea" faßte mich unverzüglich. Aber ich war mit der damaligen Theorie und Praxis nicht einverstanden". Und das erste, was Dana machte, war die Zulassung des Publikums zu den Magazin-Räumen — damals noch von allen amerikanischen Bibliothekaren perhorresciert — und das zweite, nachdem er inzwischen nach Newark übergesiedelt war, die Gründung einer Business-Branch-Library (Zweigstelle der „Bücherei des Geschäftsmannes") im Geschäftsviertel der Stadt, ein Unternehmen, das ihn mehr als alles andere mit dem Leben der Stadt verknüpfte. Und sein Werk wuchs und erfüllte bald nicht nur die gesamten Räume des Hauses, in dem es untergebracht war, sondern sein Ruf verbreitete sich auch weithin. Seinem Vorbild folgend, hat man auch in England in den letzten Jahren sich mit besonderem Eifer diesem Zweige des Bibliothekswesens zugewandt, während unsere Handelskammerbibliotheken, welche vielleicht immer noch über bessere Bücherbestände verfügen, nur einem beschränkten Kreise zugänglich sind und in vornehmer Ruhe einer wissenschaftlichen Bibliothek warten, bis man ihre Hilfe anruft. Danas Business-Library ist bereit, auf Anfrage mündlich, schriftlich und telefonisch zu antworten. Sie liefert Listen von den Kohlenhändlern in Columbia, gibt Annoncen-Preise der wichtigsten Zeitungen von Bahia in Brasilien in gleicher Weise an, wie sie unbebautes Land in der Nähe der Bahnstrecken in einem bestimmten Staate der Union nachweist, oder prüft, ob sich eine gewisse Landstrecke voraussichtlich für Spargelbau eignet. Das sind einige Beispiele ihrer Tätigkeit. Heute wird diese Bibliothek täglich von 350—400 Personen besucht, nachdem Dana in Zeitschriften und Zeitungen seiner Stadt durch Annoncen und Artikel auf diese Einrichtung hingewiesen hat oder auch den Käufern großer Geschäfte durch Drucksachen von dem Vorhandensein dieser Einrichtung Kenntnis gab. „Wenn Du weißt, wie Du in Büchern und Zeitungen die Information finden kannst, welche Du brauchst, „that is to hold the eel of wisdom by the tail" („dann hast du den Aal des Wissens schon beim Schwanz gepackt"), wie er sich ausdrückt. Und sollte die Bibliothek die gewünschte Aufklärung nicht geben können, so könne sie wenigstens nachweisen, wo man diese

finde. Diese Weisheit, welche auch noch nicht einmal alle unsere Studenten erfaßt haben, verkündet Dana auf Reklamezetteln einem gemischten Publikum, auf Reklamezetteln, auf denen schlagwortmäßig aufgezählt wird, was die Bibliothek alles enthält und leistet. Eine Planskizze auf diesen Handzetteln, welche wie gewöhnliche Reklamezettel auf buntem Papier gedruckt sind, zeigt den Geschäftsleuten gleich, wo sie diese Bibliothek finden.

Ähnliche Reklame wendet Dana für die Hauptbücherei an. Kinder und vielleicht andere naive Bildungsbedürftige sucht er in seine allgemeine Bibliothek hineinzuziehen, indem er kleine Lesezeichen auf hartem Kartonpapier verteilt, welche in kleinem Druck unter der Überschrift: „Was alle Welt kennt" aufzählen:

Athen, das Auge Griechenlands, vor 2500 Jahren die Hauptstadt des klügsten Volkes, das je gelebt hat.

Babylon mit seinen 100 Straßen, die Stadt mit den hängenden Gärten, wo Nebukadnezar lebte — und so durch das Alphabet hindurch bis die Mitteilung kommt, daß die Newark-Library über alle diese Dinge Bücher besitze. Dasselbe Ziel verfolgt die kleine Reklame-Drucksache „Männer, welche allen Kindern bekannt sein sollten", wo nach Aeneas dem Wanderer, Aesop dem Fabulierer die Größten der Weltgeschichte aufmarschieren bis zu Xerxes, dem großen Perser.

An ein anderes Publikum wendet sich das gut gedruckte kleine Handbuch für die leseeifrige Bibliotheksbenutzerin unter dem Titel: Die 1000 besten Novellen, eine Auswahl, die schon in 5. Auflage vorliegt und einer guten Leseratte wohl immerhin für einige Jahre Stoff bietet. „Bücher über Buchdruck" ist der Außentitel einer kleinen Bibliographie aus Anlaß einer Buchausstellung in der Bibliothek vom 6.—12. Februar 1922 durch die Master Printers Association of Newark und den Club of Printing House Craftsman (Innentitel: Printing and Allied Industries. A List of Books and Periodicals). Hier ist dem Bücherverzeichnis das Verzeichnis der Mitglieder der Printers Association angehängt, eine vorzügliche Reklame zugleich für das Gewerbe wie für die Bibliothek. Wir dürfen vermuten, daß Dana auch diesen beiden Verbänden sehr nahe steht und vielleicht bei ihrer Gründung mitgewirkt hat. Ebenso arbeitet Dana mit der chemischen Gesellschaft der Stadt zusammen, indem er eine Sonderliste über die Bestände seiner Bibliothek an Chemie druckte, enthaltend Zeitschriften, allgemeine Nachschlagewerke und Sondergebiete der Chemie, alles mit Angabe der Signatur. Die ihm zur Verfügung stehenden Mittel erlauben es Dana, wichtige Werke auch in mehreren Exemplaren anzuschaffen, um allen Anforderungen gerecht zu werden.

Aber die erzieherische Wirkung der Bibliothek und ihres Leiters erstreckt sich nicht nur auf einzelne Kreise. Dana sucht das Auge seiner Mitbürger auch auf allgemeine Probleme hinzuweisen, dem dient zum Beispiel die Publikation von „Far East Lists" („Listen des fernen Ostens"), von denen bisher 43 erschienen sind, je ein besonderes Gebiet der Kunde Asiens behandelnd: Tibet, Reisen und Entdeckungen; Tibet, Geschichte und Religion; Philosophie und Religion Indiens; usw. Vorzüglich gedruckte Einladungen, die offenbar auch an geeigneten Stellen gratis verteilt wurden, fordern dazu auf, diese ernsten Probleme zu studieren und die Völker des Ostens kennenzulernen und zu verstehen — die Einladungen selber wieder in ihrer schönen Form eine Frucht des Zusammenarbeitens mit den Druckern der Stadt. Es liegen noch einzelne Artikel über die Bedeutung der College-Libraries und anderes bei, welche in großen allgemeinen Revuen der Vereinigten Staaten erschienen sind. Als Schlußstein seiner Reklamearbeit, als Krone des Versuches, den Kontakt mit den Benutzern aufrecht zu erhalten, müssen wir die Gründung einer Zeitschrift „The Library and the Museum therein" ansehen, welche jetzt in der neunten Nummer vorliegt. Die hier beschriebenen Propagandahefte und -blätter sind zu einem Sammelband vereinigt und der Bibliotheca Schwenckiana der Preußischen Staatsbibliothek einverleibt worden. A. Jürgens (Berlin).

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Ernst Zahn.

Zwei Elemente seines Schaffens vor allem machen Zahn zu einem in Volksbüchereien gut und bequem verwendbaren Schriftsteller: das Erzieherische einerseits und die geschickte Stoffgruppierung und spannende Handlungsführung andererseits. Seine erzieherischen Neigungen weiß Zahn meist gut hinter einer packenden Handlung zu verbergen. Im Vorwort zu den „Gesammelten Werken" (Bd. 1, S. XXII)*) gibt er selbst zwar an, daß in seinen Erstlingswerken die Freude am äußeren Geschehnis noch die Hauptsache war, aber gerade in den frühen Werken ist oft ein ausgesprochen lehrhafter Ton angeschlagen. (Unter den späteren Werken sind nur „Die Frauen von Tannò" geradezu als Tendenzwerk zu bezeichnen.) Daneben ist aber auch in diesen frühen Werken Geschehen und Menschenzeichnung schon so anziehend, daß die meisten Leser jenen Mangel nicht bemerken. Die Unterstreichung des fesselnden Stoffes ist aber das einzige Zugeständnis, das Zahn der breiten Masse des Lesepublikums macht. Sonst stellt er seine harten, zähen Bauern, die nach außen streng und bedürfnislos erscheinen, aber reich sind an Gefühlswerten, mit so fanatischer Wahrheitsliebe dar, daß er selten zu einem versöhnenden Ausklang oder dem so beliebten „glücklichen" Ende gelangt. Dadurch wird seine Lesergemeinde doch wieder auf einen bestimmten Kreis eingeschränkt.

Schlicht, ernst, fast nüchtern erzählt Zahn, er bleibt überall der realistische Schilderer, verweilt bei der Schönheit der Wolkenfärbung, bei der erhabenen Großartigkeit seiner Bergwelt mit ebenso viel Ausführlichkeit wie bei ihren trotzigen Bewohnern, die er eng verknüpft mit der Natur, im Kampfe mit den Elementen wie mit ihren Leidenschaften zu zeichnen weiß, ohne sich bei direkter Charakteristik aufzuhalten. Selten wagt er sich über die enge Welt seiner Bauern hinaus. Seine Szenerie ist hauptsächlich im Kanton Uri zu suchen, wo er im Bergdorf Göschenen jahrelang als Bahnhofswirt schaltete. Diese Heimattreue und die zähe Liebe zur Scholle, die ihn selber auszeichnet, läßt er überall in seinen Werken sich wiederspiegeln, und sie ist es wohl auch, die ihn an der spröden Sprache seiner Umgebung, der kurzen Satzbildung, festhalten läßt, die im Dialog mit echt schweizerischen Ausdrücken durchsetzt ist, ohne jedoch Dialekt zu werden.

Die weise Beschränkung Zahns auf die ihm bekannte Umwelt bedingt eine gewisse Einförmigkeit in den Hauptgestalten: herbe, unbeugsame Frauen, die gelegentlich auch starker Leidenschaft fähig sind, in der Regel aber im Verzichten ihre Größe beweisen, und tüchtige, überlegen gütige Männer, die dafür Sorge tragen, daß die bürgerliche Ordnung über ihr Einzelschicksal den Sieg davonträgt. Die Wiederholung dieser Lieblingsfiguren hat auch eine mehrfache Beschäftigung mit ähnlichen Problemen und Konflikten zur Folge: in der kurzen Novelle streift Zahn ein Thema, behandelt es ausführlicher in einer längeren Erzählung, um es dann womöglich zum Stoff für einen Roman zu erweitern, nicht immer mit gutem Gelingen. Seine Stärke ist nicht in den großen Romanen zu suchen, sondern in seinen Novellen, in denen er mitunter auf wenigen Seiten mit glücklichem Griff ein vollendetes Bild zu geben versteht.

Vielleicht hätte Zahn durch die gesunde Bodenständigkeit und die eingehende Versenkung in seine meist ethisch wertvollen Figuren sich zu einem echten Künstlertum erheben können, wenn ihm nicht neben dem Mangel an dichterischer Kraft und Eigenart vor allem das erlösende Moment zu der Tragik seiner Gestalten gefehlt hätte, das bei Gotthelf und Keller, seinen großen

*) Wie fast alle Werke Zahns in Stuttgart bei der Deutschen Verlagsanstalt erschienen.

Landsleuten, so wohltuend wirkt: der Humor. Ohne diese göttliche Mitgabe bleibt er leider nur der fesselnde Schriftsteller, in erster Reihe für den einfachen, nicht verbildeten Leser, der sich noch nicht durch die beliebtesten Tagesgrößen den Geschmack an einfachen, natürlichen Menschen und Geschehnissen verdorben hat.*)

Obwohl Zahn sich keineswegs scheut, sexueller Dinge Erwähnung zu tun, was gelegentlich durch das einfache bäuerliche Milieu bedingt ist, besteht keine Veranlassung zu besonderer Vorsicht bei der Ausgabe an Jugendliche (mit Ausnahme vielleicht von: „Lukas Hochstraßers Haus", „Herrgottsfäden", „Menschen" und „Blancheflur"), — weil Zahn keine schwülen Situationen kennt.

Bei der großen Fülle der Zahnschen Romane und Novellenbände, die in gewissem Sinne alle volkstümlich sind, ist eine Zusammenstellung nach ihrer Eignung für kleine, mittlere und große Büchereien erforderlich.

Für alle Büchereien geeignet:

Das zweite Leben. Eine Erzählung. 1918. 252 S. geb. 4.50.

Zahns bestes und ethisch wertvollstes Werk. Als ein seelisch gereifter Mann verläßt der Held das Zuchthaus, in das er vor 25 Jahren gekommen war, und betritt mit einer Fülle von Menschenliebe die ihm neu geschenkte Welt, und sein zweites Leben beginnt. Wie nun Härte und Unbarmherzigkeit der Menschen dem einmal vom rechten Wege Gewichenen die Rückkehr zum geregelten Leben fast unmöglich machen, das bildet Inhalt und Gehalt der Erzählung.

Die Clari-Marie. Roman. 1904. 302 S. geb. 5.—.

Auch eine Einsame, „die unsichtbar eine schwere Krone trägt, zu lieben und Leid zu tragen", die Hebamme eines hoch über dem Vierwaldstätter See gelegenen kleinen Weilers. Sie geht zwar voll Nächstenliebe in ihrem Beruf auf, aber fanatisch und eigenwillig hält sie am Alten fest und betrachtet ihren begabten Neffen, der sich als Arzt in ihrem Dorf ansiedelt, als ihren Feind. — Diese frühe aber gute Arbeit Zahns eignet sich mit ihrer zum Teil ins Kriminelle streifenden Handlung auch für Leser, die erst für die Bücherei gewonnen werden sollen.

Albin Indergand. Roman. Frauenfeld: Huber 1900. 324 S. geb. 7.70.

In das abgelegene Gebirgsdorf Anderhalden zieht der neue Pfarrer ein mit einem liebenden Herzen für die ganze Gemeinde. Der Sohn eines verrufenen, zum Mörder gewordenen Wilderers fällt ihm auf, und im Gegensatz zu den übrigen Dorfbewohnern nimmt er sich des Knaben an. Albin ist ein freimütiger aber starrköpfiger Charakter, um dessen Seele der Pfarrer erst kämpfen muß. Es gelingt ihm, den Knaben zu einem tüchtigen Menschen zu erziehen, doch verliert er darüber fast das Vertrauen des Dorfes, das den Sohn des Mörders nicht in seiner Mitte dulden will. — Das Werk eignet sich auch für jugendliche Leser, nicht für Kinder.

Helden des Alltags. Ein Novellenbuch. 1905. 451 S. geb. 5.—.
Schattenhalb. Erzählungen aus den Schweizer Bergen. 1903. 387 S. geb. 5.—.
Die da kommen und gehen! Ein Buch von Menschen. 1908. 326 S. geb. 5.—.

Diese drei Novellensammlungen eignen sich etwa gleichmäßig zur Anschaffung für kleine Büchereien. — Die zuletzt genannte Sammlung als Gesamtleistung gehört zu den besten Werken Zahns. Die beiden Hauptnovellen sind:

---

*) Von den vielen Aufsätzen über Zahn und seine Werke seien hier nur die beiden besonders erwähnt, die in der Beurteilung sich am schärfsten widersprechen: Erich Petzet veröffentlichte in den „Blättern für Volksbibliotheken" (Jg. 11, 1910, S. 139 ff.) eine fast kritiklos lobende Besprechung der Werke Zahns, während ein Schweizer, M. Schwab, in der „Frau" (Jg. 18, 1910/11, Heft 2/3) unter dem Titel „Mimili, eine Schweizer Geschichte" Zahn mit Clauren, dem berüchtigten Kitscherzeuger aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts vergleicht in interessanter aber doch wohl nicht ganz gerechter Weise.

„Die Gerechtigkeit der Marianne Denier“ — die aus der freundlichen Ebene stammende, etwas verträumte Marianne folgt als Gattin dem stattlichen älteren Manne in die rauhe Landschaft des Hochgebirges. Schon am Hochzeitstage wird der Mann zum Krüppel. Mit bewundernswerter Energie und Selbstverleugnung übernimmt sie die Arbeit des Mannes und bleibt im Konflikt mit der Neigung zu dessen jüngerem Bruder Siegerin — und: „Die Säge von Mariels“[1]) — mit den Kindern der wohlhabenden Sägebesitzerin spielt der arme Sohn eines Zuchthäuslers, und — das gleiche Motiv wie bei Indergand — das ganze Dorf lehnt sich gegen diesen Verkehr auf. Treu hält die gütige Angelina zu dem Jugendfreund, ihr Mitleid wandelt sich in Liebe, aber das unversöhnliche Dorf führt den Tod des Ausgestoßenen herbei. — Daneben sind die kleinen Skizzen „Requiem“, und „Begegnung“ von einer gewissen Vollendung. — „Schattenhalb“, der früheste der beachtenswerten Novellenbände umfaßt die drei inhaltsschweren Erzählungen „Der Schatten“[2]), „Lentin“ und „Das Muttergöttesli“. Der Kampf von drei starken Charakteren gegen den „Schatten“, der sich entweder durch eigenes Verschulden in den Weg stellt und, wie in der ersten Erzählung, zum tragischen Abschluß führt, oder als Erbteil vom Vater übernommen wird und die dagegen ankämpfenden Kinder vom eigenen Glück ausschließt. — „Helden des Alltags“: In der Haupterzählung „Verena Stadler“[3]) rollt sich ein ergreifendes Frauenschicksal, mit konsequenter Realistik geschildert, auf wenigen hundert Seiten ab. Auch die kleineren Erzählungen „Der Geiger“, „Das Leni“, „Wie dem Kaplan Longinus die Welt aufging“, „Der Geiß-Christeli“ gehören zu den bestgelungenen[4]).

Für mittlere Büchereien:

Herrgottsfäden. Roman. 1901. 333 S. geb. 5.—.

Die Anschaffung dieses, wie auch des folgenden Bandes empfiehlt sich weniger wegen seines künstlerischen Wertes, als wegen seines sehr fesselnden Unterhaltungsstoffes. Er weist eine einfache Handlung auf: den Kampf zwischen zwei unversöhnlichen Starrköpfen, dem begüterten Hofbauern und seinem ärmsten Knecht, dem er seine Tochter verweigert, obwohl sie schon ein Kind des Knechtes unter ihrem Herzen trägt. Eiserner Fleiß, zähe Energie und kaufmännisches Geschick bringen nach Jahren den Knecht als angesehenen Steinbruchbesitzer wieder in sein Heimatdorf, wo er nun Rache an seinem Feinde nehmen kann.

Erni Behaim. Ein Schweizer Roman aus dem 15. Jahrhundert. 1898. 377 S. geb. 5.—.

In diesem leicht historisch gehaltenen Roman, der im Aufbau mißglückt ist, wendet sich Zahn mit dem ernsten Problem und durch die Vertiefung der Hauptcharaktere auch an das psychologische Interesse der Leser. Der kräuterkundige Erni Behaim gibt der Bitte seiner über alles geliebten Mutter nach und befreit sie von schwerem unheilbarem Siechtum durch einen Tropfen Gift. Aber furchtbare Selbstvorwürfe zerfleischen ihn, treiben ihn ins Kloster, in den Krieg, in die Einsamkeit, bis er schließlich doch in der Heimat seine Ruhe findet.

[1]) Einzeln als Bd. 40 der Rhein. Hausbücherei erschienen 1911. (vergr.).

[2]) Einzeln als Bd. 43 der Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung erschienen, mit einer eingehenden Würdigung der bis 1911 erschienenen Werke Zahns von Richard M. Meyer. 157 S. geb. 1.50, Hlw. 2.—.

[3]) Einzeln erschienen als Bd. 16 der Rhein. Hausbücherei. 1906. (vergr.) und in Kürschners Bücherschatz Nr. 1149. 0.20.

[4]) „Vier Erzählungen“ (aus „Helden des Alltags“) gab der Nürnberger Jugendschriftenausschuß 1907 im Verlag der Deutschen Verlagsanstalt heraus. 91 S. kart. 1.60. Einen zweiten Band dazu bilden die „Erzählungen aus den Bergen“, ebenda 1912. 130 S. kart. 2.—. Inhalt: „Der Unglückssenn“ (aus „Die da kommen und gehen“), „Wie Sepp und Pepp den Himmel finden“ (aus „Firnwind“), und „Der Mondstrahl“ (aus „Was das Leben zerbricht“).

Lukas Hochstraßers Haus. Roman. 1907. 309 S. geb. 5.—.

Dieser Weinbauern- und Familienroman ist eigentlich ohne Problem, aber ernst, schwer, fast monumental, ein in sich geschlossenes Werk. Der Tod von Lukas Frau, mit dem das Buch einsetzt, gibt diesem das Gefühl, daß ein neuer Zeitabschnitt für ihn beginne. „Und Stolz schwellte ihm die Brust, daß aus seinem Blut gleichsam Ströme nach allen Seiten flössen, seine Kraft in zehn junge Arme übergeflossen sei, die jetzt arbeiten mußten, er brauche nur zuzusehen, was sie ausrichteten." Aber bald entdeckt der Vater ein Versagen bei dem einen und dem andern seiner Kinder, die aus kleinlichen Gesichtspunkten heraus handeln. Schmerzlich berührt, aber starken Herzens nimmt Lukas wieder die Führung des Weingutes allein in die Hand. Er fühlt sich noch als den Quell, aus dem die Jungen ihre Stärke schöpfen sollen, aber seine so anders gearteten Söhne zerbrechen am Leben. Auch seiner Tochter, die sich in ihre Tugend fast wie in ein Laster verbeißt, fehlt das Verständnis für die Größe ihres Vaters. Erst in seiner Schwiegertochter, die er, als sie vom eigenen Sohn als Braut vergewaltigt wurde, mit dem Sprößling in sein Haus genommen hat, findet Lukas die Liebe und das Vertrauen, das er verdient. In dem Enkel soll sich die biedere Tüchtigkeit und die Lauterkeit des großväterlichen Charakters erweisen.

Lotte Eßlingers Wille und Weg. Eine Erzählung. 1919. 290 S. geb. 5.—.

Lotte Eßlinger, die feinsinnige musikalische Tochter aus verarmtem Patrizierhause entschließt sich, die Werbung eines begüterten Weinhändlers, eines lebensfrohen starken Mannes anzunehmen; die Neigung zu ihrem ganz anders gearteten Jugendfreund glaubt sie überwunden zu haben. In der Ehe bieten ihr die Kinder, denen sie sich ganz widmet, Ersatz für alles, was ihr bei dem Gatten fehlt, für den Austausch zusammenklingender Seelen. Erst als die Kinder erwachsen sind, tritt der Jugendfreund wieder in ihr Leben, aber bald muß sie wählen zwischem ihm und den Kindern, die ohne sie sich ganz zu verlieren beginnen. Die Erkenntnis, daß die Kinder sie brauchen, läßt sie starken Herzens auf eigenes Glück verzichten. — Zahns Erzählungskunst ist hier auf der Höhe, er streift das Immenseemotiv, läuft aber nicht Gefahr, bei allen Zartheit in den seelischen Verwicklungen sich in Gefühlsschwärmerei zu verlieren.

Firnwind. Neue Erzählungen. 1906. 332 S. geb. 5.—.
Was das Leben zerbricht. Ein Buch. 1912. 451 S. geb. 5.50.

In beiden Sammlungen gelingt es Zahn, einige der Themen, mit denen er sich gern beschäftigt, in kleinerem Rahmen in einer gewissen Vollendung zu gestalten. Keine Brücke scheint ihm in der Ehe von den Söhnen aus alten vornehmen Patrizierhäusern zu den Töchtern aus den behaglichen Stuben der lärmenden Bauern und schwatzenden Bürger zu führen („Keine Brücke"[1]) in „Firnwind" und „Die stillen Gewalten" in „Was das Leben zerbricht"). Firnwind enthält noch vier eindrucksvolle Novellen, in denen Zahn bemüht ist, den harten Sinn seiner Landsleute mit dem frostigen rauhen Bergwind, der ihre Hütten umbraust, zu erklären. „Stephan der Schmied"[2]) und „Die Mutter"[3]), zwei Meistererzählungen von erschütternder Tragik, „Wie Sepp und Pepp den Himmel finden" und „Wie es in Brenzikon menschelte" entbehren in ihrer schlichten Einfalt auch nicht eines gewissen Humors mit der Träne im Auge.

Ganz ein Buch, das von stillen und verborgenen Tränen redet, ist die Sammlung „Was das Leben zerbricht". In den Novellen „Mondstrahl", „Eine Partie Billard", „Der Witwer", „Rosen" zeigt Zahn seine Kunst, auf wenigen Seiten einen Ausschnitt aus dem Leben

---

[1]) Einzeln in Kürschners Bücherschatz Nr. 1262. 78 S.
[2]) Einzeln in Reclams Univ.-Bibl. Nr. 6081/82. 1919. 151 S.
[3]) Einzeln erschienen als Heft 20 der Volksbücher der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. (vergr.)

zu geben, während die Erzählungen „Die stillen Gewalten“ und „Das Leben der Salome Zeller“ zu längerem Verweilen bei den in ihnen aufgerollten Problemen anregen.

Für die große Bücherei, die mit ihrem unbegrenzten Leserkreis nicht ängstlich zu rechnen braucht, ob die Bücher sich für jeden Leser eignen, kommen noch weitere Romane und Novellenbände Zahns in Frage. Sie wenden sich an Leser, die für nachdenkliche Bücher zu haben sind, auch wenn die geschilderten Charaktere nicht ganz überzeugend sind und die aufgeworfenen Fragen zu keiner reinen Lösung führen.

Einsamkeit. Roman. 1909. 353 S. geb. 5.—.

Hier wird die Frage gestellt: Hat der mit warmem aufgeschlossenem Herzen seiner Gemeinde entgegenkommende junge Pfarrer Recht oder seine hochmütige gefühlsstarre Mutter aus altem Patriziergeschlecht, die den Menschen mißtraut und es ungern sieht, wie ihr Sohn Liebe und Vertrauen verschwendet? Zahn läßt den jungen Pfarrer nach schweren Enttäuschungen den Kampf aufgeben und sich in die Einsamkeit zurückziehen, nachdem er auch seine Braut hat freigeben müssen. Das junge Mirrlein sei besonders erwähnt, als das lieblichste Frauenbild, das Zahn geschaffen hat.

Nacht. Eine Erzählung. 1917. 244 S. geb. 4.50.

Die Erzählung ist reifer und in sich geschlossener. Sie führt in die Patrizierhäuser einer Kleinstadt. Für die Heldin scheint neben der körperlichen Blindheit auch die Nacht der Enttäuschung bevorzustehen, doch endet die Erzählung mit dem Ausblick, daß des Gatten abirrendes Herz sich wieder der vertrauenden Herzensgüte seiner blinden Frau zuwenden wird.

Die Liebe des Severin Imboden. Roman. 1916. 336 S. geb. 5.—.

Severin geht an der dämonischen Gewalt der Liebe zu Grunde. Kaum ist er erwachsen, da verwirrt ihn ein Übermaß von Liebe für die Enkelin eines italienischen Schäfers, der auf dem Gute seines Vaters bedienstet lebt. Er verlobt sich dann mit einem schönen edlen Mädchen, das aus seinen Kreisen stammt, schwankt lange zwischen beiden, kann nicht die Kraft zur Treue finden und verliert schließlich beide. Damit ist ihm jeder Halt genommen, und er verbrennt in sich selber.

Jonas Truttmann. Roman. 1921. 431 S. geb. 5.50.

Die nahezu quälende Geschichte eines Krüppels. Durch starken Willen und Intelligenz erringt Jonas viele Erfolge, gewinnt die Leitung des Familiengutes, ja sogar das geliebte Mädchen wird seine Frau. Doch ein boshafter Bruder weckt das Mißtrauen in ihm, das, einmal aufgetaucht, sein Herz gegen alles verhärtet, auch gegen Weib und Kind, und ihn bald zum Menschenhasser und Geizhals macht. Es ist Zahn gelungen, die Härte und Unerbittlichkeit in Jonas Truttmann durch das Verschulden seiner Familie zu erklären, aber die Beschäftigung mit diesem unversöhnlichen Charakter durch ein ganzes Buch wirkt unerfreulich.

Der Apotheker von Klein-Weltwil. Ein Roman. 1913. 396 S. geb. 5.—.

Der Gesamteindruck dieses Buches ist ebensowenig erfreulich trotz mancher gut gezeichneten Haupt- und Nebenfiguren. Der Titelheld, Apotheker und Weltreisender, der für einige Jahre in eine Kleinstadt verschlagen ist, besitzt die Gabe, jedem Menschen ins Herz zu sehen. Er forscht nach ihren Seelennöten, und da er selbst ein Verneiner ist, sieht er neben seelischer Schönheit mit scharfem Auge die Schlacken im Handeln und Denken der Menschen und — was meist verhängnisvoll wird — scheut sich nicht, ihre ihnen selbst oft noch verborgenen bösen und neidischen Gedanken zu sagen. Unbefriedigt, wenn auch interessiert, legt man das Buch aus der Hand.

Menschen. Neue Erzählungen. 1900. 408 S. geb. 5.—.
Uraltes Lied! Erzählungen. 1914. 458 S. geb. 5.50.
Der sinkende Tag. Sechs Erzählungen. 1920. 325 S. geb. 5.—.
Licht. Sechs kleine Novellen. 1922. 201 S. geb. 3.50.

In diesen vier Novellenbänden ist Zahn wieder der gütige Menschenschilderer, dem man die Bevorzugung der starken Naturen anmerkt, die stolz und groß auch unter der Last des Lebens bleiben.

Im „uralten Lied vom Leben und Lieben" ist die Schlußnovelle „Die Rechnung des Josef Infanger" wohl am besten durchgeführt. Der „Gerngroß"*) wird mit seinem kriminellen Einschlag wohl manchen Leser fesseln, zeigt aber gewisse Schwächen in der Motivierung.

„Der sinkende Tag" ist dichterischer als frühere Bücher. Über die Erzählungen ist ein stilles Entsagen gebreitet, „wie das Abschiednehmen von einem schönen Tage, den die Abendsonne noch einmal mit erhöhtem Glanz vergoldet, kurz bevor sie versinkt", wie Zahn selbst es im „Hause des Witwers" ausdrückt. Leicht historisch gehalten sind „Die Reitstunde" und „Der Fechter".

„Licht" ist die zuletzt erschienene Sammlung. Es ist die Frauenliebe, die das Licht in das Leben der Menschen trägt. Nur die erste der Novellen „Der Förderkorb" zeigt eine gewisse fast mit Humor verbundene Frische, über den anderen liegt die Schwermut eines Zurückblickens auf eine glücklichere vergangene Zeit, die Jugend.

Blancheflur. Roman. 1923. 258 S. geb. 5.—.

Was Zahn schon in der Erzählung „Liberi" (Uraltes Lied), im „Witwer" (Was das Leben zerbricht) und in „Im Hause des Witwers" (Der sinkende Tag) beschäftigte, die Liebe des älteren Mannes zu dem jungen, eben erblühten Mädchen, wird zum Hauptthema dieses seines letzten Romans. Aber die Ausführlichkeit der Darstellung ist für Zahn gefährlich geworden. Das Interesse des Lesers für den durch Liebe und Wohlleben übersättigten Baron und seine ihm auf dem Totenbette zugeführte junge Geliebte erlahmt bald. Außerdem bemerkt man in diesem Roman einen Rückschritt ins Alltägliche, trotz der Zeitlosigkeit, in die Zahn ihn zu stellen bemüht ist, und eine Lässigkeit im Stil, wie sie bei Vielschreibern oft üblich ist, vor der aber Zahn sich sonst bewahrt hat.

Schweizer. (Zellenbücherei Nr. 6) Leipzig: Dürr & Weber 1920. 81 S. geb. 1.50.

Enthält einige treffliche Schilderungen charakteristischer Typen seiner Schweizer Landsleute, wie: Der „Wildheuer", der „Schütze", die „Saaltochter" u. a. m.

Abzuraten ist die Anschaffung der zu unbedeutenden Jugendwerke: „Kämpfe", Erzählung (1893) und „Bergvolk", drei Novellen (1896), sowie des Tendenzromans „Die Frauen von Tannò" (1911) (die weiblichen Dorfbewohner sollen von dem jugendlichen Lehrer zum Verzicht auf die Ehe geführt werden, weil ihre männlichen Nachkommen der tödlichen Bluterkrankheit verfallen sind) und der im Kriege erschienenen Sammlung „Einmal muß wieder Friede werden", Erzählungen und Verse, 1916, 199 S. — Die Gedichte 1910; Bergland, 4 Dichtungen 1917 und Dramen Zahns (Sabine Rennerin, Schauspiel 1899 und Johannes A Pro, Schauspiel 1919) sind als unwesentlich für Büchereien nicht berücksichtigt, ebenso die in der Schweiz erschienenen frühen Werke (Neue Bergnovellen 1899, Der Jodelbub 1900, beide Frauenfeld: Huber).

*) Einzeln erschienen bei Rippel in Hagen. (Rippels Hausbücher 24) 1918. 104 S. geb. 1.50.

Die „Gesammelten Werke“, I. Serie in 10 Bänden (Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt 1909) Ill. Ausg. Neue Aufl. (1920). Hlw. 37.50, enthalten folgendes: 1. Erni Behaim. — 2. Bergvolk. — 3. Kämpfe. — 4. Herrgottsfäden. — 5. Menschen. — 6. Schattenhalb. — 7. Clari-Marie. — 8. Helden des Alltags. — 9. Lukas Hochstraßers Haus. — 10. Firnwind.

Anna Reicke (Charlottenburg).

Literatur über das alte und neue Ägypten.

Einer Anregung der Herausgeber dieser Zeitschrift folgend, habe ich eine kurze Übersicht über die für Büchereien geeignete Literatur über das alte und neue Ägypten zusammengestellt. Ich habe mich bemüht, nur das wesentliche herauszugreifen.

Sehr anregend ihrer Vielseitigkeit halber und dem Laien leicht eingängig ist die Sammlung „Der alte Orient“ (1) (Leipzig: Hinrichs. Seit 1900 23 Jahrgänge mit etwa 80 Heften), in der jährlich etwa 4 Abhandlungen von durchschnittlich 2—3 Bogen über Teilgebiete der orientalischen Forschung erscheinen, gelegentlich illustriert. Während früher zumeist Mesopotamien und Syrien behandelt wurden, sind in den letzten Jahren auch etliche vortreffliche Arbeiten über Ägypten erschienen.

Land und Leute von Ägypten lernt man am besten kennen aus E. W. Lane: Sitten und Gebräuche der heutigen Ägypter (2) (aus dem Englischen von Zenker, Leipzig: Dyk, 2. Ausg. 1856. 3 Bde. 759 S. m. 64 Ktn.), einem schon 1852 erschienenen, aber noch immer antiquarisch zu beziehenden Werk, das textlich nicht leicht zu übertreffen ist, während sein reiches Bildermaterial natürlich den verwöhnten Augen des modernen Betrachters nicht mehr recht zusagt. Spezieller ist der Band „Kairo“ von Franz-Pascha (3) (in der Samml. Berühmte Kunststätten, Bd. 21. Leipzig: Seemann 1903. 160 S.); auch er ist von einem vortrefflichen Kenner verfaßt. — Wer sich mehr vergnügen und an den besten Aufnahmen von Tier, Mensch und Landschaft ergötzen will, nehme A. Miethe's „Unter der Sonne Oberägyptens“ (4) (Berlin: D. Reimer 1909. 263 S. m. 45 Dreifarbenbildern u. 165 Abb.) zur Hand; er wird nebenbei allerhand lernen, in der Hauptsache freilich sich nur belustigen. Auch bei dem bekannten Buch der Fürstin Mechtild Lichnowski „Götter, Könige und Tiere in Ägypten“ (5) (Leipzig: K. Wolff. 5 Aufl. 1921. 255 S.) wird ihn mehr der allgemeine Stimmungsgehalt fesseln als Positives. Ernster zu nehmen sind drei Bücher, die teilweise aus dem Niltal herausführen, aber doch zumeist in der Kultursphäre verharren: Georg Steindorff: „Durch die libysche Wüste zur Amonsoase“ (6) (Bielefeld: Velhagen & Klasing 1904. 163 S. m. 113 Abb. u. 1 Kte.), Klunzinger: „Oberägypten“ (7) (Stuttgart: Levy & Müller), ein schon etwas älteres Buch, aber noch voll auf der Höhe, sehr gut geschrieben und instruktiv, Richard Kandt: „Caput Nili, eine empfindsame Reise zu den Quellen des Nils“ (8) (Berlin: D. Reimer, 4. Aufl. 1919. 2 Bde. XX, 237 und VIII, 276 S. m. 24 Taf. u. 2 Ktn.), die beste Reisebeschreibung, die in den letzten Jahren erschienen ist.

Das Hauptwerk über das alte Ägypten ist und bleibt Adolf Erman: „Ägypten und das ägyptische Leben im Altertum“ (9) (Tübingen: Laupp 1885. XVI, 742 S.). Die neue Auflage (Neu bearbeitet von Hermann Ranke. Tübingen: Mohr 1922—23. XXVII, 629 S. m. Abb. u. 43 Taf. Lwbd. 45.— M.) bringt das vor mehr als 30 Jahren erschienene Buch wieder auf die Höhe des Wissens unserer Zeit, aber der befreundete Bearbeiter möge es mir verzeihen, wenn ich zur Lektüre die ältere Auflage vorziehe. Sie ist, wie sich das von selbst versteht, formal einheitlicher; Ermans graziöse Erzählungskunst vermag nun einmal kein anderer nachzuahmen, selbst wenn er es wollte. — Ein außerordentlich bestechendes, im gewissen Sinne gefährliches Buch ist Schneider: „Kultur und Denken der alten Ägypter“ (10) (Leipzig: Hinrichs), ungemein reiz-

voll in der Form, und in der Konzeption höchst geistreich, ein Buch, das auch dem Fachmann viele Lichter aufsteckt und Ausblicke gewährt, aber in den Einzelheiten doch vielfach falsch und irreführend.

Einen oberflächlichen Einblick in die Kultur des alten Ägyptens gewährt Fr. Wilh. von Bissing: „Die Kultur der alten Ägypter" (11) (Wissenschaft u. Bildung Bd. 121. Leipzig: Quelle & Meyer 1913. VIII, 87 S. m. 58 Abb. auf 11 Taf.).

Die zurzeit am meisten interessierende Periode der ägyptischen Geschichte wird in der eben vorbereiteten Neuauflage von Georg Steindorff: „Die Blütezeit des Pharaonenreiches" (12) (Bielefeld: Velhagen & Klasing 1900. 170 S. m. Abb. u. 1 Kte.) behandelt, nämlich die Geschichte der Amarnazeit mit dem Ausgang zu Tutanchamon. Dessen Grab, soweit bisher geöffnet, ist von dem glücklichen Finder in einem Buche beschrieben: Howard Carter und A. C. Mace: „Tut-ench-Amun. Ein ägyptisches Königsgrab." (13) (Mit einem Beitrag: Ägypten vor Tut-ench-Amun von Georg Steindorff. Leipzig: Brockhaus 1924. 260 S. m. 104 Abb.)

Zur Kunstgeschichte sind zu nennen: die meisterhafte Behandlung der ägyptischen und mesopotamischen Kunst von Ludwig Curtius in dem ersten Bande seiner „Antiken Kunst (14) (Neubabelsberg: Athenaion 1913—23. VII, 239 S. m. 9 Taf. u. 244 Abb.), die kleine, reich illustrierte „Geschichte der Kunst in Ägypten" von dem großen französischen Ägyptologen Gaston Maspero in guter deutscher Übersetzung (15) (Stuttgart: Hoffmann 1913. XIV, 319 S. m. 565 Abb. u. 4 Farbentaf.), Heinrich Schäfers grundlegendes Werk: „Von ägyptischer Kunst" (16) (Leipzig: Hinrichs 1919. 251 S., 54 Taf.), ein Buch, das der ernste Forscher nicht entbehren kann, da er in ihm zum ersten Mal die Prinzipien der uns so fremd anmutenden Zeichenkunst auseinandergesetzt findet, und schließlich die beiden textlich unbrauchbaren, aber ihrer Bilder wegen willkommenen Bücher von Hedwig Fechheimer: „Die Plastik der Ägypter" (17) (Berlin: Bruno Cassirer 1914. V, 59 S. u. 156 S. m. 156 Abb.) und „Die Kleinplastik der Ägypter" (18) (Ebenda 1921. VIII, 40 S. u. 158 S. m. 158 Abb.)

Die leider viel zu wenig bekannte Literatur hat in Adolf Erman ihren großen Interpreten gefunden. Seine „Literatur der Ägypter, Gedichte, Erzählungen und Lehrbücher aus dem 2. und 3. Jahrtausend v. Chr." (19) (Leipzig: Hinrichs 1923. XVII, 389 S.) ist ebenso belehrend wie unterhaltend; wer den Geist des Orients kennen lernen will, sollte sich in die Lektüre dieses Buches vertiefen. — Nicht ganz so bin ich mit Ermans „Ägyptischer Religion" (20) (Berlin: G. Reimer. 2. Aufl. 1909. 283 S. m. Abb.) einverstanden, die Ergebnisse der modernen Religionsvergleichung sind ihr bewußt ferngehalten, nicht zum Vorteil der Sache. Leider gibt es außer den betreffenden Kapiteln in den oben angeführten allgemeineren Werken von Erman (der neuen Bearbeitung) und Schneider keine gute Darstellung der ägyptischen Religion, doch hat Günther Röder in seinen „Urkunden zur Religion des alten Ägypten" (21) (Jena: Diederichs 1915. 329 S.) eine auch weiteren Kreisen wohlverständliche Zusammenstellung der wichtigsten Texte mit Erläuterungen gegeben. Nenne ich noch die kleinen Bändchen der Sammlung „Meisterwerke in Berlin" (22) (Berlin: Bard), worin Schäfer und Scharff die schönsten Funde aus Tell el Amarna nebst einer Skizze des Atonkultes sowie Götterbilder in guten Wiedergaben mit knappstem Text veröffentlicht haben, so sind wohl die für die städtischen und Volksbüchereien geeigneten Bücher über das alte Ägypten aufgezählt.

Die römische Zeit bis zum Einfall der Araber hat Wilhelm Schubart in seinem „Ägypten von Alexander d. Gr. bis auf Mohammed" (23) (Berlin: Weidmann 1922. IV, 379 S. 8.— M.) und dem ergänzenden „Ein Jahrtausend am Nil" (24) (Briefe aus dem Altertum verdeutscht u. erkl. Berlin: Weidmann 1912. LXIV, 127 S.) meisterhaft geschildert.

Wer sich schließlich mit den Anfangsgründen der ägyptischen Schrift vertraut machen will, kann das bequem mit Ermans „Die Hieroglyphen" (25) (Sammlung Göschen 608. Berlin: Vereinigung wissenschaftlicher Verleger 1912. 91 S.).

Für Büchereien mittlerer Größe empfehle ich: Nr. 1, 9, 17.

Für größere mögen hinzutreten die Nr. 2, 8, 12, 14, 18, 23, vielleicht auch Nr. 5, 15, 19, 25.

Universitätsprofessor Dr. W. Wreszynski (Königsberg i. Pr.).

Lichtspiel-Literatur.

Salmon, Heinz: Die Kunst im Film. Die Theorie der reinen Filmkunst auf der Grundlage ihrer Mittel. Kritische Zeitbetrachtungen. Dresden-Weinböhla: Aurora. 1921. 164 S.

Finger, Willi: Deutschkunde und Kinodrama. Eine deutschkundlich-literarische Kampfschrift. Berlin-Brietz: Richter 1921. 48 S.

Bloem d. J., Walter: Seele des Lichtspiels. Ein Bekenntnis zum Film. Mit 22 Bildern. Leipzig: Grethlein & Co. 1922. 185 S. u. 22 Tafeln. kart. 3.—.

Balázs, Béla: Der sichtbare Mensch oder die Kultur des Films. Wien-Leipzig: Deutsch-Österreichischer Verlag 1924. 167 S.

Diese vier neuen Schriften handeln ausschließlich von dem theoretisch schwierigsten und für den Volksbildner praktisch wichtigsten Gebiet des Lichtspiels, nämlich dem belletristischen Film. Und zwar auch von diesem nur im Hinblick auf seine eigentlich künstlerischen Entwicklungsmöglichkeiten.

Salmon will diese vom nur-optischen Wesen des Lichtspiels (lautlose, zweidimensionale Bildvorgänge) aus umschreiben. Er lehnt dabei das übliche Filmdrama von vornherein grundsätzlich ab, gibt aber seinen relativen Wert als Volksunterhaltungsmittel zu. In zwei längeren Kapiteln „Dramaturgie" und „Regie" gibt er dann allerhand praktische Winke, wie das Lichtspiel seinen Eigencharakter als traumhaft-phantastische Bilddichtung, als pantomimisches Ausdrucksmittel besonderer Art immer reiner herausbilden könne. In einer ziemlich zwanglosen Folge kleiner Kapitel über die äußere und innere Bewegung des Filmschauspielers, über die Wirkung der Blende, der Virage (Tönung des Films), des Starkultes, über Großaufnahmen (die er in ihrer üblichen, rohen Form ebenso verwirft wie die Massenszenen), über Tendenzfilme usw. sucht er dann noch weiter zu veranschaulichen, was er unter der (wenig glücklich formulierten) Forderung versteht, der Film müsse „nicht auf das Gefühl gestellt sein, sondern auf das Gehirn", auf „Vergeistigung". Leider ist das ganze Buch in einem ungeheuerlichen, bis zur Lächerlichkeit geschwollenen Stile geschrieben, der für einen Sammler von Stilblüten und von seltenen, gelegentlich auch mißverstandenen Fremdwörtern interessant sein mag (wir empfehlen es Eduard Engel für die nächste Auflage seiner „Deutschen Stilkunst" aufs wärmste), der jeden wahrhaft gebildeten Leser aber abstoßen muß. Besonders das pseudo-wissenschaftliche Geschwöge über die technische Eigenart des Lichtspiels ist gradezu grotesk. Das nach der „subtilisierten Auffassung" Salmons reformierte Lichtspiel mag übrigens wohl dem „Epikuräer eine Heimstätte errichten"; aber ob sich „aus diesem Quodlibet das leuchtende Kristall der seelischen Schwingung abheben", die „zetetische Epoche" beendigen und uns, „der Syntax der Zeit" folgend über „die Schwelle dieses Wendepunktes" hinübergeleiten wird, aus der „Banausität" in die „wohlabgewägte Transsubstantiation" der „visionären Phantastik", „deren Wesen astralisch ist" — das bleibe dahingestellt. Vielleicht „bricht eher das Karthago über dieses Filmland herein", nämlich in Gestalt des sprechenden Filmes, von dem freilich Salmon bei der Niederschrift seines Buches (also gerade vor Torschluß) noch prophezeite, daß er „auf alle Ewigkeit" nicht kommen werde. — Diese „kritischen Zeitbetrachtungen" sind also, trotz mancher inhaltlich beachtenswerter

Einzelbemerkungen, zum mindesten hinsichtlich ihrer Form selbst eine äußerst kritisch zu betrachtende Zeiterscheinung und vom bildungspfleglichen Standpunkte aus entbehrlich.

Noch viel überflüssiger aber ist die Broschüre Fingers mit dem vielversprechenden Titel „Deutschkunde und Kinodrama". Hier liegt offenbar nicht einmal eine wirkliche Anschauung vom Lichtspielbetrieb zugrunde, geschweige denn irgendwelcher Einblick in die technischen, wirtschaftlichen und psychologischen Voraussetzungen der „Kinodramen-Seuche". Es ist eine jener leider nicht seltenen Anhäufungen billigster, rein negativer Reformphrasen, nach denen es so scheinen könnte, als werde die deutsche Volksseele umgehend genesen (oder wie Finger volltönender sagt: wiedergeboren), wenn nur erst das Kinodrama ausgerottet sei. Aber nicht einmal der Stil ist bei diesem Vertreter der Deutschkunde einigermaßen erträglich. Zur Kennzeichnung seiner „spezifischen Eigenart" möge die Mitteilung genügen, daß Finger zum „mitschaffen am blühenden Volksbaum" aufruft, indem er es zwar für „gänzlich verfehlt und zwecklos" erklärt, „über die Kinodramen-Kunst zu schimpfen und zu poltern" (übrigens der einzige beherzigenswerte Satz der ganzen Broschüre!), diese aber dann doch in den „Schandpfuhl deutscher Afterkunst" verbannt, da nämlich „der Inhalt der Filmhandlung Lebensgebieten entnommen ist, die der gärenden jugendlichen Seele sinnliche Reizmittel und damit seelisches Gift niederer Art liefern: Liebe, Ehe, Finden und Abschiednehmen; verhüllte Schönheit im Theater, Chambre separée und in der Weinstube, wo die Sektpfropfen fliegen; Verbrecher und Abenteurererlebnisse". Wahrhaftig, Finger gehört nicht zu den „deutschen Edelmenschen", die nach seiner Meinung dazu berufen sind, daß sie „mit heiligem Feuer den Ewig-Blinden des Volkes mit helleuchtender Fackel wieder die Wege zur deutschen Schauspielkunst weisen"!

Lesenswert ist dagegen auch für den Bildungspfleger das Buch des Filmenthusiasten Walter Bloem d. J. Es steht, nicht nur stilistisch, hoch über den beiden vorgenannten Schriften. Im Gegensatz zu der Formulierung von Salmon beginnt es gleich mit den Lapidarsätzen: „Das Lichtspiel ist Gefühlskunst, keine Gedankenkunst. Wer ins Lichtspiel geht, will nicht denken, sondern fühlend erleben." Wenn man dann weiterhin liest, „die Aufgabe des Filmkünstlers sei stets und immer: Kunst und Geschäft zu vereinigen", „seiner Gesellschaft (auch) zu einem wirtschaftlichen Erfolge zu verhelfen", so scheint freilich der sauberen Herren Kitschfilmfabrikanten Pfuscherei hier bereits Maxime. Denn die Parallele zum Romandichter etwa, der selbstverständlich auch nicht ohne „seinen Verlag" leben kann, der aber trotzdem in seiner Kunst jeden eigentlichen Kompromiß mit dem „Geschäft" ablehnen wird, scheint Bloem nicht gelten zu lassen. Er scheint vielmehr dem Filmkünstler eine Artverschiedenheit von ihm, nicht nur eine Gradverschiedenheit, zuzuerkennen bezüglich der wirtschaftlichen Gebundenheit seiner dichterischen Gebilde. Es scheint jedoch nur so. Bloem ermutigt keineswegs zur Spekulation auf die Gedankenlosigkeit, die Sensationslüsternheit und die läpprige Rührseligkeit der Massen. Er gibt vielmehr, namentlich in dem mehr als ein Drittel des ganzen Buches umfassenden Abschnitt, „Die Szene", manchen Wink, von dem man nur wünschen möchte, daß ihn die Filmregisseure und -dramaturgen beherzigen möchten. Dem pantomimischen Grundwesen des (lautlosen) Filmes sucht er nicht nur durch eine eindringliche Kritik der Zwischentiteltechnik, sondern vor allem durch positive Hinweise auf die Kultur der Geste („Das Lichtspiel, eine neue Offenbarung der künstlerischen Weltseele: Gefühl durch Geste"; „die Veredelung des Lichtspieles, das ist seine Versinnlichung") gerecht zu werden. Wichtig ist hier vor allem auch, was er über die Notwendigkeit der Stilisierung des Bühnenbildes (an zwei Dutzend gut gewählten Bildproben erläutert er noch besonders die „künstlerische Entwicklung der Filmdekoration") und gegen die unkünstlerische und gedankenlos „naturalistische" Tendenz der meisten Filminszenierungen sagt. Noch ganz unausgereift ist dagegen die psychologische Systematik, die Bloem seinen theoretischen Einzelbemerkungen zugrunde legt. Was schließlich die jetzt mit einem Schlage spruchreif gewordene Frage des „sprechenden Filmes" betrifft, so ist

zwar Bloem so vorsichtig, mit seinem Kommen zu rechnen. Aber er sieht seiner Verwirklichung mit Bangen entgegen, da sie „eine unmittelbare Schädigung der (Film-) Kunst“ zur Folge haben werde: „Wehe dem Lichtspiel, wenn es seine Stummheit verliert!“ (Er tröstet sich bezeichnenderweise einigermaßen mit der zuversichtlichen Erwartung, daß die Erfindung nicht durchdringen werde, da ja der Film mit seiner Stummheit auch seine Internationalität verlöre, also weniger rentabel würde, also von den allmächtigen Filmfabrikanten auf alle Fälle mundtot erhalten werde!) Wenn er dem Problem gründlicher zu Leibe gegangen wäre, hätte er erkennen müssen, daß der lautlose Film nach wie vor seine Daseinsberechtigung behalten wird und, seiner pantomimischen Eigenart gemäß, künstlerische Eigenwerte im Sinne reiner Bilderzählung (vorwiegend novellistischen Charakters) entwickeln kann. Der „sprechende Film“ aber wird den lautlosen Film geradezu von dem Fluch seines pseudodramatischen Ehrgeizes erlösen, sodaß dieser endlich das werden kann, wozu er (im Grunde auch nach Bloems Ansicht) seinem künstlerischen Wesenskerne nach bestimmt ist: eine ganz auf den beherrschten, bildlich durchkomponierten und seelisch transparenten Bewegungsausdruck gestellte Bilderzählung, deren Hergang aus verhältnismäßig wenigen, sich sinnlich stark auswirkenden Faktoren leicht zu erfassen ist.

Nun zum letzten und besten Stück unserer Gruppe: Die Lichtspielliteratur, so umfangreich sie auch bereits ist, weist bisher keine Schrift aus der Feder eines Lichtspielfachmannes auf, die in einer weltanschaulich so qualifizierten Weise und auf Grund einer so hohen literarischen und allgemeinkünstlerischen Bildung, wie das Béla Balázs tut, die dramaturgischen Hauptfragen des Lichtspiels durchspricht. Dazu kommt noch eine bewunderungswürdige Fülle, Schmiegsamkeit und Treffsicherheit des sprachlichen Ausdruckes, die nur dadurch in ihrer Wirkung begrenzt ist, daß der Verfasser in (begreiflichem) artistischem Vergnügen an seiner Reflexions- und Darstellungskunst zuweilen seine Behauptungen überspitzt hat, so z. B. wenn er bei mancher Gegenüberstellung von Einzelheiten aus dem Gebiet der Sprechbühne und des Lichtspiels Artverschiedenheit annimmt, wo es sich nur um Gradverschiedenheit handelt. (Daß er die beiden Gebiete im ganzen als artverschieden annimmt, halte ich dagegen für richtig.) Gerade für uns Volksbildner, die wir um eine Psychologie und Pädagogik des belletristischen Filmes bemüht sind und dabei den wirtschaftlichen, technischen und organisatorischen Bindungen des Lichtspiels gerecht zu werden versucht haben, ohne daß die eigentlichen Lichtspielfachleute unsere „theoretischen“ Erwägungen ernst genommen und sie zu einem wirklichen Meinungs- und Erfahrungsaustausch geführt hätten, gerade für uns ist es eine große Genugtuung, nun die Forderung nach einer theoretisch-wissenschaftlichen Fundierung wenigstens der Filmästhetik aus den Reihen derer zu hören, die sich „zum Bau“ rechnen. Balázs irrt nur darin, daß er in seiner Vorrede („Wir bitten um Einlaß“) voraussetzt, „die Herren von der Philosophie“ hätten bisher dem Wesen der Filmkunst kein tieferes Verständnis entgegengebracht. Soweit er damit die Universitätsprofessoren meint, hat er allerdings Recht (das zeigt auch indirekt Konrad Langes dickleibiges Lichtspielbuch). Gottlob ist es aber zu allen Zeiten so gewesen, daß die Philosophie kein Privileg der Kathedergewaltigen war, und von nichtzünftigen Freunden einer Betrachtung des Lichtspiels more philosophico ist doch schon ganz beachtenswerte Vorarbeit (z. B. von Julius Bab, von Georg Römer und auch von Walter Bloem d. J.) geleistet worden. Von einzelnen Kapiteln erwähne ich als besonders beachtenswert diejenigen über „Filmfabeln“, über „visuelle Kontinuität“, über die Filmatmosphäre, über „die Bedeutung der sichtbaren Dinge“, über „Sprachgebärde und Gebärdensprache“, über „Kleider und andere Symbole“, über fremde Rassen im belletristischen Film, über Ähnlichkeit und Doppelgängerschaft, über das richtige Einfügen von Großaufnahmen und ihre impressionistische Wirkung, über „Traum und Vision“, über den physiognomischen Wert aller „Landschaft“, über Tiere und Kinder im belletristischen Film, über „Sensationen“, über die „Bilderführung“ (besonders ihre Abwandlung des Tempos der Handlung) und über „Zwischentitel“. In einem „Fragmentarischen Nachtrag“ spricht dann Balázs noch ganz

zwanglos über den Farbenfilm, über Kinomusik und über Filmgrotesken. Es ist sehr merkwürdig, daß er hier weder des sprechenden Filmes noch der graphischen Filmbelletristik gedenkt, obwohl beide doch gerade auch für eine Ästhetik des Lichtspiels eine außerordentliche Bereicherung der Problemstellung bedeuten. Ein Kapitel „Weltanschauung", in dem das kulturphilosophische Ergebnis des Buches zusammengefaßt wird (der Film zunächst ein Exponent des Kapitalismus, dann aber aus eigener Entwicklungsnotwendigkeit ein Schrittmacher für die Überwindung des seelenmordenden Rationalismus unserer Zeit, von dem der Kapitalismus nur eine wirtschaftliche Erscheinungsform ist), und „Zwei Porträts" („Chaplin, der amerikanische Schildbürger" und „Asta Nielsen, wie sie liebt und wie sie alt wird") machen den Schluß. Diese beiden Essays zeigen trotz ihrem fast allzu glänzenden Feuilletonismus noch einmal deutlich, daß Balazs nicht zu jenen Filmenthusiasten gehört, die mit gedankenarmen, hemmungslosen Lobhudeleien jeden halbwegs geschmackvoll aufgemachten Kitsch als „Filmkunst" anpreisen, sondern daß er ein „Liebhaber" ist, dessen Glaube an die eigensten künstlerischen Entwicklungsmöglichkeiten des Lichtspiels starke kritische Hemmungen siegreich überwunden hat. — Wenn also auch in diesem Buche die eigentlich volksbildnerischen Probleme des belletristischen Lichtspiels nicht besonders herausgestellt werden, sollte es doch jeder Bildungspfleger studieren, der sich mit dem Lichtspiel befaßt, und den gebildeten Kinobesuchern unter unsern Lesern kann es Anregung und Anleitung bieten, ihre Urteilsfähigkeit über den künstlerischen Wert von „Filmdramen" zu schulen.

E. Ackerknecht.

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Alsberg, Paul: Das Menschheitsrätsel. Versuch einer prinzipiellen Lösung. Dresden: Sibyllen-Verlag 1922. 516 S. Hlw. 12,—.

Dem Verfasser kommt es darauf an, die Grenzen zwischen Mensch und Tier genau zu bestimmen. An der tierischen Abstammung des Menschen sei zwar in keiner Weise zu zweifeln, aber das Gefühl werde sich immer dagegen sträuben, die menschlichen und die tierischen Fähigkeiten nur als graduell verschieden anzusehen. Alsberg will nun die Wesenseigenart des Menschen darauf zurückführen, daß für seine Entwicklung ein völlig anderes Prinzip als für das Tier in Betracht komme. Bei dem Tier handele es sich im Kampf ums Dasein und bei der Arterhaltung um eine Anpassung der Organe an die Naturforderung, für den Menschen aber gelte das entgegengesetzte Prinzip, das der Körperausschaltung infolge der Werkzeugbenutzung. Mit der Werkzeugbenutzung beginne das Menschentum. Damit sei dann ein Weg beschritten worden, auf dem es eine Umkehr zu tierischen Zuständen nicht mehr geben könne. Denn ein Nachlassen der Werkzeugverwendung bedeute nach der inzwischen erfolgten Organ-Schwächung den unvermeidlichen Untergang des menschlichen Geschlechts. Die Fortentwicklung des Menschen, und damit seine weitere Befreiung von der Natur, beruhe auf der Werkzeugentwicklung. Zu den Werkzeugen in diesem Sinne rechnet Alsberg auch die Sprache und die Vernunft, die ebenfalls darauf hinzielen, dem Menschen unter gleichzeitiger Ausschaltung des Körpers die Herrschaft über die Natur zu sichern. Beachtenswert sind Alsbergs Ausführungen über die Bedeutung des Bewußtseins und des Sittlichen — im Gegensatz zum tierischen Instinkt — für die Erhaltung der Menschenrasse, während seine Bemühungen um die präzise Datierung ihres Ursprungs wohl von vornherein zur Ergebnislosigkeit verurteilt sind. Anregend und fruchtbar bleibt die Grundidee des Buches, die wohl in der Kultur- und Naturwissenschaft ihren Platz behaupten wird. G. Kohfeldt (Rostock).

Stroh, Else: Selbstverwirklichung. Eine Formenlehre der Liebe und des Lebens. Jena: Diederichs 1922. 120 S. Brosch. 2,50, geb. 3,25.

Eine Frauendichtung, der aber gerade echte Frauen keineswegs vorbehaltslos zustimmen und die dem Manne die ewige Kluft zwischen den Geschlechtern wieder einmal deutlich aufreißt. Nur durch das Leben selbst glaubt die Verfasserin das Leben treffen zu können, skeptisch bleibt sie gegenüber aller nicht gelebten Philosophie. Daß ein Teil der „bewegten" weiblichen Jugend das Buch verschlingen wird, glaube ich, ob damit seine „Gesundheit" und Unmittelbarkeit bewiesen ist, erscheint mir fraglich. O. Tacke (Stettin).

Utitz, Emil: Aesthetik. (Quellenhandbücher der Philosophie. Hrsg. von Arthur Liebert.) Berlin: Pan-Verlag Rolf Heise 1919. 204 S. Steifbrosch. 3,30.

So sehr die Hinleitung zu den Quellen des Philosophierens zu begrüßen ist — im gleichen Verlag erschienen eine Soziologie, Erkenntnistheorie, Psychologie u. a. —, so zweifelhaft erscheint mir der Wert der Kosthäppchenlektüre gerade auf dem Gebiet der Ästhetik. Ich meine, wer e i n e Quellenschrift der 15 Ästhetiker, die das Bändchen enthält, durchstudiert, hat mehr Gewinn davon, als wer a l l e, sozusagen in Freiheit dressiert, vorgeführt bekommt. Gewiß ist die Auswahl vielseitig, die Utitzsche Einleitung vorzüglich. Aber grundsätzlich muß ich Bedenken erheben. O. Tacke (Stettin).

Kerschensteiner, G: Die Seele des Erziehers und das Problem der Lehrerbildung. Leipzig: Teubner 1921. 164 S. Hlw. 3,—.

Hier tritt einer, der in allen Kreisen der deutschen Lehrerschaft guten Glauben findet, an das Problem der Lehrerbildung heran und sucht es, fernab aller „Gleichstellungs"-befangenheit, durch sorgfältige Analyse der Berufsunerläßlichkeiten zu klären, unter steter Berücksichtigung der Erzieheraufgaben, die er durch die vielen Studienpläne und den an sich begrüßenswerten Lerneifer der Lehrer geradezu für gesichert hält. Das wesentliche am Lehrer-Erzieher scheint ihm die Zugehörigkeit zum sozialen Typus (Vorbild: Pestalozzi), darum müssen Anstalten für die Bildung dieses Typus geschaffen werden. Unter den „Grundzügen der Erziehernatur" (Kap. 2) findet sich naturgemäß viel altes Gut; von Höffding übernimmt Kerschensteiner die Forderung des „großen Humors", besonderen Wert legt er auf die Übung in der Persönlichkeitsdiagnose. Die Lehrer teilt er nach ihrer Arbeit in vorzugsweise sachlich Eingestellte (Hochschule, 3 bis 4 oberste Klassen der höheren Schulen) und in persönlich Eingestellte, deren Vorbereitung aber eine gemeinsame sein müsse: Landerziehungsheim von 6jähriger Dauer und Oberbau! Einrichtungen wie in Oxford oder Harvard! Die Frage des Lehrerstudiums wird nur kurz gestreift.
O. Tacke (Stettin).

Heinrichs, H.: Drei Jahre Düsseldorfer Volkshochschule. Leipzig: Quelle & Meyer 1922. 47 S. Brosch. 0,20.

Der Verfasser bietet nicht nur eine den Volkshochschulpraktiker anregende und ansprechende Statistik über die Düsseldorfer Versuche und Erfolge, sondern „eicht" mit der ihm reichlich zur Verfügung stehenden P r a x i s die V o l k s h o c h s c h u l t h e o r i e, wie sie seit drei Jahren an dieser Stelle immer wieder bei Bücherbesprechungen und sonst verfochten worden ist. Ohne Talmiidealismus gibt das Büchlein Organisatorisches, das wirklich organisch geworden zu sein scheint, verlangt u. a. die Personalunion von Volkshochschulen und Büchereien, ja Zusammenarbeit zwischen haupt- und kleinstädtischen Volkshochschulen, läßt auch, ohne dem Zahlenkoller zu verfallen, nüchterne Zahlen sprechen, von denen manche großstadttypisch genannt werden dürfen (Verteilung der Geschlechter, der Berufe!). Die kulturpolitischen Folgerungen, die auf die

Forderung „Jeder Stadt ihre Volkshochschule" hinauslaufen, erwachsen auf der sicheren Grundlage fast von selbst. Gerade in der Volkshochschul-Müdigkeit von heute kann das Büchlein Weckerdienste übernehmen. O. Tacke (Stettin).

Benser, Heinrich: Kampf dem schlechten durch das gute Buch. Dortmund: Ruhfus 1924. 87 S. 1,25.

In der vorliegenden Schrift gibt ein guter Kenner der deutschen Jugendliteratur und begeisterter Vorkämpfer der Wolgastschen Reformbestrebungen zunächst einen Überblick über die ästhetische, moralische und soziologische Bedeutung des „schlechten Buches". Daß er dabei von der Einstellung des eigentlich künstlerischen Beurteilers ausgeht, für die es das entwicklungsgeschichtliche Sonderproblem der literarischen Gefühlsbildung des vorkünstlerischen Lesers überhaupt nicht gibt und damit auch nicht die biologisch bedeutsame Unterscheidung von Schund und Kitsch, mindert den grundsätzlichen Wert dieser an praktischen Gesichtspunkten reichen Ausführungen ziemlich herab. Wir sind heute als Theoretiker und Praktiker der Volksbildung nicht mehr so psychologisch anspruchslos, daß wir uns mit einer solchen Schwarz-Weiß-Theorie begnügen, so viel Gutes sie in den ersten Stadien des Kampfes gegen minderwertige und veraltete Jugendschriften gewirkt haben mag. Dieser grundsätzliche Mangel macht sich auch noch in dem Abschnitt „Das gute Buch" geltend. Uneingeschränkte Zustimmung verdient dagegen der Abschnitt „Das gute billige Buch" mit seiner eindringlichen Gewissensmahnung zum rechten Lesen und — Kaufen von guten Büchern und seinen zahlreichen praktischen Hinweisen. Diese werden dann noch ergänzt durch einen letzten Abschnitt, dessen einleitende Warnung vor bequemem Schematisieren bei der Zuteilung des Lesestoffes an verschiedene Lebensalter ich kräftig unterstreichen möchte. Bei der Gruppe „Abenteuererzählungen für Jung und Alt" wäre eine Kennzeichnung derjenigen Stücke (etwa durch ein Sternchen) erwünscht, die eine erhebliche literarische Reife voraussetzen. Der „Grundstock einer Bücherei für Jugendliche in Familie, Fortbildungsschule und Verein" vertrüge, auch als Grundstock, wesentliche Ergänzungen. Schließlich sei noch auf ein kleines Versehen hingewiesen: „Meyers Volksbücher" sind leider (wie auch die „2 Pfg.-Bibliothek des Lahrer Hinkenden") seit einigen Jahren nicht mehr im Handel, sondern restlos verramscht.

E. Ackerknecht.

Nelson, Leonard: Vom Bildungswahn. Ein Wort an die proletarische Jugend. Leipzig: Der Neue Geist-Verlag 1923. 18 S.

Diese Rede (gehalten vor den Jungsozialisten in Hannover am 20. Mai 1922) ist ein Musterbeispiel für die folgerichtige und offene Gegnerschaft eines durch und durch politisch gesinnten Führers gegen die unpolitische und antiparteiliche Art der Bildungspflege, wie wir sie im Dienste überparteilicher Volksgemeinschaft betreiben. Für ihn, der Persönlichkeitsbildung innerhalb des Proletariats erst nach dem siegreichen Austrag seines Kampfes um wirtschaftliche Bewegungsfreiheit für möglich hält, ist es falscher „Bildungsoptimismus", „Bildungsschwärmerei", „Bildungswahn" (vor dem er die proletarische Jugend dringend warnt), nach einer „Bildung als Selbstzweck" zu streben. Diese „bürgerliche Bildung sei dazu angetan, den politischen Willen zu lähmen". Wenn Nelson damit Recht hätte, wenn wahre Menschenbildung insbesondere die Arbeiterschaft in ihrem pflichtmäßigen Kampfe um ein wirtschaftliches und moralisches Existenzminimum lähmte, wäre ich selbst der erste, der sich seiner Warnung anschlösse; ja ich wäre ihm, da meine Beschäftigung mit Volksbildung schon weit in die „wilhelminische Ära" zurückreicht, gewiß längst zuvorgekommen. Aber wir alle, die wir uns um diese Zeitschrift scharen, sind ja wohl davon überzeugt, daß das, was wir unter Bildung verstehen, allerdings jede Art von engstirnigem, lieblosem Fanatismus, also auch vor allem jeden politischen Fanatismus, lähmt, nicht aber den Willen zum Kampf um die äußeren Vorbedingungen echter Menschenwürde. Wir sind freilich auch nicht der Meinung, daß die Arbeiterschaft nur die bange Wahl

habe zwischen einer Aufklärung im Dienste des politischen Kampfes und einer „bürgerlichen Bildung", deren Träger „untrüglich und mit einem Schlage daran zu erkennen seien, daß sie lateinisch reden". Auch sind wir nicht so zuversichtlich wie Nelson in der Ablehnung jedes Glaubens an eine „mystische Macht von oben oder an eine Macht der inneren Natur, die, stärker als unser Wille, in Gestalt von Temperament oder Talent uns nötigt". Ja, wenn unser äußeres und inneres Leben etwas wäre, das man restlos „durchorganisieren" könnte, dann wäre es allerdings wohl an der Zeit, das bekannte Bibelwort umzukehren und allen Mühseligen und Beladenen zu raten: „Trachtet am ersten nach der politischen Macht und ihrer Gerechtigkeit, so wird euch das übrige alles zufallen." E. Ackerknecht.

Behrend, Felix: Bildung und Kulturgemeinschaft. Gesammelte Aufsätze und Vorträge. Leipzig: Quelle & Meyer 1922. 364 S. Geb. 4,50.

Trotz des den Bildungspfleger anlockenden Titels kommt diese Zusammenstellung von ad-hoc-Veröffentlichungen (Bücherbesprechungen, Reichsschulkonferenzberichte u. a.) für gewöhnliche Büchereien nicht in Frage, da sie fast durchweg schulpolitisch und polemisch gehalten ist, in ihren aufbauenden Teilen aber die Begriffe Bildung und Kultur und Wissenschaft so voreingenommen wertend faßt, daß der Volksbildungspraktiker mit ihnen nichts anfangen kann. Wohl werden einige fortschrittfreundliche Bemerkungen und mutige Ausstellungen an der Vergangenheit gemacht, aber im ganzen herrscht akademische Selbstsicherheit und Zufriedenheit, der Tod alles wahren Willens, das Volk zum Volke zu bilden. Der Begriff Bildung ist Behrend immer gleichbedeutend mit wissenschaftlicher Bildung, daher kann er auch den Werkstudenten in seiner Hochschule nicht begrüßen. O. Tacke (Stettin).

Dieck: Ziele und Wege der deutschen Volkshochschule. 2. Bd. Von der dänischen Heim-Volkshochschule zur deutschen Abend-Volkshochschule. M.-Gladbach: Volksvereinsverlag 1924. 252 S.

Dem in Heft 1 d. Jg. angezeigten 1. Band ist nun der zweite gefolgt, der, wie vorweg gesagt werden mag, den ersten an Bedeutung überragt. Ich stehe nicht an zu erklären, daß ich kein so umfassend beschreibendes und so besonnen urteilendes Werk über das Volkshochschulwesen kenne wie das Dieckʼsche. Bei ihm wird sich jetzt jeder praktisch oder wissenschaftlich Interessierte Rat holen müssen. Nun sind wir endlich so weit, daß der richtige Abstand zu den außerdeutschen und innerdeutschen Vorläufern der Volkshochschule ohne Doktrinarismus gefunden werden konnte. Dieck behandelt oder läßt auch Sachkundige behandeln: die dänische Heim-Volkshochschule und die englische Volkshochschule; die Humboldt-Hochschule in Berlin, das Wiener Volksheim (hier vermisse ich die Wiener Urania!), das Freie deutsche Hochstift und den Frankfurter Bund für Volksbildung, den Rhein-Mainischen Verband für Volksbildung in Frankfurt, die Universitätsausdehnung (University extension nach englischem Vorbild) und die Akademischen Kurse in Essen. Bei den beiden ersten Artikeln tritt fast dramatisch der Gegensatz der von dem genialen Organisator Grundtvig gewollten (dänischen) und der beneidenswert sicher gewachsenen englischen Volkshochschule heraus, und Dieck bezeichnet, soziologisch zutreffend, eher die englische als die bäuerlich-dänische Entwicklung als unser Vorbild, dem Leser, vielleicht unbeabsichtigt, den Gedanken zuschiebend, daß bei uns leider nicht überall erst Bewegung, Leben, Hörerschaft da war, ehe die Organisation kam. Der Überblick über die Vorkriegsvolkshochschulen in Großdeutschland ist, abgesehen von der Schuld der Dankbarkeit, die in ihm abgetragen wird, insofern ausgezeichnet, als alle methodischen Versuche (Vortrag oder Arbeitsgemeinschaft u. a.) und alle organisatorischen Möglichkeiten (Städtische Subvention oder Selbsterhaltung, freie Dozentenwahl oder konfessionell-parteipolitische Bindungen, Volks-

haus, Volksbücherei, Theaterveranstaltungen der Volkshochschule) nicht nur theoretisch entschieden, sondern in der lebendigen Praxis mit ihren Wirkungen vorgeführt werden. Man gewinnt den Eindruck der Vielfältigkeit der Lösungsmöglichkeiten und genießt beglückt die „Freiheit" von allem Dogmatismus. Die Versuche, der ländlichen Volkshochschule die ihr zukommende Bedeutung zu erringen, werden liebevoll aufgeführt, die Frankfurter Akademie der Arbeit aber als mit der Volkshochschule nicht zusammenhängend, — was wohl niemand bestreiten wird —, ganz an den Schluß gestellt. (Der Abschnitt könnte m. E. fehlen.) Der eigentlich programmatische Teil zeigt bereits im Titel an, was der Verfasser Dieck als die Aufgabe der Zukunft ansieht: die Einrichtung der deutschen Abendvolkshochschule in der Stadt. Die allgemeinen Normen sind so praktisch einleuchtend, daß sie kaum Widerspruch wecken. Es spricht aus ihnen ein Geist der Ehrlichkeit und Menschenliebe, gegründet auf Menschenkenntnis, den man vielen deutschen Volkshochschulen und Volkshochschullehrern wünschen möchte; unter seinem Wehen können auch konfessionell und politisch so schwierige Gebiete wie Sterkrade und Essen wohl gedeihen. Gerade wenn man den Studienrat und Philologenvertreter Behrend gelesen hat, tut einem auch des Studienrat Diecks bescheidene Einschätzung der Akademiker-Bildung, die sich ihrer eigenen Mangelhaftigkeit so bewußt bleibt, besonders wohl, und man begreift, daß zu einem Mann der letzteren Prägung auch der Arbeiter gefühlsmäßig Zutrauen haben kann. So wirkt das Diecksche Buch nicht nur nach der theoretischen, sondern auch nach der praktischen Seite auf den Leser, wie sein Herausgeber es unter Bezugnahme auf den Primat der praktischen Vernunft der deutschen Volkshochschule wünscht. O. Tacke (Stettin).

Ludwig, Carl: Die Antroposophie. Ihr Wesen und ihre Ziele. Stuttgart: Franckh 1922. 80 S. Brosch. 1,60, geb. 2,50.

Die Schriften der Anhänger sowohl wie der Gegner der Steinerschen Anthroposophie nehmen einen immer leidenschaftlicheren und unduldsameren Charakter an. Um so angenehmer fällt in dieser Literaturmasse der ruhige, sachliche Ton der kleinen Ludwigschen Orientierungsschrift auf. Gewissenhaft und unbefangen tritt sie an das neue Lehrgebäude heran. Sie verkennt nicht die hervorragenden geistigen und sittlichen Eigenschaften seines Urhebers. Sie sucht das Bedeutende und auf die Zeitgenossen Eindruckmachende der Lehre zu verstehen, sie würdigt ihr Eintreten für den Jenseitsglauben und ihren Kampf gegen die Stoffanbetung. Aber sie unterläßt andrerseits auch nicht, auf die Gefahren des Steinerschen Erkenntnisweges nachdrücklich hinzuweisen: Die auf hellseherischer Grundlage stehende, subjektive und nicht nachprüfbare Forschungsmethode stehe im Widerspruch zur Wissenschaft, ebenso wie die Forderung des Meisters, seinem Schauen und Erkennen von Anfang an unbedingten Glauben zu schenken. Auch mit dem Christentum, wenigstens in seiner katholischen und protestantischen Prägung, lasse sich trotz aller gegenteiligen Behauptungen Steiners seine Lehre nicht vereinbaren. Ihr Bestreben, das wirtschaftliche und politische Leben — auf Grund der Dreigliederungslehre — umzugestalten, habe bisher noch keine Erfolge gezeitigt. Alles in allem hält Ludwig die Anthroposophie für eine Weltanschauung unter vielen anderen, die nicht imstande sein werde, das gestaltend zu bauen, was sie träumend erlebte. G. Kohfeld (Rostock).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Moeller van den Bruck: Der preußische Stil. Neue Fassung. 2. Aufl. Mit 50 Tafeln. München: Piper 1922. 235 S. Hlw. 8,—.

In zwei Teilen von je sieben Kapiteln führt Moeller van den Bruck in diesem reichen und schönen Buche die Entwicklung des Preußentums vor. Er beginnt mit einem großzügig zusammenfassenden Überblick über das Ringen des deutschen Geistes mit dem Wendentum und sein erstes, bedeutendes Ergebnis in der Entstehung der Mark Brandenburg, widmet dann dem Großen Kurfürsten und seinem künstlerischen Nachfahren Schlüter je ein besonderes Kapitel, wobei

das „preußische Römertum“ vorzüglich charakterisiert wird, das dem Barock dieser beiden großen Gestalten seine eigentümliche Prägung gab. Das Kapitel „Zopf“, in dessen Mittelpunkt die monumental gesehene Gestalt des „Urpreußen“ Friedrich Wilhelm I. steht, zeigt dann, wie der Zopfstil als die eigentliche Grundlage der spezifisch preußischen Stilbildung sozusagen in seiner rohen Form hervortrat, ehe ihn Friedrich der Große, dem das nächste Kapitel („Potsdam“) gewidmet ist, mit Knobelsdorffs Hilfe durch die geniale Heiterkeit eines „antikischen Rokoko“ zur höchsten Noblesse verfeinerte. Meisterhaft ist hier Friedrichs stilbildende Bedeutung dargestellt, ohne daß das Dilettantische seines Verhältnisses zur Kunst, insbesondere auch zur Baukunst, im mindesten beschönigt wird. Diese beiden Schlußkapitel des ersten Teiles und die beiden ersten Kapitel des zweiten Teiles (sofern wir die dazwischen eingeschobenen kurzen Betrachtungen über „Stil“ und „Monumentalität“ nicht als eigentliche Kapitel rechnen wollen), bilden in jeder Hinsicht den Gipfel des Buches. Von diesen ist das erste Friedrich Gilly gewidmet, für den Moeller eine große, begreifliche und ansteckende Vorliebe hat, dem „preußischen Romantiker“ unter den Baukünstlern (Moeller selbst ist ja auch ein Romantiker des Preußentums), der so jung schon aus seinem reichen Wirken abscheiden mußte und von dem nicht ein einziges bedeutenderes Bauwerk auf uns gekommen ist. Das andere Kapitel heißt „Berlin“ und ist vor allem Schinkel gewidmet, in dessen Schaffen sich der preußische Stil vollendete, auch im tragischen Sinne des Wortes. Hier, meint Moeller, werden wir mit einer neuen architektonischen Entwicklung wieder anknüpfen müssen, sofern wir der deutschen Formensprache auch das preußische Erbteil erhalten wollen; „nicht indem wir wie Schinkel, sondern indem wir wie Schinkel bauen“. Einen wehmütig heiteren Ausklang der Schinkelzeit gibt Moeller in dem Kapitel „Idylle“, das eine innige Beschreibung von Paretz enthält, diesem „Idyll mit der Seele des Sachlichsten“. Wenn er dort sagt: „Daß es diese preußische Selbstverständlichkeit einmal gegeben hat, diese Natürlichkeit auch in Dingen der Kunst, das ist für uns heute, da wir die Einheit der preußischen Kultur, die damals entstand, überall zerstört oder beschädigt und nur noch in den Schlössern der Hohenzollern erhalten sehen, vielleicht das schönste an Paretz“, so wollen wir uns ergänzend erinnern, daß es „diese Natürlichkeit auch in Dingen der Kunst“ in Süd- und Westdeutschland damals noch in viel reicherer Fülle gab. Wie man überhaupt die andere Seite der Betrachtung nie vergessen sollte, nämlich daß aller Stoizismus, also auch der preußische, im Grunde aus einer (seelischen) Not eine (verstandes- und willensmäßige) Tugend macht, allerdings im Falle des Preußentums eine zum mindesten moralisch höchstwertige Tugend. In den ergreifenden Schlußkapiteln „Deutschland“ und „Das preußische Schicksal“ sehen wir dann die Preußendämmerung hereinbrechen, mit ihren ersten Vorzeichen schon in den sechziger Jahren, als in Berlin das neue Börsengebäude mit der ersten Begasgruppe entstand und als man dem Backstein der amtlichen Bauten „diese fürchterlichen Farben, dieses schminkige Rot, dieses kalkige Gelb, dieses branstige Braun“ gab, in voller Öffentlichkeit aber als „der neue Kurs“ begann. „Der stoische Staat vertrug nicht die romantische Repräsentanz eines deutschen Kaisertums, das genau so emporkömmlingshaft sich gab, wie das preußische Königstum bis dahin vornehm gewesen war: Der Preuße selbst, den vordem eine Kraft der Selbstbescheidung ausgezeichnet hatte, nahm die aufdringlichen Manieren des Menschen der Gründerjahre an — aus dem Kolonisator wurde der Parvenü.“ Trotzdem sieht Moeller nicht hoffnungslos in unsere völkische Zukunft. Freilich an eine Wiederaufrichtung Preußens in einem ausschließenden, reaktionären Sinne glaubt Moeller nicht. „Die besonderen Tugenden und Fähigkeiten“, die das Preußentum in seiner Blüte auszeichnen, „der Ernst, die Umsicht, die Willigkeit seiner Menschen, samt jener größten, der Aufopferungsfähigkeit — dies alles gehört längst den übrigen deutschen Stämmen mit an und ist als ein gemeinsames und nunmehr verbindendes Gut auf sie übergegangen, das im Weltkriege von Süd und West genau so bestätigt wurde, wie von Nord und Ost.“ „Das künftige Deutschland wird natürlicher gegliedert sein, als das bismärckische war. Es wird nach Landschaften und Wirtschaftsgebieten gegliedert sein, die sich nach innen so fest durchbilden

wollen, wie sie sich nach außen einander eng anschließen müssen. Sie werden ihr Eigenleben behalten: und wir werden ein Allgemeinleben bekommen — beides wird sich steigern, das eine durch das andere.“ Und das Preußentum, das sich auf seinen eigenen Stil besinnt, wird ein unentbehrliches, im staatlichen Sinne sogar das wichtigste Glied dieses Organismus sein und bleiben. — Dieses mit prachtvollem Schwung geschriebene und mit 50 vorzüglich ausgewählten Bildtafeln geschmückte Werk wird allen willkommen sein, denen die höchst zeitgemäße Frage am Herzen liegt, was im kulturellen Haushalt Deutschlands hinfort jener überparteiliche „Preußengeist“ zu bedeuten habe, welchen Moeller den preußischen Stil nennt. Schon mittlere Büchereien sollten es daher einstellen.

E. Ackerknecht.

Portigliotti, G.: Die Familie Borgia. Alexander VI. Cäsar. Lukrezia. 2. Aufl. Mit 14 Abb. Stuttgart: Hoffmann 1923. 291 S. Hlw. 7,50.

Der italienische Gelehrte gibt hier auf Grund seines eingehenden Quellenstudiums ein wesentlich anderes Bild der Familie Borgia, als wir es in den älteren Darstellungen zu finden gewohnt sind, und wie es von da auch in die Schöne Literatur seinen Eingang gefunden hat. Mit schonungsloser Schärfe deckt er die Verbrechen dieser Familie auf: Da ist der sittenlose Papst, dem sein hohes Amt nicht heilig war, sondern nur ein Mittel zur Erreichung seiner Zwecke, nämlich der Aufrichtung einer Herrschaft der Borgia über Italien. Gift und Meuchelmord räumten jeden aus dem Wege, der dies hindern konnte, gemeinste erotische Ausschweifungen, ja Blutschande werden ihm nachgewiesen. Wie der unwürdige Vater, so die Kinder: Cäsar nicht eine trotz allem imposante Kondottieren-Natur der Renaissance, sondern „in militärischer Beziehung der unredlichste Mensch“, als Politiker nicht dem Bild, das Macchiavelli in dem Fürsten entwirft, entsprechend, sondern nur durch das kluge Mitwirken des Vaters erfolgreich. „Lukrezia ist der wahre weibliche Dämon, der im Vatikan das Zepter führt. Sie ist die Hetäre des Hauses, die den Lohn für ihre Hingabe von der eigenen Familie empfängt.“ — Das von der Fachkritik allgemein anerkannte Werk ist in wissenschaftlichen Bibliotheken natürlich unentbehrlich. In Volksbüchereien kommt es doch nur zur Ergänzung allgemeiner Darstellungen der Renaissance in Frage und ist an Jugendliche selbstverständlich mit Vorsicht auszugeben.

M. Thilo (Stettin).

Die Wiedertäufer zu Münster 1534/35. Berichte, Aussagen und Aktenstücke von Augenzeugen und Zeitgenossen. Mit 4 Tafeln und 5 Abb. im Text. Ausgewählt und übersetzt von Klemens Löffler. Jena: Diederichs 1923. 269 S. Brosch. 7,—, geb. 8,50.

Der Verlag von Diederichs, dem wir schon so viele kulturgeschichtliche Veröffentlichungen von hohem Werte verdanken, beginnt eben eine neue, schön gedruckte und bebilderte Sammlung „Das alte Reich“ erscheinen zu lassen, deren einzelne Bände irgendeinen Abschnitt aus der deutschen Vergangenheit durch Originalberichte (Chroniken, Briefe, Akten usw.) in planmäßiger Auswahl und gemeinverständlicher Wiedergabe veranschaulichen sollen. Der vorliegende Band wird gewiß einer der meistgekauften sein. Denn der fürchterliche religiöse Massenwahnsinn, der in den Jahren 1534 und 35 so vielen Unschuldigen in und um Münster das Leben kostete, hat von jeher alle Liebhaber seltsamer Begebenheiten stark interessiert. Für uns Heutige, die wir den Bolschewismus einerseits und manche mit sexuellen Motiven durchsetzte religiöse Schwarmgeisterei andererseits erleben, ist es natürlich noch von besonderem Interesse, zu sehen, wie sich hier die Auflösung der „bürgerlichen Gesellschaft“ und des Privateigentums in einer vor allem durch die dämonische Persönlichkeit Jan van Leidens unheilvollen Form vollzog. Klemens Löffler hat es ausgezeichnet verstanden, aus den verschiedenartigen Berichten von Augenzeugen, denen er nur hier und da ein paar ergänzende oder berichtigende Bemerkungen hinzufügt, ein geschlossenes, farbenreiches, lebensvolles Mosaikbild zusammenzufügen. — Für größere Büchereien.

E. Ackerknecht.

Wentzcke, Paul: Der deutschen Einheit Schicksalsland. Elsaß-Lothringen und das Reich im 19. und 20. Jahrhundert. Geschichtliche und politische Untersuchungen zur großen rheinischen Frage. München: Drei Masken-Verlag 1921. 228 S. Brosch. 2,50, geb. 4,—.

Kein Deutscher wird diese geschichtlichen Betrachtungen ohne das Gefühl brennender Scham und tiefen Schmerzes lesen können. Alles, was die deutsche Geschichte an politischer Engherzigkeit, an kleinstaatlicher Eigensucht, an Selbstzerfleischungslust und Hang zum Paktieren mit dem Fremden durchzieht, zeigt sich hier wie in einem Spiegel zusammengefaßt. Für die in neuester Zeit immer weiter fortschreitende Entfremdung der Elsaß-Lothringer scheint mir allerdings der Verfasser nur einen Teil der Erklärungsgründe herausgehoben zu haben. Bücher wie dieses werden wohl erst in der Zukunft empfängliche Leser finden.

G. Kohfeldt (Rostock).

Damaschke, Adolf: Geschichte der Redekunst. Jena: Fischer 1921. 320 S.

Wenn man auch des Verfassers Absicht, nur eine erste Einführung zu geben, gebührend in Betracht zieht, so ist das Ergebnis des dicken Bandes doch etwas mager. Man erkennt wieder, wie gefährlich es ist, einfach im Rahmen der üblichen Geschichtsbetrachtung eine Seite besonders zu betrachten, wie man da einseitig werden muß. Und diese Gefahr wird übergroß, wenn der Verfasser außer der Behandlung der Spezialfrage — hier der Geschichte der Redekunst — noch ein anderes Steckenpferd tummelt, die Bodenreform. Damaschke hat das Recht, die ganze abendländische Entwicklung einmal als Bodenreformer zu betrachten, wir werden ihm gerne folgen und manches neubeleuchtet sehen. Aber die bedeutenden Redner nach diesem Prinzip zu ordnen, erscheint gewagt. Methodisch bedenklich ist die Grenzverwischung zwischen Praktikern der Redekunst — von denen oft gut gewählte Proben geboten werden — und ihren theoretischen Beurteilern (z. B. Dante). Es ist nicht immer deutlich das Endziel — „welcher Art waren die Redner, die ihrem Volke gedient, und die, welche ihm geschadet haben?" — noch die Hoffnung des Verfassers, staatsbürgerlich erziehen zu helfen, herauszuerkennen. Die Auswahl der bedeutendsten deutschen Redner des 19. Jahrhunderts befremdet: Bebel wird überhaupt nicht, Bismarck in acht Zeilen erwähnt. Im England von heute wird Lloyd George, im heutigen Frankreich gar Clemenceau und Briand einer ausführlichen Behandlung gewürdigt, von Rathenau oder Scheidemann oder Helfferich kein Wort. Es fehlt überall an der richtigen Ausgeglichenheit. O. Tacke (Stettin).

Kappstein, Anna: Gespräch und Brief. Buchenbach-Baden: Felsen-Verlag 1924. 130 S.

In je einer zwanglos gefälligen, sprachlich sauberen, mit zahlreichen Zitaten und manchem eigenen „Bonmot" gewürzten Abhandlung plaudert Anna Kappstein von Gespräch und Brief, ihrem Wesen, ihren Abwandlungen nach Zeiten, Gesellschaftsschichten, Temperamenten, Anlässen. Sie versäumt dabei nicht, zu zeigen, wie man jede der beiden Äußerungsformen zu einer Kunst der Mitteilung und der Selbstdarstellung erheben könne; aber sie ist klug und geschmackvoll genug, nicht in die Nähe irgendwelcher „Briefsteller" zu geraten. In der Abhandlung über das Gespräch ist für viele Leser gewiß besonders interessant, auch einmal von der Seite reiner Gesprächstechnik aus auf die Dialoge in Ibsens Dramen und in Fontanes Romanen hingewiesen zu werden. Für die Selbständigkeit des Nachdenkens von Anna Kappstein zeugt ihre Rechtfertigung des zu Unrecht in Bausch und Bogen verpönten Wettergespräches, für ihre unterhaltsame geistige Beweglichkeit, was sie über Klatsch, über das Interview, über Selbstgespräche und über „Gespräche mit Tieren" sagt. In der Abhandlung über das Briefschreiben werden vor allem jüngeren weiblichen Lesern, denen die großen Briefsammlungen noch unbekannt sind, willkommen sein die abge-

druckten Briefe und Briefstellen von Luther, Friedrich d. Gr., Lessing, Frau Rat, Bettina, Schiller, Wilhelm von Humboldt, Schleiermacher, Moltke, Bismarck, Storm, Liliencron und Dehmel. — Mittlere und größere Büchereien sollten das anregende Büchlein für Leser, welche Anleitung zu gebildeter Lebensführung suchen, bereithalten. E. Ackerknecht.

Harring, Harro Paul: Tragikomische Abenteuer eines Philhellenen. Hrsg. von H. Conrad. Stuttgart: Lutz 1923. 284 S. Brosch. 4,50, geb. 6,—.

Dieser neue Band der bekannten „Memoiren-Bibliothek" enthält einen Ausschnitt aus den 1828 erschienenen Lebenserinnerungen eines damals 30 jährigen Friesen, der von der Griechenschwärmerei jener Zeit ergriffen 1821 in das Philhellenenkorps eintrat. Er erzählt umständlich von der Reise zu Wagen und Schiff nach Marseille, von der Überfahrt nach Morea auf einer alten gebrechlichen Bombarde, von dem nutzlosen und so ernüchternden Aufenthalt und den Abenteuern der Freiheitskämpfer in Morea, bis er dem Hellenengesindel, „das den fremden Befreier hungern läßt, bestiehlt und verrät", schmerzlich empört den Rücken kehrt. Der echt deutsche romantische Idealist schildert seine Kameraden, alte Offiziere, Studenten und ebenso wenig weltkluge Freiheitsschwärmer wie er, die für ein Volk, das noch nicht der Freiheit wert ist, Gut und Blut hingeben, in der zum Moralisieren neigenden, in langen Exkursen sich ergehenden Schreibweise jener „guten, alten Zeit" der Postkutsche, wo Zeit noch kein Geld war. So ist das Buch schon durch die Darstellungsart gewiß bezeichnend für die Epoche seiner Entstehung wie durch den Stoff ein Denkmal des unklaren deutschen Schwärmers, der so gern für andere sich zu opfern bereit ist, ohne an seinen Vorteil zu denken. Es wird aber in seiner breiten Darstellungsweise nur beschränkt ausleihefähig sein — beileibe nicht als humoristische Lektüre, wie der Titel glauben machen könnte — und kann deshalb wohl nur in größeren Büchereien eingestellt werden. M. Thilo (Stettin).

Marées, Hans von: Briefe. Mit 4 Lichtdrucken nach Zeichnungen. München: Piper 1920. 256 S. Hlw. 5,—.

Aus dem Briefband des großen Marées-Werkes wird hier eine Auswahl geboten, die — nach dem Vorwort des ungenannten Herausgebers — alle für die Entwicklung Marées' irgend bedeutungsvollen Briefe enthält. Daß das Menschentum Marées' hierdurch allen Freunden seiner großen Kunst erst wirklich erschlossen wird, ist mit warmem Dank an den Verlag zu begrüßen. Überraschungen wird niemand von dieser Veröffentlichung erwarten. Aber es ist doch schon ein starker Eindruck, wie um das heroische Ringen des Künstlers nach einem neuen Stil eine fast feierlich große Stille liegt. Diese Briefe deuten in ihrem menschlichen Gehalt bei allem unmittelbaren Aussprechen das Beherrschte an, das für Marées' Schaffen kennzeichnend ist. Ein stilles Strömen. keine gewaltsamen Ausbrüche. Um so ergreifender ist es, wie der Augenblick des Stolzes über die errungene Meisterschaft den inneren Bruch des Verhältnisses zu Konrad Fiedler herbeiführt, dem Marées für sein äußeres Leben alles verdankt. Tragisch klingt dann alles aus in der wirtschaftlichen Katastrophe des Bruders, in die Marées ohne Wissen und Willen hineingerissen wird. Für die innere Entwicklung seines künstlerischen Schaffens sind naturgemäß die Briefe an Fiedler am aufschlußreichsten. Man spürt freilich gerade hier, daß Marées im Grunde viel weniger reflektierender Künstler war, als man anzunehmen gewohnt ist. Er schafft nicht aus einer erklügelten Theorie heraus, sondern aus einer großen Freude, der Sache ganz untertan zu sein, wie er es in einem Brief an Fiedler nach der Vollendung des „goldenen Zeitalters" ausdrückt. — Für größere Büchereien als Ergänzung neben der kleinen Ausgabe des Meier-Gräfeschen Buches über Marées, da das große dreibändige Werk überall unerschwinglich sein dürfte. G. Kemp (Memel).

Sinzig, Pater P., O. F. M.: Lebendig begraben? Erinnerungen. Freiburg: Herder 1922. IX, 294 S.

Wer die Verhältnisse nicht näher kennt, der möchte glauben, daß beim Eintritt in einen katholischen Mönchsorden, und sei es erst ein Mendikantenorden, alle Brücken zur Außenwelt abgebrochen werden, daß der Betreffende gleichsam lebendig ins Grab steige. Daß dem nicht so ist, will der Verfasser vorliegender Erinnerungen beweisen, und der Beweis ist ihm voll und ganz gelungen. — Ein Sohn des Rheinlandes, geboren zu Linz a. Rh., tritt er in den Orden der Franziskaner und begibt sich alsbald in die Franziskanermission nach Brasilien. Und was er hier von Land und Leuten, von Kämpfen, Reisen und Abenteuern zu erzählen weiß, ist nicht nur unterhaltend, sondern auch äußerst lehrreich. Durch ihn lernen wir erst so recht erkennen, wofür ein Missionar, wenn er erfolgreich wirken will, alles sorgen muß. Wir sehen ihn als Journalisten, als Dirigenten, als Sachverständigen in Filmangelegenheiten, als Berater in vielen Fragen des öffentlichen Lebens. Und alles ist warm und lebenswahr geschildert ohne jegliche Überhebung, als ob es sich um lauter selbstverständliche Dinge handle. Was uns am meisten berührt und ergreift, das ist seine Liebe zur deutschen Heimat. Trotz aller Erfolge, bei aller Arbeit, immer begleitet ihn die alte Sehnsucht nach Hause, nach dem Rhein, nach dem deutschen Vaterland. Und welche Freude, als er es nach jahrzehntelanger Abwesenheit wieder sieht und welcher Schmerz, als er es dem Befehl der Oberen gehorchend wieder verlassen muß! — Auch die Ausstattung des Buches, das zudem hübsche Aufnahmen schmücken, ist gediegen, und es wird sowohl in der Bücherei des kleinsten Dorfes wie in der Großstadt Freunde finden und Nutzen stiften.

S. Höpfl (München).

Luxemburg, Rosa: Briefe an Karl und Luise Kautzky (1896—1918). Hrsg. von Luise Kautzky. Berlin: Laub 1923. 215 S. Glw. 6.—.

Nachdem die landläufige und meist gedankenlos nachgeredete Meinung, Rosa Luxemburg sei eine gewissenlose politische Demagogin und Agitatorin gewesen, bereits durch ihre vor zwei Jahren veröffentlichten Briefe an Sonia Liebknecht ins Wanken gekommen ist, werden diese von Luise Kautsky herausgegebenen, an sie und ihren Mann gerichteten Briefe aus 22 Jahren ihrer Freundschaft wenigstens bei den Einsichtigen das Vorurteil vollends zerstören. Glichen die erstgenannten Briefe „einem zarten Bild in Helldunkel auf grauem Hintergrunde, so wirken diese Briefe wie ein blutvolles, farbiges Gemälde und ergänzen aufs Glücklichste die Eindrücke, die der Leser aus den Briefen an Sonia empfing". Die vorliegende Briefsammlung enthält politische und nichtpolitische Briefe in buntem Wechsel, doch so, daß auch der politische Laie — sofern er vorurteilslos ist — dabei stets auf seine Kosten kommt, weil der ganze bedeutende und ungeheuer vielseitige Mensch Rosa Luxemburg in sprühender Lebendigkeit durch jede Zeile hindurchleuchtet. Sie lebte in erstaunlichem Tempo und mit fabelhafter Intensität, einem ihrer Lieblingsaussprüche gemäß: „Man soll sein wie eine Kerze, die an beiden Enden brennt." Besonders dankbar empfindet man an dieser Briefsammlung, daß sie einen größeren Lebensausschnitt als die „Gefängnisbriefe" gibt und die Entwicklung und Vertiefung selbst bei einer so ausgeprägten Persönlichkeit deutlich erkennen läßt. Es ist bewundernswert, aus welch unerschöpflicher seelischer Fülle heraus es ihr in den langen Leidensjahren im Gefängnis während des Weltkrieges immer wieder gelingt, Trost und Heiterkeit zu finden und gar noch anderen zu spenden. Mit geradezu genialer Selbstironie schreibt sie einmal zu Zeiten tiefer seelischer und körperlicher Depression, die sie für unbegründet hält: Mein Leiden ist also offenbar ein „Mißverständnis". Diese letzten Briefe sind ein erschütterndes Zeugnis einer menschlichen Reife, wie es deren in der Literatur nicht viele gibt. Größere Büchereien sollten den Band zur Ergänzung der ersten Briefsammlung unbedingt einstellen. Er wird sich seinen Leserkreis ohne Zweifel selber schaffen.

Frida Endell (Stettin).

Brautlacht, Erich: Der Werkstudent. M.-Gladbach: Volksvereinsverlag 1924. 78 S. Brosch. 0,80, geb. 1,—.

Der rheinische Student, der in dieser mit Recht preisgekrönten kleinen Schrift einige ungemein lebendige Bilder aus seinem Werkstudentenleben im Bergwerk, im Laboratorium und als Handlanger bei Beton-Bauarbeiten gezeichnet hat, ist nicht nur ein vorzüglicher Darsteller, sondern auch eine reife, besonnene Persönlichkeit, ein deutscher Mann im besten Sinne des Wortes. Sehr wirkungsvoll sind auch die Zwiegespräche mit einem Studienfreunde, die er zwischen die Erlebnisse eingeschoben hat und in denen er jeweils die weltanschauliche Summe seiner Erfahrungen zieht. Er kommt dabei schließlich immer deutlicher zu der Erkenntnis, daß die Werkarbeit zwar nicht in ausschließendem Sinne als Merkmal vollwertigen deutschen Studententums gelten dürfe, daß aber „wer sich stark genug zur Werkarbeit fühlt, nicht feige vor ihrem Erleben zurückfliehen dürfe" (auch wenn ihn die eigene wirtschaftliche Not nicht zwingt). Und wir stimmen ihm von Herzen bei, wenn er sagt: „Wohl unserem Volk, wenn viele das Stücklein Weges gingen, das ich damals gehen mußte!" — Wir sollten dieses Büchlein allen Primanern und Studenten, namentlich aber auch den Primaner- und Studenteneltern unter unseren Lesern in Groß- und Kleinstädten in die Hand geben, damit der soziale Segen des Werkstudententums auch über die eigentliche Notzeit unserer Akademiker hinaus unserm Volk erhalten bleibe und der Frivolität eines volksfremden studentischen Schmarotzerlebens mächtig entgegenwirke. E. Ackerknecht.

Marcuse, Ludwig: Gerhard Hauptmann und sein Werk. Berlin: Schneider 1922. 220 S. Hlw. 10,—, Glw. 15,—.

Der schöngedruckte mit Orliks Porträtradierung und mit Leistikowschen Bühnenbildern geschmückte Band war eine würdige Darbietung zum 60. Geburtstag Hauptmanns. Er vereinigt eine lange Reihe von Abhandlungen: Mitteilungen über die Persönlichkeit des Dichters und über Begegnungen mit ihm, Studien über die Art seines Schaffens, über einzelne seiner Werke und über seine Stellung zum Theater. Aus der Feder zahlreicher Freunde und Verehrer Hauptmanns stammend, sind die Aufsätze doch keineswegs auf den Ton einer kritiklosen Vergötterung gestimmt, wie es sonst bei Jubelfeiern wohl vorzukommen pflegt. Vielmehr gehen sie zum großen Teil recht weit gerade in der Aufzeigung der Grenzen von Hauptmanns künstlerischer Begabung. So etwa W. v .Molo, wenn er zwar die Bedeutung des Dichters für das wilhelminische Zeitalter anerkennt, wenn er ihn aber nicht als Führer des neuen Deutschland gefeiert sehen möchte, so Marcuse, wenn er das Unheldenhafte, das Passive und Duldende der Hauptmannschen Helden hervorhebt, so Jacob, wenn er das Unzulängliche in den mit der Antike zusammenhängenden Dichtungen unterstreicht u. s. f. Bei dem sonstigen reichen Inhalt des stattlichen Bandes kann hier leider nicht verweilt werden. G. Kohfeldt (Rostock).

Nicolaisen, K. K.: Martin Andersen-Nexö. Eine literarische Skizze Konstanz: Wöhrle 1923. 83 S. Brosch. 2,50.

Eine biographisch-literarische Skizze über Andersen-Nexö wird von einem großen Leserkreis freudig begrüßt werden, zumal da ihr Verfasser, ein Landsmann des Dichters, so anspruchslos und sachlich berichtet. Die biographischen Mitteilungen treten — wie es bei einem noch lebenden Autor wohl verständlich ist — hinter der Würdigung des Werkes zurück. Wer auch nur eines seiner Bücher, namentlich aber „Pelle der Eroberer" kennt, und weiß, wie warmherzig er sich allenthalben der Armen und Unterdrückten annimmt, um ihnen zu ihrem Menschenrechte zu verhelfen, den wird es nicht wundernehmen, zu erfahren, daß der Dichter selber ein Kind einfacher Leute ist und das ganze erschreckende soziale Elend des großstädtischen Proletariats am eigenen Leibe durchgekostet hat. Von

allgemeinem Interesse dürfte es sein, daß Andersen-Nexö zu den „Spätreifen" gehört, denn seine ersten literarischen Arbeiten liegen um sein 30. Lebensjahr, was freilich nicht verwunderlich ist bei seinem durch den aufreibenden täglichen Kampf ums Dasein unendlich erschwerten Entwicklungsgang. Von den literarischen Würdigungen ist die über den „Pelle" am besten gelungen. Von „Stine Menschenkind" lagen dem Verfasser bei seiner Arbeit erst drei Bände vor, sodaß sein zusammenfassendes Urteil nach Erscheinen der beiden letzten Bände wohl kaum mehr maßgebend sein kann. Besonders hingewiesen sei auf die beiden Porträt-Abbildungen Andersen-Nexö's, von denen namentlich die farbige auf dem Umschlag eine sehr eindrucksvolle Wiedergabe ist. Großen wie kleinen Büchereien, die wenigstens einen seiner großen Romane haben, kann das Bändchen dringend zur Anschaffung empfohlen werden, ist es doch geeignet, dem Dichter und seinem Werk neue Freunde zu werben.

Frida Endell (Stettin).

Rosen, Erwin: Der deutsche Lausbub in Amerika. Erinnerungen und Eindrücke. Drei Teile in einem Band. Stuttgart: Lutz 1924. 640 S. Hlw. 7,50.

Rosens in Scherz und Ernst gleich packendes Erlebnisbuch bedarf in Büchereikreisen keiner Empfehlung mehr. Es steht längst (neben Eyths „Hinter Pflug und Schraubstock" und — neuerdings — Arthur Heyes „Wanderer ohne Ziel") obenan unter seinesgleichen. Die eben erschienene einbändige Volksausgabe ermöglicht nun aber auch kleineren Volksbüchereien die Anschaffung, zum Besten vor allem ihrer jugendlichen Leser, in deren Hände wir dieses prächtige Zeugnis helläugigen und wagemutigen deutschen Lebensglaubens, reinlichen Abenteurertums heute mehr als je wünschen. Die Freunde kulturpsychologischer Betrachtung seien noch besonders darauf aufmerksam gemacht, wie hier der jugendliche Held trotz aller Schärfe der Beobachtung aus der Fülle seiner deutschen Menschlichkeit heraus die amerikanische Lebenshetze und Arbeitswut — in faustischem Sinne romantisiert und wie er deshalb von seinen amerikanischen Kollegen immer „eigenartig befunden" wird, trotz aller Schutzfärbung durch die Beherrschung sämtlicher Intimitäten der gemeinsamen Sprache und des gemeinsamen Berufes. E. Ackerknecht.

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Rapp, Adolf: Der Kampf um die Demokratie in Deutschland seit der großen französischen Revolution. Neufinkenkrug: H. Paetel 1923. 362 S. Brosch. 3,—, geb. 5,—.

Der Verfasser ist ein ausgesprochener Gegner der Demokratie. Das ist natürlich sein gutes Recht. Wenn er aber von den offenkundigsten Schattenseiten der alten deutschen Kleinstaaterei mit ihrer Fürstensouveränität, die doch das Aufkommen der Demokratie erst erklären, auch rein nichts sieht, und wenn er dann andrerseits die Schatten der Demokratie, die auch ihr natürlich wie jeder menschlichen Einrichtung anhaften, in tiefstem Schwarz über das ganze Bild legt, so überschreitet er m. E. das Recht des Historikers. Und weiter: wenn ein Historiker wie Rapp sagen kann, die demokratischen Führer hätten die Massen immer nur darin bestärkt, dem Vaterland gegenüber an den eigenen Vorteil zu denken, oder ein Sozialismus wie der Fr. Naumanns sei bei einem gebildeten Menschen überhaupt nicht ernst zu nehmen, so ist — m. E. auch ein Historiker, der so urteilt, nicht mehr ernst zu nehmen, zumal dann nicht, wenn dieser Historiker an anderer Stelle wieder erklärt: „zuzugeben ist, daß die wirkliche Gesinnung von einem Außenstehenden nicht zuverlässig beurteilt werden kann." G. Kohfeldt (Rostock).

Spann, Othmar: Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre. 12. bis 15. Auflage (W. u. B. Bd. 193/194). Leipzig: Quelle & Meyer 1922. 207 S. Geb. 3,20.

In seiner neuen wesentlich vervollkommneten Ausgabe ist das Buch in altbewährter Zuverlässigkeit fortgeführt bis zu den jüngsten Lehren. Von den frühesten volkswirtschaftlichen Theorien bis auf die modernen Bodenreformer und selbst die Lehren Rudolf Steiners ist alles bedacht, dargestellt und kurz und gemeinverständlich Stellung dazu genommen. Heute, wo leider das volkswirtschaftliche Studium allgemein immer mehr als eine Art von Vorbereitung auf künftige privatwirtschaftliche Erfolge betrachtet wird, kündet Spann laut und eindringlich die Ehrfurcht vor dem Geiste seiner Wissenschaft. So kann diese Darstellung der Haupttheorien als eine wertvolle Einleitung in das eigentliche Wesen der Volkswirtschaftslehre betrachtet werden. Prächtig sind in der Darstellung Spanns die Verbindungen zwischen den wirtschaftlichen Theorien und den philosophischen Grundrichtungen der Zeiten nachgewiesen. Man lese nur, wie er in dem Kapitel über den Marxismus die negativen Folgen rein aufklärerischer Denkweise kennzeichnet und mit einem Bekenntnis zur ständischen Organisation der Wirtschaft schließt. — Das neu bearbeitete Kapitel: Wie studiert man Volkswirtschaftslehre?" findet hoffentlich, vor allem unter der studierenden Jugend, viele Leser. Es wirbt lediglich um das lehrgeschichtliche Erkennen der volkswirtschaftlichen Wissenschaft, und kämpft gegen den geistig so unsagbar plumpen Standpunkt, als sei eine geistige Disziplin allein von der Praxis aus zu meistern. „Das ist ein reiner Buchhalterstandpunkt, er paßt auf die Handelshochschule, nicht auf die Universität."

E. Dovifat (Berlin).

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Witkop, Philipp: Deutsche Dichtung der Gegenwart. Leipzig: Haessel 1924. 208 S. Brosch. 3,20, Hlw. 4,—, Glw. 4,50.

Der bekannte Freiburger Germanist beweist mit dem vorliegenden Werke, daß er nicht nur in der deutschen Gegenwartsliteratur belesener ist, als seine Kollegen sonst zu sein pflegen, sondern daß er es auch versteht, liebevoll und doch nicht unkritisch die wichtigsten Erscheinungen herauszustellen und in ihrer jeweiligen Eigenbedeutung wie in ihrer Bedeutung für die gesamte kulturelle Entwicklung zu erklären. Besonders wertvoll erscheint mir dabei vom bildungspfleglichen Standpunkt aus, daß Witkop den weltanschaulichen Werten mindestens dieselbe eindringliche Betrachtung zuteil werden läßt wie den künstlerischen. Dabei bedient er sich klugerweise zahlreicher gut gewählter Zitate und gibt so nebenbei einen unmittelbaren Eindruck von der geistigen Handschrift der einzelnen Künstler. Die gesamte Darstellung ist gegliedert in die drei Abschnitte „Der Roman", „Das Drama" und „Die Lyrik". Beim ersten, mit Recht weitaus umfangreichsten Abschnitt (denn wo hätte Drama und Lyrik gegenwärtig in Deutschland auch nur annähernd so viele bedeutende Erscheinungen aufzuweisen wie die Erzählungskunst) ist auf den ersten Blick zweierlei befremdlich: daß er „Der Roman" und nicht „Die Erzählungskunst" überschrieben ist, da doch Witkop selbstverständlich nicht vermeiden kann, die Novellistik mitzubehandeln, und daß innerhalb dieses Abschnittes „Der Roman der deutschen Schweiz" und „Der deutsche Roman" unterschieden wird. Während für die erstgenannte Tatsache vom Verfasser keine Gründe angeführt werden, erklärt er die andere durch den Hinweis, daß die schweizerische Erzählungskunst „auf engeren Raum die Kultur- und Formprobleme der Gegenwart besonders deutlich mache". Und man muß es Witkop lassen, daß er durch Auswahl und Aufreihung der Beispiele eine recht eindrucksvolle Entwicklungskurve herausgearbeitet hat. Es kommt übrigens dazu, daß Witkop für alemannische Erzähler eine ausgesprochene Vorliebe hat, wie in den späteren Abschnitten durch

die trefflichen Charakteristiken von Emil Strauß und Emil Gött bestätigt wird. Aus dem Schweizer Abschnitt seien noch hervorgehoben die Kapitel über Federer und über Schaffner. (Bei jenem hätte übrigens ergänzend die historische Erzählung „Spitzbube über Spitzbube“, bei diesem der ausgezeichnete Berliner Roman „Kinder des Schicksals“ herangezogen werden können.) Fraglich bleibt, ob Steffen nicht zuviel Ehre widerfährt, wenn er sozusagen als typische Endgestalt der bisherigen Entwicklung aufgeführt wird. Aus dem Abschnitt über den deutschen Roman seien namentlich erwähnt die Charakteristiken der beiden Mann (wobei Thomas freilich in seiner kulturellen Wirkung weit überschätzt wird, wenn von ihm gesagt wird, er habe — nebst andern — „seinem Volke jene Kräfte erweckt“, die dem Wiederaufbau seelischer Form dienen), von Emil Strauß und von Wilhelm Schäfer, bei welcher Gelegenheit besonders deutlich wird, wie ernst und tief auch Witkop die Aufgabe des deutschen Erzählers faßt. Hesses dichterische Persönlichkeit wird verständnisvoll und eindringlich, aber etwas zu sehr unter dem Gesichtswinkel von „Klingsors letzter Sommer“ betrachtet. Hätte Witkop sein Augenmerk auch Hesses Novellenbändchen („Diesseits“, „Nachbarn“, „Umwege“; auch „Unterm Rad“ gehört hierher) zugewandt, würde er bei ihm nicht so entschieden auf die verschwimmenden Konturen herausgekommen sein. In diesem Abschnitt vermissen wir nun aber einige Dichter ganz, die jetzt schon als repräsentative Erzählergestalten unserer Zeit unverkennbar sind: Friedrich Huch (Witkop beschränkt sich ja auch sonst nicht auf zufällig noch körperlich vorhandene Dichter), Kolbenheyer, Hans Grimm, Nabl und Paquet. Durch die Beachtung der beiden Letztgenannten hätte auch die kurze Betrachtung über den „Großstadtroman“ (vergleiche Paquets „Kamerad Fleming“ und Nabls „Grab des Lebendigen“) mehr Inhalt gewonnen. Hoffentlich holt hier die nächste Auflage, die sicher nicht lange auf sich warten lassen wird, das Versäumte nach. — Aus dem Abschnitt über das D r a m a ist hervorzuheben die erfrischende Entschiedenheit, mit der nach einer sehr herzlichen und achtungsvollen Würdigung des älteren Werkes von Gerhart Hauptmann (nur das „Friedensfest“ ist nicht in seiner monumentalen Bedeutung für die Darstellung deutschen Gefühlslebens erkannt) dessen spätere „Entwicklung“ abgelehnt wird. Ein wenig verwunderlich ist, daß Ernst Rosmer (sogar unter Hinweis auf ein noch unveröffentlichtes Drama) und Beer-Hofmann besondere Kapitel zuteil geworden sind, während sich Eulenberg, Sternheim und Kaiser sowie Paul Ernst und Wilhelm von Scholz je in ein Kapitel teilen müssen. — Von der L y r i k ist zu bemerken, daß Ina Seidel unbegreiflicherweise ganz fehlt und daß die letzten Kapitel Werfel, Rilke und George gewidmet sind. Obwohl Witkop Rilkes Artistentum durchschaut, läßt er ihn ebenso reichlich zu Worte kommen wie Werfel, den er, nach meiner Meinung, sehr überschätzt. Besonders verschwenderisch hat er aber George bedacht, von dem er im letzten Satz des Buches sagt, „in seiner Unerbittlichkeit, seiner einsamstrengen Lebens- und Formenreinheit sei er ein Vorbild und Sinnbild geworden, ein Wacht- und Leuchtturm über dem chaotischen Meer des ringenden und werdenden Europa“. — Alle diese Einwendungen und Ergänzungswünsche sollen uns jedoch nicht hindern, das Witkopsche Buch dankbar zu begrüßen. Es wird viele unserer Leser, die sich im Namengewimmel der üblichen Literaturgeschichten verlieren würden, zu den Schätzen der deutschen Gegenwartsliteratur hinführen, und auch dem Personal unserer Büchereien wird es manche Anregung und Erleuchtung spenden. E. A c k e r k n e c h t.

S c h n e i d e r s B ü h n e n f ü h r e r. Berlin: Schneider 1922 ff. Je 0,50—0,75.

Diese Hefte wollen dem Schauspielbesucher etwa das sein, was dem Konzert- oder Opernliebhaber die „Führer“ verschiedener Art sind. Es fragt sich nur, ob das Schauspiel in dem gleichen Maße einer Einführung bedarf wie das Musikwerk. Darüber wäre grundsätzlich zu rechten. Man könnte sagen, daß ein Stück, das sich nicht selbst schon bei der Aufführung exponiert, unheilbar krank sein müsse, daß ferner die Lebensumstände des Verfassers für die durchschnitt-

lichen Zuschauer gänzlich uninteressant seien. Doch wenn man einmal die Wünschenswertigkeit einer Bühnenführerserie zugibt, so kann man die unschematischen, zu eigenem Lesen Lust und Mut machenden Schneiderschen nur begrüßen. Schon die Namen der Mitarbeiter bürgen für gediegene, von der Sonderaufgabe jeweils ihre Eigenart empfangende Ausgestaltung der Einzelbändchen, von denen ich einige auf ihre Methode hin genauer betrachten möchte, da sie als Zubringer von Lesern zu den Originalen eine dem eigentlichen Zweck fernliegende literarisch-vorbereitende Rolle in den Volksbüchereien spielen können:

Kleist von Julius Bab (56 S.). Daß Kleist in der Reihe der „Dramatiker der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit" erscheint, ist an sich interessant. Wenn Zweifel an der Berechtigung dieser Einordnung aufkommen wollte, so würde er durch Babs glänzende, aufs Heute bezogene Behandlung des Dramatikers der „Verwirrung und Fassung" zerstreut. Dieses Bändchen ist auch zur Vertiefung des Kleist-Verständnisses in jede Bücherei einzustellen; ich möchte insbesondere die Parallelstellung von Leben und dramatischem Schaffen Kleists als mustergültige methodische Leistung hinstellen.

Gerhart Hauptmann von Julius Bab (203 S.). Der methodische Lieblingsgedanke Babs, Leben und Werk eines Dichters, der diesen Namen verdient, ineinander zu spinnen, kehrt auch hier wieder. Wie er Hauptmanns Naturalismus als ein eigenartiges Weltgefühl, nicht als Bühnenrezept bestimmt (Weber, Fuhrmann Henschel), wie er sogar den fallenden (trochäischen) „heimlichen" Vers in Hauptmanns Prosa zu des Dichters mitleidender Gesamtstimmung in Beziehung setzt, das ist so originell, daß dadurch das Hauptmann-Bändchen weit über die Nützlichkeits-bedachte Höhenlage eines Bühnenführers hinausgehoben wird. Abgetrennt von der Inhaltsangabe (deren musterhafte Klarheit bei einem Künstler wie Bab nicht sonderlich hervorgehoben zu werden braucht) folgt stets eine Bewertung der theatralischen Geschichte und Zukunftsmöglichkeiten der Gedichte.

Strindberg von Franz Werner Schmidt (213 S.). Das dicke Buch, zu dem, ähnlich wie der Hauptmann-Führer Babs, die Einführung F. W. Schmidts geworden ist, enthält eine Übersicht über 42 Strindberg-Stücke und beschränkt sich auch im allgemeinen auf die Stückanalyse, sie nur selten mit biographischem oder literarischem Detail durchwebend. So kommt ein recht wenig lesbares Etwas heraus, das aber trotzdem, wie ich glaube, im Falle Strindbergs eine oft gefühlte Lücke schließt. Bei einem so schwierigen Autor wie ihm, der gleichzeitig so oft „angegangen" wird, ist es im Sinne einer beratenden Büchereipraxis sehr zu begrüßen, wenn man den Strindberg-Anfänger auf eine das Wesentliche der Werke gut herausbebende und doch nichts voraussetzende Schrift verweisen kann, durch deren Lektüre der Jünger die Möglichkeit seiner Strindberg-Findung gewinnt. Ich finde, den Bühnen-Führer könnte man hier geradezu einen Leserführer nennen.

Wedekind von Hanns Martin Elster (110 S.). H. M. Elster zeigt, daß die Stellungnahme zu Wedekind abhängt von dem „Wedekind-Erlebnis", daß dieses aber notwendig die Einsicht in seine trieb-, ja fleischgebundene, streng individualistische Weltanschauung voraussetzt. Wer Wedekind soweit einfühlen kann, wird die eigenartige „Ethik" dieses kühnen Wahrheitsfanatikers und seine fast zur Marionette drängende „Dramatik" — die ich gerne derjenigen der religiös-gebundenen Zeiten an die Seite gestellt gesehen hätte — begreifen und vielleicht schön finden. Daß Wedekind der erste bewußte Expressionist ist, wird man zugeben können. Die einzelnen Szenenangaben belastet stellenweise ein zu starres Festhalten an dem Szenengerippe.

Sternheim von Manfred Georg (65 S.). Ein köstlich schnodödriger Vorspruch des Dichters enthüllt dessen ganze gespreizte Bitterkeit und seinen gewollt entstellten Satzbau. Dann folgen die Analysen der „Kassette" und der, teilweise durch dieselben Personen verzahnten, „Bürgerkomödien" („Bürger Schippel", „Die Hose", „Der Snob", „1913", „Tabula rasa", „Die Marquise von Arcis", „Der Nebbich"). Wie die Stücke ineinander hängen, so

auch die Inhaltsangaben. Der Verfasser des Bändchens weiß fast überall eine solche Plastik der Darstellung zu erreichen, daß die einzelnen Akte selbst für den Leser leben, der das Stück nicht gelesen hat; eingestreute, längere oder kürzere Zitate vermitteln den Stileindruck.

Wilhelm von Scholz von Fritz Droop (69 S.). Es scheint dem Verfasser — trotz oder wegen seiner starken Voreingenommenheit für den Freund W. von Scholz? — nicht recht zu gelingen, aus dem Leser des Bühnenführers auch einen Leser der Scholzschen Dramen zu werben. Die Behandlung der Dramen im Überblick über das Werk Scholz' führt außerdem zu Wiederholungen.

Schönherr von Hermann Kienzl (78 S.). Schönherr ganz aus seiner Heimatständigkeit begreifen zu lehren, das ist seines Landsmannes Kienzl Bestreben (der sich nebenbei sowohl welt- und kunstanschaulich wie stilistisch selbst darstellt). Er beschränkt sich folglich auch nicht auf die größeren oder gängigen Bühnenstücke Schönherrs, sondern untersucht zunächst das Gesamtschaffen, um dann bei den sieben Hauptstücken länger zu verweilen. Ohne sich von seiner Vorliebe blenden zu lassen, übt Kienzl strenge, ja bissige Kritik an dem Theatraliker Schönherr, erkennt aber dessen Dichtertum an.

Schnitzler von Th. Kappstein (100 S.). Die Einführung in Schnitzlers etwas müdes Wienertum ist ausgezeichnet gelungen, bei den Inhaltsskizzen dagegen wird man den Eindruck der „Analyse", die noch nicht Synthese geworden ist, nicht recht los. Gewiß war die Schwierigkeit bei dem im Grunde doch wohl undramatischen Werk Schnitzlers, in dem es sich selten um wirkliche Schicksalsfragen handelt, nicht klein. Sehr sympathisch ist die Stellungnahme zum Tanz um den „Reigen".

Wildgans von Dörfler (56 S.). Daß Wildgans einstweilen nicht unter die vom dramatischen Urtrieb besessenen Dichter gehört, ist die von dem Verfasser herausgearbeitete These; er sieht in ihm einen Lieddichter, der sich des dramatischen Vehikels bedient, der aber vielleicht in „Kain" bereits zu sich selbst gefunden habe. Ob Wildgans sich danach aber nicht aus der Gruppe der Bühnendichter aussondert, ist eine Zweifelsfrage.

Toller von Fritz Droop (51 S.). Ernst Toller spricht selbst zu uns in diesem Bühnenführer, einmal durch das melancholisch-suchende Auge seines Bildes, dann durch einen kurzen Lebensabriß, den er, übersachlich wie J. Caesar, in der dritten Person bietet. Dann folgen die Inhaltsskizzen der „Wandlung", der „Maschinenstürmer" (mit reichlichen Zitaten), des „Hinkemann", sowie der Versuch, „Masse Mensch" gedanklich nahezubringen.

Tolstoi von Friedrich Düsel (60 S.). Man wundert sich eigentlich, wegen der verhältnismäßig nebensächlichen Rolle, die die Bühnenschriftstellerei im Leben Tolstois spielt, auch ihn unter den hier behandelten Dramatikern zu finden. Der Verfasser ordnet denn auch mit Recht die paar Bekenntnis- oder Tendenzdramen Tolstois in eine breit angelegte Entwicklungsgeschichte der Idee Tolstois ein.

Gogol von Frank Thieß (47 S.). Um die Tendenz des Gogolschen Bühnenschaffens zu Bewußtsein zu bringen, müßte die dämonische Gestalt dauernd vor der Seele des Zuschauers stehen. Gar zu leicht nimmt er sonst das Fratzenspiel der Darsteller für eitel Possenreißerei und freut sich daran, statt daran zu erwachen. Ähnlich wie bei Molière muß der Menschenfeind im Verfasser unterstrichen werden, da die Form der Stücke doppeldeutig ist. Dieser Einsicht entnimmt der Verfasser des Bändchens den Anstoß zu einer gefühlsstarken Charakterstudie über Gogol und zu einer Interpretation des „Revisors", die die naheliegende Fehlausdeutung Punkt für Punkt (teils mit Gogols Worten) zurückweist. Methodisch ausgezeichnet.

Gorki — Tschechow von Friedrich Düsel (64 S.). Man möchte bei Gorki eine etwas eingehendere Behandlung des inneren Entwicklungsganges wünschen, wenn schon überhaupt die Verfasser-Biographie mit in den

Rahmen der Bühnenführer gespannt wird. Mir scheint fast, als habe das Bekenntnis Gorkis zum Sowjetstaat ihm in den Augen des Verfassers geschadet! Und Tschechows eigentliche Bedeutung liegt doch wohl im Novellenfach. Ich halte das vorliegende Bändchen für das schwächste von allen, die ich las.

O. Tacke (Stettin).

Lehmann, Emil: Hölderlins Lyrik. Stuttgart: Metzler 1922. 300 S.

Das ausgezeichnete Werk will Hölderlins gesamte Lyrik nach einem einheitlichen Gesichtspunkt ordnen und erläutern. Hölderlin ist dem Verfasser der systematische Lyriker, in dessen lyrischem Gesamtbekenntnis jedes Gedicht seine feste Stelle hat, so etwa wie die einzelnen Gedanken in einem Weltanschauungssystem. Schon der Jüngling sucht die Harmonie der Seele und des Weltalls, die er dann im Griechentum verkörpert sieht. Diese Harmonie der Menschheit wieder zu erringen, ist die hohe Aufgabe der Dichtung, der Künstler wird zum Volkserzieher. — Der reiche Inhalt kann hier auch nicht andeutungsweise gegeben werden. Das Werk verlangt ein eindringendes Studium und lohnt es vor allem auch durch die zahlreichen feinen Bemerkungen bei der Interpretation der einzelnen Gedichte. Wer Hölderlin, dessen Dichtung so enge Bande mit unserer neuesten Lyrik verknüpfen, in der Volkshochschule behandeln will, wird zu diesem Buche greifen müssen. Zumal aus diesem Grunde sei es großen Büchereien warm empfohlen.

W. Schuster (Kattowitz).

Walter, E.: Russisches Alphabet mit Schreibhilfen und Lauttafel. Leipzig: Holtze. 4 S.

— Einführung in Laut und Schrift. Ebenda 1922. 32 S.

Aus der bloßen Schrifttafel, die man auch monumental auf die Wand bringen kann, wenn man sie doppelt besorgt und einmal innen, einmal außen zeigt, ist durch eine über pädagogische Schwierigkeitsstufen hinführende Erweiterung das größere Heft gestaltet, welches die russische Laut- und Schriftlehre bis zu den Neuerungen der Sowjet-Orthographie abspinnt. Die beiden Heftchen zählen als Teil 1 und 2 der „Praktischen Einführung in das Russische" von A. Cosack und Walter; grammatische Teile von Cosack geben die Ergänzung. Der Sinn des Ganzen ist, daß durch ein eindrucksvolles Sehbild sofort einige Kenntnisse übermittelt werden; so soll sich das Grauen vor der fremdartigen Schrifterscheinung verlieren und weitere leichte Aneignung erfolgen. Drucksatz, Verteilung, Analyse des Zuges der Schreibbuchstaben u. dgl. sind tatsächlich sehr wohl überlegt, und es mag damit zu einer baldigen Transkribierfähigkeit und weiterer Kenntnis zu bringen sein — ersprießlich, wo russische Bücher durch die Bücherei gehen.

R. Petsch (Stettin).

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Knapp, Fritz: Die künstlerische Kultur des Abendlandes. Eine Geschichte der Kunst und der künstlerischen Weltanschauungen seit dem Untergang der Alten Welt. Bonn: Schroeder 1923.

Bd 1: Vom architektonischen Raum zur plastischen Form. Mittelalter und Frührenaissance. 3. bis 4. Aufl. 1923. 435 S. 357 Abb. auf Taf.

Bd 2: Der Sieg der malerischen Anschauung. Hochrenaissance, Barock und Rokoko. 2. bis 3. Aufl. 1923. 507 S. 323 Abb. auf Taf.

Bd 3: Die malerische Problematik der Moderne. Vom Klassizismus zum Expressionismus. 2. bis 3. Aufl. 1923. 437 S. 357 Abb. auf Taf.

3 Bde. zusammen Glw. 36,—. (Einzelbände werden nicht abgegeben.)

Im Vorwort sagt Knapp: „Wir werden ... unser Urteil revidieren müssen, weil man in den modernen Kunstgeschichten, ausgehend von einer maß-

losen Überschätzung technischer Mache und französischen Geistes, verächtlich auf romantische Kunst und individuelle deutsche Art herabsieht." Mit solchen und ähnlichen Sätzen gibt er von vornherein über seine Stellung zur Kunst Rechenschaft; auch zur Kunstgeschichte, die er nicht zur „öden Kunstwissenschaft", sondern zu einer heiter-naiv empfindenden und reflektierenden Kunstbetrachtung und Weltanschauung machen will. Demnach will er nicht beim Einzelnen stehen bleiben, vielmehr sieht auch er seine Aufgabe darin, als Historiker seinen Gegenstand im ganzen und als sich fortentwickelnden Organismus zu betrachten. Der Blick auf die Gesamtentwicklung zeigt ihm große Wellenbewegungen, nach denen er den Stoff ordnet. So läßt er der Betrachtung der in der altchristlichen Kunst noch fortwirkenden Antike in großen Gruppen folgen: die romanische Baukunst in Deutschland, die französische Gotik, die deutsche Gotik, die romanische und gotische Plastik und endlich — die zweite Hälfte des ersten Bandes füllend — die eigene Entwicklung des Baugedankens sowie der plastischen und malerischen Form in Italien. Unwichtiges in anderen Ländern wird übergangen. Gegensätze und Rückschläge, die natürlich in der Entwicklungsrichtung nicht fehlen, werden nach Möglichkeit gedeutet. Einen großen Raum nimmt neben der Herausarbeitung der Leitgedanken die Würdigung und Erklärung der zahlreichen wichtigen Einzelkunstschöpfungen ein, die zum großen Teil durch ein gutes Bildmaterial veranschaulicht werden. Auch für die Wertung dieser Einzelwerke ist Knapps Gesamtauffassung der abendländischen Kunst ausschlaggebend. Sie ist ihm, wie die hohe Kunst überhaupt, und im Gegensatz zur orientalischen, durchaus auf das Konkrete gerichtet, auf das Festhalten sinnlicher Realität, allerdings in der Verklärung idealer Form. Die byzantinische Kunst, z. T. auch die Verstiegenheiten des Expressionismus hält er im Gegensatz zu modernen Ästheten für dekadent. Die Größe selbst der mittelalterlichen Kunst und Architektur liegt für Knapp in der Wiedergeburt des Realismus, der schon die Antike auszeichnet; erst in der Spätgotik vermißt er diesen realistischen Zug, und der Renaissance, die er vor allem als eine Wiedergeburt der Natur faßt, weist er einen besonders hohen Platz im Ganzen der Kunstentwicklung zu. — In den folgenden Bänden hat die Überzeugung, daß ein echtes Künstlertum ohne innere Religiosität und hohes Menschentum nicht möglich ist, der Feder Knapps die Richtung gegeben. Mit besonderer Wärme hat er darum die herrlichen Zeiten schildern können, in denen von Leonardo und Michelangelo, Dürer und Grünewald, Rubens und Rembrandt Ewigkeitswerte geschaffen worden sind. Zwar droht seit der Renaissance eine Nachahmungs- und Bildungskunst dem Echten, Bodenständigen gefährlich zu werden, aber das rege kraftvolle Kunstschaffen, besonders auch in deutschen Landen, bietet immer noch eine Fülle des Erfreulichen und Erhebenden, und Knapp macht kein Hehl daraus, daß er das wirklich Große der Zeit in der germanischen Innerlichkeit erblickt, wie sie sich vor allem in der niederländischen Malerei zeigt. Ohne sie wäre die Kunst des Abendlandes in Formalismus erstarrt. Allein Deutschland habe mit seinem Rokoko und seiner romantischen Kunst dem akademisch-rationalistischen Geist Frankreichs, der seit dem 17. Jahrhundert Sieger geblieben sei, bedeutende Gegenwerte gegenüberstellen können. Um so bedauerlicher sei es, daß, z. T. durch Verschulden der Wissenschaft, die deutschen Künstler sich auch in neuerer Zeit immer wieder in die Abhängigkeit Frankreichs begeben hätten, eines Landes, in dem das l'art pour l'art-Prinzip, das Prinzip der geschickten, raffinierten Mache, über Gebühr tonangebend sei. Die Parole der Zukunft dürfe nur sein: Selbstbesinnung, Rückkehr zur deutschen Kunst, zur Romantik. Dem Gesunden und Großen in der expressionistischen Kunst, wie es sich in der auch echt deutschen Malerei eines Hodler und van Gogh und früher eines Grünewald darstellt, redet Knapp durchaus das Wort. Aber schon Greco, den er für einen Fremdkörper in der abendländischen Kunst hält und in dem er — wohl nicht mit Recht — einen Effektmaler sieht, lehnt er ab, auch Munch dürfte er nicht ganz gerecht werden, während seine kurze Abfertigung des Kubismus und Futurismus, insbesondere der „kindischen Stümpereien" eines Klee und der Abstraktionen eines Kandinsky, wohl schon mehr Beifall als Widerspruch finden wird. Daß Knapp trotz seiner scharfen Stellungnahme gegen alle bloße

Maltechnik, doch der Entwicklung der großen Raum-, Form-, Licht- und Farbprobleme seine ganze Aufmerksamkeit zuwendet, verdient besondere Hervorhebung. — Das Hauptverdienst des Knappschen Werkes wird man aber wohl darin sehen müssen, daß es gewagt hat, das, was echt und groß in der deutschen Kunst ist, wieder beim rechten Namen zu nennen. Damit hat es sicher dem Ausdruck gegeben, was viele längst gefühlt haben, nicht am wenigsten die, die allem engen Nationalismus abhold sind. Auch daß von dem umfangreichen Werke nach einem Jahre schon eine 2. und 3. Auflage erscheinen konnte, ist ein Beweis dafür, daß es einem starken Verlangen der Zeit nachgekommen ist. Möchte es den Büchereien nicht an Mitteln fehlen, es vielen Lesern zugänglich zu machen. G. Kohfeldt (Rostock).

Altdeutsche Holzschnitt-Kunst. Hrsg. von Willy Kurth. 60 Holzschnitte von Dürer, Baldung Grien, Altdorfer, Cranach, Holbein und anderen Meistern des 15. und 16. Jahrhunderts. Berlin-Zehlendorf: Heyder 1924. 100 S. 4°. Hlw. 12,—.

Diese neueste Veröffentlichung des Heyderschen Verlages verdient die besondere Aufmerksamkeit aller Büchereien. Gibt sie doch eine ausgezeichnete Auswahl von Blättern aus der großen Zeit des deutschen Holzschnittes mit einer Einführung von Willy Kurth, die, frei von allem gezierten Kunstgerede, eindringlich auf das Wesentliche der künstlerischen Persönlichkeiten, von denen Blätter geboten werden, und ihre Bedeutung für die Entwicklung der Holzschnittkunst hinweist, wobei namentlich auch die Rolle des Genius loci der oberdeutschen Reichsstädte (Augsburg, Ulm, Nürnberg, Basel) klar hervortritt. Was Kurth von den primitiven Holzschnitten der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts hervorhebt, nämlich daß in ihnen „die hohe symbolische Kraft der Gotik weiterlebe und durch die Kräfte gestärkt werde, die aus der dichterischen Tiefe des Volkes aufsteigen und der Kunst ihren Willen aufzwingen", das erweist sich dabei ganz augenfällig als eine Grundwahrheit für den ganzen Zeitraum, dem Kurth seine Beispiele entnommen hat. Möchte das prächtige Buch recht vielen Freunden deutschen Formwillens die Augen öffnen für die Größe dieser einst wahrhaft volkstümlichen und „bedeutenden" Kunst, die auch uns Heutigen viel zu sagen hat, sofern wir nur die Hast unseres Blickes abtun und sie wirklich betrachten! E. Ackerknecht.

Schäfer, Wilhelm: Die moderne Malerei der deutschen Schweiz. Mit 49 Abb. Leipzig: Haessel 1924. 76, 48 S. Hlw. 4,80.

Der erstaunlich rührige Verlag von Haessel beginnt soeben, als Gegenstück zu der trefflichen Reihe von Taschenbändchen „Die Schweiz im deutschen Geistesleben" in größerem Format eine ebenso betitelte Reihe illustrierter Bände herauszugeben. Es darf als ein besonders glücklicher Griff bezeichnet werden, daß er sie mit dem vorliegenden Werke eröffnet. Schon wer Schäfers Stauffer und Pestalozzi kennt, weiß, wie nahe die Wahlverwandtschaft ist, die den rheinischen Dichter mit dem Alemannentum und seinem künstlerischen und weltanschaulichen Formwillen verbindet, und wie leidenschaftlich er seine Schweizer „Stiefheimat", wie er sie gelegentlich nennt, immerdar geliebt hat. Wer darüber hinaus Schäfers Teilnahme am deutschen Kunstleben der letzten 30 Jahre (in Gestalt seiner Herausgabe der „Rheinlande", seiner maßgebenden Mitarbeit an Kunstausstellungen usw.) verfolgt hat, der weiß, daß gerade die modernen Maler der deutschen Schweiz unter den deutschen Kunstschriftstellern keinen begeisterteren und zugleich besonneneren und daher keinen wirkungsvolleren Vorkämpfer für das Verständnis ihrer Kunst gehabt haben als ihn. So ist das vorliegende Büchlein in der Auswahl der Bilder wie in seinem Textteil die Quintessenz jahrelanger Bemühungen um die Erschließung des Geistes der modernen Schweizer Malerei aus dem Wesen des schweizerischen Deutschtums heraus und um eine Charakterisierung der einzelnen Künstlerindividualitäten als verschiedener Abwandlungen jenes Geistes. Daß dabei Hodler und nächst ihm Welti, Buri und

Amiet stark hervortreten, ergibt sich ganz überzeugend aus den tieferen Einsichten in die allgemeinen Entwicklungsnotwendigkeiten der modernen Malerei, welche Schäfer hier in musterhaft konzentrierter und doch gemeinverständlicher Darstellung erschließt. Nirgends hat man das Gefühl einer parteigängerischen Schönfärberei; vielmehr berührt gerade die Art, wie der verehrende Deuter des Schaffens dieser Meister auch die Grenze ihres Könnens ahnen läßt, äußerst wohltuend. — Da das vorzügliche Buch namentlich auch für solche Leser in Betracht kommt, die überhaupt erst in nähere Fühlung mit dem Geist moderner deutscher Malerei treten oder die sich die letzten Entwicklungsphasen der Gegenwartskunst an einem besonders sympathischen Beispiel in großen Zügen veranschaulichen lassen möchten, ist es schon mittleren Büchereien zur Anschaffung dringend zu empfehlen. E. Ackerknecht.

Deutsche Graphik des Westens. Hrsg. von H. von Wedderkop. Mit 136 ganzseitigen Abb. Dresden: Sibyllen-Verlag 1922. 200 S. Geb. 15,—.

Das Buch ist nach den einleitenden Bemerkungen des Herausgebers lediglich als Material gedacht. Kein innerer oder weltanschaulicher Zusammenhang ist angestrebt, sondern eine um einen örtlichen Begriff gruppierte Zusammenstellung, die zu einer Wertung neuer Kunst brauchbares Anschauungsmaterial bietet. Diesen Zweck, den man nicht gering veranschlagen soll, erfüllt das Buch in reichem Sinne. Wer sich über die graphischen Leistungen moderner Künstler unterrichten will, kann zu dieser fast zufälligen Sammlung greifen und findet hier den gewünschten Aufschluß, statt sich die Belege mühsam aus Zeitschriften zusammenzusuchen. Von den Künstlern hat ein guter Teil freilich nur lokales Interesse, aber man kann die alte Wahrheit daraus lernen, daß es nie auf den Namen, sondern immer auf das Werk ankommt, und daß das Moment des Zeitstils immer stärker ist als das des Individualstils. — Die Wiedergaben sind vorzüglich, auch der Druck klar und flüssig. — Für größere Büchereien, von besonderer Bedeutung natürlich für den Westen.

G. Kemp (Memel).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Krische, K.: Heimat! Grundsätzliches zur Gemeinschaft von Scholle und Mensch. Berlin: A. Hoffmann 1918. 96 S. Geb. 1,50.

Krische sucht vor allem den Begriff „Heimat“ aus allen romantischen Verklärungen zu lösen, die etwa Schule und Dichtkunst über ihn ergossen haben, und führt ihn — etwa im Sinne der erdkundlichen Schule Ritters — zurück auf die Summe aller Einflüsse von Scholle, Klima, natürlicher und geistiger Umwelt, die zu irgend einer Zeit unseres Lebens unsere Vorstellungswelt in der Hauptsache zusammengesetzt und unser Gemütsleben an diese Welt gebunden haben. Er läßt die Kindheitseindrücke als die stärksten gelten, nicht aber als die einzigen, die ein Heimatsgefühl erzeugen können. Vielmehr findet er, daß von jeder Umwelt, in die wir längere Zeit tauchen, dauernde Ströme der Beeinflussung ausgehen, die allmählich die Kindheitsheimat im Bewußtsein und Gefühl zurückdrängen, sodaß der Mensch tatsächlich nacheinander mehrere Heimaten haben kann, wofern nicht seßhafte Geschlechter ein schwer zu verdrängendes Erbgut an Heimatvorstellungen ihren Angehörigen mitgegeben haben. Bewußte Heimatpflege hat sich dann eben in jedem einzelnen Falle für eine Heimat zu entscheiden. Krische stellt sodann verschiedene Typen des Heimaterlebnisses fest: Der Masseneindruck des Gebirges auf den Bergbewohner, des Meeres auf den Menschen von der Wasserkante, der großstädtischen Weite und Ungebundenheit auf das Kind der Großstadt, das Distanzgefühl des Auslanddeutschen, die Schollentreue des Bauern, die landlose Familienheimat des Juden. In bewußter und schollennaher Heimatpflege erblickt der Verfasser die einzige Möglichkeit der Rettung unseres Volkstums und unserer menschlichen Würde. —

Das kleine Werkchen ist ausgezeichnet geschrieben und enthält eine Fülle anregender Gedanken, die in mehr als einer Beziehung beachtlich für den Volkserzieher sind; es schlägt damit in die Belange des Bibliothekars, wird aber auch sonst allen Lesern zu empfehlen sein, die sich von irgend einer Seite her dem Heimatproblem ernsthaft nähern. F. Plage (Frankfurt a. d. O.).

Fahlberg, Arthur: Das Deutsche Ordensland Westpreußen. Mit 62 Bild. im Text u. auf Taf. Berlin: Deutscher Kunstverlag 1923 84 S. 1,25.

Mit dieser kleinen, anspruchslos und allgemein verständlich abgefaßten Veröffentlichung liegt eine Heimatskunde der alten Provinz Westpreußen vor, die mit warmem Beifall zu begrüßen ist. Zur Kenntnis des Landes wird sehr reiches Material geboten: Bodenkunde, Geschichte, Kultur, Kunst, Wirtschaft werden in den Bereich der Betrachtung gezogen, das Bild eines Landes, das unser war und uns nicht verloren sein kann, wird greifbar nahe gerückt. Die gut gewählten und recht anständig wiedergegebenen Abbildungen tragen das Ihrige dazu bei. — Für Büchereien jeder Größe. G. Kemp (Memel).

Mager, Friedrich: Ostpreußen. Die natürlichen Grundlagen seiner Wirtschaft, eine Quelle deutscher Kraft. Hamburg: Friederichsen 1922. 176 S.

Aus Anlaß der „Wanderausstellung Ostpreußen 1922/23" ist Magers Buch zur Veröffentlichung gelangt. In wissenschaftlich außerordentlich gediegener Arbeit untersucht er die geographischen Bedingungen der ostpreußischen Wirtschaft, um damit eine Grundlage für das lebensnotwendige Verhältnis der isolierten Provinz zum Mutterlande zu finden. Als wirtschaftsgeographische Untersuchung dürfte die Schrift eine mustergültige Leistung darstellen und auch ohne ihre Zugehörigkeit zu der — leider nicht zum Wandern gekommenen — „Wanderausstellung Ostpreußen" volle selbständige Bedeutung behaupten. Als Beitrag zur heimatkundlichen Literatur füllt sie leider nur eben eine Lücke aus und als Spezialwerk wird das Buch somit für eigentliche Volksbüchereien außerhalb Ostpreußens wenig nutzbar zu machen sein. Mager würde sich ein Verdienst erwerben, wenn er es zu einer wirklichen umfassenden Heimatskunde Ostpreußens ausgestalten wollte, die als wissenschaftliches Gegenstück neben dem mehr populären, heute im Buchhandel kaum noch zu findenden, Buch von Ambrassat und den vielen neueren dem rein wirtschaftlichen Bedürfnis dienenden Veröffentlichungen seinen Platz einzunehmen hätte. — Die vorliegende Schrift würde durch Beifügung einer Karte in ihrer Verwendbarkeit gewinnen.

G. Kemp (Memel).

Kapherr, Egon Frh. v.: In russischer Wildnis. Erinnerungen eines Jägers. Mit zahlreichen Abb. und Textzeichn. v. Paul Haase. Weimar: Duncker 1922. 239 S. Hlw. 6,—.

Das unterhaltsame Buch erzählt von den Jagdfreuden eines leidenschaftlichen Jägers in den Sumpfwäldern und im Seengebiete Livlands und noch nördlicher gelegener Forsten Rußlands, die noch wenige Jahre vor dem Weltkriege als Wildkammern und Naturparke gelten konnten. Bär und Elch, Schnepfe und Auerhahn kamen dort noch reichlich vor und boten verlockende Birsch und spannungsvollen Ansitz. Über der jagdlichen Schilderung ist die Naturschilderung nicht vergessen, wiewohl manche Teile des Buches in bedenkliche Nähe einer dürren Schußchronik geraten. Tierkundlich dagegen ist die Ausbeute nicht gering, und darin liegt wohl der Hauptwert dieser Erinnerungen eines Herrenjägers. Daß sein Vetter der Baron Karl Kruedener ist, wird uns allerdings reichlich oft versichert. Die Zeichnungen von Paul Haase geben dem Buche einen besonderen Reiz, zumal Haase selbst Jäger ist und Jagdgast des Verfassers war. Allen Freunden jagdlicher Lektüre ist das Buch bestens zu empfehlen. Volkstümlich ist es jedoch nicht. F. Plage (Frankfurt a.d.O.).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Liepmann, Wilh.: Weltschöpfung und Weltanschauung. Berlin: Volksverband der Bücherfreunde. Wegweiser-Verlag 1923. 248 S. 4 Taf.

Keins der vielen von ihm geschriebenen naturwissenschaftlichen Bücher habe ihn, so erklärt der Verfasser, wie das vorliegende beglückt und im Lebenskampfe gestärkt. Es wird auch vielen anderen eine wahrhafte Lebensstärkung und -bereicherung bringen können. So etwa wie dies eine Reise tut, die man an der Seite eines empfänglichen, klugen Freundes macht. Denn eine solche Reise durch das Universum ist ja die Lektüre des Liepmannschen Buches. Durch die große und kleine Naturwelt führt es, durch die Wunder des organischen und des anorganischen Lebens, durch die Rätsel der leid- und kampferfüllten Menschheitsentwicklung bis zur Erkenntnis der das All beherrschenden Gesetzmäßigkeit und Harmonie, des Logos, des Göttlichen. Für volkstümliche Büchereien ist das Buch unentbehrlich. G. Kohfeldt (Rostock).

Lebensbilder aus der Tierwelt Europas. Hrsg. von Hermann Meerwarth und Karl Soffel. 2. umgearb. Aufl. bearb. von Karl Soffel. (Abtl. 2.) Vögel Europas. 4 Bde mit 550 photograph. Abb. freilebender Tiere. 3. Aufl. Leipzig: Voigtländer 1922—23. 324 S. m. 96 Taf.; 225 S. m. 64 Taf.; 223 S. m. 64 Taf.; 217 S. m. 64 Taf. Je Hlw. 6,—, Glw. 7,—.

Für die allgemeine Charakteristik dieser neuen vier Bände der „Lebensbilder aus der Tierwelt Europas" sei auf die Besprechung der vier Bände „Säugetiere" (Jg. 1922, S. 290) hingewiesen, denen sie sich nach Anlage und Ausführung fast durchweg anschließen. Gewiß sind hier die Vogel-Geschichten und biologischen Schilderungen weniger stark packend und spannend, als in jenen Bänden, wie es die geringere Mannigfaltigkeit dieser Gattung eben mit sich bringt; doch findet der Vogelliebhaber reiche Freude und Anregung. Auch der photographischen Wiedergabe freilebender Tiere bieten gerade die Vögel besondere Schwierigkeiten in ihrer Kleinheit, Versteckheit und dadurch, daß sie vielfach bei ähnlicher Form nur durch die Farbe sich unterscheiden, die der Schwarz-Weiß-Wiedergabe entgeht. Gerade angesichts dieser Schwierigkeiten überrascht die Fülle prächtig gelungener Bilder umso mehr. — Keine Bücherei, die die Säuger-Bände besitzt, darf zögern, sich auch die Vögel-Reihe anzuschaffen. Vielleicht werden sogar diese der ganzen Sammlung neue Freunde gewinnen, da nun einmal die Vögel die Lieblinge der deutschen Familie sind, und auch der naturferne Städter Vögel viel eher als andere freilebende Tiere beobachten kann. — Mit diesen Bänden ist die Neuausgabe des älteren Meerwarth-Soffelschen Werkes abgeschlossen. Doch werden jetzt weitere Bände (Reptilien, Amphibien, Fische) angekündigt, die man besonders gespannt erwartet, weil diese Gattungen in umfassenden tierkundlichen Werken zumeist etwas stiefmütterlich behandelt werden. H. J. Homann.

Forel, A.: Mensch und Ameise. Ein Beitrag zur Frage der Vererbung und Fortschrittsfähigkeit. Wien: Rikola-Verlag 1922. 70 S. Brosch. 0,70.

In dem vorliegenden Schriftchen faßt der bekannte Schweizer Gelehrte die Ergebnisse einer halbhundertjährigen Forschung über Biologie der Ameisen in Verbindung mit pathologischen Untersuchungen über das menschliche Gehirn zusammen, die er in seinem fünfbändigen Werke „Le monde social des fourmis" (bei Kündig in Genf) niedergelegt hat. Er geht aus von den bleibenden Spuren der Sinneseindrücke (Engramme) im erblichen Gedächtnis der Art und ihrer Neuausstrahlung unter dem Gegenwartsreiz verwandter neuer Eindrücke, deren Summierung nach und nach zur Ausbildung neuer Merkmale der Art führt. Von diesen neuen Merkmalen beseitigt die natürliche Auslese diejenigen, die dem

Fortbestand der Art schaden, und fördert diejenigen, die ihr im Kampfe ums Dasein förderlich sind. Aber dieser Fortschritt zum lebensfähigeren Typus ist beschränkt auf diejenigen Tiergesellschaften, bei denen die individuelle Plastizität zurücktritt gegenüber dem vererbten Instinkt, wie bei den Ameisen. Er ist dagegen nicht erweislich bei dem höchsten Gesellschaftswesen, dem Menschen, bei dem die individuellen Triebe sich immer wieder gegen den sozialen Instinkt kehren und den Gemeinschaftsfortschritt zum Guten hin vereiteln. Im Anschluß daran stellt Forel Grundsätze für eine überstaatliche Gesetzgebung und Verfassung auf, die wenn es sein muß mit Gewalt den Menschen zum Gemeinschaftshandeln zwingen. — Das Buch ist nicht nur eine geistvolle Parallele, sondern der ernsthafte Versuch, sich von der wissenschaftlichen Erkenntnis her den großen Problemen der Volks- und Völkerwohlfahrt zu nähern; es wäre billig, ihn als politische Utopie abzutun; aber das bewiese nichts gegen seinen Ernst und seinen Wert. Für größere Büchereien zu empfehlen.

F. Plage (Frankfurt a. d. O.).

8. Verschiedenes.

Alemannenbuch. Hrsg. von Hermann Hesse. Neue Ausgabe. Bern: Verlag Seldwyla 1923. 117 S.

Dieses prachtvoll ausgestattete Heimatbuch ist ein Musterbeispiel von innigster und stärkster Bodenständigkeit, die sich ganz fernhält von überheblicher Eigenbrödelei. Und sein literarisches und graphisches Niveau ist so hoch, wie man es an solchen landschaftlich begrenzten Sammelwerken nicht gewöhnt ist. Von den Prosabeiträgen des Herausgebers Hermann Hesse nenne ich besonders das ungemein bezeichnende „Alemannische Bekenntnis", das den Band eröffnet und zu dem das ebenfalls ganz persönliche Stück „Deutscher April 1919" von Jakob Schaffner ein nicht unwürdiges Gegenstück bildet. Weiter seien noch der „Abschied vom Elsaß" von Otto Flake, „Ein Blick über Oberschwaben" von Wilhelm Schussen, „Zwei biblische Geschichten in alemannischer Mundart" von Hans Thoma, „Das Schaf" von Walter Schädelin und „Aus der Kindheit" von Elisabeth Rupp genannt. Unter den Gedichten, die im allgemeinen weniger bedeutend sind, ragt der Zyklus „Elsässischer Bildersaal" von René Schickele hervor. Die anderthalb Dutzend Holzschnitte von meist weniger bekannten modernen Graphikern stehen alle auf einer achtungswerten Höhe und unterstreichen in ihrer spröden, schweren Art wirkungsvoll die herben Züge des alemannischen Wesens. — Größere Büchereien sollten das Alemannenbuch obenan unter ihre literarischen Heimatbücher stellen. E. Ackerknecht.

Das Schwabenland. Ein Heimatbuch für Württemberg und Hohenzollern. Hrsg. von Tony Kellen. Mit 27 Zeichnungen und Buchschmuck von Karl Sigrist, 2 alten Stichen und 8 Schattenrissen. Leipzig: Brandstetter 1921. VIII, 408 S. Geb. 5,50.

Das verdienstvolle Sammelwerk bringt eine große Zahl vor allem geschichtlicher und landschaftlicher Aufsätze und Gedichte, von denen manche, die erstmalig in Zeitungen und Gelegenheitsdrucksachen erschienen, durch ihre Aufnahme in dieses Buch erfreulicherweise der Vergessenheit entrissen sind. Daß der Herausgeber nicht selbst Schwabe ist, merkt man eigentlich nur an einer Stelle, nämlich beim Abdruck der „Schwäbischen Serenade" von Friedrich Theodor Vischer, wo er „preist" und „kreist" in das mundartlich ganz unmögliche „preischt" und „kreischt" verschlimmbessert hat und dem (übrigens sehr primitiven) Bild eines Betzinger Mädchens die Unterschrift „Ein Betzinger Mädel" (anstatt „Mädle") gegeben hat. Im übrigen zeugen auch seine eigenen Beiträge von einer guten Kenntnis von Land und Leuten. Der einheimische Kenner der schwäbischen Literatur hätte natürlich manche Ergänzung bezw. die Ausscheidung manches unbedeutenden Stückes zu Gunsten eines bedeutenderen vorzuschlagen. Schade ist vor allem, daß Hermann Hesse und Christian Wagner

nicht stärker herangezogen worden sind (jener vor allem mit seinem „Brunnen im Maulbronner Kreuzgang“ und ähnlichen Stücken). Auch ist nicht recht einzusehen, warum von der ausgezeichneten altwürttembergischen Schnurre „Den Galgen, sagte der Eichele“ von Hermann Kurz nur ein Teil abgedruckt ist. Aber auch so gibt dieses Sammelwerk einen guten Begriff von der Fülle und Vielfältigkeit schwäbischen Landes und schwäbischer Art. — Größere Büchereien sollten es auch in Norddeutschland einstellen; in Süddeutschland werden schon mittlere und kleine Büchereien genügend Leser dafür haben.

E. Ackerknecht.

Karl-May-Jahrbuch 1924. Hrsg. von Max Finke und E. A. Schmid. 7. Jahr. Radebeul bei Dresden: Karl May-Verlag 1924. 365 S. Kart. 3,—.

Die Wirkung Karl Mays kann und darf nicht einfach durch ein paar erhabene oder gehässige Redensarten dem Bereich positiver bildungspfleglicher Berücksichtigung entrückt werden. Denn ihr Erlebniswert für viele — und nicht die schlechtesten — vorkünstlerischen Leser ist sehr bedeutend. Wer das nicht schon aus eigener Jugenderfahrung und aus unbefangener Beobachtung von Lesern, die sich im Karl May-Stadium befinden, weiß, der wird der Anerkennung jener Tatsache doch nicht entrinnen können, wenn er die bisher erschienenen 7 Jahrgänge des Karl-May-Jahrbuches durchsieht. Man mag die Nase darüber rümpfen, daß hier ein Schriftsteller, der zweifellos nicht zu den ragenden Geistern unseres Schrifttums gehört, mit echt deutscher Gründlichkeit so ungefähr im Stil der Goethe-Philologie (der guten und der nicht guten) durchforscht und erschlossen wird, man mag es als einen bezeichnenden Grundmangel dieses Jahrbuches empfinden, daß viele Beiträge die eigentlich künstlerische Bedeutung Karl Mays erweisen zu müssen glauben, man mag die immer wieder erfolgende Aufzählung namhafter Männer und Frauen, die sich „zu Karl May bekannt haben“, belächeln — eins ist jedenfalls unbezweifelbar: Karl May wird als phantasievoller Erzähler, als Darsteller fremder Länder und fremden Volkslebens, als Kulturphilosoph und Sittenprediger und nicht zuletzt als ein Mensch, der sich aus tiefsten Niederungen zu den Höhen reiner Menschlichkeit und reicher Bildung emporgerungen hat, von Männern und Frauen aus den verschiedensten Gebieten deutschen Geisteslebens durchaus „ernst genommen“. Wenn wir z. B. den neuesten Jahrgang darauf ansehen, so finden wir Pädagogen aller Schulgattungen (Universitätsprofessoren, Studienräte, Seminarlehrer, Volksschullehrer), Theologen, Offiziere, Forschungsreisende und freie Schriftsteller mit Aufsätzen vertreten. Und alle diese Beiträge sind von jenem echten Idealismus erfüllt, der — mag es mit seiner ästhetischen Urteilsfähigkeit bestellt sein wie es will — dem kundigen Volkserzieher verrät, daß hier eine Quelle gemeinschaftsbildender Kraft sprudelt und daß manche, die jetzt aus ihr schöpfen, bald bereit sein werden, sich weiterführen zu lassen zu den Brunnen, die dem Parnassos selbst entsprungen sind. Den Büchereipraktiker wird vor allem interessieren, was der Strafanstaltslehrer Heinrich Glatzel (Berlin-Moabit) schreibt über die Frage: „Weshalb gehört Karl May in die Gefangenenbüchereien?“, ferner „Eine Schüler-Stimme“ von Oberrealschüler Ulrich J. Schauer (München) und „Karl May und die Schülerbüchereien“ von Studienrat Dr. Otto Rudert (Wurzen). Nicht unerwähnt bleiben möge schließlich ein Nachruf des Herausgebers Dr. E. A. Schmid (Leiter des Karl-May-Verlags) auf Ferdinand Avenarius, der mit wohltuender Vornehmheit dem Gegner gerecht zu werden sucht und in den Wunsch ausklingt, daß nun „Frieden walten möge über den Gräbern der ehedem feindlichen Brüder“. — Die größeren Volksbüchereien sollten wenigstens einmal diesen Band des Jahrbuches als Stichprobe anschaffen, damit sich ihr Personal mit ihm auseinandersetze.

E. Ackerknecht.

C. Schöne Literatur.

1. Sammlungen, Dramen, Gedichte.

Lips, Julius Ernst: Ferdinand Lassalle. Eine Tragödie des Willens. Leipzig: Das Zelt 1924. 95 S. Brosch. 1,80, geb. 2,50.

Lassalle ist sozusagen zum Dramenhelden vorbestimmt. Gerade auch wo kein parteipolitisches Interesse an seiner Person zugrunde liegt — wie bei der vorliegenden Dichtung — wird die tragische Verdüsterung seines politischen Schicksals in den letzten Monaten seines Lebens sowie die theatralische Erotik und der sensationelle Abschluß seines Verhältnisses zu Helene von Dönniges immer wieder zu dramatischer Gestaltung reizen. Ich kann mir auch wohl denken, daß diese Tragödie von Lips eine starke Bühnenwirkung tun könnte, vorausgesetzt, daß die zwar historisch aber nicht künstlerisch berechtigte rednerische Überfülle einiger Szenen von einer dramaturgisch sicheren Hand gekürzt würde. Daß die Sprache, besonders die des Helden selbst, überwiegend jambisch ist, scheint mir gerade in diesem Falle (abgesehen von den Anklängen an Lassalles „Sickingen") auch vom dichterischen Standpunkte aus zu billigen. In der politischen Physiognomie Lassalles tritt hier der nationale Zug ziemlich stark hervor. — Als belletristische Ergänzung zu den etwa vorhandenen Lassalle-Biographien kann das Drama größeren Volksbüchereien wohl empfohlen werden.

E. Ackerknecht.

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Die schönsten Geschichten aus 1001 Nacht. Hrsg. von Severin Rüttgers. Leipzig: Insel-Verlag. 563 S.

Eine würdig ausgestattete, gut übersetzte und von wirklicher Einsicht in den unvergänglichen dichterischen Gehalt des alten Märchenbuches getragene Auswahl der schönsten Geschichten aus 1001 Nacht hat es bisher wohl nicht gegeben. Die bei Reclam herausgekommenen und einzeln käuflichen Doppelbände der großen Sammlung sind nur ein Notbehelf. Der Insel-Verlag legt nun einen stattlichen Band vor, der alle Ansprüche erfüllt, die an eine für die Familie wie für die volkstümliche Bücherei bestimmte Auswahl zu stellen sind. Es ist eine Freude, in dieser schönen Ausgabe die alten Geschichten wieder nachlesen zu können, an denen seit unseren Kindertagen unsere Liebe hängt. Vielleicht vermißt man die eine oder andre der vertrauten Erzählungen — so ist die von Aladdin und seiner Wunderlampe hier nicht enthalten — aber eine Auswahl kann allen Wünschen eben nie gerecht werden, und wünschenswerte Ergänzungen kann man sich überdies mühelos bei Schaffstein und ähnlichen Sammlungen beschaffen. Daß der Band auch für jugendliche Leser gedacht ist und Einzelheiten demgemäß behandelt sind, sei besonders bemerkt. Es ist nur zu begrüßen, daß Jugendliche hierdurch der Notwendigkeit enthoben sind, zu den scheußlichen Auswahlbänden der Grosso-Verleger greifen zu müssen. Und für den Erwachsenen, der die vollständigen Texte zur Hand nehmen will, gibt es ja die große Ausgabe der Märchen, die der Insel-Verlag seiner älteren Veröffentlichung jetzt in der Übersetzung von F. P. Greve folgen läßt.

G. Kemp (Memel).

Bauern und Helden. Geschichten aus Alt-Island. Hrsg. von Walter Baetke. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt.

Bd 1: Glum der Todschläger. 1923. 125 S. Geb. 2,—.

Bd 2: Die Schwurbrüder. 1924. 144 S. Geb. 2,—.

Die mit diesen beiden Bänden überaus glücklich eröffnete Sammlung „Bauern und Helden" ist gerade das, was wir für die Volksbüchereien brauchen, wenn wir die Herzen unserer Leser für die herrliche altisländische Saga ge-

winnen wollen (vergleiche auch Jahrg. 3 dieser Zeitschrift Seite 91). Wir haben freilich schon seit bald zwanzig Jahren das Bonussche „Isländerbuch"; aber dort waren die Beispiele doch zum Teil reichlich schlank zurechtgeschnitten, und der Erzählerton näherte sich vielfach dem lässigen Sprachgebrauch der heutigen Umgangssprache. Die vielbändige Sammlung „Thule" andererseits (vergleiche Jahrgang 3 dieser Zeitschrift Seite 47 und Seite 166), die immer eines der größten Verdienste ihres Herausgebers Felix Niedner und des Verlages von Eugen Diederichs bleiben wird, ist ein ausgesprochenes Quellenwerk, das erst für den mit der Saga bereits einigermaßen vertrauten Leser in Betracht kommt und das sich nur größere Büchereien leisten können. Die vorliegenden, übrigens auch ungemein preiswerten Bände zeigen nun geradezu vorbildlich, wie man die einzelnen Geschichten in novellistischer Geschlossenheit herausstellen kann, ohne vom Rankenwerk der Überlieferung Wesentliches zu beseitigen und ohne die nüchterne, wortkarge Feierlichkeit der Erzählweise der Urtexte zu verleugnen. Die Einleitungen Baetkes sind ungemein reichhaltig und führen in die örtlichen und kulturellen Voraussetzungen der einzelnen Saga vorzüglich ein. Mit der Sicherheit, die nur auf dem Grunde einer allseitigen Sachkenntnis erwächst, gibt Baetke hier dem Neuling die Anschauungshilfen, deren dieser bedarf, um dann den vollen Gewinn aus der Lesung der Saga selbst ziehen zu können. Dabei wird der Blick des Lesers im ersten Bande besonders auf die reizvolle Vereinigung „der drei Naturen", des Kriegers, des Bauern und des Skalden, in der Person Glums gelenkt, im zweiten auf das Treuemotiv, das durch all die zunächst befremdliche Rauflust und Blutrünstigkeit dieses Heldentums hindurchstrahlt (vergleiche das Nibelungenlied). Vorzüglich ist auch die psychologische Eindringlichkeit, mit der Baetke im zweiten Bande die Stimmung des vom Christentum nur ganz oberflächlich berührten „heidnischen" Schicksalsglaubens charakterisiert. (Wer sich übrigens davon überzeugen will, wie ein moderner Dichter des nordgermanischen Heldenzeitalters diese Stimmung nachgeschaffen hat, der lese Verner von Heidenstams „Folke Filbyter"). Schließlich seien noch die Bilder, Karten, Register und Stammbäume erwähnt, die zur leichteren Orientierung des Lesers über die Schauplätze und Hauptpersonen der Geschichten beigefügt sind, und aus dem ersten Bande noch insbesondere ein Vorwort, in dem Baetke die allgemein literarische Bedeutung der isländischen Erzvätergeschichten einerseits und ihren volkstümlichen und sittlichen Gehalt andererseits darlegt. Mit Recht sagt er dort: „Vor allem aber wird uns aus den Sagas die Struktur der germanischen Seele deutlich: ihre Art zu lieben und zu hassen, das Leben und die Menschen zu werten, sich zu freuen und zu leiden. Was germanisches Ehrgefühl ist, was Pflicht, Rache, Schuld und Schicksal im Sinne unserer Vorfahren bedeuten, das erleben wir in den Sagas, ja das ist es, was ihren Inhalt eigentlich ausmacht." — Schon kleine Büchereien sollten die beiden Bände und ihre hoffentlich recht bald erscheinenden Nachfolger anschaffen. E. Ackerknecht.

Snorris Königsbuch (Heimskringla.) Bd 3. Übertr. von Felix Niedner. (Thule Bd. 16.) Jena: Diederichs 1923. 394 S. und eine Übersichtskarte. Brosch. 6,—, geb. 7,50.

Der dritte Band des Snorrischen „Königsbuches" entbehrt einer so überragenden Mittelpunktsgestalt, wie sie der erste Band in Olaf Tryggvissohn und der zweite in Olaf dem Heiligen hat. Auch verliert die Erzählweise gegen den Schluß hin an Frische und Größe. Doch bleibt auch so eine Fülle von ausdrucksstarken Gestalten und Szenen übrig, von denen hier nur die furchtbare Zerstörung der aufblühenden norwegischen Handels- und Residenzstadt Kungälf durch die Wenden unter Rettibur erwähnt sei. Die Einleitung und die Wiedergabe des Textes sind von der hohen Qualität, die man bei den Thulebänden nachgerade als selbstverständlich anzusehen pflegt. — Größere Büchereien sollten das ganze „Königsbuch" einstellen, das den Übergang des nordischen Heidentums in das mittelalterlich-germanische Christentum gewissermaßen in einem Kolossalgemälde veranschaulicht. E. Ackerknecht.

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Baum, Vicki: Die andern Tage. (5) Novellen. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1922. 319 S. Geb. 4,—.

Die mit besonderer Sorgfalt zu gestaltende Auswahl an guten und ansprechenden Novellenbüchern wird durch diese Erzählungen Vicki Baums um ein wertvolles schönes Stück bereichert. Rein in der Form, edel und musikgewiegt in Sprache und Rhythmus, inhaltlich ergreifend, vielgestaltig und einheitlich zugleich, sind sie dem Herzen unvergeßlich. Viermal wird das Thema abgewandelt (die fünfte halbmärchenhafte Erzählung „das Wunder" wollen wir als leider mißlungen beiseite lassen); viermal leben vor uns Menschen, denen sich der Sinn ihres Lebens nur einmal in traumhaft dahingleitenden „anderem" Geschehen enthüllt und erfüllt hat und die nun in der Windstille sehnsüchtig hungernder Gegenwart nicht mehr die Kraft zu den kommenden „andern Tagen" und den Glauben an ein zukünftiges Glück finden. Wie ein wehmütig schöner und in tiefer Tragik verklingender Akkord bildet je eine musikalische Novelle den Anfang und den Schluß des Buches. Es beginnt mit dem traurigen Schicksal des zarten, in einem schmutzigen Krämerladen verkommenden Judenknaben „Raffael Gutmann", der nach einem letzten Aufschwung seiner musikhungrigen Seele im Schnee erfriert, und endet mit dem „letzten Tage" eines einstmals berühmten Opernsängers, der einmal noch wie in seinen alten Eroberertagen in einer zwecklosen Stunde meisterhaft und unvergleichlich singt. In der von einer besonders zarten Innigkeit still strahlenden Hochlandsnovelle „Das Joch" bewegt uns mehr noch als das vielleicht etwas zu weiche, aber überaus anmutvolle Liebesmotiv das harmonische, zugleich erheiternde und erschütternde Ineinanderweben von Handlung und Natur. Die Feierlichkeit dieser Novelle wird dann in der kühleren Atmosphäre der folgenden „Hunger" benannten, bizarren, tragikomischen Erzählung von dem armen nervenkranken Fräulein wohltuend aufgelöst. — Das Buch ist kein weichliches Frauenbuch, wie man nach dem Thema vermuten könnte. Zu der zarten Poesie und Seelenschilderung, die uns an der Kunst Vicki Baums schon durch ihren ersten Roman, das wehmütige Kindheitsbuch „Frühe Schatten" bekannt ist, gesellt sich ein gesunder, klarer Blick für die Wirklichkeit. Die gar nicht aufdringliche Realistik hebt, verbunden mit einer leisen Ironie, nur noch die stille Schönheit der „andern Tage".

Hildegard Lohmann (Hamburg).

Forbes-Mosse, Irene: Laubstreu. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1923. 197 S. Geb. 3,50.

„Laubstreu für deine Erde, Mütterchen Heimat", will Irene Forbes-Mosse mit diesem Novellenband geben, und er enthält auch zumeist Erzählungen aus ihrer Kindheit, aus vergangenen Tagen, von Menschen, „die sich mit dem Leben eingerichtet haben", wie in der besten Novelle „Etude". Aber — „ach, schenkt das Leben vielleicht ganz heimlich, gerade dann, wenn es nahm?" Einige, nicht ganz gelungene Tierskizzen schließen sich an, sowie das ironische Märchen „Glückliche Zeiten". Sehr schwach ist die erste Novelle „Der Pelikan". Doch sind alle Geschichten in einem flüssigen und farbigen Stil geschrieben, in dem manchmal nur etwas gesuchte Vergleiche störend wirken, wie z. B. „Er hat mich geküßt, wie man seinen Koffer zuschließt". — Irgendwelche bildungspfleglichen Werte hat das Buch nicht aufzuweisen und wird daher zur Anschaffung in Volksbüchereien kaum in Frage kommen. Lisa Kunstmann (Stettin).

Griese: Ur. Eine deutsche Passion. München: Delphin-Verlag 1922. 204 S.

Griese möchte gestalten, wie Jürgen Boye, ein Bildhauer und Sohn eines norddeutschen Bauern, nachdem er vergeblich in den Tropen unter primitiven Menschen Erlösung von seiner Überkultiviertheit gesucht hatte (Vorgeschichte), mit allen Kräften danach strebt, durch ein Leben in den Wäldern seiner Heimat

zum Herzen Urs zu gelangen, „seine von Zeit und Menschen verdunkelte Sehnsucht hier klar und wegsicher werden zu lassen". Er muß auf diesem Leidenswege die freigelassene Wölfin Hal, in der durch lange Dressur die Stimme der „Mutter" erstickt war, töten und ertrinkt selber, als er sich von der scheußlichen Tat im Waldsee reinigen will. — „Das Ganze ist Symbol", schreibt an einer Stelle etwas naiv der Dichter selbst, aber man muß wohl sagen, daß die Sprache dieser Symbole oft in einer heillosen Allegoristerei reichlich kraus wird. Hinzu kommt, daß der Dichter garnicht gestalten kann, was es heißt, am Herzen Urs zu liegen. Was er in dieser Hinsicht sagt, ist recht banal und literatenhaft aufgeputzt. Die Gestaltungskraft versagt auch sonst wohl, manche Zeichnung der Nebenpersonen streift hart an die Karikatur. Unerfreulich wirkt eine gespreizte Manier, mit der der Autor sich häufiger in den Gang der Erzählung mischt, direkte Belehrungen gibt, die geschmacklos wirken. — Dies unreife Erstlingswerk kann leider noch keiner Volksbücherei empfohlen werden.

J. Langfeldt d. J. (Flensburg).

Hinrichsen, L.: Der Vagabund. Roman. Bremen: Schünemann 1923. 300 S. Hlw. 4,—.

Der letzte Sproß eines alten schleswigschen Adelsgeschlechts läßt sein Majorat im Stich und geht unter die Vagabunden. Nicht die Lust am Abenteuer oder die spielerische Neigung zu sozialer Betätigung lassen ihn den ungeheuerlichen Schritt tun, den alle Welt als wahnwitzig verurteilt; sein Blut drängt ihn zu jenen, „die an den Wegrändern des Lebens sitzen". Gut machen will er, was sein Geschlecht verschuldet hat. Sein Name, seine Art, seine Erziehung sollen vorbildlich auf die andern wirken. Die erste Enttäuschung erlebt er an seiner ganz auf Phantasie und Sinnenlust eingestellten, heimlichen Gespielin seiner Knabenjahre. Dann wird ihm sein ehrliches Wollen unter den Menschen der Landstraße, der Herbergen und der Moorkolonie mit Hohn und Undank gelohnt. Endlich findet sein Herz Ruhe, seine Seele Freiheit des Wollens, als er im Armenhaus den Insassen, deren „Verstand toschann, dat Hart tobraken" ist, Freude und Sonnenschein bringen kann. — Die feine psychologische Schilderung, die das aus Herkunft, Veranlagung und Erziehung des Barons Hans Hennig erwachsende Schicksal begreiflich erscheinen läßt, ist auch voll starker stofflicher Reize; sie wird trotz der gewagten Problemstellung viele Leser finden.

K. Jungclaus (Kiel).

Eulenberg, Friedrich: Auf halbem Wege. Roman. Stuttgart: Engelhorn 1922. 366 S.

Auf dem alten Familiensitz der Einsals zurückgezogen, lebt der verknöcherte General von Echtern, an dessen Starrsinn seine junge Gattin physisch und psychisch zerbrach. Geistig umnachtet ließ sie sich auf halbem Wege zu ihrem geliebten Bruder vom Eisenbahnzug überfahren. Gerhard und Gisa, auf die sich die Schwermut der Mutter leicht vererbte, waren in ihrer Kindheit voneinander getrennt. Der Bruder entfloh am Todestag der Mutter dem Drill der Kadettenanstalt. Vom Vater verachtet und verstoßen, findet er bei dem sonderlichen Oheim liebevolle Aufnahme und Erziehung. Er studiert die Volkswirtschaftslehre, um sich ganz für das Studium der Friedenslehre einsetzen zu können. In dem weltverachtenden Halbjuden Samuel Söchting gewinnt er einen Freund; zu der jungen Schwester fühlt er sich in Liebe hingezogen, die die Grenzen der Geschwisterliebe überschreitet. Sie gibt sich seinem Freunde ohne Liebe hin. Der zynische, geistvolle Weltverächter ist ein Gegner der Ehe, aber er schützt Gisa im erwählten Schauspielerberufe. Sie wird Mutter, doch stirbt das Kind nach wenigen Atemzügen. Der geliebte Bruder findet in einer wüsten Volksversammlung einen grauenvollen Tod. Samuel gibt sich lebensüberdrüssig selbst den Tod. Gisa gewinnt durch des Freundes Erbe den Familiensitz zurück, sich in der Einsamkeit ganz ihrem nach Samuels Tod geborenen kleinen Mädchen und der Dichtkunst widmend. — Der Dichter verwendet auf die wenigen Personen sein volles Interesse und schaltet die Außenwelt möglichst aus. Die zwei ganz ent-

gegengesetzt veranlagten und erzogenen Freunde werden im Verhältnis zu Gisa treffend geschildert. Eine schicksalsschwangere gleiche Geschwisterliebe bestand schon zwischen der Mutter der Geschwister und deren Bruder, dem sonderlichen Einsal, wird aber von beiden Geschwisterpaaren unangetastet rein erhalten. — Alle Fragen der heutigen Zeit werden hier angeschnitten, meist von dem alles verneinenden Samuel und dem mit Idealen ringenden und fallenden Gerhart. So wird dies interessante Bekenntnisbuch auch anspruchsvolle Leser anregen, aber nur bedingt befriedigen. Hertha Jerrmann (Hamburg).

Justus, Th., (Theodora Zedelius): An der Nordseeküste. Eine Erzählung aus schwerer Zeit. Reutlingen: Enßlin & Laiblin 1923. 96 S. Geb. 0,65.

— Auf dem Altenteile. Erzählung. Ebenda 1922. 71 S. Geb. 0,65.

— In Sturmesfluten. Erzählung. Ebenda 1922. 80 S. Geb. 0,65.

Die oldenburgische Erzählerin hat Landschaft und Menschen ihrer Heimat scharf beobachtet. Ihr frisches Erzähltalent dringt zwar nicht bis zu künstlerischen Höhen vor, läßt aber schlichtes, gesundes Menschentum sich echt entfalten. Die erste Erzählung baut sich auf geschichtlichen Tatsachen auf: der Befreiung der Küstenbewohner vom verhaßten Franzosenjoch 1813; die zweite wandelt einen oft in Bauerngeschichten auftretenden Konflikt zwischen elterlicher Fürsorge und kindlichem Undank in eigne Formen, und die dritte zeigt uns Menschen im Kampfe mit Naturgewalten. Die lebhaft bewegte Handlung, in die auch wertvolle ethische Gedanken verwoben sind, fesselt durch die schlichte, natürlich frische Darstellung besonders einfache Leser. Die Erzählungen sind Volksschriften in gutem Sinne und sollten auch in den Jugendabteilungen (für Kinder vom 14. Jahre an) unserer Volksbüchereien nicht fehlen.

K. Jungclaus (Kiel).

Kruse, J.: Schwarzbrotesser. Holsteinische Gestalten und Geschichten. 3. Aufl. (Die Garbe 5.) Bremen: Schünemann 1923. 88 S. Pp. 1,80.

— Zum stillen Unverhofft und andere Geschichten. (Die Garbe 6.) Ebenda 1923. 88 S. Pp. 1,80.

Die „Schwarzbrotesser" erleben in Schünemanns Bücherreihe „Die Garbe" eine neue in Schleswig-Holstein längst ersehnte Auflage. Beide Bändchen sind im Stoff und in der Form wesensverwandt: Ein scharfer Beobachter schleswig-holsteinischen Volkstums ländlicher Prägung, ein tüchtiger, gemütvoller Erzähler und ein warmer Freund echten, bodenständigen Wesens ist am Werke und macht uns seine Heimat und ihre Menschen liebenswert. Der Wunsch, Altväterart zu erhalten, verleitet ihn nicht zu trockener Lehrhaftigkeit. Die Büchlein werden darum in allen — namentlich ländlichen Büchereien — sehr willkommen sein.

K. Jungclaus (Kiel).

Lindemann, Fr.: De Nobiskrug. Geschichten. (Die Garbe 4.) Bremen: Schünemann 1923. 55 S. Pp. 1,50.

„Wo Tid un Ewigkeit sik scheed", an der Wegscheide zwischen Himmel und Hölle, liegt der Nobiskroog, mit dem Teufel als Krüger. Hierher kommen die Seelen der Abgeschiedenen und warten, ob der Teufel mit ihnen zur Hölle fährt oder ob sie den Weg zur Seligkeit noch finden. Cord de Rave, der einstige Schrecken der Bremer Kaufherren, erzählt den andern vor ihm angekommenen Seeräubern Klaus Störtebeker und Göde Micheel aus seinem Leben. Hinter den Dingen entwirrt sich unserm Blick das eng verfilzte Gewirr von Schicksalsfäden; wir erkennen, wie der einstige Ratsschreiber zum Seeräuber wurde. — Knapp und dramatisch bewegt drängt die Erzählung (im Bremer Plattdeutsch) vorwärts. Der Dichter liebt das Übersinnliche; das zeigen auch die beiden Skizzen „Dodendanz" und „De Hexe un de Dood". Das Büchlein kann allen niederdeutschen Büchereien empfohlen werden.

K. Jungclaus (Kiel).

Scharrelmann, Wilhelm: Traumland. Leipzig: Quelle & Meyer 1922. 168 S. Geb. 2,—.

Scharrelmann wird mit den Pickbalge-Geschichten oder mit seinem Jesusroman wohl in allen Büchereien vertreten sein; das vorliegende Büchlein wird man dagegen leicht missen können. Eine Vorbemerkung sagt, daß diese Aufzeichnungen dem Leser in die Hände gelegt werden, wie sie Scharrelmann übergeben wurden. Sind sie nun von ihm oder nicht? Der Stil drängt, die Frage zu bejahen. In weichen, das Sentimentale oft streifenden Mollklängen zieht das Traumland vorüber, inhaltlich in ein ähnliches mystisches Dunkel getaucht wie die Verfasserfrage. Alles in allem eine etwas hohle Romantik; eine Romantik, der gegenüber Julius Bab's Kampfruf und -buch „Fortinbras" am Platze ist.
E. A. Meyer (Stettin).

Schreckenbach, Paul: Die Mühlhauser Schwarmgeister. Ein Roman aus den Nottagen der alten freien Reichsstadt. Leipzig: Staackmann 1924. 364 S. Hlw. 5,—.

Dieser nachgelassene Roman des kürzlich Verstorbenen ist von seinem Freunde Paul Burg zu Ende geführt. Wie dieser im Nachworte mitteilt, hatte Schreckenbach vor, eine über das Episodische der Mühlhauser Schwarmgeister und Wiedertäufer hinausgehende großangelgte, populär-theologische Auseinandersetzung mit dem Protestantismus zu geben. Ob es überhaupt möglich ist, dies in einem Roman tiefer greifend durchzuführen, und ob Schreckenbach auch die künstlerischen Gaben dazu hatte, sei dahingestellt. Unbedeutende Ansätze, die auf das religiöse Moment in dem Treiben der Schwarmgeister eingehen, finden sich in den ersten Kapiteln; dann verläuft der Roman aber in einer gewiß spannenden, und mit plastischen Schilderungen ausgestatteten, aber doch äußerlichen Handlung, die fast immer tiefere, psychologische Motivierung vermissen läßt. Der geschichtliche und kulturelle Hintergrund der Zeit des Bauernkrieges und der Wiedertäufer ist geschickt aufgebaut, doch sind es schließlich auch nur Kulissen zu einem der üblichen Unterhaltungsstücke in historischem Gewande. So ist der Roman nicht zu den besten Werken Schreckenbachs zu rechnen; er zeigt auch die Mängel eines von anderer Hand in oberflächlichem Sinne vollendeten Werkes. Trotzdem werden schon mittlere Büchereien kaum an der Anschaffung vorübergehen, angesichts der Tatsache, daß Schreckenbach zu den Lieblingsschriftstellern, und nicht zu den schlechtesten, des breiteren Publikums gehört, dem man sein letztes Werk nicht vorenthalten sollte. Hervorzuheben ist der geschmackvolle Buchschmuck durch kleine Federzeichnungen aus dem alten Mühlhausen und seiner Umgebung.
M. Thilo (Stettin).

Schröer, G.: Der Schulze von Wolfenhagen. Die Geschichte eines Dorfes. Leipzig: Quelle & Meyer 1921. 330 S. Geb. 4,80.

Der Schulze ist ein rechter Volkserzieher, ein getreuer Eckart seiner Gemeinde. Aus wirtschaftlicher Not, aus den Händen des Branntweinteufels, aus stumpfer Gleichgültigkeit reißt er durch zähe, ehrliche, selbstlose Lebensarbeit seine Dorfgenossen heraus, daß die 300 Menschen werden wie eine Familie, das ganze Dorf wie ein einziges Haus. Er sorgt dafür, daß die Dorfschenke verödet, die Abende auf dem Anger lebendig werden. Seine Methode ist die einzig mögliche: Nicht reden! Zeigen was besser ist und schöner; nicht verbieten wollen, das Gute lieb machen. Die tatkräftige Meister-Hämmerlein-Natur läßt verbogene Sentimentalitäten, überspannte Gegensätze zwischen Gut und Böse — wie sie uns oft in Dorfgeschichten begegnen — nicht zu. Schlicht und voll gesunden Realismus' ist die Erzählung, die der Schulze ohne Ruhmredigkeit als seine Lebensbeichte dem Geschwistersohn aufschreibt. Wenn auch die Forderung seines Herzens nicht zu ihrem Rechte kommt, bleibt sein starker Lebenswille doch ungebrochen. — Das echte Heimatbuch Schröers gehört in alle Büchereien; auch in die großen; es wird alle Leser bereichern.
K. Jungclaus (Kiel).

Steinitzer, Heinrich: Die fünf Don Juans und andere Narreteien. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1922. 255 S. Geb. 3,30.

Diese fünf Novellen dürfen als ein angenehmer Zuwachs für die Büchereien gelten. Die Titelnovelle erfordert am meisten Spannkraft, und man sollte raten, sie als letzte aus dem Band zu lesen. Fünf Don Juans kommen durch Zufall in einem Gasthof zusammen, von denen nur einer durch die Tat den Preis der Liebe gewinnt, während die andern vier sich in langen Reden über ihr Metier ergehen, in Reden, die Steinitzer so lang geraten sind, daß sie beinahe langweilig wirken. Besser ist es schon mit „Der Fürst und der Denker", obwohl auch da noch Längen sind. Am besten gelungen sind die drei übrigen, an Seitenzahl kurzen Novellen. In ihnen tritt wirklich feiner Witz zu Tage, der oft mit gesundem Humor gepaart ist. Zum Vorlesen werden allerdings auch die kurzen Novellen schwerlich geeignet sein, die „Umtriebe" heute noch nicht, weil sie im Zeichen der Kriegspsychose stehen, am ehesten vielleicht die „keusche Ginevra", zu der man jedoch kein Publikum gebrauchen kann, das kirchenreligiös empfindlich ist, oder sich in programmäßiger moralischer Entrüstung gefällt. O. Bahrt (Rostock).

Wenger, Lisa: Die Altweibermühle. Zehn Frauenmärchen. Leipzig: Grethlein & Co. 1922. 132 S. Brosch. 2,50, Hlw. 4,—.

Ein liebenswürdiges Buch voll köstlichen Humors. Zehn Märchen, von denen jedes, aus dem Leben erschaut, ein Stücklein Weisheit in sich trägt. Die „Altweibermühle" gibt die Alten jugendfrisch, mit fliegenden Zöpfen heraus, hier zu kurzer Freude, doch größerem Leide des Scheinholzbauern, der die verjüngte Lebensgefährtin schließlich gern wieder gegen die bewährte Alte eintauscht. Wie dieses Märchen sind die einen voll urwüchsiger Frische, die andern sinnig und zart. So schwach, daß man es gern missen würde, ist nur eins, das „Märchen, das gut endet". Die Sprache ist schlicht und natürlich. Das mit reizendem Buchschmuck versehene Bändchen ist mittleren und größeren Volksbüchereien zu empfehlen. Elfriede Schirrmacher (Frankfurt a. d. O.).

Zweig, Stefan: Amok. Novellen einer Leidenschaft. Leipzig: Insel-Verlag 1923. 295 S.

„Leidenschaft! Trunkenheit! Wahnsinn! Ihr steht gelassen, so ohne Teilnehmung da, ihr sittlichen Menschen! Scheltet den Trinker, verabscheut den Unsinnigen, geht vorbei wie der Priester, und dankt Gott, wie der Pharisäer, daß er euch nicht gemacht hat wie einen von diesen." An diesen Ausruf Werthers mußte ich bei diesen Novellen fieberheißen Erlebens denken. Da ist der holländische Kolonialarzt, den das Begehren für einen Augenblick zum Schurken macht und den dann das Schicksal, das furchtbar rächende, unverdient hart trifft, den „Amokläufer"; da ist das schlafwandelnde junge Mädchen, in dem plötzlich das Weib zum Manne drängt wie die vertrocknete lechzende Erde zum Gewitterregen; da ist der Brief der toten Frau an den Dichter von ihrer unbeachteten Liebe zu ihm, — für sie ihr ganzes Schicksal, für ihn die launenhafte Anwandlung einiger Stunden — und da ist die „Mondscheingasse", die furchtbare Geschichte von der Ehe des reichen, geizigen, leidenschaftlichen Bauern mit dem armen aber stolzen Mädchen, das in seinem Stolz zur Dirne wird; in der Mitte die „phantastische Nacht" des österreichischen Barons, die sein blasiertes, müdes Leben wieder empfänglich macht für den starken Wind ursprünglichen Erlebens. — Diese fünf so leidenschaftsheißen Geschichten, Novellen im ursprünglichen Sinn des Wortes, werden meisterhaft erzählt. Wenn man sie mit den Novellen des 1911 erschienenen „Ersten Erlebnisses" vergleicht, die der Dichter mit diesem Band zusammenfaßt unter dem Gesamttitel „Die Kette. Ein Novellenkreis. Erster und zweiter Ring", dann sieht man, was Zweig in der Zwischenzeit gelernt hat. Wohl findet man Ähnliches in beiden, etwa beim Vergleich von der „Sommernovellette" mit „Frau und Landschaft", aber welche Strenge haben die neuen Stücke gegen jene lyrisch-weichen. Wie bestimmt setzen sie ein, an Kleist gemahnend, unsern

straffsten Erzähler! Wie ist alle Leidenschaft gebändigt durch den Rahmen, wie klingt sie gedämpft, verhalten und darum überzeugender durch die Ichform! Und die Sprache ist noch reicher als in den früheren Werken Zweigs, noch schmiegsamer den feinsten Seelenregungen. — Ein Buch also für alle Büchereien? Doch nicht, denn in allen fast „glimmert" etwas von der „Fäulnis" einer müden, dekadenten Welt. In Kleinstadtbüchereien oder auf dem Lande sähe ich das Buch nicht gerne. J. Langfeldt d. J. (Flensburg).

Kleine Mitteilungen.

Bei dem von der Regierung Düsseldorf veranstalteten **ersten Beratungskursus für Büchereileiter des Regierungsbezirks Düsseldorf** wurde die Lage des kommunalen Büchereiwesens des genannten Bezirkes erörtert und dabei festgestellt, daß die meisten Stadtverwaltungen in steigendem Maße für den Ausbau von Stadt- und Gemeindebüchereien Interesse zeigen und sich der Tatsache immer mehr bewußt werden, daß durch Unterstützung des Büchereiwesens am wirksamsten deutsche Kultur und deutsches Geistesleben in unseren bedrohten Gebieten gepflegt werden kann. Eine Minderheit von Verwaltungen ist sich aber dieser Aufgaben noch immer nicht bewußt. Die Beratungsstelle wurde beauftragt, mit allen Mitteln bei den genannten Stadtverwaltungen aufklärend zu wirken.

Da infolge der geringen staatlichen Unterstützung der Wirkungskreis der staatlichen Beratungsstelle ein sehr beschränkter ist, wurde einstimmig ein „Verband niederrheinischer Büchereien" gegründet, der die Regierungsbezirke Düsseldorf und Aachen umfassen soll. Als Zweck des Verbandes wurde beschlossen: Die Förderung der angeschlossenen Büchereien

1. durch gemeinsame wirtschaftliche Maßnahmen (Bücher-, Material- usw. Bezug);

2. durch gegenseitigen Austausch bibliothekstechnischer und volkspädagogischer Erfahrungen auf regelmäßig abgehaltenen Beratungskursen und zwanglosen persönlichen Zusammenkünften;

3. Beschaffung und Erarbeitung literar-kritischen Materials für die Buchauswahl;

4. Vertretung gemeinsamer berufsständischer Interessen.

Als Verbandsorgan wurde die „Bücherei und Bildungspflege" angenommen.

Die staatliche Beratungsstelle Düsseldorf wurde gebeten, die Aufgaben des Geschäftsführenden Vorstandes zu übernehmen.

W. Winker (Düsseldorf).

In den Wirkungsbereich der **Zentrale für Nordmarkbüchereien (Flensburg)** ist nunmehr auch die Stadt Flensburg einbezogen worden, was die Einstellung eines zweiten Bibliothekars bedingte. Auf den Posten ist zum 1. Juli d. Js. Dr. Johannes Langfeldt (bisher an der Volksbücherei der Stadt Stettin) berufen.

Der **Beratungsstelle für das Volksbüchereiwesen der Provinz Pommern** ist kürzlich zum ersten Mal wieder vom Kultusministerium für ihre Verwaltungskosten der Friedensbetrag von 1500.— M. zugewiesen worden. Ebenso sind zur Unterstützung der notleidenden Büchereien der Provinz wieder Mittel in der ungefähren Höhe des Friedensbetrages bewilligt worden. Damit ist erfreulicherweise wenigstens die erste, bescheidene Möglichkeit eines Neuaufbaues gegeben.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck von Herrcke & Lebeling, Stettin.

Bücherei und Bildungspflege
Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 4 1924 Heft 6

Bildungspflegliche Sonntagsfeiern auf dem Lande.

Von Chr. Kock in Bohnert, Kreis Eckernförde.

Im Sommer 1919 erhob sich auch in unserer Provinz lebhaft der Ruf nach „freier Bildungspflege". Fast gleichzeitig erschien in der Beilage „Schleswig-Holstein" der „Kieler Zeitung" eine Artikelreihe von Iven Kruse unter der Überschrift: „Kirchspiel- und Gemeindehaus"*). Beides gab mir den Anstoß, einen jahrelang gehegten Plan in die Wirklichkeit umzusetzen, den Plan, die Glieder der Schulgemeinde im Winterhalbjahr je einmal im Monat zu einer Sonntagsfeier zu sammeln. Seit November 1919 sind diese Feiern fast regelmäßig durchgeführt worden. Unsere Schulgemeinde Bohnert im Kreise Eckernförde umfaßt außer dem Dorf gleichen Namens den Gutsbezirk Eschelsmark mit einem Haupt- und einen Meierhof und hat nicht ganz 300 Einwohner. Die Schule ist einklassig.

Verschiedene Gründe trieben dazu, das Schullokal als Versammlungsraum zu wählen. Es ist 9½ × 7 qm groß, also recht geräumig, und neben dem um nichts größeren Gasthaussaal der einzige Raum im Orte, der für eine solche Veranstaltung genügend Platz hergibt. Bei voller Ausnutzung des Raumes lassen sich 150 Personen unterbringen, also mehr als die Hälfte der Einwohnerschaft, zumal ein anstoßendes kleines und etwas erhöhtes Zimmer, von dem man die ganze Schule überblickt, teilweise mit herangezogen werden kann. Zu etlichen Weihnachtsfeiern drängten sich über 200 Menschen hinein. Durch die Wahl des Schulraums ersparten wir die Kosten für Saalmiete und dergl., und in dankenswerter Weise stellte unser Gastwirt uns sein Bankmaterial kostenlos zur Verfügung, das in dem Mittel- und den Seitengängen aufgestellt und von den größeren Schülern herbei- und fortgeschafft wird. Im übrigen müssen die Schulbänke und einige Stühle als Sitzgelegenheit dienen. Noch ein schwerwiegender Grund stimmte uns für die Wahl der Schule. Erfolgt die Veranstaltung im Wirtshause, so kann ein geschäftstüchtiger Wirt versucht sein, für sich einen tüchtigen Gewinn herauszuschlagen. Es besteht die Gefahr, daß die Feier mit einem Gelage und Tanz endet, und das muß für die Veranstaltung hemmend wirken. Einmal schreckt es einen Teil der Besucher ab; andernteils wird dabei leicht mehr niedergerissen als aufgebaut, namentlich bei der Jugend, und es kommt leicht zu einer Zielverrückung insofern, als das

*) Vergl. „Schleswig-Holstein", Jahrgang 1919, Nr. 26, 28, 32, Jahrgang 1920, Nr. 49, Jahrgang 1921, Nr. 2.

anschließende Amüsement als die Hauptsache angesehen und das dargebotene Hohe und Edle alsbald verwischt wird. Darum entschieden wir uns für den neutralen Ort.

Wir legen die Versammlungen auf den Sonntagnachmittag von 3—4½ Uhr, im November und Januar von 2½—4 Uhr, weil dann die meisten Bewohner nicht durch Arbeiten und Pflichten mancherlei Art gebunden sind. Zugleich ist damit die Beleuchtungsfrage gelöst, weil das kostenlose Sonnenlicht bis an den Schluß vorhält. Auch können alle Besucher vor Eintritt völliger Dunkelheit die oft recht tiefen Wege bis zu ihrer Heimstatt durchmessen. Von Anfang gewöhnten wir uns an pünktlichen Beginn und ersparten uns dadurch den Ärger über verspäteten Schluß. Da die Schulgemeinde die Heizung des Raumes übernimmt, erwachsen den Besuchern der Versammlungen keinerlei Kosten. Es braucht weder ein Beitrag noch Eintrittsgeld erhoben zu werden, und auch dem Unbemittelten ist der Zutritt ermöglicht.

Soviel von den rein äußerlichen Dingen. Jetzt ein Wort über den Inhalt der Feiern. Unsere Zusammenkünfte wollen nicht bloß der Unterhaltung dienen, nicht nur ein angenehmer Zeitvertreib sein. Sie wollen auch nicht allein Wissen und Kenntnisse verbreiten, was durch lange Jahre mancherorts als das A und O der Bildungspflege galt. Sie wollen tiefer dringen, wollen besonders die Gemütswerte pflegen. Darum haben wir bisher, abgesehen von 3 Vorträgen*), uns dem Nächstliegenden, der Heimat mit ihrem Reichtum an Gemütswerten zugewandt, dabei allerdings den Begriff „Heimat“ nicht zu eng gefaßt. Die Heimat wollen wir in ihrer Natur und Landschaft, in ihren Sagen und Märchen, in ihrer Geschichte und Dichtung, in ihrer ganzen Schönheit mehr schätzen und lieben lernen. Die heimatliche Natur und Landschaft sind vorzugsweise Gegenstand des Lichtbildervortrags. Wir wandten uns zunächst der heimatlichen Dichtung zu.

Am 2. November 1919 fand unsere erste Sonntagsfeier statt, von mir in dem von Haus zu Haus getragenen Einladungsschreiben kurz „Plattdütsche Sünndag“ benannt. Es waren 85 Gäste erschienen, darunter etwa 20 Kinder der Oberstufe. Die Schüler der letzten 4 Jahrgänge sind in ihrem überwiegenden Teile auch bei allen späteren Veranstaltungen gegenwärtig gewesen. Künftig erfolgten alle Einladungen zu den Feiern mündlich durch die Schulkinder. Diesmal handelte es sich um eine Klaus Groth-Feier. Das Programm stand, wie bei den künftigen Feiern, (mit Ausnahme des in Klammern Stehenden), allen sichtbar, an die Wandtafel geschrieben.

1. Lied: Min Modersprak (Groth, zweistimmiger Sang der Schüler)
2. En Wort vörut . . . . (Lehrer, plattdeutsch)

---

*) Diese 3 Vorträge hielt uns ein begabter Arbeiter, der früher im Orte als Knecht diente, in geschickter und sprachlich nahezu einwandsfreier Weise. Sie betrafen China und Japan und waren der Niederschlag seines achtjährigen Aufenthalts als Obermatrose in Kiautschau und als Gefangener in Japan, vermehrt durch einiges Buchwissen.

3. Lied: Ick wull, wi weern noch kleen, Jehann (Groth, zweistimmiger Sang der Schüler)
4. Klaus Groth, sin Leben und sin Wark (kurzer Abriß, dargeboten vom Lehrer)
5. Gedichte von Klaus Groth . . (vorgetragen von Schülern*)
   a) Min Modersprak
   b) Old Büsum
   c) De hilli Eek
   d) De Graf von Bökelnborg
   e) Graf Gerd in Oldenwöhrden
   f) De Holsten in de Hamm

   } Soweit es erforderlich schien, mit knapper einführender plattdeutscher Erläuterung durch den Lehrer.
6. Lied: Min Anna . . . (gemeinsamer plattdeutscher Sang)
7. Gedichte von Klaus Groth . . . . . . (wie oben unter 5.)
   g) Blömeken, blöh!
   h) Matten Has
   i) Wo keen Katt in't Hus, danzt de Müs up de Disch
   j) Aanten
   k) Na'n buten (Wechselgespräch zweier Kinder)
   l) Abendfreden
   m) Wihnachabend
8. Lied: En Jäger güng to jagen ut (Groth, gemeinsamer 2st. Sang)
9. Gedichte von Klaus Groth . . . . . . (wie oben unter 5.)
   n) De Möhl
   o) Wererseh̄n
   p) Min Port . . . . (gesprochen vom Lehrer)
10. Lied: De Welt is rein so sachen (zweistimmiger Sang der Schüler)

In $1^1/_4$ Stunden war das Programm erledigt. Am Schlusse bat ich um ein aufrichtiges Urteil über den empfangenen Eindruck. Unsre Bevölkerung ist durchweg wortkarg und zurückhaltend. Darum erfreute es mich, als man mir sogleich offen erklärte: „Es war schön; nur hätte es gern etwas länger sein können." Das gab mir den Ansporn zu einer

Theodor Storm-Feier (7. Dez. 1919) Besucherzahl 104.

Programm:

1. Lied: Brüder reicht die Hand zum Bunde (Goethe, gemeins. 2st. Sang)
2. Gedicht: Die graue Stadt am Meer (19 jähriges Mädchen)
3. Vortrag: Theodor Storm . . . . (Lehrer)
4. Lied: Klein sind deine Berge (Herm. Green, gemeins. 2st. Sang)
5. Vorlesung: Drüben am Markt (Frau Johanna Ramm, Arbeiterin)
6. Lied: Schleswig-Holstein, Str. 1, 2 u. 7. (gemeins. 2st. Sang)

---

*) Die Gedichte waren memoriert; doch hatte jeder Vortragende sein Konzept vor sich auf dem Pult liegen.

7. Gedichte von Theodor Storm
   a) Abseits . . . . (junges Mädchen)
   b) Vermächtnis }
   c) Abschied } . . . . (Jungbauer)
   d) Die Gräber in Schleswig . . . . (Schülerin)
   e) Gedenkst du noch? . . . . (junges Mädchen)
   f) Ostern . . . . (Schüler)
   g) Schließe mir die Augen beide . . . (junges Mädchen)
   h) O bleibe treu den Toten . . . . (Bauer)
   i) Weihnachtslied . . . . (Schülerin)
   k) Herbst . . . . (Jungbauer)
8. Lied: Stimmt an mit hellem, hohem Klang (gemeins. 2st. Sang)
9. Gedichte von Theodor Storm
   l) In Bulemanns Haus . . . . (junges Mädchen)
   m) Von Katzen . . . . (Knecht)
   n) Oktoberlied . . . . (Jungbauer)
10. Vorlesung: Wenn die Äpfel reif sind (Frau Johanna Ramm)
11. Lied: De Welt is rein so sachen, Str. 1—3 u. 5 (2st. Schülersang)

Die Feier dauerte $1^3/_4$ Stunden.

In dieser Feier treten Erwachsene als Mitwirkende auf. Nachdem es mir gelungen war, die ersten Kräfte dieser Art zu gewinnen, meldeten sich in der Folge die jüngeren Helfer zumeist freiwillig, und ich konnte jedem das zuweisen, was nach meinem Erachten ihm liegt. Mehrmals überstieg sogar das Angebot die Nachfrage. Nur wenn es garnicht anders ging, habe ich jemanden zurückgewiesen. Als ein lahmer Schusterlehrling, ein Russenflüchtling, mich zu einer Feier viermal bestürmte und mir zuletzt meine Mittagsruhe verdarb, habe ich auch den sprechen lassen in einer weniger bedeutenden Rolle. Seine Leistung war mit „schlecht" nicht zu niedrig zensiert. Was bei ihm die Triebfeder war, Eitelkeit oder inneres Erleben, ich wage es nicht zu beurteilen. Es vollzog sich an dem Menschen aber eine Wandlung; aus einem Rauhbein wurde ein anständiger Mensch. Jetzt wohnt er in einem andern Dorfe unsers Kreises als achtbarer, selbständiger Geschäftsmann.

Die Dritte Veranstaltung jedes Jahres ist die Weihnachtsfeier. Sie fällt nicht auf einen Sonntag, sondern ist auf den letzten Schultag, abends von 7—9 Uhr gelegt und mit einer Bescherung an alle Schulkinder verbunden. Zweidrittel der Einwohner der Schulgemeinde, oft 200 Personen und darüber, zwängen sich in den Schulraum, dessen Mittelgang durch lange, weißgedeckte Gabentische ausgefüllt ist. Zu einer Bühne fehlt bei der fast beängstigenden Fülle der Besucher der Platz. Wir beschränken uns darauf, schöne alte und neue Weihnachtsgedichte, hoch- und plattdeutscher Mundart, und kurze Prosastücke von Schülern und Schülerinnen vortragen, die Weihnachtslieder, von den Erwachsenen mitgesungen, erklingen zu lassen. In einer kurzen Ansprache versucht der Lehrer die heimatlichen Beziehungen unseres Weinachtsfestes auf-

zudecken (Julfest, Weihnachtsbräuche und ihre Wurzel in der Vergangenheit). Knecht Ruprecht kommt mit der Rute und dem „Grabbelsack", in den auch die Kleinsten mit Herzklopfen einen Griff wagen, um ihr Päckchen mit Näschereien zu erlangen. Bei allmählich verlöschendem Tannenbaum folgt die Bescherung, und mit dem Liede: „O Tannenbaum" schließt die Feier, die zu einem rechten Dorffeste ward.

Das Jahr 1920 eröffneten wir mit einer Detlev von Liliencron-Feier. Besucherzahl 99.

Programm:

1. Lied: Schleswig-Holstein, Str. 1, 2 u. 7 (gemeins. 2st. Sang)
2. Vortrag: Detlev von Liliencron. . . . . (Lehrer)
3. Lied: Deutschland über alles (gemeinsamer zweistimmiger Sang)
4. Vorlesung: „Umzingelt" . . . . . (Schmiedemeister Gehrt)
5. Gedichte von Detl. v. Liliencron:
   a) Tod in Ähren . . . . (Schülerin)
   b) Die nächtliche Trauung . . . . . (junges Mädchen)
   c) Wer weiß, wo? . . . . (Lehrling)
   d) April
   e) Der Maibaum } . . . . (Junges Mädchen)
   f) Abschied von der Heimat
   g) Heimkehr
   h) Hartwich Reventlow
   i) Wiebke Pogwisch } . . . . . . (Jungbauer)
   j) Das Stift . . . . (Schülerin)
   k) Ballade in U-Dur . . . . (junges Mädchen)
   l) Die Musik kommt . . . . (Schüler)
6. Lied: Ich hab' mich ergeben . . (gemeinsamer zweist. Sang)
7. Vorlesung: In der Mittagsstunde . . (Schmiedemeister Gehrt)
8. Lied: De Welt is rein so sachen, Str. 1—3 u. 5.

Einige Tage nach der Feier wurde mir von mehreren Teilnehmern erklärt, die Vorlesung hätten sie nicht hören mögen; es sei zu schauerlich gewesen. Dieser Eindruck schien allgemein obzuwalten. Für die Erfassung der Schönheit der Novellen fehlte noch die „literarische Schulung". Die blutigen Kriegsbilder wirkten in der Nachkriegszeit doppelt schaurig und aufwühlend. Ich hätte für die Vorlesung andere Stoffe wählen müssen.

Viel mehr Beifall fand die von 74 Personen besuchte Matthias Claudius-Feier.

Programm:

1. Lied: Schleswig-Holstein, Str. 1, 2 u. 7 (gemeins. 2st. Sang)
2. Gedicht: Mein Neujahrslied 1773 (Claudius, gesp. v. einem Bauer)
3. Lied: Stimmt an mit hellem, hohem Klang (geimeins. 2st. Sang)
4. Vortrag: Matthias Claudius . . . . (Lehrer)
5. Gedichte von Matthias Claudius
   a) Nach der Krankheit . . . . (Bauer)
   b) Christiane . . . . (junger Lehrer)

c) Am Grabe meines Vaters . . . . (Lehrer)
d) Frau Rebecka zur silbernen Hochzeit . . . . (Lehrer)

6. Lied: Wir pflügen und wir streuen Str. 1 u. 2 (Claudius, 2st. Schülerchor)
e) Morgenlied eines Bauersmannes . . . . (Jungbauer)
f) Abendlied eines Bauersmannes . . . . . . (Bauer)
g) Die Sternseherin Lise . . . . (Schülerin)

7. Lied: Wir pflügen und wir streuen Str. 3 u. 4 (2st. Sang d. Schüler)
h) Abendlied . . . . (Schüler)
i) Die Mutter an der Wiege . . . . (junge Frau)
j) Der Mensch . . . . (Lehrer)

8. Lied: Bekränzt mit Laub, Str. 1 u. 2, 8 u. 9, Claudius (gemeinsamer Sang, einstimmig)
k) Urians Reise um die Welt (Wechselgespräch zweier Jungbauern)
l) Der Riese Goliath . . . . (Knabe)
m) Ein Lied hinterm Ofen zu singen . . . . (Schülerin)
n) Wächter und Bürgermeister . . . . (Schüler)
o) Hinz und Kunz . . . (Wechselgespräch zweier Schüler)

9. Lied: Der Mond ist aufgegangen, Claudius, Str. 1—3, 5 u. 7 (gemeinsamer 2st. Sang)

Dauer der Feier $1^1/_2$ Stunden.

In ähnlicher Weise haben wir uns mit unsern eigenen Kräften beholfen, so gut, wie wir es verstanden, wobei allerdings das Wollen höher zu achten als das Können. Unsre Freude erlebten wir trotzdem an den Feiern, wie die unter Schwankungen sich steigernde Besucherzahl bestätigt, die allmählich auf 110 stieg. Ende Januar 1924 stellte sich uns Herr Stadtbibliothekar Jungclaus aus Kiel mit seiner Vortragskunst zur Verfügung zu einer Fehrs-Feier. Besucherzahl 151 Personen.

Programm:

1. Lied: Min Modersprak, v. Groth . (gemeinsamer 2 st. Sang)
2. En Wort vörut . . (Kurze Begrüßung durch den Lehrer)
3. Vortrag: Johann Hinrich Fehrs . . (Jungclaus, plattdeutsch)
4. Lied: Dor blöht en schöne Heidblom v. Fehrs (2 st. Schülerchor)
5. Gedicht: Verlaten, von Fehrs . . (Sechzehnjähriges Mädchen)
6. Lied: Kuckuck un Kiwitt v. Fehrs . . (zweist. Schülerchor)
7. Gedicht: De Heiloh, von Fehrs . . . . . . (Jungclaus)
8. Vorlesung: Üm 100 Daler, von Fehrs . . . . (Jungclaus)
9. „ Klöhnsnack in Schummern, v. Fehrs (51 jähriger Bauer und 9 jähriger Knabe)
10. „ Niklas, von Fehrs . . . . (Jungclaus)
11. Lied: Ick weet enen Eekbom, v. Reuter (gemeins. 2 st. Sang)

Dauer der Feier $1^3/_4$ Stunden.

Bei der Februar-Feier d. J., einem Lichtbildervortrag: „Unser Rhein“, half uns Herr Lehrer Alfred Lorenzen, Eckernförde, der uns mit seinem Bildwerfer 36 Bilder vorführte. Trotz tiefverschneiter Wege und Winterkälte wieder eine übervolle Schule mit mehr als 150 Besuchern.

Programm:

1. Lied: Sie sollen ihn nicht haben, v. Becker (2 st. Sang d. Schüler)
2. Gedichte: a) An den Rhein, v. Ebert . . . (Schüler)
   b) Lied vom Rhein, v. Matzerath . (Schüler)
   c) Rheinische Leben, v. Stolterfoth . . . (Schülerin)
   d) Warnung vor dem Rhein, v. von Simrock (alter Arbeiter)
3. Lied: Sonntags am Rhein, von Reinick (zweist. Schülerchor)
4. Lichtbildervortrag: Unser Rhein (Vortrag u. Bilder von Lorenzen)
   I. Abteilung: Von Köln bis zur Lorelei (beim Loreleibilde gemeins. 2 st. Sang: Ich weiß nicht, was soll . . .)
   II. Abteilung: Von der Lorelei bis zum Mäuseturm
   Gedicht: Die Eroberung des Mäuseturms, v. Bube (Lehrling)
   III. Abteilung: Der Rheingau
   Gedicht: Rheinsage . . . . (junges Mädchen)
   „ Die Rheingauer Glocken v. Rittershaus (Knecht)
   IV. Abteilung: Der Niederwald
   Lied: Die Wacht am Rhein, Str. 1, 2 u. 6. (gem. 2 st. Sang)
   V. Abteilung: Von Mainz bis Heidelberg.
5. Lied: Deutschland über alles . . (gemeinsamer 2 st. Sang.)

Dauer der Feier 1 3/4 Stunden.

Von Anfang waren wir bestrebt, die Zusammenkunft zu einer Feier werden zu lassen, zu einer Feier, die inmitten der Sorgen und Widerwärtigkeiten unserer Tage lindernd und erlösend wirkt. Solche Feiern finden hier durchweg eine freundliche Aufnahme, wie der starke Besuch dartut. Die Besucherzahl schwankt zwischen 68 und 150 aus allen Berufsständen, vom Gutspächter bis zum einfachen Dienstboten. Da unsere Schulgemeinde nicht ganz 300 Seelen umfaßt, ist das 1/4 bis 1/2 der Gesamteinwohnerschaft. Eine nicht geringe Zahl sind mit ihren Hausgenossen regelmäßige Besucher. Ich denke an einen Nachbarn, der in seiner rauhen Schale sonst gern so tut, als ob alles Schöne für ihn fern liege: „Ick bün ja man en Buer“, und der doch bei keiner Feier fehlt. Die Weihnachtsfeiern sind bei diesen Zahlen außer Betracht gelassen.

Die örtlichen Verhältnisse bedingen es, daß der Löwenanteil der nicht geringen Arbeit dem Lehrer zufällt. Die Aufgabe ist aber so schön und reizvoll, das sie garnicht als Last verspürt wird. Daneben ist eine solche Sonntagsfeier geeignet, zahlreiche Helfer und Mitwirkende aus der Hörergemeinde, den Erwachsenen und den größeren Schülern und Schülerinnen, heranzuziehen zu Vortrag und Vorlesung. Alle folgen dem Rufe mit Freudigkeit, und diese Mitwirkung ist ein nicht gering

anzuschlagendes Zugmittel für die Versammlung; denn die Darbietung gewinnt einen gewissen persönlichen Reiz, sobald sie von einem unserer Lieben erfolgt.

Zum Schluß ein Wort über die Auswirkung der Feiern. Es ist schwer, das Ergebnis sicher umrissen festzustellen, und verkehrt würde es sein, die Erwartungen zu hoch zu spannen. Aber das Eine wird auch hierbei wohl Geltung haben, daß niemand durch die Mühle geht, ohne etwas von dem, was dort umtreibt, heimzutragen. Manches wächst und reift in der Stille; vieles ist als Zukunftssaat zu betrachten, besonders soweit die Schuljugend in Frage kommt. Verschiedenes läßt sich schon jetzt anführen, das als Gewinn gebucht werden darf, einmal das nachhaltige und sich steigernde Interesse der Hörerschaft, ferner die rege Benutzung der kleinen Bücherei (250 Bände), besonders soweit die in den Feiern zu Worte gelangte Heimatliteratur in Frage kommt. Nicht selten wurde eine solche Sonntagsfeier der Anstoß, das ein Hörer sich Einzelnes von den Werken des Dichters zum Eigentum erwarb, zuweilen durch meine Vermittlung. Oft erfährt man davon nur durch Zufall. Als ich 2 Wochen nach der Fehrs-Feier abends in das Haus eines Kutschers trat, fand ich die dreizehnjährige Tochter mit dem Lesen von Fehrs „Ut Ilenbek“ beschäftigt, und vor ihr auf dem Tische lag Fehrs „Kattengold“. Der 22jährige Bruder, ein Monteur, welcher der Feier beiwohnte, hatte sich beide Hefte gekauft. Ein gleichaltriger Monteur, jetzt in der Rheinpfalz beschäftigt, der während der Schulzeit durchaus nicht zu den eifrigen Schülern gehörte, hatte als Lehrling die Groth- und Storm-Feier miterlebt. Als er im vorigen Jahre von der Pfalz zum Besuch in der Heimat war, brachte er als Geschenk für die Bücherei Storms Schimmelreiter mit. Dort in der Fremde hatte er, angereizt durch die hiesige Feier, sich einzelne Stormsche Novellen erworben. Gedichte, die besonders gut gefallen, werden vereinzelt zum Nachlesen erbeten. Besonders traf dies zu bei Robert Prutz: „Die Mutter des Kosaken“. Ein Lehrling, der es zum Vortrag brachte, machte seine Aufgabe so gut, daß die Handlung schier plastisch zu Tage trat. Ganz besonders steckt in den Sonntagsfeiern auch ein Stück Jugendpflege. Ungemahnt und mit Lust kommt die ganze Jugend, ist mit ganzer Hingabe bei der Sache, an der sie fleißig und freudig mitarbeitet. An den „Probeabenden“ sammelt sich oft ein Kreis der Schulentlassenen in der Stube des Lehrers. Da wird bei einer Tasse Kaffee gelesen, gesprochen, gesungen, nicht nur das für die künftige Feier Erforderliche. Unser Volkslied hat eine gute Stunde, und oft geht es schon beträchtlich nach Mitternacht, bevor der Aufbruch erfolgt.

Aus dem amerikanischen Büchereiwesen.

Von Dr. Erwin Ackerknecht, Stettin.

Es sei mir gestattet, den folgenden Bericht über die Schrift: „Aus dem amerikanischen Bibliothekwesen", Betrachtungen und Studien von Hermann Escher (Tübingen: J. C. B. Mohr 1923) mit dem persönlichen Geständnis zu eröffnen, daß mich noch nie eine fachliche Veröffentlichung so erregt hat wie diese vortreffliche Broschüre von 88 Seiten, auf denen eine Fülle wichtiger Beobachtungen in ausgezeichnet klarer, auf das Wesentliche beschränkter Darstellung dargeboten wird*). Fand ich doch hier Kunde von Büchereiverhältnissen, welche in größtem Maßstabe technische und organisatorische Forderungen verwirklicht haben, die ich auf Grund von Beobachtungen, Überlegungen und bescheidenen praktischen Versuchen im eigenen Arbeitskreise während des letzten Jahrzehntes immer wieder in Wort und Schrift vertreten habe. Und es ist stets erregend zu sehen, daß Zukunftsmöglichkeiten einer Entwicklung, an welcher man selbst mitschafft, anderswo bereits aus dem Stadium der theoretischen Erörterung in das der Bewährung und Anerkennung durch die öffentliche Meinung eines Weltvolkes gerückt sind. Ich möchte mich aber andererseits freilich von vornherein dagegen verwahren, als wolle ich einer kritiklosen Bewunderung und Nachahmung des amerikanischen Büchereiwesens das Wort reden. Vielmehr bleibe ich nach wie vor bei der Meinung, die ich wiederholt in früheren Aufsätzen geäußert habe, nämlich, daß, eine unüberbrückbare weltanschauliche Kluft das amerikanische und das deutsche Büchereiwesen trennt. Gerade auch die Eschersche Schrift erinnert uns auf Schritt und Tritt an die ganz verschiedene volkserzieherische Zielsetzung der beiden Völker, die sich dann folgerichtig auch in der Organisation und Technik des amerikanischen und des deutschen Büchereiwesens verrät, ja um so deutlicher verraten wird, je weiter das deutsche Büchereiwesen über sein gegenwärtiges Anfangsstadium hinauswächst. Das amerikanische Volksbildungsideal ist und bleibt, gemessen an unserm seelsorgerlich begründeten Ideal goethescher Menschenbildung — ein bloßes Aufklärungsideal. Aber als Mutmacher zur energischen, großzügigen, der völkischen Bedeutung der Sache entsprechenden Lösung moderner Büchereiaufgaben wird Amerika (neben den skandinavischen Ländern) für uns Deutsche noch lange äußerst wichtig sein.

---

*) Die Eschersche Schrift hätte unsern Lesern natürlich längst vorgestellt werden müssen. Leider hat der von uns in Aussicht genommene Referent kurz vor Schluß dieses Heftes anstatt des erwarteten Referates das Besprechungsexemplar an mich gelangen lassen, was allerdings für mich den außerordentlichen Gewinn bedeutete, daß ich mich nun endlich selbst zur gründlichen Lesung der Escherschen Schrift aufraffen mußte. Die Leiter größerer Büchereien werden sich ein solches Studium des Büchleins nicht ersparen können. Das obige Referat soll ihnen nur, soweit das noch nötig ist, Anlaß dazu geben. Vor allem aber soll es allen Leitern mittlerer und kleiner Büchereien und den jungen Kollegen und Kolleginnen eine Anschauung vom Inhalt der Escherschen Schrift und ihrer Bedeutung vermitteln.

Hermann Escher gibt den Ertrag seiner elfwöchigen Büchereireise in den Vereinigten Staaten in Form zwanglos gruppierter Einzelaufsätze kund, die aber in ihrer Gesamtheit ein allseitiges und geschlossenes Bild geben von der gegenwärtigen amerikanischen Büchereipraxis in Stadt und Land, ja weiterhin auch noch rückblickend von ihrer selbst den Fachmann überraschenden Entwicklung während des letzten Jahrzehntes. Nur ganz wenige Einzelfragen von untergeordneter Bedeutung bleiben unbesprochen, wie z. B. die Rolle der Musikalien in den Büchereien, oder werden lediglich mit einer beiläufigen Bemerkung gestreift, wie die Frage des Illustrationsmateriales (Darbietung von Stereoskop- und anderen Bildern).

Zunächst berichtet Escher kurz über eine Tagung der Bibliothekare des Staates New-York in Richfield Springs, mit der er seine Studienreise eröffnen durfte. Die bezeichnenden Einzelheiten, die er von der gesellschaftlichen Seite dieses Zusammenseins mit den amerikanischen Kollegen und Kolleginnen mitteilt, muß der Leser in dem Originalbericht Eschers nachlesen; hier möchte ich nur auf die Geschäftsordnung und auf die Vortragsfolge kurz eingehen.

Was die Geschäftsordnung betrifft, so scheint mir besonders interessant, daß die Verhandlungen nicht in Gestalt von Referat und etwa noch Korreferat mit säuberlich davon abgetrennter „ordnungsmäßiger“ Aussprache sich abspielten; vielmehr gaben zu jedem Thema eine größere Zahl von (programmäßigen) Sprechern kurze Meinungsäußerungen ab, die zuweilen von Zurufen der Hörer unterbrochen wurden, und bei der Diskussion stand man ohne Wortmeldung auf und sprach, häufig durch Zwischenreden unterbrochen, ohne daß Unordnung daraus entstand. Und das in einer Versammlung von etwa 250 Menschen, von denen etwa drei Viertel Damen waren! „Die schon auf den Schulen geübte Debattierkunst“, sagt Escher, „bewährte sich auch hier. Der Unterbrochene antwortete schlagfertig, und der Präsident sah lächelnd dem Wortgefecht zu und begnügte sich, ab und zu ein Wort in die Diskussion zu werfen und einen leichten Zügelruck auszuüben“.

Aus der Vortragsfolge ist wohl am bedenkenswertesten das Thema: „Bücherei und Amerikanisierung“. Dahinter steckt nämlich das von der öffentlichen Meinung Amerikas in seiner ganzen Tragweite erkannte Problem der sprachlichen Zusammenschweißung der ihrer völkischen Herkunft nach verschiedenen Bevölkerungsteile durch Büchereien. Wenn man hört, daß z. B. in Cleveland drei Viertel der Einwohner entweder selbst eingewandert sind oder Eingewanderte zu Eltern haben und daß in Pittsburg unter den Bewohnern eines Büchereizweigstellenbezirkes nicht weniger als 29 lebende Sprachen vertreten sind, so bekommt man einen ungefähren Begriff von der Größe und technischen Schwierigkeit dieser Aufgabe. Aber wenn man weiter hört, wie die Büchereien, den Prozeß des babylonischen Turmbaues sozusagen rückläufig in Gang bringend, für alle die verschiedenen Sprachvertreter, um sie für ihre unaufdringliche nationale Erziehung durch die Bücherei zu gewinnen, Literatur in ihrer jeweiligen Ursprungssprache bereit halten, wie sie in

ihren Hörsälen Englisch-Kurse für sie veranstalten, wie sie leichtverständliche englische Bücher planmäßig an sie heranbringen, so ahnen wir auch, daß die amerikanische Bücherei jener völkischen Aufgabe gewachsen ist. Vor allem für unsere Grenzmarken und für die auslandsdeutschen Minderheiten soll in diesem Zusammenhang noch die Erfahrung angemerkt sein: „Im Dienste der Amerikanisierung steht ganz besonders auch die „Erzählstunde", worin Lehrer und Bibliothekar sowohl vorschulpflichtigen wie schulpflichtigen Kindern in der Bücherei schöne Geschichten aus aller Welt erzählen" *). (Vorlesestunden für Erwachsene scheinen dagegen in den amerikanischen Büchereien keine Rolle zu spielen!)

Für die Angehörigen kleiner Büchereien standen während der ganzen Tagung jeweils von 12—1 Uhr „zum Voraus bestellte sachkundige und erfahrene Persönlichkeiten bereit, um über bestimmte, einem jeden zugeteilte Gebiete Auskunft zu erteilen: über Auswahl von beruflicher oder schönwissenschaftlicher oder Jugend-Literatur, über Bücherankauf und Büchereinbände, über Katalogisierung und Aufstellung usw.". Die Nachmittage waren sitzungsfrei, damit auch die zwanglose, persönliche Berührung auf gruppenweisen Ausflügen usw. zu ihrem Recht kommen konnte. Nicht unerwähnt bleibe schließlich die uns seltsam berührende Tatsache, daß an Bibliothekare kleinerer Ortschaften Anerkennungsurkunden verliehen wurden, „die von einer besonderen Kommission unter Berücksichtigung verschiedener Beurteilungspunkte ausgestellt und vom Präsidenten den Bedachten feierlich überreicht wurden".

Der nächste Aufsatz gibt als Beispiel für einen amerikanischen Bücherei-Großbetrieb eine Sktzze der Public Library von New-York. Entstanden ist diese Riesenbücherei, die übrigens nur einen Teil von New-York versorgt (die Brooklyn-Hälfte New-York besitzt ihre eigene große Public Library), bezeichnenderweise aus zwei großen Stiftungsbüchereien (der Astor-Library und der Lenox-Library), die im Laufe von mehr als einem Jahrzehnt organisatorisch zusammengefaßt wurden und zwar in Form einer öffentlichen Stiftung. Sie wird von einer fünfundzwanziggliedrigen Behörde, in der drei Vertreter der Stadt sitzen, als selbständiges Rechtsgebilde geleitet. Ihr prächtiges Hauptgebäude enthält nur die eine Hälfte der Bücherei, nämlich die $1^1/_4$ Million Bände umfassende wissenschaftliche Präsenzbibliothek (Reference Division), deren Hauptbestände wiederum in 18 Abteilungsbüchereien (Departements Libraries) aufgeteilt sind**). Die einzelnen

*) Wie unakademisch (im guten Sinn) und unbürokratisch die Berufsgesinnung des amerikanischen Bibliothekars bis in jene höchsten Stellen hinauf ist, in denen der deutsche Bibliothekar nur allzu oft in eitel Geheimrätlichkeit erstarrt, dafür zeugt die Mitteilung Eschers, daß der Begründer und langjährige Leiter einer der größten amerikanischen Büchereien, deren wissenschaftlicher Bestand allein über eine Million Bände beträgt, es sich nicht nehmen läßt, heute noch von Zeit zu Zeit „die anspruchsloseste Tätigkeit des amerikanischen Bibliothekars" auszuüben, nämlich in der Jugendabteilung seiner Bücherei Kindern Geschichten zu erzählen.

**) Der Leser meines Berichtes über die neue Stockholmer Stadtbücherei im 3. Jahrgang dieser Zeitschrift Seite 217 ff. erinnert sich vielleicht, daß sich dort die obengenannte Einrichtung in Gestalt der „Fachbüchereien" wiederfindet.

Abteilungsbüchereien sind nach dem (in Amerika alleinherrschenden) Freihandsystem in großen Arbeitssälen untergebracht, zu denen, sofern sie Sammlungsräume sind, ein Hauptmagazin mit den weniger gebrauchten Beständen die Ergänzung bildet. Außer diesen Arbeits- und Sammlungsräumen enthält das Hauptgebäude noch einen großen Lesesaal, „den man, um den Straßenlärm und bloße „Fußwärmer", die in vielen Büchereien die ernsthaften Leser verdrängen, von ihm fernzuhalten, nicht ins Erdgeschoß, sondern in das zweite Obergeschoß verlegte", einen Katalogsaal, Ausstellungssäle, eine besondere Blindenbücherei, Räume für die eigene Bibliothekarschule, eine Kunstgalerie und die Räume für die gesamte Zentralverwaltung.

Durch die letztgenannte Tatsache werden wir daran erinnert, daß ja die andere Hälfte dieses Großbetriebes zwar von hier aus geleitet wird, aber nicht im Hauptgebäude selbst untergebracht ist. Sie umfaßt vielmehr vor allem 43 Zweigstellen mit eigenen Büchereigebäuden (nebst Leseräumen) und mit Beständen von je 10000—50000 Bänden, die aufs sorgfältigste der sprachlichen und sozialen Eigenart und Buntheit des jeweiligen Stadtviertels angepaßt sind. Außerdem aber gehört zu ihr noch ein Wanderbüchereibestand von 100000 Bänden, der vom Hauptgebäude aus planmäßig an 700 Wanderstellen im Stadtgebiet (Kirchen, Fabriken, Geschäftshäuser, Vereinslokale, Amtsräume, Polizeiwachen, Feuerwehrstationen, Leuchtschiffe, Spitäler, Gefängnisse, Arbeitshäuser, sommerliche Ferienlager usw.) geleitet wird. Diese zweite Hälfte der Public Library New-Yorks, die ebenfalls einen Bestand von etwa $1\,^1/_4$ Million Bände umfaßt, ist also wesentlich Ausleihebücherei. Während das Hauptgebäude mit seinem ausschließlichen Präsenzbetrieb etwa drei Millionen Besucher im Jahre aufweist, erscheinen zwar in den Leseräumen der Filialen auch insgesamt sogar vier Millionen Besucher, werden aber außerdem fast elf Millionen Bände nach Hause entliehen. Man kann also sagen, daß dieser Großbetrieb, der ein Personal von insgesamt 1200 Köpfen umfaßt (und zwar weit überwiegend Bibliothekarinnen), so intensiv benutzt wird, daß von den $3^1/_2$ Millionen Einwohnern des ihm zugehörigen Teiles von New-York durchschnittlich fast jeder Einwohner jährlich einmal im Hauptgebäude und mehr als einmal in einer Zweigstelle an Ort und Stelle gelesen und außerdem mehr als drei Bände nach Hause entliehen hat. Und diese Durchschnittszahlen können als normal für nordamerikanische Büchereiverhältnisse betrachtet werden.

Das Beispiel für die andere biologische Grundform des amerikanischen Büchereiwesens, nämlich für die Organisation des Büchereiwesens eines Staates der Union, gibt Escher im dritten Aufsatz („Wie der Staat Massachusetts das Bibliothekswesen fördert") und ergänzt dessen Erörterung durch die späteren Aufsätze „Staat und Bücherversorgung auf dem Lande" und „Der Bücherwagen von Hagerstown". Hier kommt vor allen Dingen auch die große Bedeutung der Gesetzgebung für das amerikanische Büchereiwesen zum Vorschein. Vorweg ist zu bemerken, daß eine weitgreifende gesetzliche Regelung des Büchereiwesens in einem

Verfassungsstaat und gar in einer so ausgesprochenen Demokratie, wie es die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind, nur angebahnt und erfolgreich durchgeführt werden kann, wenn bereits eine öffentliche Meinung über den nationalen Wert des Büchereiwesens vorhanden ist.*) Daß diese in einem Volke, das sich mit einem solchen Eifer in allen Lebenslagen seiner öffentlichen Büchereien bedient, schon seit Jahrzenten bestehe, vermuteten wir nicht nur, sondern wußten wir bereits vor dem Kriege, und wir beneideten die amerikanischen Kollegen oft darum. Eschers Schrift bringt eine große Zahl sehr bezeichnender neuer Belege dafür, von denen wir hier wenigstens zwei Äußerungen führender amerikanischer Staatsmänner und eine Stelle aus einer behördlichen Kundgebung anführen.

Theodor Rosevelt sagt: „Nach Kirche und Schule ist die freie öffentliche Bücherei der wirksamste Beförderer alles Guten. Die moralischen, geistigen und materiellen Wohltaten, welche von einer sorgfältig ausgewählten Sammlung guter Bücher ausgehen, die allem Volk zu freier Verfügung stehen, können nicht überschätzt werden. Kein Gemeinwesen kann auf die Dauer ohne eine Bücherei bestehen.“ Bryan formuliert sehr bezeichnend für den amerikanischen Nützlichkeitsstandpunkt: „Die Bücherei ist ein Mittelpunkt, von welchem ein sich stets erweiternder Einfluß auf Aufklärung, allgemeine Hebung und Fortschritt des Gemeinwesens ausstrahlt“. Und die Regierung des Staates Jowa erklärt in einem Erlaß: „Ein Gemeinwesen soll sich vergegenwärtigen, daß die öffentliche Bücherei ein Teil unseres großen Erziehungssystems bildet und ebenso wesentlich ist für eine aufstrebende Ortschaft wie die öffentliche Schule.“

Es ist aber nun ungemein charakteristisch, wo und wie in Amerika der Staat, oder richtiger gesagt die Staaten, die schon vorhandene, entwicklungsfreudige Büchereibewegung gesetzlich zu regeln und durch behördliche Einrichtungen zu ergänzen suchen. Von unseren europäischen Verhältnissen aus ist zunächst verwunderlich, daß die Gesetzgebung nicht damit zu beginnen brauchte, die Gemeinden zur Einrichtung und Dotierung von Büchereien zu veranlassen, sie etwa gar zur Einführung einer besonderen Steuer zu zwingen, sondern daß sie sich darauf beschränken konnte, den Gemeinden zu erlauben, daß sie von ihren allgemeinen Steuereinnahmen einen gewissen beschränkten Satz ausgeben und daß sie überdies Stiftungen für Büchereizwecke annehmen dürfen. Vor allem aber — und das ist für uns Europäer fast noch verwunderlicher — enthält jedes amerikanische Büchereigesetz der letzten Jahrzehnte Strafbestimmungen. Escher sagt sehr hübsch und treffend: „Wenn man in den alten germanischen Gesetzen die Wichtigkeit eines Gliedes des menschlichen Körpers aus der Höhe der Buße folgern kann, die bei Verletzungen dem Täter auferlegt wurde, so ist aus der Schärfe der amerikanischen Strafbestimmungen auf die Wertschätzung der Büchereien zu schließen; freilich auch darauf,

*) Vergleiche Langfeldts Aufsatz über das dänische Büchereiwesen im 4. Jahrgang dieser Zeitschrift Seite 87 ff.

wie notwendig es erschien, das Publikum in eine scharfe Zucht zu nehmen. Auf eine Beschädigung von Büchern, und wäre es nur Beifügung von Bleistiftnotizen, wurde z. B. in Massachusetts ursprünglich eine Strafe von 5—1000 Dollar gesetzt. Zwar wurde das drakonische Maximum nach 5 Jahren auf 50 Dollar herabgesetzt, neben oder statt der Geldstrafe aber nunmehr auch Haft bis zu 6 Monaten angedroht. 1883 wurde sogar die bloße Nichtbefolgung eines Rückrufes von Büchern nach Ablauf von 30 Tagen als straffällig erklärt und mit Buße bis auf 25 Dollar oder Haft bis auf 6 Monate belegt. Und zwei Jahre später erschien es nötig, auch die absichtliche Störung von Personen, die in öffentlichen Büchereien versammelt sind — das bezieht sich sowohl auf die Besucher der Leseräume als auch auf die Teilnehmer von Versammlungen in den Vortragsräumen — durch Verursachen von Lärm mit Buße bis zu 50 Dollar oder 30 Tagen Haft zu bedrohen." Besonders wichtig scheint mir aber weiterhin der nachdrückliche Hinweis Eschers darauf, daß diese Bereitschaft des Staates, seine Strafgewalt in den Dienst der Bücherei zu stellen, „die unerläßliche Voraussetzung sei für die große Vergünstigung des open access, des ungehinderten Zutritts zu den Gestellen." Die europäischen Vorkämpfer des Freihandsystems werden sich diese Tatsache wohl überlegen müssen, zumal wenn sie hören, daß als weitere Sicherheitsmaßregeln noch hinzukommen die zivilrechtliche Haftung des Lesers für das Buch (durch Anerkennung der Benutzungsordnung), die in einzelnen Staaten bis zur dreifachen Höhe des Anschaffungswertes geht, und hohe tägliche Versäumnisgebühren, bei denen sogar die Sonn- und Feiertage mitgerechnet werden.

Zu den gesetzlichen Bestimmungen fügen die Staatsregierungen jedoch auch noch eine konkrete fachmännische Einrichtung, nämlich die sogenannte staatliche „Büchereikommission." Darunter versteht man in den Vereinigten Staaten ein Gebilde, wie wir es in Deutschland in der von uns wiederholt erörterten „Zentrale für Volksbücherei" (vergleiche 1. Jahrgang dieser Zeitschrift S. 297 ff. und S. 233 ff.) fordern und wie es Dänemark in seinem „Büchereirat" (vergleiche „Blätter für Volksbibliotheken" 1920 Seite 297 ff.) wohl nach amerikanischem Vorbild, aber in bodenständig abgewandelter Form verwirklicht hat. Die amerikanische Büchereikommission ist also vor allem Umschlagsstelle für alle bibliothekarischen Erfahrungen in und außerhalb des betreffenden Staates, indem sie büchereitechnisches Material (einschließlich Fachliteratur) sammelt und unter Hinweis auf seine Verwendungsmöglichkeit verleiht, indem sie Vorschlagslisten für kleinere Büchereien aufstellt, neue Büchereien gründen hilft und veraltete Büchereien neu ordnet, indem sie Personal nachweist, Sonderkataloge von Berufsliteratur ausarbeitet und überhaupt jede Bücherei und jede Gemeinde, die sich an sie wendet, mit Rat und Tat (gegebenenfalls auch mit staatlichen Geldzuschüssen) unterstützt. Außerdem sendet sie eigene Wanderbüchereien aus, von denen nachher noch die Rede sein wird, vermittelt den „auswärtigen Leihverkehr", wie wir in Preußen sagen also den leihweisen Bücheraustausch einzelner Büchereien untereinander

und hält Wiederholnngskurse für Büchereipersonal und jährliche Prüfungen von Büchereianwärtern ab.

Das Ergebnis dieser gesetzlichen Fürsorge ist, daß z. B. der Staat Massachusetts, der zwei Drittel so groß ist wie Pommern, aber doppel so viel Einwohner hat, schon im Jahre 1919 im ganzen über 414 öffentliche Büchereien (mit Leseräumen) verfügte, von denen 155 auf Gemeinden von 1000—5000 Einwohnern entfielen, 82 auf solche unter 1000 Einwohnern. 293 von diesen Büchereien hatten eigene Gebäude, die von Privaten gestiftet waren (davon allein 43 von Carnegie), 37 hatten eigene Gebäude aus öffentlichen Mitteln, 59 waren in Gemeindehäusern und nur 5 in gemieteten Räumen untergebracht. Da von diesen letztgenannten 64 Büchereien auch bereits 53 einen Baufonds anzusammeln begonnen hatten, ist anzunehmen, daß viele von ihnen inzwischen auch noch in die zweite Gruppe eingerückt sind. Es berührt übrigens den deutschen Leser wunderlich, daß die staatliche Büchereikommission in ihrem trefflichen Merkblatt bezw. Beratungsschriftchen für Stifter und Architekten von Büchereigebäuden auch davor warnen muß, zu große und prunkvolle Büchereibauten für kleine Orte zu errichten. Mancher nebenamtliche Leiter einer ländlichen Bücherei, der sich mit seinen Büchern und Lesern in einem Klassenzimmer herumdrücken muß, wird hier nicht ohne Bitterkeit feststellen, daß unsere Kultministerien sich solche Sorgen vorerst nicht zu machen brauchen.

Was nun noch insbesondere die W a n d e r b ü c h e r e i e n betrifft, so ist bezeichnend, daß in den nordamerikanischen Staaten schon früh die Notwendigkeit erkannt wurde, sich nicht auf je eine Landeszentrale zu beschränken, sondern Zwischenzentren zu schaffen in Gestalt hauptamtlich geleiteter Bezirkswanderbüchereien, die sowohl geschlossene Wanderbestände als wahlfreie Leihsendungen vergeben. (Vergleiche die dänischen „Zentralbüchereien“ und — als Gegenbeispiel — die preußischen Kreiswanderbüchereien). Selbstverständlich ist hier der Amerikaner ganz in seinem Element, da die Lösung des V e r k e h r s p r o b l e m e s hierbei eine besonders große Rolle spielt. (Man möge das Nähere bei Escher selbst nachlesen.) Wie bei dem wahlverwandten dänischen Büchereiwesen, so offenbart sich auch bei dem amerikanischen eines seiner höchsten Büchereiideale in dem von Professor Steenberg wiederholt gebrauchten Leitwort: „Jeder Leser soll an jedem (auch dem entlegensten) Orte ein bestimmtes Buch rasch bekommen können“ (wobei er dann das Gefühl hat, das Escher in die treffenden Worte kleidet: „Endlich einmal ein Beweis, daß man nicht vergeblich Steuern zahlt, sondern sie wieder zu sehen bekommt!“). Ja die Forderung geht eigentlich hier noch weiter und lautet: „Jeder Leser soll an jedem Orte eine bestimmte, ihm nützliche A u s k u n f t mit Hilfe von Büchereien rasch bekommen können.“ Deshalb auch die überaus starke telephonische und schriftliche Inanspruchnahme der Bücherei durch die Leserschaft. Das Verkehrsproblem empfängt in Amerika (und Dänemark) sein besonderes Gewicht durch das I n f o r m a t i o n s i d e a l. Und in diesem wiederum verrät sich am deutlichsten der auf das Wort „Wissen ist Macht“ gegründete Aufklärungscharakter des amerikanischen

Volksbildungswesens, von dem wir nachher noch einige besonders anschauliche Merkmale zu betrachten haben werden.

Es ist also kein Zufall, wenn wir auch in dem Aufsatz über die Werbemittel der amerikanischen Bücherei („Wie die amerikanische Public Library die Benutzer an sich zieht“) die rasche und vielseitige Information und ihre sofortige Verwertung als den Inbegriff des amerikanischen Büchereibetriebes in die Erscheinung treten sehen. Als Beispiel dafür, daß die mündliche, telephonische und briefliche Auskunftstätigkeit der größeren Büchereien, welche meist eigene Auskunftsabteilungen haben (vergleiche auch die neue Stockholmer Stadtbücherei), oft an die europäischer Briefkastenonkels grenzt, genügt Eschers Mitteilung, daß an dem Morgen, an dem er die Carnegie Library in Pittsburg besuchte, dort unter anderem folgende Fragen eingelaufen waren: „Wie ist der belgische König Albert (der damals die Vereinigten Staaten besuchte) verwandt mit seinem Vorgänger Leopold II.? — Können Sie mir die Londoner Adresse von Kipling angeben? — Welches ist die Bedeutung des Wortes Forum?“ Wenn man weiter hört, daß die Antworten auf solche Fragen, „um deren Willen manche Büchereien sogar eigene briefliche Erkundigungen, z. B. in Washington bei den fremden Gesandschaften nicht scheuen, da und dort auf Zetteln notiert und zu einem Handapparat zusammengestellt werden, der beim Eingang künftiger gleicher oder ähnlicher Fragen gute Dienste leistet“ und wenn man weiter hört, daß Büchereien auf ihrem Werbeblatt, unter der Überschrift: „Was die Bücherei leistet,“ mit der Feststellung prunken: „Sie gibt jährlich auf 7000 telephonische Anfragen Auskunft“, so glaubt man mit Händen greifen zu könnnen, daß wir es hier mit dem typischen (dem Journalismus nahe verwandten) Aufklärungsideal zu tun haben, das zum mindesten als Übergangswert in jedem männlichen Einzelleben während der Pubertätsjahre hervortritt: recht viele nützliche Kenntnisse zur Verfügung zu haben, sozusagen sein Konversationslexikon möglichst immer und überall bei der Hand zu haben oder noch lieber, es selbst zu sein. Das ist die Entwicklungsstufe, auf der sich der junge Mensch „furchtbar freut“ über einen Notizkalender, in dem die ausgefallensten statistischen und sonstigen Mitteilungen als Zugabe zu den Kalenderblättern abgedruckt sind, Mitteilungen, die zwar zunächst keinen ersichtlichen Wert für ihn haben, bei deren Anblick er aber das Gefühl hat: „Man kann nie wissen, und es ist auf alle Fälle schön, solche überlegenen Kenntnisse jederzeit zur Hand zu haben!“. Beim amerikanischen Volk erklärt sich dieses Aufklärungsideal freilich nicht nur aus seiner Jugendlichkeit, um nicht zu sagen Jungenshaftigkeit, die auch Escher in seiner vorzüglichen „Schlußbetrachtung“ aufschlußreich erörtert, sondern überdies aus seiner ausgesprochen angelsächsischen kulturellen Bildung. Ich möchte sagen: Schon die englische Sprache bietet eine feste Gewähr dafür, daß das (immer noch im Werden begriffene) Volk der Vereinigten Staaten im Wesentlichen auch in seinem Bildungsstreben stets — dem Amerikanismus treu bleiben wird.

Von den Werbemitteln, die Escher aufzählt, seien noch genannt:

Die Zweigstellen mit ihrer Abteilung für Erwachsene, ihrer Abteilung für die Jugend und ihrem eigenen Hörsaal; die Druckkataloge und die Einführung der Leserschaft in ihre Benutzung; die Ausstellung der Neuerwerbungen mit Gelegenheit zu Vormerkungen; die kostenlosen oder billigen monatlichen „Bulletins" mit besprechenden Verzeichnissen von Neuerwerbungen und mit kleinen Aufsätzen bücherkundlichen, biographischen, kulturgeschichtlichen, naturwissenschaftlichen, technischen, hauswirtschaftlichen und hygienischen Inhaltes; die besprechenden Fachschriftenverzeichnisse, die sich nicht nur auf Bücher, sondern auch auf Zeitschriftenaufsätze erstrecken; die Reichlichkeit der Oeffnungszeiten (meist wochentags von morgens 9 Uhr bis abends 9 oder 10 Uhr und im Winter außerdem Sonntag nachmittags und abends); die Schnelligkeit der Ausleihebedienung; der freie Zutritt zu den Gestellen; die Bereitwilligkeit, Verbesserungsvorschläge der Leserschaft entgegenzunehmen und zu prüfen; Ausstellung von Gegenständen aus dem Sammlungsbereich der Bücherei und schließlich weitgehende Erzeugung von Werbedrucksachen, dauernde Versorgung der Lokalpresse mit offiziösen Artikeln und Aufsätzen, die zur Bücherbenutzung anreizen und anleiten, und planmäßige Verweisung der Kinobesucher (durch Diapositiv-Ankündigungen) auf Bücher, welche von dem jeweiligen Filmprogramm aus interessieren.

Das so wichtige Thema der Erziehung der Jugend zur Büchereibenutzung und weiterhin überhaupt zum Umgang mit Büchern behandelt Escher in den beiden Aufsätzen „Bibliothek und Schule" und „Lektüre und Bibliotheksbenutzung als Unterrichtsgegenstand". Hier können wir, glaube ich, von den Amerikanern am meisten lernen. Handelt es sich doch hier vor allem um die Schaffung der technischen Vorbedingungen für jede Bildungswirkung durch das gedruckte Wort (auch für jene eigentlichen Bildungswirkungen, die jenseits der bloßen Aufklärung liegen). Die beiden wichtigsten Kristallisationspunkte dieser Büchereiarbeit sind in Amerika die schon mehrfach erwähnte Jugendabteilung, die in allen Public Libraries zu finden ist, und die Schülerbücherei der Schulen.

Was zunächst jene betrifft, so ist von vornherein bezeichnend, wie sorgfältig sie technisch und methodisch auf die Jugend eingestellt ist, wie ernst deren Lesebedürfnis dort in jeder Hinsicht genommen wird, besonders auch in Gestalt der beratenden Tätigkeit des Bibliothekars. Als charakteristische Einzelheit sei erwähnt, daß in größeren Büchereien der Jugendabteilung zuweilen noch ein besonderer „Elternraum" angegliedert ist, „worin Eltern Gelegenheit geboten wird, von neuer Jugendliteratur Einsicht zu nehmen".

Noch lehrreicher aber ist der Blick, den uns Escher auf die Schülerbüchereien werfen läßt. Vorweg sei gesagt, daß die Staats-, namentlich die Schulbehörden, nicht etwa von der Ansicht ausgehen, die Schülerbüchereien sollen den Schülern ein Ersatz für die Public Library sein. Vielmehr sind Schule und Bücherei „darüber nur einer Meinung, daß die zweite nicht nur die notwendige Fortsetzung der ersten ist und daß

die Schule nicht nur mit allem Nachdruck den austretenden Schüler auf die Bücherei hinzuweisen hat*), sondern daß schon während der Schulzeit ein enges Zusammenarbeiten von Schule und Bücherei im Interesse des gemeinsamen Zieles unerläßlich ist". Die Schule „überweist daher ihre Klassen der öffentlichen Bücherei zu regelrechter Einführung in deren Benutzung, in die Handhabung der Kataloge, den Bezug nach Hause, die Behandlung der Bücher usw. Die Unterweisung erfolgt bald durch den Lehrer, bald durch den Bibliothekar und setzt schon in den ersten Schuljahren ein, in New York z. B. im dritten. Um die Lehrer über Neuerscheinungen und Neuanschaffungen auf dem Laufenden zu halten, richtet man für sie in großen Büchereien einen eigenen Raum ein, wo ihnen die neuesten Eingänge, soweit solche für sie in Betracht kommen, zur Durchsicht bereitgestellt werden". Man lese bei Escher nach, auf was alles sich jener Unterricht teils an den Beständen der Public Library, teils an denen der Schülerbüchereien erstreckt und wie er schließlich ausmündet in eine Anleitung zu rascher und kritischer Lektüre von Zeitungen**) und Zeitschriften und in den Beitritt zu „Lesevereinen für junge Leute, Lehrer und Schulfreunde", deren Mitglieder sich seltsamerweise zu einer „jährlichen Minimalleseleistung, die je nach den Lesegruppen wechselt", förmlich verpflichten müssen und darüber Bescheinigungen, bzw. bei überschüssigen Leistungen Anerkennungsdiplome bekommen. Die Schülerbüchereien bestehen vor allem aus klassenweise aufgestellten festen Handbüchereien (Nachschlagewerken aller Art) und außerdem aus einem Ausleihebestand, der bei größeren Schulen der Schule zu eigen gehört und in einem eigenen Büchereiraum aufgestellt

*) Wie wichtig den amerikanischen Behörden — mit Recht! — gerade diese Aufgabe der Schule erscheint, dafür zeuge der treffliche Satz des Staatsbibliothekars von Kalifornien: „Einen Mann durch sieben Jahre in Schuhmacherei oder Maschinenbau zu unterweisen und ihn hernach ohne Leder und Eisen auf die Welt loszulassen, das wäre genau dasselbe, wie wenn ein Gemeinwesen nach siebenjähriger Unterweisung des Schülers, wie er an Hand von Büchern seinen Gesichtskreis erweitern solle, ihn ohne eine Public Library auf das Gemeinwesen loslassen würde".

**) Man hält sich nicht mit Unrecht bei uns in Europa auf über die Leichtfertigkeit, mit der amerikanische Zeitungen mehr oder weniger sensationelle Tatbestände — stilisieren. Um gerecht zu sein, werden wir aber andererseits anerkennen müssen, daß die amerikanische Volkserziehung eben durch das Zusammenwirken von Schule und Bücherei ausgezeichnete Gegenmaßregeln gegen die Wirkung jener Leichtfertigkeit getroffen hat. Selbst angesichts unserer europäischen Verhältnisse könnten wir keine größere methodische Sorgfalt wünschen, als sie den Übungen zugrunde liegt, mittels deren der Schüler angeleitet wird, „mit ungefähr viertelstündigem Zeitaufwand für die tägliche Zeitungslektüre auszukommen" und doch alles für ihn Wesentliche richtig herauszulesen (indem er nicht schon deshalb „etwas für richtig hält, weil es auf dem Papier steht", sondern „sich der zahlreichen Fehlerquellen der Zeitung bewußt ist, wie sie entstehen können aus den unwillkürlichen Täuschungen von Augenzeugen, aus der Eilfertigkeit, Bericht zu erstatten, bevor das betreffende Ereignis sich ganz abgespielt hat, aus Mißverständnissen durch telephonische oder telegraphische Übermittlung, aus der Hast der redaktionellen Arbeit, aus Druckfehlern und Druckversehen usw., ganz abgesehen von schlimmeren Unrichtigkeiten, wie sie aus Sensationslust, Eigennutz oder Parteisucht entstehen können".).

ist, bei kleinen Schulen aber in Gestalt eines Wanderbestandes von der Public Library der betreffenden Stadt oder (auf dem Lande) von der zuständigen Bezirkswanderbücherei geliehen wird. Dabei haben aber schon Schulen mit 600 und mehr Schülern hauptamtliche Verwalter bzw. (meist) Verwalterinnen ihres Büchereiwesens, welche in der Regel die Büchereischule des betreffenden Staates durchlaufen haben müssen. Überdies geben die staatlichen Büchereikommissionen von Zeit zu Zeit besprechende Bücherlisten für Schulen heraus, auf welchen sogar die Nettopreise angegeben sind, zu denen die Bücher von einer Buchhandlung bezogen werden können, mit der das staatliche Organ eine Lieferungsabrede getroffen hat. Und diese Buchhandlung darf den Schulen keine anderen Bücher zur Anschaffung empfehlen als die der offiziellen Listen.

Ein Aufsatz über „Spezialbibliotheken" behandelt die beiden bezeichnendsten Sonderformen des amerikanischen Büchereiwesens, nämlich die „Geschäftsbücherei"*) (The Business Man's Library) und die „Gesetzgebungsbücherei" (Legislative Reference Library). Wir können hier kurz über sie hinweggehen, (zumal Dr. Jürgens über die Geschäftsbücherei auf S. 227 ff. dieses Jahrgangs Näheres berichtet hat), möchten aber wenigstens auf die grundsätzliche Bedeutung dieser neuesten Ergebnisse der amerikanischen Büchereibewegung hinweisen: Nirgends hat der amerikanische Bücherei-Rationalismus mit seinem Informationsideal einen glänzenderen Beweis für seine eminente Nützlichkeit (und seinen bloßen Zivilisationscharakter!) geliefert als durch diese ungemein folgerichtigen Spezialbüchereien. Hier ist wirklich das Höchste und Äußerste an praktischer Auswertung der Bücherei als einer technischen öffentlichen Einrichtung (Ladewig würde sagen: einer modernen Verkehrseinrichtung) geleistet. Insbesondere über die Gesetzgebungsbücherei, die jedem Abgeordneten das Material für jede Frage, welche der gesetzlichen Regelung unterworfen oder zugänglich ist, in der denkbar höchstqualifizierten Auswahl (die sich bis auf neueste Zeitungsausschnitte erstreckt und doch nur das Wesentliche und Sichere gibt!) und völlig gebrauchsfertig darbietet und ihm außerdem einen juristisch geschulten Bibliothekar zu mündlicher und schriftlicher Beratung zur Verfügung stellt, über diese amerikanischeste Bücherei könnte man, das bekannte Motto erweiternd, schreiben: „Wissen ist Macht und der Weg zum Wissen ist eine gut bediente Registratur". Weshalb auch, um das gleich hier zu sagen, das Deweysche und das Cuttersche „System" nicht zufällig in Amerika entstanden sind und — in Deutschland vorerst keinen Boden gefunden haben, und weshalb der Kreuzkatalog die häufigste technische Form des amerikanischen Büchereikataloges ist. (Näheres darüber findet sich in einem überaus lehrreichen Kapitel: „Über amerikanische Bibliothekskataloge", das Escher seiner Schrift als Anhang beigegeben hat, auf das ich aber hier aus Raumgründen nicht weiter eingehen kann.)

---

*) Die Geschäftsbücherei-Bewegung hat noch während des Krieges nach England und Holland hinübergegriffen und ist eben im Begriff in Skandinavien Fuß zu fassen (vergleiche den Vortrag von Dr. Tynell auf der Gotenburger Büchereitagung, 3. Jahrgang dieser Zeitschrift Seite 136).

Schließlich dürfte noch für die Leser unserer Zeitschrift interessant sein das Kapitel „Etwas vom Personal“. Es ist meiner Ansicht nach im Wesentlichen ebenfalls auf die Vorherrschaft des Informationsideals zurückzuführen, daß sich im nordamerikanischen Büchereiwesen so früh und so leicht eine Einheitlichkeit der Einrichtungen, der Arbeitsmethoden und der Arbeitsmittel herausbildete, von der wir uns angesichts unserer noch im Stadium bodenständiger Besonderung befindlichen Büchereiarbeit kaum eine hinreichende Vorstellung machen. Diese Einheitlichkeit ihrerseits hat wieder die Entwicklung des bibliothekarischen Fachschulwesens (einer gleichartigen Abrichtung auf das Informationsideal)und die Freizügigkeit des Büchereipersonales in einem uns ebenfalls kaum vorstellbaren Maße begünstigt. Und aus dem allen wiederum folgt, daß das Ansehen des bibliothekarischen Standes als eines dem höheren Lehrberuf ebenbürtigen Standes in Nordamerika gesichert ist. Was mir persönlich an den Büchereischulen der Union vorbildlich erscheint, ist die Einrichtung, daß die Zulassung zu ihnen nicht an den Nachweis von Schulprüfungen geknüpft ist, sondern an eine besondere Prüfung, die sich nun freilich nicht auf die allgemeine Bildung und geistige Reife in unserem Sinne bezieht, sondern auf jene Konversationslexikon-„Bildung“, von der ich oben sprach. Immerhin ist so eine gewisse Gewähr geboten, daß die Klasse von Anfang an ein im Sinne allgemeinen Wissens einigermaßen gleichmäßiges geistiges Niveau hat. (Merkwürdigerweise scheint dagegen keinerlei bibliothekarische Praxis vor dem Besuch der Schule gefordert zu werden.) Der Lehrplan selbst ist offenbar überall bücherei- und auskunftstechnisch vielseitig und praktisch. Bezüglich des schon oben erwähnten Überwiegens des weiblichen Elementes sagt Escher: „Wie es scheint, faßte die weibliche Bibliothekarin während des Secessions-Krieges Fuß, als die kriegstüchtigen Männer unter die Fahne gerufen wurden. Seither hat sie sich stets wachsenden Einfluß zu erwerben verstanden, wie sie auch an den großen beruflichen Problemen lebhaften Anteil nimmt.“

Wichtig für alle Standesfragen der amerikanischen Bücherei sind natürlich auch die Fachverbände: Die Bibliothekarverbände der einzelnen Staaten, deren einen wir ja auch gleich zu Beginn der Escherschen Schrift bei seiner Jahresversammlung kennen lernen, und noch mehr die große American Library Association (ALA) mit ihren oft über tausend Teilnehmer zählenden jährlichen Tagungen, ihrer Zeitschrift, ihrem statistischen Büro, ihrer Sammlung büchereitechnischen Materials und vor allem ihren vielen praktischen Fachpublikationen, die — doppelt bemerkenswert im Lande der berühmtesten Bücherei-Großbetriebe! — „mit steter Rücksicht insbesondere auf die Bedürfnisse der kleinen Büchereien“ abgefaßt werden.

Alles in allem: Hermann Escher hat dem deutschen Büchereiwesen einen großen Dienst getan, indem er ihm eine so lebendige Skizze des amerikanischen Büchereiwesens der Gegenwart vor Augen hält. Denn wenn uns auch das amerikanische Volksbildungsideal allzu aufklärerisch, allzu „praktisch,“ ja in seiner Zweckbesessenheit recht ärmlich und seelenlos erscheinen will — jede Bildung durch das gedruckte (und das gesprochene)

Wort muß durch die Aufklärung hindurch und kann also von den Meistern der Aufklärung lernen, wie man diesen rationalen Unterbau am zweckmäßigsten aufführt. Wenn uns auch der Ausspruch eines leitenden amerikanischen Büchereimannes: „Eine Bücherei, die nicht imstande ist, den Kaufmann zu unterweisen, wie er sein Personal in humanerer Weise organisiert und damit umso größeren Umsatz erzielt, den Gewerbetreibenden, wie er seine Arbeit freudiger und vorteilhafter und besser verrichtet, und den Farmer, wie er sein Gut erfolgreicher bewirtschaftet, hat heutzutage keine Daseinsberechtigung" recht einseitig und unzureichend dünkt — jede Bücherei hat zweifellos auch im Dienste der Volkswirtschaft ihre Daseinsberechtigung zu erweisen und kann in dieser Hinsicht vom amerikanischen Büchereiwesen ungeheuer viel lernen. Wenn uns auch die Inschrift an der Bostoner Public Library: „Der Förderung des Lernens gewidmet" lange nicht so tief in das Wesen wahrer Menschenbildung hineinzuweisen scheint wie die (recht verstandene) fridericianische Inschrift am Potsdamer Theater: „Dem Vergnügen der Einwohner gewidmet" — den Schulsack wollen wir nicht gering achten, auch nicht, sofern er nach Abschluß der Schule in der Bücherei neu gefüllt wird. Aber meinte nicht schon der alte Volksbildungsmann Sokrates, der's freilich „zu nichts gebracht hat", als zu einer Xanthippe und zu einem Schierlingsbecher, in seiner unpraktischen und doch so bildenden Verteidigungsrede, es sei das Allerwichtigste, „für seine Seele zu sorgen, daß sie so trefflich wie möglich werde", und waren nicht alle Weisen nach ihm, allen Klugen zum Trotz, derselben Meinung?

Ceterum censeo: Bleiben wir bei dieser heroischen Auffassung, ohne den nützlichen Alltag und seinen Virtuosen, den Amerikaner, zu unterschätzen!

Vom Volkshochschulheim Dreissigacker.

Von Eduard Weitsch, Dreißigacker.

Jeder ernst zu nehmende Optimist auf dem Gebiete des Volksbildungswesens hat seinen Optimismus aus einer tiefen Skepsis gerettet. Die Anderen sind naiv und nicht klar darüber, wie weit oder wie wenig weit ihre Arbeit wirkt. Wer aber als Volksbibliothekar oder als Vortragender oder als Volkshochschullehrer mit der bangen Frage im Herzen an seine Arbeit geht, ob denn auch die Saat, die er ausstreut, aufgehe zwischen den Steinen und zwischen den Dornen, dem wird immer wieder der Zweifel auf der Seele lasten: Können denn die Menschen, denen ich meine Bücher gebe, eigentlich lesen, können denn die Menschen, zu denen ich rede, eigentlich hören? Lesen und hören natürlich nicht im Sinne mechanischen Aufnehmens, sondern in jenem tieferen Sinne des Sichauseinandersetzens mit der im Druck oder durch mündliche Rede vorgetragenen Meinung. Das, darüber wird er sich bald klar werden, können die Wenigsten. Sie können es weder in der Volksschule noch in der Fortbildungsschule wirklich gelernt haben, denn

dazu fehlt dem volks- und fortbildungsschulpflichtigen Alter die Reife. Manchem allerdings erscheint die Situation so verzweifelt, daß er auch an ein späteres Hören- und Lesenlernen nicht glaubt, weil er beobachtet hat, wie rasch die Menschen „praktisch" werden, das heißt, ein ernstes geistiges Interesse verlieren, das über die Fragen des täglichen Brotkampfes hinausgeht. Der ernste skeptische Optimist allerdings rettet sich eine Hoffnung und das ist die, daß es ein Alter gibt, etwa zwischen dem 20. und 25. Jahre gelegen, in dem das geistige Leben des jungen Menschen eine Intensität hat, mindestens im Verhältnis zu seiner geistigen Beweglichkeit im übrigen Leben, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. In dieser Zeit gilt es, den jungen Menschen zu fassen, zu packen, ihn durchzurütteln und in ihm eine Lebendigkeit zu erzeugen, die ihn vor dem „Praktischwerden" des Mannes aller Voraussicht nach schützt. Das gilt es, nicht weil einige Ideologen wünschen, daß auch das Volk geistig sei, sondern das gilt es für jeden, der nicht der Auffassung ist, daß „das Glück der grünen Weide" der letzte Sinn unseres Daseins, sondern daß eine geistige Höherentwicklung des Menschen letzten Endes Sinn des Wesens ist, welches ein „Seil, gespannt vom Tiere zum Übermenschen" genannt wird. Das gilt es aber auch, ganz praktisch gesehen, für den Politiker im weitesten Sinne des Wortes, der immer wieder an der Trägheit der Menschen scheitert, in die Klage ausbrechend: Wenn wir doch andere Menschen hätten! Das gilt es endlich auch im Interesse der zu Bildenden selbst, die in einer Schule groß geworden sind, die das Leben nicht darstellen konnte, wie es in Wirklichkeit ist, die deshalb bald nach ihrer Schulentlassung die Bildner ihrer Jugend für Naivlinge oder Lügner erklären und alles, was sie lernten, über Bord warfen, die nicht in der Lage sind, das Schiff ihres Lebens selbst zu steuern und selbst die Segel zu setzen auf der Fahrt ins weite Unbekannte und die, wenn sie scheitern, nicht die häufig gehörte Entschuldigung brauchen können: „Ich habe es nicht gewußt", weil Unkenntnis des Gesetzes in der Natur noch weniger vor Strafe schützt als im Staate.

Dieser Sachlage sucht das Volkshochschulheim Dreißigacker Rechnung zu tragen, indem es jedes Jahr zweimal zu viermonatlichen Kursen je dreißig junge Leute im Alter von 20—30 Jahren verschiedenster proletarischer Berufe, verschiedenster politischer und konfessioneller Einstellung, verschiedenster Heimat, aus ganz Deutschland in seinen Räumen zusammenruft, ausgesucht aus 100—150 Anmeldungen unter Berücksichtigung der Empfehlung ehemaliger Schüler. Es lockt seine Schüler nicht herbei, sondern es macht ihnen die Aufnahme schwer, es schreckt sie zurück durch die Forderung eines zwar nicht hohen, aber in Anbetracht der heutigen wirtschaftlichen Lage der Arbeiter doch beträchtlichen Schulgeldes, durch den deutlichen Hinweis darauf, daß es nicht die Absicht habe, irgend etwas zu lehren, das im Berufe vorwärts bringt, daß es vielmehr nur den Menschen bilden wolle. An diese Schüler tritt es nicht mit einem festen Lehrplan heran, sondern es gestaltet in jedem Kurse neu einen solchen auf Grund der Fragen, welche die Schüler aus der Erfahrung ihres

Lebens mitbringen, Fragen, die ihnen im Leben Schwierigkeiten machten, Gewissensskrupel in ihnen auslösten, eine Stellungnahme in weltanschaulichen und politischen Fragen erschwerten. Diese Fragen sind verschiedenster Natur und lassen sich allenfalls in die Gebiete der Volkswirtschaft, der Soziologie, der Philosophie, der Religionsgeschichte, der Elternpädagogik, der Kunstbetrachtung eingliedern. Über diese Fragen werden deg Schülern nicht Vorträge gehalten, sondern der Unterricht findet in den Weise statt, daß die Schüler selbst sich auf Grund ihrer Lebenserfahrung, zu den angeschnittenen Fragen äußern, daß der Lehrer gelegentlich durch Einwurf oder durch Lektüre das herbeischafft, was man an wissentschaftlichem Material zur weiteren Klärung der Frage braucht. Die eigene Meinung hält der Lehrer zunächst tunlichst zurück, um sie später ohne Anspruch auf päpstliche Unfehlbarkeit zu bekennen. Zunächst aber ist seine Aufgabe, die Debatte beim Thema zu halten, vor Sackgassen zu warnen, Schlagwörter zur Begründung zu drängen und ähnliches. Der Erfolg solchen Unterrichts ist zunächst eine Erziehung zur Kritik und Selbstkritik, eine Gewöhnung daran, nichts zu sagen, was man nicht begründen kann, dem Gegner mit Gründen zu dienen und auf Gründe zu hören, des weiteren aber von der Oberfläche der Fragen auf ihre Hintergründe zu dringen, die eigentlichen Probleme zu sehen und die eigene Stellungnahme im eigenen Innern zu erforschen, wenn man die Themafrage an die Grenze getrieben hat, wo der Verstand nicht mehr entscheidet, sondern das Temperament und die geistige Gewachsenheit. Daraus ergibt sich gleichzeitig, was der Unterricht des Volkshochschulheims Dreißigacker nicht beabsichtigt. Er beabsichtigt nicht, in irgend welche Wissenschaften einzuführen, was ja bei einem viermonatlichen Kursus nur zu Dilettantismus, Dünkel und Überheblichkeit führen müßte. Das Volkshochschulheim ist eine Laienschule, welche Menschen und nicht Gelehrte bilden will, so wie der Pfarrer in der Kirche Christen und nicht Theologen zu bilden hat. Nicht also kommt es uns darauf an, beispielsweise die Paragraphen einer Verfassung ihrem Inhalte nach und ihrer juristischen Konsequenz nach zu lernen und zu beurteilen, sondern ihre politischen und ethischen Konsequenzen interessieren uns und die Frage, wie hätte man sie auch anders formulieren können und welche Wirkungen würde solche andere Formulierung gezeitigt haben. Nicht handelt es sich uns darum, festzustellen, wie dieser oder jener Denker über die Fragen der Philosophie gedacht hat, sondern selbst zu philosophieren mit unserem Verstande auf Grund unserer Erfahrung und dann vielleicht selbstprüfend Kenntnis zu nehmen, wie Große dachten. Auch ein System der Pädagogik wird nicht dargereicht, sondern es wird schlicht darüber nachgedacht, was an der eigenen Erziehung gut und was schlecht war und was wir in der Erziehung unserer eigenen Kinder vielleicht besser machen können. Dazu bedarf es keiner Experimentalpsychologie.

Der Unterricht des Volkshochschulheims ist jedoch nur seine eine Seite. Das Zusammenleben der dreißig Schüler mit Lehrern und Personal in einer Sozietas ist mindestens von der gleichen Bedeutung. Alltägliches Leben gibt reiche Gelegenheit zu Reibungen und zu Opfern und

somit zur Selbstprüfung, wie weit die eigene soziale Gesinnung reicht. Ein wöchentliches Hausparlament dient dem Ausgleich von Reibungen und der Reglung des gemeinsamen Lebens. Das Zusammenleben ist eine einzige große Probe darauf, wie weit wir uns auf uns selbst und auf andere verlassen können, wenn aller Zwang und alle Strafe, alle Moralpauke, alles Lob und aller Tadel fehlen, wenn alles auf Freiwilligkeit und guten Willen gestellt ist.

Der Schüler, der vom Volkshochschulheim ins Leben zurückgeht, tritt, abgesehen von ganz wenigen Ausnahmen, wieder in seinen alten Beruf ein. Er hat hören und lesen gelernt und Meinungsäußerung als Meinungsäußerung nehmen, auch wenn sie gedruckt ist. Er sitzt kritisch in der Versammlung und liest seine Zeitung kritisch. Er denkt weiter als die Kameraden und sieht die Probleme, um die es sich eigentlich handelt, er ist opferbereit, denn er hat gelernt, wie sehr es auf ethische Haltung des Menschen, jedes einzelnen Menschen ankommt, kurz, er soll geistig eines Hauptes länger sein als alles Volk umher. Das soll ihn aber nicht dünkelhaft und individualistisch „in Wüsten fliehen lassen, wenn nicht alle Blütenträume reifen“, sondern das soll ihn veranlassen und veranlaßt ihn auch, Mittelpunkt eines kleinen Kreises zu sein, dem er Motor, Halt und Sauerteig ist und so beizutragen, daß die wenigen Samenkörner, die auf guten Boden fallen, tausendfältige Frucht tragen. Natürlich ist möglich, daß ein Einzelner einmal dünkelhaft wird, daß ein Anderer zerbricht, weil er nicht die Kraft hat, denkend auf eigenen Füßen zu stehen. Aber wer glaubt, daß solches Auf-eigenen-Füßen-stehen das Eine ist, was den Menschen not tut, was ihn vom Tier unterscheidet, der muß solche Katastrophen in Kauf nehmen. Der schönste Beweis, daß doch die Überzahl stark genug ist, den Weg der Pioniere zu gehen in der Wüste der Gedankenlosigkeit, daß sie fähig ist zum Opfer, das ist die außerordentliche Bereitschaft, welche die ehemaligen Schüler des Heims, es sind nun beinahe 200, immer wieder an den Tag legen, wenn das Heim in Not ist.

Und die Not des Heims ist groß, heute wie gestern. Mehr als durch den Brand, der am 7. und 8. Januar dieses Jahres einen großen Teil des Hauptgebäudes des Hauses zerstörte, gefährdet heute leidenschaftliche politische Gegnerschaft das Heim, obwohl eine einsichtige Thüringer Regierung gewillt ist, den Fortbestand des Heimes zu garantieren. Verblendete Gegner jedoch können oder wollen nicht an die Möglichkeit glauben, daß man 20—30jährigen Erwachsenen gegenüber eine Pädagogik der Neutralität anwendet, welche sich, eigene Meinung durchaus bekennend, nur an den Menschen wendet, es ihm und seinem reifenden Urteil überlassend, wo im Kampf der Meinungen er Stellung nehmen will. Die Maßlosigkeit unserer politischen Kämpfe, die immer geneigt sind, den Gegner entweder für einen Lumpen oder für einen Idioten zu halten, vermag in ihrer Engstirnigkeit nicht einzusehen, daß alle politischen Richtungen im Grunde geometrische Örter sind, in deren Schnittpunkt politische Wahrheit sich findet, vermag nicht einzusehen, daß pädagogische Beeinflussung etwas völlig anderes als politische

ist, daß politische Jugenderziehung („Die Jugend für sich haben") im Sinne einer parteipolitischen Beeinflussung nicht nur Verbrechen ist, sondern auch nichts nützt, weil sie meist ins Gegenteil umschlägt, und daß politische Erziehung in einem höheren Sinne nur Verselbständigung des Denkens, Fühlens und Wollens ist, ein geistiges Auf-eigene-Beine-stellen, welches den Menschen befähigt, dort in Reih und Glied zu treten, wo es ihm nach seinem politischen Temperament zu stehen gegeben ist.

Die Not zwingt uns, ernsthaft anzustreben, das Heim allmählich auf eigene Füsse zu stellen, um den Wechselfällen politischer Majoritätsbildung nicht auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert zu sein. Deshalb wenden wir uns an unsere Freunde. Es gilt heute, zu zeigen, daß Dreißigacker von den Kreisen derjenigen getragen werden kann, welche seine Arbeit begriffen haben. Wer dazu mitzuhelfen bereit ist, wird ersucht, sich an die Kanzlei des Volkshochschulheims Dreißigacker bei Meiningen zu wenden, welche ihm die Wege der Hilfe, die eingeschlagen werden können, mitteilen wird.

Lehrgänge und Versammlungen.*)

Am 23./24. September 1924 wurde in **Kiel** von der Beratungsstelle für das Volksbüchereiwesen der Provinz Schleswig-Holstein, am 26./27. September in **Flensburg** ein Lehrgang von der Zentrale für Nordmarkbüchereien veranstaltet. Beide Lehrgänge hatten in ihrer methodischen Anlage Ähnlichkeit, zum Teil dieselben Vorträge und Referenten. Am Kieler Lehrgang nahmen 58 Büchereileiter teil, auf der Flensburger Tagung waren 87 Büchereien, teilweise durch mehrere Personen vertreten.

A. Der Kieler Lehrgang.

Nach der Begrüßung durch Vertreter des Oberpräsidiums und des Magistrats der Stadt Kiel, sowie durch den Leiter der Beratungsstelle hielt

1. Dr. Schriewer, Flensburg, den Vortrag „Volksbildung und Volkskunde". Daraus ergab sich die Grundeinstellung auch zu den übrigen Vorträgen. Nach einer Darstellung der vier wesentlichen Strömungen in der Volksbildungsbewegung der letzten 50 Jahre entwickelte der Vortragende bestimmte biologische Gesetze, die auf die Bildungsvorgänge einwirken und zeigte, wie die aus der Volkskunde gewonnenen Erkenntnisse auf unsere Arbeit fruchtbringend angewandt werden können.

2. Dann sprach Direktor Dr. Ackerknecht, Stettin, über „Die Volksbücherei als Grundlage der gesamten Bildungspflege". Die heute noch vielfach durch Parteigeist, Standesdünkel, Fachsimpelei und Interessenpolitik zersetzte Bildungsarbeit, die durch das Volkstum führen müsse, müsse einen sozialen Kern haben. Das nachhaltigste Bildungsmittel sei das Buch, das durch das gesprochene Wort zu ergänzen sei. Die Büchereiarbeit müsse den Zusammenhang mit den übrigen bildungspfleglichen Veranstaltungen (Volkshochschule, Bühne, Vorlese- und Vortragsabenden u. a.) herstellen und wahren.

*) Die Berichte über die Tagungen und Lehrgänge in Hannover, Köln und Stettin mußten aus Raummangel für Heft 1 des nächsten Jahrganges zurückgestellt werden. Die Schriftl.

3. Jungclaus, Kiel, forderte in seinem Vortrage „Die Aufgabe der Gemeinden und Kreise im Büchereiwesen“ die Gründung von Kreisbücherei-Zentralen, die es ermöglichen sollen, Einrichtung und Ausbau der Büchereien durch den Kreis, die Gemeinden (Leseverein) und die Leser zu gewährleisten.

4. Am Nachmittag schloß sich an eine Besichtigung der Stadtbücherei eine Vorlesestunde an, in der Dr. Ackerknecht und Jungclaus unter dem Thema „Narrsche Lüd“ Stücke von süd- und norddeutschen Dichtern lasen.

5. Der Vortrag von Lehrer Kock, Bohnert, über „Bildungspflegliche Sonntagsfeiern“ (vgl. den Leitaufsatz dieses Heftes), unmittelbar aus mehrjähriger Praxis herausgewachsen, wirkte überzeugend und anschaulich, sodaß er in vielen Teilnehmern den Wunsch zur Nachahmung erweckte und manche Anregung für die praktische Ausführung gab; das kam in der anschließenden Aussprache zum Ausdruck.

6. Endlich zeigte Jungclaus, Kiel, im Vortrag „Buchgestalt und Ausleihe“, wie die Ausleihe abhängig ist von der Gestalt und dem Äußeren des Buches. Die Ausführungen, die sich im wesentlichen aus praktischen Erfahrungen in der Ausleihe zusammensetzten, gaben Hinweise für die Anschaffung, für die Buchpflege, für Gebührenerhebung, für die Beeinflussung der Ausleihe u. a. m.

Die Mehrzahl der Teilnehmer trat nach lebhafter Aussprache dann ein in eine Versammlung des Verbandes schleswig-holsteinischer Büchereien. Dem Verbande gehören zur Zeit 120 Büchereien an.

B. Der Lehrgang in Flensburg.

Die Zentrale für Nordmarkbüchereien Flensburg ist den provinzialen Beratungsstellen gegenüber in der glücklichen Lage, ihre Lehrgänge häufig abhalten zu können. Sie kann dabei mit einem festen Stamm von Besuchern rechnen; denn es nehmen teil alle Leiter der von ihr eingerichteten Büchereien. Sie kann endlich bei ihren Lehrgangsgegenständen und bei ihrer beratenden Arbeit, namentlich in bezug auf Buchauswertung, sich stützen auf den in allen Büchereien gleichmäßig zusammengesetzten Bestand. Darum konnten die Vorträge des diesjährigen Lehrgangs die geistige Seite der Büchereiarbeit mehr betonen als bisher. Der Leiter der Zentrale, Dr. Schriewer, wies in seiner Begrüßungsansprache darauf hin, daß von seiten der Zentrale der äußere Ausbau nunmehr zu einem gewissen Abschluß gelangt sei und daß es darauf ankomme, diesen großen Organismus mit einheitlichem Geist zu erfüllen. Dr. Schriewer hielt dann den 1. Vortrag über „Volksbildung und Volkskunde“ (s. unter 1. der Kieler Tagung).

Dann beleuchtete Dr. Ackerknecht, Stettin, der aus eigener Anschauung und enger beruflicher Zusammenarbeit mit führenden Büchereileuten der nordischen Staaten ein genaues Bild über die dortigen Büchereiverhältnisse gewonnen hat, die „Bildungsarbeit der Büchereien der nordischen Staaten“ (hauptsächlich Schwedens und Dänemarks). Da in diesen Ländern das Büchereiwesen staatlich organisiert ist und durch einsichtsvolle Gesetzgebung wirtschaftlich unterstützt wird, hat die Bildungsarbeit dort bereits organisatorische Erfolge zu verzeichnen, um die wir unsere skandinavischen Vettern beneiden möchten. Überlegen scheinen wir ihnen nur zu sein in der bildungspfleglichen Auswertung der Bücherei durch Vorlesestunden und ähnliche Veranstaltungen.

An diese allgemein gehaltenen Themen schloß sich der Vortrag von Lehrer Kock, Bohnert, über „Bildungspflegliche Sonntagsfeiern“ (s. Kieler Lehrgang unter 5.).

In dem Vortrag von Dr. Schriewer, „Was lehrt uns die Statistik der Grenzbüchereien?“ wurde das Problem seines 1. Vortrages weitergeführt, indem die statistischen Ergebnisse der Grenzbücherei vom volkskundlichen Standpunkte aus untersucht und bewertet wurden. Es ergaben

sich zunächst interessante Aufschlüsse über den augenblicklichen Lesezustand der Grenzbevölkerung; dann wurde aber auch ausgeführt, inwieweit der Volksbildner die Möglichkeit und die Verpflichtung habe, diesen Lesezustand zu beeinflussen.

Der zweite Tag begann mit dem Vortrage von Jungclaus, Kiel, „Buchgestalt und Ausleihe" (s. Kieler Lehrgang unter 6.).

Bei der Untersuchung, wie stark die einzelnen Bücher der Grenzbüchereien ausgeliehen waren, hatte sich deutlich die Tatsache ergeben, daß diejenigen Bücher an erster Stelle standen, welche auch auf dem städtischen Büchermarkt propagiert und häufig umgesetzt werden. Das hatte Dr. Langfeldt, Flensburg, zum Ausgangspunkt genommen für seinen Vortrag „Büchermarkt und Bücherei". Er zeigte zunächst die Gefahren auf, die der kulturellen Arbeit von seiten des Reklame- und Besprechungswesens auf dem Büchermarkt drohen, und führte dann aus, welche Forderungen der Büchereileiter an eine Buchbesprechung zu stellen hat. Im Anschluß daran erklärte er ausführlich Anlage und Wesen des von der Zentrale ausgearbeiteten Leserkatalogs, von dessen erstem Teil, der Schönen Literatur, die Teilnehmer bereits einen Rohabzug einsehen konnten.

In dem Vortrag über die Statistik war bereits darauf hingewiesen worden, daß die Bildungseinflüsse schon in der Schule beginnen müssen. Diesen Gedanken führte Lehrer Petersen, Rimmelsburg, in seinem Vortrage „Bücherei und Schule" weiter aus und trug aus seiner Erfahrung einzelne Beispiele bei, wie die Schularbeit auf die Bücherei einwirke und wie andererseits die Bücherei schon an den jungen Menschen hinangebracht werden müsse.

Außer diesen Vorträgen, die in der Aussprache noch zu verschiedenen verwandten Fragen Anregung gaben, wurde der Lehrgang auch zur Erörterung praktischer Angelegenheiten benutzt. Aus einem Unterstützungsfond soll zunächst der Leserkatalog in der für die Büchereien erforderlichen Anzahl eingekauft werden. Es wird gewünscht eine Lesertagung, wie sie schon im verflossenen Sommer stattfand, zu wiederholen. — Alle Anwesenden begrüßten freudig die Absicht der Zentrale, im nächsten Jahre einen achttägigen Lehrgang zu veranstalten. — Die Zentrale konnte den Teilnehmern das 1. Verzeichnis ihrer Fachbücherei vorlegen und das Erscheinen eines neuen Heftes in der Schriftenreihe „Arbeit am Volkstum" ankünden.

Jungclaus (Kiel).

Arbeitsgemeinschaft Sächsischer Büchereien. Am 13. und 14. September hielt die Arbeitsgemeinschaft, in der Sächsische Volksbibliothekare sich zur Förderung des Büchereiwesens in Sachsen unter völliger Wahrung der Freiheit in Arbeitsweise und Gestaltung für die einzelnen Büchereien zusammengeschlossen haben, im Bücherlesesaal der Städtischen Bücherei zu Dresden ihre diesjährige Hauptversammlung ab. An der Versammlung nahmen 30 Mitglieder teil; als Dezernent der Dresdener Bücherei wohnte ihr auch Herr Stadtschulrat Dr. Hartnacke bei. An die Berichte der Vorstandsmitglieder und die Beratungen schlossen sich mehrere fachwissenschaftliche Vorträge an. Oberstadtbibliothekar Sandmann, Dresden, erörterte die sozialpädagogische Leserberatung, Stadtbibliothekar Dr. Quaas, der z. Zt. mit der Einrichtung einer musikalischen Volksbibliothek im Anschluß an die Städtische Bücherei Dresden betraut ist, sprach über diese Aufgabe und Bibliotheksdirektor Hofrat Brunn behandelte das Thema „Kulturphilosophische Zeitströmungen und Bildungsziel".

Zum 1. Vorsitzenden wurde an Stelle des Bibliotheksdirektors Hofrat Brunn, der demnächst die Leitung der Städtischen Bücherei Dresden niederlegt, Prof. Dr. Heimbach, Direktor der Stadtbücherei Chemnitz, gewählt. Die Geschäftsstelle verbleibt aber bei der Städtischen Bücherei Dresden, Theaterstraße 11, Neues Stadthaus; Anfragen sind dorthin, an den 2. Vorsitzenden, Oberstadtbibliothekar Sandmann, zu richten.

Satzungen der Arbeitsgemeinschaft Sächsischer Büchereien (A. S. B.)

1. Die A. S. B. bezweckt die ideelle und wirtschaftliche Förderung des Büchereiwesens im Freistaat Sachsen. Unter Berücksichtigung gegebener örtlicher Verhältnisse und völliger Wahrung der Freiheit in Arbeitsweise und Gestaltung, stellt sie sich folgende Aufgaben:

I. Vorbereitende und begutachtende Mitarbeit bei behördlichen Maßnahmen, die das Büchereiwesen betreffen.

II. Organisation des Beratungswesens.

III. Stellungnahme zu den Fragen der Ausbildung, Anstellung und Besoldung der im Büchereidienst tätigen Kräfte.

IV. Erledigung sonstiger Aufgaben, die von den einzelnen Büchereien nicht geleistet werden können.

V. Behandlung aller übrigen wichtigen Fragen des Büchereiwesens, Austausch von beruflichen Erfahrungen und Anschauungen.

2. Die Mitglieder der A. S. B. teilen sich in ordentliche und außerordentliche.

Ordentliche Mitglieder können werden:

a) haupt- und nebenamtliche Leiter,

b) hauptamtliche Beamte mit bibliothekarischer Fachbildung,

c) nebenamtlich geleitete Büchereien, deren Leiter nicht persönliche Mitglieder sind. Das Stimmrecht dieser Büchereien wird von einem zu bezeichnenden Vertreter, und zwar tunlichst dem Leiter, ausgeübt.

d) Personen, deren Mitgliedschaft von der Hauptversammlung als wünschenswert erklärt wird.

Außerordentliche Mitglieder ohne Stimmberechtigung können private und öffentliche Körperschaften, sowie Einzelpersonen werden, die nicht ordentliche Mitglieder (nach a bis d) sein können, aber die Bestrebungen der A. S. B. fördern wollen.

(Es folgen formale Bestimmungen über die Aufnahme in den Verband sowie über seine Organe, die von der Geschäftsstelle eingefordert werden können.)

Lübecker Büchereilehrgang 1924. Am 12. und 13. Juni fand in den Verwaltungsräumen unserer staatlichen Öffentlichen Bibliotheken ein Lehrgang der Büchereiberatungsstelle statt. Die von 22 Teilnehmern besuchte Veranstaltung sollte vor allem den Büchereiverwaltern kleinerer Büchereien und ehrenamtlichen Bücherwarten Gelegenheit geben, die Arbeiten der Büchereiberatungsstelle in einem mit Diskussionen durchsetzten praktischen kurzen Lehrgange kennen zu lernen und gleichzeitig die Arbeitsgemeinschaft der Verwalter der Landeswanderbüchereistellen kräftigen. Nach einer kurzen Begrüßung berichtete Direktor Dr. Pieth über die Entwicklung, den jetzigen Stand und die wirtschaftlichen Grundlagen der Lübischen Büchereiberatungsstelle und Landeswanderbücherei. In 17 Zweigstellen gebe diese segensreiche Büchereiabteilung, die vor drei Jahren für das Landgebiet gegründet wurde und sich auf außerlübische Gemeinden ausgedehnt habe, in sieben Wintermonaten jährlich rund 10000 Bücher belehrenden und guten unterhaltenden Inhalts an die Lesergemeinschaften aus und habe einen festen Stamm von rund 1000 Lesern aus allen Kreisen des Volkes für das gute Buch neu gewonnen. Staatliche und private Initiative haben dieses gemeinnützige Unternehmen ins Leben treten lassen, beide sorgen auch vereinigt für seinen Weiterbestand, wie der Haushaltsplan und die ständigen privaten Stiftungen erweisen. Der selbstlosen, ehrenamtlichen Arbeit der Ortsverwalter und Leserbeiräte gebühre der Dank der Öffentlichkeit. Sodann wurden die wirtschaftlichen Grundlagen der Büchereiarbeit von Referenten eingehend behandelt. Über das Thema „Kleinstadt, Dorf und Bücherei“ sprachen die Büchereiverwalter Pastor Vietig und Lehrer Heuer. An eine Besichtigung der Bücherei schloß sich

ein Vortrag der Bibliothekarin Frl. Dr. Corssen über die Büchereipraxis der Lübecker Öffentlichen Bücherhalle und die guten Erfahrungen, die jetzt dort mit dem Leserhefte (Doppelklappkarte für 3×10 Entleihungen) gemacht worden sind. Eine Darlegung der Büchereitechnik der Landeswanderbücherei und der Aufgaben ihrer Büchereistatistik durch die Assistentin Frl. Arnholdt und ein Vortrag Direktor Dr. Pieths über Buchpflege beschlossen den ersten Tag der Veranstaltung. Der zweite Tag wurde dem grundsätzlichen Thema „Das Büchereiwesen und die sonstige gemeindliche Bildungspflege“, einer gründlichen Besprechung der Bücherwünsche für das im Herbst beginnende neue Ausleihjahr der Landeswanderbücherei und der Ergänzung der Bücherbestände gewidmet. Der Bibliotheksdirektor referierte anknüpfend an die Lübecker Erfahrungen und unter Hinweis auf Ackerknechts Büchlein zum ersten Thema über Vorlesestunden, Arbeitsgemeinschaften und Volkshochschule; er schloß daran einen literarischen Vortrag über Fritz Reuter und Klaus Groth und empfahl den Büchereiverwaltern, zu Fritz Reuters 50. Todestage Fritz-Reuter-Feiern zu veranstalten. Eine Führung durch eine reiche buchhistorische Ausstellung der Stadtbibliothek beschloß den schönen Lübecker Büchereilehrgang, der, wie der Sprecher der Gäste hervorhob, reichen Segen stiften wird.

Emilie Arnholdt.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Gustav Frenssen.

Eine Würdigung des gesamten erzählenden Werkes von Gustav Frenssen hat mehr, als es bei einem andern der in diesen Sammelbesprechungen beurteilten Schriftsteller nötig war, von vorn anzufangen. Das literarische Bild Frenssens ist durch die schiefe Betrachtungsweise, die es nun schon so lange erfahren hat, so stark verzerrt worden, daß eine objektive Würdigung auf überraschende Schwierigkeiten stößt. Frenssen ist in den letzten Jahren seines Schaffens ebenso maßlos unterschätzt worden, wie er in den ersten Jahren überschätzt wurde. Es mag dahingestellt sein, wie weit hierzu eine zum mindesten unsachliche Stellungnahme der Kritik beigetragen hat, die aus dem Mißvergnügen, sich beim Erfolg des „Jörn Uhl“ übergangen zu sehen, nun spätere Werke Frenssens mit Stillschweigen quittierte. Tatsache ist jedenfalls, daß Frenssen heute wohl gelesen, sogar viel gelesen wird, daß aber allenthalben eine kühle Zurückhaltung im Urteil über ihn festzustellen ist. Selbst das, was bei seinem ersten Auftreten am meisten an ihm geschätzt wurde, seine kräftige Volkshaftigkeit, wird heute nur noch widerwillig anerkannt. Bei seinen Landsleuten schon begegnet er hartem Widerspruch, und einer von ihnen, Adolf Bartels, gehört zu denen, die am eiferndsten gegen ihn schreiben. Ein absprechendes Urteil gerade von dieser Karrikatur eines Literaturbeurteilers dürfte Frenssen freilich mit gelassener Ruhe hinnehmen, aber es muß doch schmerzlich für ihn sein, seine Stellung zum Volk mißachtet und mißdeutet zu sehen. Was einer seiner Freunde von Dickens sagt, darf er mit gutem Recht auch für sich in Anspruch nehmen: „. . . seine ungeheure Bedeutung für das englische Volk besteht darin, nicht daß er ihm schöne Geschichten erzählt hat, sondern daß er ihm durch die Art seiner Geschichten, durch ihren Geist, seinen eigenen Wert, vor allem den Wert des einfachen Volkes vorgeführt hat . . . Das ist, was auch ich tue, unbewußt, von meiner Natur getrieben, der ich aus dem einfachen Volk komme und mich mit ihm eins fühle, wenn ich auch eine tiefere Seele und tiefere Augen habe als die meisten. Ich zeige auch, wie köstlich die einzelne deutsche Seele ist, wie wert, in der Jugend behütet, gebildet, erwachsen gefragt zu werden, mit zu entscheiden, mit

zu verwalten . . ." Wenn man heute das ganze Werk Frenssens, von der „Sandgräfin" bis zum „Pastor von Poggsee" wieder durchsieht und nun festzustellen hat, daß in all den Jahren seiner schriftstellerischen Tätigkeit der Dank für sein treues Bekenntnis zum wurzelfesten Stammestum und für sein ehrliches Sorgen um die Seele seiner niederdeutschen Volksgenossen immer lauer und immer stiller geworden ist, und wie er, der als ein Führer zum Volksbewußtsein begrüßt wurde, heute beinahe nur noch als ein norddeutsches Gegenstück zu dem natürlich süddeutschen eigentlichen Liebling des Bürgerhauses, Ludwig Ganghofer, bewertet wird, dann mutet die Stellung des Mannes fast schon tragisch an. Vielleicht trägt ihn die erfreulich kräftig einsetzende niederdeutsche Bewegung unserer Tage wieder empor.

Die bildungspflegliche Schätzung Frenssens wird von dem sittlichen und dem weltanschaulichen Gehalt seiner Bücher auszugehen haben. Im großen und ganzen sind gerade das die Ecken, an denen sich die erzürnte Kritik am heftigsten zu stoßen pflegt. Daß Frenssen Pastor war und daß er sein Seelsorgeamt, ja erst recht sein Christentum anders, d. h. lebendiger verstand, als es bei Orthodoxen wie Liberalen herkömmlich war, hat man ihn nach Kräften entgelten lassen. Wenn ihm seine Stellung zu den Fragen der Ehe und des Geschlechtslebens besonders verdacht worden ist — man lese darüber die schimpfenden Ausfälle bei dem törichten Adolf Bartels — so darf man fragen, ob man sich denn überhaupt nicht klar gemacht hat, wie stark er dem volkhaft wurzelnden Naturgefühl des Eros verpflichtet ist. Und was ist es für eine merkwürdige kritische Gewissenhaftigkeit, sich über einen in Gottes Namen strittigen Punkt endlos zu entrüsten und darüber die reiche Fülle erzieherischer Werte aus den Augen zu verlieren, die Frenssen in allen seinen Büchern ausbreitet! Es ist freilich wahr, daß dergleichen bei einem so männlichen Schriftsteller eigentlich als etwas durchaus Selbstverständliches erscheint, von dem man nicht viel Aufheben zu machen braucht. Die Grundlage auch hierfür darf man immer in seiner Heimatstreue suchen, aber das ist nun doch eine Heimatstreue von besonderer und vertiefter Art, von der Frenssen ausgeht und zu der er wieder hinstrebt. Es ist nicht zuletzt das Heimat-Verlangen und Heimat-Bedürfnis des Gottsuchers, von dem er in seinen Büchern redet. Die Charakterisierung als „Heimatdichter", die man auf Frenssen mit demselben Recht wie auf so untergeordnete Schreiber wie Speckmann, Geißler, Skowronnek und andre anwenden zu dürfen glaubte, hat damit bei ihm einen ganz eigenen Sinn erhalten. In diesem Zusammenhang sei hervorgehoben, wie er selbst die Aufgabe des geistigen Menschen versteht, der zum Volke reden will, und wie in seiner Auffassung auch das Beste von dem enthalten ist, was wir als unser Amt betrachten. In den „Drei Getreuen" (S. 132/33) stehen diese Worte: „Wenn alte verschüttete Goldbergwerke in einem Volke wieder aufgedeckt werden oder wenn neue, starke Gedanken ins Volk geworfen werden, das kommt alles von Gott. Und kommt es, dann kommt es stärker und stärker, wie Frühlingswind, und man kann es nicht aufhalten. Die Alten binden Tücher um ihre Ohren und sagen, sie mögen es nicht hören, die Kinder kriechen in den Winkel und sagen, sie fürchten sich; aber der Wind braust weiter. Wir aber, die wir das Feuer in uns haben, müssen schon jetzt blanke Augen haben, freundlich sein, helfen, jeder wie er kann. Wenn einer es kann und hat von Gott die Gabe, so muß er dem Volk erzählen von dem starken, frischen Wind, der nah ist, dessen Sausen wir schon hören, von Gottes großer, stiller Arbeit, die ringsum anhebt. Er muß seine Seele mit Glauben füllen und seine Feder in Hoffnung tauchen und muß ihnen von der neuen Liebe Gottes erzählen, die durchs Land geht. Er muß aus dem Volke fürs Volk reden, von ihrer Not und Last, von ihrem Streben und Irren, ihrem Mut und ihrem Weinen. Davon muß er erzählen, und seine Augen müssen glänzen von Liebe und Freude. Wie aufgerichtete Feuerzeichen muß dastehen, was er schreibt, daß die Leute es weit sehen und sich vielleicht danach richten und eher den Weg finden, der hineinführt in eine neue Zeit."

Das ist der eigentliche, ganz tiefe und echte Frenssen. Um des willen darf es keinen Zweifel geben, ob wir mit bewußter Überzeugung für ihn und

sein Werk in unsern Büchereien eintreten oder ob wir lieber schon verstohlen von ihm abrücken sollen. Nicht alles von ihm ist gleichwertig, aber selbst dort, wo er literarisch genommen nicht auf der Höhe ist, entschädigt er durch seine tapfere sittliche Haltung. Man wird auch kaum zwischen einer Nutzungsmöglichkeit für größere oder kleine Büchereien scheiden können; er ist überall am Platze, wo man an Leser heran kann, die ein Bewußtsein für den Sinn und den Wert des Volksguts im Schrifttum bewahrt haben. Jugendlichen Lesern gegenüber wird man — etwa bei „Hilligenlei" — einige Vorsicht walten lassen.

Für die „Sandgräfin" (1896) freilich wird man sich kaum noch erwärmen können. Es ist ein unfreies, in zu vieler Hinsicht rein literarisch gemachtes Buch, dem man die Merkmale eines Erstlingswerkes nur zu deutlich ansieht. Blasse Familienromantik ist mit einem verzwickten Kriminalfall und einer peinlichen Portion süßlich-humorvoller Liebesspielerei zusammengemischt, das Ganze ebenso spannend wie moralisch erhebend. Wirklich tüchtige Züge fehlen gelegentlich nicht, recht fein ist sogar die Zeichnung des seelischen Konfliktes in der Gestalt der Titelheldin, aber man darf das Buch trotzdem heute wohl bei Seite lassen. Es ist in einem nicht guten Sinne altmodisch. Höchstens große Büchereien sollten es zur Vervollständigung einstellen.

„Die drei Getreuen" (1898) zeigen Frenssen überraschend fortgeschritten. Über die Handlung ist er freilich noch nicht völlig Herr, die einzelnen Zweige verwirren sich manchmal und hier und da sind leere Stellen, die mit Anleihen bei Gottfried Keller und Storm ausgefüllt werden. Aber die Menschen, die er zeigt, und die Schicksale, die er die Freunde erleben läßt, bis die drei Getreuen aus den Jugendtagen nach allen Entfremdungen wieder beieinanderstehen, sind starkes persönliches Eigentum. In diesem Buch stehen auch zuerst so mächtige, legendenhafte Bilder, in denen der Einzelne im Zusammenhang seines Schicksals gesehen ist. Besonders groß, ja unvergeßlich die Schilderung, wie dreimal um die Seele des Andrees Strandiger geworben wird. Die ergreifende Eindringlichkeit solcher Szenen tritt in ihrer ungekünstelten Absichtslosigkeit nirgends so rein heraus wie hier, so daß man es wohl verstehen kann, wenn selbst von wenig wohlwollenden Beurteilern dies Buch immer mit einer achtungsvollen Auszeichnung genannt wird. Seinen höchsten Wert empfängt es freilich doch erst durch den Hintergrund, auf dem sich das Leben der drei Getreuen abhebt. Hier ist zum ersten Mal bei Frenssen das Volk gesehen und geschildert; was in dem Erstlingswerk konventionelle Färbung hatte, wird hier aus tiefem Verbundenheitsgefühl zu einem warmherzigen Erleben. Die Schilderungen, wie der Krieg von 1870/71 in den Dorfhütten aufgenommen wird, wie der Plan zur Auswanderung im Herzen der heimatstreuen Heimatlosen Wurzel faßt, sind ein schönes Zeugnis dafür.

Das nächste Buch „Jörn Uhl" (1901) hat Frenssen erst berühmt gemacht. Gegen „Die drei Getreuen" bedeutet es gehaltlich keinen Fortschritt, aber der neue Roman ist als schriftstellerische Leistung einheitlicher, zusammengefaßter in der Herausarbeitung des leitenden Gedankens. Das geht so weit, daß eben die unbestechlich vorgetragene Konsequenz des erzieherischen Leitsatzes die Leser beim ersten Erscheinen des Romans im tiefsten packen mußte. Der Gedanke an sich war nicht neu: Treue zur Arbeit, Treue zur Persönlichkeit — das war bei Dickens so gut wie bei Gustav Freytag zu finden. Die Treue zur Scholle freilich, die Schilderung der Umwelt und die unbefangene Sachlichkeit, mit der das Innenleben des Bauern nahe gebracht wurde, war in dieser Art ungewohnt, zum mindesten an Sudermanns nur wenige Jahre älterem, auch stofflich verwandten Roman „Frau Sorge" nicht hinreichend beachtet. Gerade dem „Jörn Uhl" gegenüber kann man heute leicht in Verlegenheit kommen. Die Eigenheiten der Erzählungsweise Frenssens werden in diesem seinem bekanntesten Buch naturgemäß leicht als manieriert empfunden. Die verständnislose Parodie Meyrinks hat es leicht, an Äußerlichkeiten anzuknüpfen. Aber warum will man durchaus mit falschem Namen den gelegentlichen Predigerton des Buches Salbaderei, die schmucklose Schlichtheit der Erzählung mit ihren urwüchsigen Bestandteilen in Sprache und Charakterzeichnung Naturhuberei schelten, wie es doch

wohl Mode geworden ist? Man sollte lieber das nun schon fast ein Menschenalter zurückliegende Buch gerade für unsere Zeit neu fruchtbar zu machen suchen, allerdings nicht als irgendwie tendenziösen Bauernspiegel, sondern als ein Buch der Mahnung zu einem charaktervollen Heldentum, das wir heute so fest wie nie im Herzen tragen sollten. Bei dem allem Literatenhaften abholden Lesertyp, an den der Roman sich ausschließlich wendet, wird sich diese Auffassung für seinen nicht so bald veraltenden Wert von selbst durchsetzen.

„Hilligenlei“ (1906) ist Frenssens Auseinandersetzung mit Religion und Kirche. Kai Jans ist der Mann, der inmitten einer kleinen, engen, auf Selbstbetrug angewiesenen Welt nach dem „heiligen Land“ sucht. „Hilligenlei“, die ärmliche Stadt am Meer, ist freilich nur ein Symbol, aber sie ist gleichzeitig Heimat, und daß in dem Heimatmenschen das Verlangen nach der lichteren Heimat am tiefsten ist, gibt dem Buch seinen stillen Reiz. In der Darstellung gewinnt das leider nicht immer die rechte blutvolle Lebendigkeit. Neben Partien von sehr kräftiger, besonders auch in der Gestaltung episodischer Figuren sehr eindrucksvoller Lebensfülle, stehen solche, die zu viel Reflexion, ja nicht selten nur den Bericht über die Reflexion bringen. Besonders der Schluß fällt stark ab. Die Erzählung selbst ist sehr brüchig und dringt nur mit Mühe zu einer Konzentration auf die Hauptfigur und das Hauptthema vor. Vielleicht ist das der Grund, warum die Szenen, die das Liebeserleben Anna Bojes in einer Weise schildern, die Frenssen vielfach schwer verübelt worden ist, in zu großer Schärfe heraustreten. Für die Zwiespältigkeit in Idee und Gestaltung ist es sehr bezeichnend, daß Anna Bojes Freund keinen Namen trägt. Etwas Schemenhaftes liegt über dem Buch, und angesichts des schönen Grundgedankens wird man das bedauern müssen.

Ein Volksbuch im besten Sinne ist „Peter Moors Fahrt nach Südwest“ (1907). Es ist das beste Kriegsbuch, das wir in unserm Schrifttum haben und es ist ein wahrer Jammer, daß nach einer solchen Leistung, die schon die Frucht eines Kolonialfeldzuges war, im Weltkrieg der landläufige Kriegsschund noch sein Publikum gefunden hat. Die schlichte, wortkarge Darstellung, die keine Äußerung eines „unentwegten“ Hurrapatriotismus enthält, die keine martialische Romanfigur, sondern eine schicksalsverbundene Gemeinschaft zum Helden hat, aus der der holsteinische Bauernjunge Peter Moor nur ein zufälliger Name ist, ist wirklich ein Bericht so voller selbstverständlichem Heldentum, so voller Opferfreudigkeit im Leiden und Sterben, daß kein Wort des Lobes hoch genug ist für das, was Frenssen hier gegeben hat. Wir haben nichts Besseres an nationalem Eigentum als das, was auf diesen wenigen Seiten getragen und mitgefühlt wird.

Mit „Klaus Hinrich Baas“ (1909) versuchte Frenssen in die Welt des Kaufmanns einzutreten. Er sichert sich von vornherein festen Boden, denn dieser Klaus Hinrich Baas, der nachher ein großer Hamburger Kaufmann wird, ist zuerst auch wieder nur ein kleiner Bauernjunge. Und wieder ist es das Bewußtwerden der Heimat, das den Starken, der an einer Wende seines Lebens plötzlich inne wird, wie er sich selbst verloren hat, den Weg zum eigenen Sein finden läßt. Dazwischen liegt Neuland, und man muß sagen, daß Frenssen darin im wesentlichen doch nicht zurecht gefunden hat. Gut auch in diesem Buch ist die Charakterschilderung und die Zeichnung der dörflichen Kreise; der Hauptteil der Darstellung ist zwar geschickt erzählt, aber nicht so, daß jeder andere Erzähler es nicht auch hätte erzählen können, der zufällig in die Hamburger Kaufmannswelt einen Blick geworfen hat. Wenn man sich in der Anschaffung der Bücher Frenssens eine Beschränkung auflegen will oder muß, kann es neben der „Sandgräfin“ am ehesten hier geschehen.

Auf ungewöhnlicher Höhe steht dagegen „Der Untergang der Anna Hollmann“ (1911). Stofflich eine Seemannsgeschichte, ist es gehaltlich ein Buch vom Gottsucher. In der Schlichtheit der Erzählung steht es unmittelbar neben der gerade durch ihre Einfachheit so tief berührenden Geschichte von Peter Moor. Ein stilles, bescheidenes Herz wird hier wie dort zum Gefäß eines

großen Erlebens, das aller Menschlichkeit voll ist. Alle Motive sind denkbar einfach, typische Figuren, typische Schicksale aus der Welt des Seemanns, alles durch die zwingende Beziehung zu dem trotzigen Jungen, der nach Gottes Gerechtigkeit ausfährt, zu einer gleichnishaften Geltung erhoben. Die schlechte Reederei, das verrottete Schiff, die sterbende Mannschaft, die Vision des allein Geretteten, der seine Vergangenheit, sein Ziel, seinen Namen vergißt, die Gestalt der in der Heimat wartenden Geliebten, das Wiedersehen mit seiner stummen Enttäuschung, das erhält in der knappen Geschichte alles so selbstverständlich seinen Platz wie in einer der uralten Legenden, die sich gleichsam von selbst erzählt haben. Das Buch ist die beste Leistung Frenssens, als solche freilich nicht hinreichend gewürdigt.

In den beiden letzten erzählerischen Werken, die seitdem herausgekommen sind, hat Frenssen diese Höhe nicht mehr erreicht, ja es will fast scheinen, als sei seine gestaltende Kraft im Erlöschen. Die große Erzählung „Die Brüder“ (1917) weist in der Schilderung der Schlacht am Skagerak noch eine Episode von stärkster, gewaltig packender Wirkung auf. Im übrigen besteht das Buch aus Bildern vom Leben und Leiden des einfachen Landvolkes während des großen Krieges. Mit großer Liebe und Güte ist das gesehen und beschrieben, und um deswillen soll man an dem Buch nicht vorbeigehen, aber als erzählendes Werk nimmt es keinen hohen Rang ein. Dazu ist die Handlung zu notdürftig zusammengeflickt und die Motivierung zu kümmerlich. Auch „Der Pastor von Poggsee“ (1921) ist als Erzählung unbedeutend, ohne rechtes episches Leben. Noch einmal wird hier das deutsche Volk während des Krieges und vor allem während der Revolutionszeit geschildert. Das ist dann freilich mit einer liebevollen Vertiefung und einem gläubigen, von keinem Parteidoktrinarismus angekränkelten, Vertrauen geschehen, daß man mit größter Achtung von dem Buche scheidet. Die Predigt des Pastors Barfood am Schluß des Buches wird man so bald nicht vergessen. Aber es ist zu bedauern, daß Frenssen in diesem Buch zum ersten Mal seit der „Sandgräfin“ zu romanhaften Effekten wenig erfreulicher Art greifen muß, um das Interesse an der chronikartigen Handlung wach zu halten. Man greift heute schon lieber zu den „Briefen aus Amerika“ (vgl. S. 102 dieses Jahrgangs), die Frenssen im Vorjahr hat erscheinen lassen, um zu erfahren, wie er zu seinem Volke steht, statt sich durch die literarischen Schwächen der beiden letzten Bücher das Bild des ausgezeichneten Mannes trüben zu lassen.

Es ist im Vorstehenden vermieden worden, für Frenssens Schaffen in irgend einem Fall den Namen des Kunstwerks in Anspruch zu nehmen. Dafür möge sein eigenes Wort die Begründung geben: „Was reden sie mir von Kunst? Das Reden über Kunst interessiert mich nicht. Das Leben interessiert mich. Und aus dem Leben kommt die Kunst ganz von selbst, ohne unsere Bitte.“

Für die Anschaffung wird — lediglich mit Rücksicht auf höhere oder geringere Qualität der Werke — empfohlen, sich in kleineren Büchereien zu beschränken auf: Die drei Getreuen, Jörn Uhl, Anna Hollmann, Peter Moor, Hilligenlei; Betriebe, die sich Luxusausgaben leisten können, nehmen dazu die übrigen außer der Sandgräfin. Briefe aus Amerika und Grübeleien können auf jeder Stufe verwendet werden.

Es kosten: Briefe aus Amerika. Brosch. 2.20, Hlw. 3.90. — Die Brüder. Brosch. 5.—, Hlw. 7.—. — Die drei Getreuen. Brosch. 5.—, Hlw. 7.—, Glw. 8.80. — Grübeleien. Brosch. 3.50, Hlw. 5.50, Glw. 8.80. — Hilligenlei. Brosch. 5.50, Hlw. 7.50. — Jörn Uhl. Brosch. 5.—, Hlw. 7.—, Glw. 8.80. — Klaus Hinrich Baas. Brosch. 5.—, Hlw. 7.—, Glw. 8.80. — Der Pastor von Poggsee. Brosch. 5.50, Hlw. 7.50. — Peter Moors Fahrt nach Südwest. Brosch. 2.20, Hlw. 4.—, Schulausg. kt. 1.80. — Die Sandgräfin. Brosch. 4.50, Hlw. 6.50, Glw. 8.80. — Der Untergang der Anna Hollmann. Brosch. 2,20, Hlw. 4.—.

G. Kemp (Memel).

B. Wissenschaftliche Literatur.

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Keller, Gottfried und J. V. Widmann: Briefwechsel. Hrsg. und erläutert von Max Widmann. Basel: Rheinverlag 1922. 176 S. Hlw. 4,80.

Daß Gottfried Keller einer der bedeutendsten Briefkünstler seines Jahrhunderts war, wußten wir seit dem ersten Erscheinen von Baechtolds dreibändiger Biographie. Die große Kunst der Menschenbehandlung, die sich in seiner Korrespondenz mit den verschiedenartigsten Männern und Frauen auswirkt, begannen wir jedoch in ihrem vollen Umfange erst zu übersehen, als Kellers vollständiger Briefwechsel mit Storm und hernach mit Heyse der Öffentlichkeit übergeben wurde. Erst wer die Briefe des Partners kennt, vermag ja zu beurteilen, wo Keller die feinsten Schwingungen der ihm zugewandten Persönlichkeit mit guten und klugen Worten in Ernst und Scherz erwiderte und wo er durch längeres, vielsagendes Schweigen oder — freilich nur selten — durch völliges Übergehen der aufgeworfenen Fragen sich und dem andern die Möglichkeit eines reinen Zusammenklingens erhielt. Der vorliegende Briefwechsel Kellers mit dem Berner Schuldirektor, späteren Feuilletonredakteur des „Bundes" und bekannten Dichter J. V. Widmann ist dadurch noch besonders genußreich, daß er uns auch die reiche und liebenswürdige Persönlichkeit dieses ausgezeichneten Mannes und verständnisvollen Verehrers Kellerscher Kunst nahebringt. Wir wissen dem Herausgeber herzlichen Dank dafür, daß er in seiner Einleitung, ohne dazu viele Worte zu brauchen und ohne die Beziehung auf Keller im mindesten aus dem Auge zu verlieren, mit festen und klaren Linien ein Charakterbild Widmanns gezeichnet hat, in dem die Briefe restlos aufgehen und das er aufs fruchtbarste ergänzt hat durch anhangsweisen Abdruck von drei größeren Aufsätzen, mit welchen seinerzeit Widmann das Erscheinen des „Sinngedichtes", des „Grünen Heinrich" (neue Ausgabe) und des „Martin Salander" begrüßt hat. Es gibt wohl kaum einen bündigeren Beweis für die *Wesentlichkeit* des Verständnisses, das Widmann von Anfang an dem Schaffen Kellers entgegenbrachte, als die Tatsache, daß jetzt nach vier Jahrzehnten, in welchen die Durchforschung von Kellers Werk und Leben ungeahnte Fortschritte gemacht hat, jene drei Abhandlungen in ihrer Art nicht zu übertreffen sind. — Größere Büchereien dürfen sich das Buch nicht entgehen lassen, sollten es vielmehr gleich nach dem Keller-Storm-Briefwechsel und vor dem Keller-Heyse-Briefwechsel anschaffen. E. Ackerknecht.

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Ossendowski, F.: Tiere, Menschen und Götter. (Beasts, man and gods.) Deutsch von Dewall. Frankfurt a. M.: Societätsdruckerei 1923. 368 S. Brosch. 4,50, geb. 6,—.

Das abenteuerlichste und spannendste Buch, das mir seit langem in die Hände kam. Der Verfasser, offenbar Pole, im Dienste der Omsker Regierung tätig, flüchtet Januar 1920 nach dem Sturz der Koltschakherrschaft aus der sibirischen Stadt Krasnojarsk vor den Bolschewiken. Monatelang lebt er im Urwald in Gesellschaft eines Mörders. Dann geht sein Weg weiter in die Mongolei hinein, russische Offiziersflüchtlinge schließen sich ihm an; unter schier unglaublichen Abenteuern und beständiger Lebensgefahr dringen sie in Tibet vor, müssen aber infolge feindlicher Haltung der Bevölkerung umkehren und versuchen sich nach dem fernen Osten durchzuschlagen. Wir bekommen einen geradezu grandiosen Einblick in die Welt der Mongolei, um die sich „Rote" und „Weiße" und Chinesen raufen, wir begleiten den scharf beobachtenden Verfasser in die Stadt der „Lebenden Götter" Urga, wo die Geschicke des Landes von Priestern und Chanen geschmiedet werden: ganz neue Ausblicke in die zukünftige Weltgestaltung

eröffnen sich, wenn man den fanatischen Glauben dieser Nomadenhäuptlinge und Priester und ihre Macht sieht. Zugleich lernen wir die ganze religiöse Welt des Buddhismus kennen mit ihrer Beherrschung geheimnisvoller Naturkräfte (Hypnose, Hellsehen). Und schließlich machen wir die Bekanntschaft einer geradezu faszinierenden und legendenhaften Persönlichkeit, des baltischen Barons von Ungern-Sternberg: er ist Abkömmling alter Raubritter, Enkel eines Piraten, früher russischer Seeoffizier, Buddhist, der, erfüllt von dem Glauben an seine Mission, den Kampf gegen den Bolschewismus mit allen, auch den grausamsten Mitteln, von der Mandschurei aus führt. Wenige Monate nach seinem Zusammensein mit Ossendowski fiel er durch Verrat den Roten in die Hände und wurde hingerichtet — er hat sein nahes Ende vorausgewußt kraft mystischer Gesichte. Die Schilderung dieses Bürgerkrieges ist erschütternd, Rote und Weiße geben sich an Bestialität nichts nach, ein warnendes Menetekel für den europäischen Leser. Von Urga aus erreicht der Verfasser dann vollends ohne Hemmnisse sein Reiseziel Peking. — Es ist nicht verwunderlich, daß dieses Buch größtes Aufsehen erregt hat in der prachtvollen Fülle seiner Abenteuer, den glänzenden Schilderungen asiatischer Natur und dem geheimnisvollen Zauber buddhistischer Mystik. Aber auch die Angriffe sind nicht ausgeblieben. Neuerdings soll kein geringerer als Sven Hedin in der „Kölnischen Zeitung", die kurz zuvor eine begeisterte Rezension brachte, das Buch nur als Belletristik haben gelten lassen. Nun ist freilich zuzugeben: in einigen Punkten wird dem Leser viel zu glauben zugemutet. Aber wo ist denn der Mensch, der eine erschöpfende Erklärung buddhistischer Mystik je gegeben hätte? Je nach Weltanschauung wird man eine verschiedene Stellung zu diesen Fragen einnehmen, daß aber die Lamas in buddhistischen Klöstern mehr von jenen Dingen zwischen Himmel und Erde verstehen als wir intellektualisierten Mitteleuropäer, ist doch wohl Tatsache, und man muß Ossendowski seinen guten Glauben lassen, ob man ihn nun teilt oder nicht. Übrigens leugnet ja auch Sven Hedin in seinem „Tsangpo Lama" (das doch eigentlich nur mongolische Volks- und Landeskunde in Romanform ist) die Beherrschung okkulter Kräfte durch buddhistische Priester nicht. — So bleibe ich nach zweimaliger Lektüre dabei, das Buch für wertvoll zu halten und es allen Volksbüchereien zu empfehlen, zumal ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann, wie richtig die Gestalt Ungern-Sternbergs gezeichnet ist, die schon während meines sibirischen Aufenthalts von Legenden umsponnen war.

K. Fuß (Essen).

Afrikanisches Heldentum. Forscher, Völker und Kulturen eines Erdteils. Hrsg. von Leo Frobenius. 6 Bde mit je 6—9 Bildern von Fr. Wittlinger sowie Leisten und Vignetten von Elisabeth Mansfeld. Stuttgart: Union 1923. 314, 240, 287, 261, 339, 290 S. Hlw. je 4,—.

In diesen Bänden, einer „Sonderveröffentlichung des Forschungsinstituts für Kulturmorphologie zur Vertiefung kulturwissenschaftlicher Anschauung", gibt Leo Frobenius zusammen mit einer Reihe seiner Freunde und Schüler ein ungemein lebendiges, anschauliches und reizvolles, mit größter Liebe gezeichnetes Bild von der inneren Geschichte und den Kulturen Afrikas, von Afrikas eingeborenen Völkern, ihren Kämpfen und Umschichtungen, von der Entdeckung durch die Europäer und von den zumeist sehr traurigen Folgen, die sich aus dem Zusammenprall ergeben haben. Das Werk will zum Teil wohl auch für die kulturmorphologischen Lehren von Frobenius werben, die hier zum ersten Mal in ihren wesentlichen Zusammenhängen in gemeinverständlicher Form dargestellt werden. Gewiß ist es nicht ganz unbedenklich, daß dieser Absicht und der Gemeinverständlichkeit zu Liebe die Grenzen zwischen Hypothese und gesichertem Forschungsergebnis gelegentlich etwas verwischt werden (und dieser Eigenart des Werkes muß man sich bei der Ausleihe stets bewußt bleiben), doch wiegt das gering bei dem hohen und wahrhaft bildenden Wert dieser Darstellungen hoher und niederer, schlichter und höchst verwickelter Kulturen mit ihrem so sehr fremdartigen äußeren und oft so vertrauten inneren Charakter. — Das Werk ist folgendermaßen gegliedert: Im ersten Band: „Zur Herrlichkeit des

Sudans" führt Frobenius den Leser sogleich ins Zentrum der alten afrikanischen Kulturen und der Problematik der heutigen Mischformen. Er erzählt von der ersten glücklichen Durchquerung der Sahara durch Europäer und der Entdeckung der großen Negerreiche im Sudan (1822). Der Bericht des Freiherrn von Callot von seiner Reise durch Kusch und Habesch (1831), bearbeitet von Friedrich J. Bieber, beschreibt die Überreste des alten Kaiserreiches Äthiopien, wobei leider die Menge der gehäuften Einzelheiten und Zahlen die großen Linien des Bildes verdeckt. — Im zweiten Bande „Im Lichte des Orients" schildert Herbert Burmester Nordafrika und Ägypten, die Zentren, von denen aus der Islam heute Innerafrika durchsetzt und die alten Kulturen zerstört. Höchst eindrucksvoll ist die Darstellung des alten Ägypten. — Im dritten Band: „Pioniere des Westens" erzählt Kurt von Boeckmann von Mungo Parks Reise zum Niger (1795—97). Dies ist einer der reizvollsten Teile des Werkes. Die starke und reine Persönlichkeit Mungo Parks, die Abenteuerlichkeit seiner Erlebnisse, die höchst anschaulichen Schilderungen vom Leben der „unsträflichen Äthiopen", die man hier wiedergefunden zu haben glaubt, sind sehr fesselnd. Allerdings scheint die Darstellung hier besonders stark dem Erweis Frobeniusscher Theorien dienstbar gemacht zu sein. Anschließend schildert Hans Scheel die „Urwaldvölker und Graslandstämme Kameruns". — Im vierten Band: „Pioniere im Osten" zeichnet Hans Christoph Ade liebevoll ein Bild von Emin Pascha und seinen Taten im englischen und deutschen Ostafrika, und Arnold Hillen Ziegfeld gibt eine sehr spannende Schilderung der gewaltsamen Durchquerung Afrikas von Ost nach West und der Entdeckung des Kongo-Oberlaufes durch Stanley, den harten und nicht immer sympathischen Gegenspieler Emin Paschas (1874). — Im fünften Bande: „Der Kampf im Süden" gibt Kurt von Boeckmann eine überaus klare und großzügige Darstellung der Kulturen und der Geschichte Südafrikas, zunächst der Buschmänner, dann der Wanderungen und Kämpfe der Betschuanenvölker (Reisen Livingstones) und des riesigen Lundareiches (Livingstone und Poppe), schließlich des harten Kampfes der Europäer im Westen gegen Kaffern, Hottentotten und Herero. — Endlich im sechsten Bande: „Im Reiche des Meergottes" gibt Arnold Hillen Ziegfeld „Bilder aus dem Blühen und Vergehen einer Kultur des atlantischen Afrika". Dieser Band ist weitaus der schwierigste und enthält wohl am meisten Hypothetisches. Ziegfeld geht aus von der mythisch-sagenhaften Schilderung des goldenen Zeitalters in Platons Kritias und schließt sich dann den verschiedensten Darstellungen seit dem 17. Jahrhundert an. — Leo Frobenius, der zu jedem Bande ein kurzes richtungsweisendes Vorwort mit fast pathetisch starker Hervorhebung großer kulturkundlicher Gesichtspunkte geschrieben hat, widmet das Werk der deutschen Jugend. Indessen setzen die Bände (besonders die beiden letzten) eine recht gründliche Schulbildung und mancherlei Kenntnisse geschichtlicher und kulturkundlicher Art voraus. Nur ältere Schüler höherer Schulen oder Erwachsene, die sich schon ein wenig mit diesen Gebieten beschäftigt haben, werden sie mit vollem Gewinn lesen können. Dieser Gewinn kann aber sehr groß sein. Es gibt gewiß wenig Werke, in denen der so überaus problematische Begriff „Kultur" unter so hohen Gesichtspunkten, und in so packender und anschaulicher Weise dargestellt und der Leser so stark zum eigenen Nachdenken und Urteilen angeregt wird. — Die Bände sind mit hübschen Vignetten und Leisten nach afrikanischen Vorbildern ausgestattet, sowie mit Bildern, die allerdings zum Teil recht unbedeutend sind. Ihre Anschaffung sei allen mittleren und großen Büchereien aufs wärmste empfohlen. H. J. Homann.

8. Verschiedenes.

Wendrin, Franz von: Die Entdeckung des Paradieses. Mit 43 Abb. im Text und 2 Karten. 5. Aufl. Braunschweig: Westermann 1924. 250 S. Lw. 6,—.

Den Inhalt dieses unglaublichen Buches auch nur in Kürze anzugeben, lohnt sich nicht; es sei nur angedeutet, daß es sich um den Versuch handelt, an

Hand der bisher unentzifferbaren Felsinschriften von Bohuslän und mit neuen sprachvergleichenden Methoden (Zecher = Tscheche, Thora = Thor, Ebräer = Eber...) die Stelle des biblischen Paradieses im Mündungsgebiet der Oder, die Stätte des alten Troja in Tribsees (Mecklenburg), die Aufzeichnung der Bibel am Ufer der Warthe zu lokalisieren und im Anschluß daran alle heute verbreiteten Berichte über Herkunft und Geschichte der Germanen und Juden als raffinierte jüdische Fälschung zu entlarven. Alles läuft auf eine maßlose und sinnlose Verherrlichung der Germanen als ältester und einziger Kulturträger der Erde hinaus. Auf Einzelheiten einzugehen, erübrigt sich, da schon ein flüchtiger Blick in die ersten Seiten des Buches ganz offensichtlich macht, daß man es hier mit dem typischen Werk eines Monomanen zu tun hat. Man wird den Verfasser bei seinem bedauernswerten Gemütszustand für den in diesem Buche geleisteten Blödsinn nicht verantwortlich machen wollen. Daß aber ein Geisteskranker es überhaupt wagen darf, seinen pathologischen Unsinn, der an sich nur den Arzt interessieren kann, der Öffentlichkeit als höchste Weisheit aufzuschwatzen, ist nur in einer Zeit möglich, deren Atmosphäre durch den unverantwortlichen Hakenkreuz-Unfug der „Völkischen" und ihrer urteilslosen Gefolgschaft so übel vergiftet ist. Angesichts der Tatsache, daß diese hirnrissige Phantasterei von Leuten, die das alleinrichtige nationale Bewußtsein als ein Monopol für sich in Anspruch nehmen, mit lärmendem Beifall aufgenommen wird und für ihre Propaganda die jahrzehntelange Arbeit der wissenschaftlichen Führer unseres Kulturlebens entbehrlich machen kann, ist man aufs Tiefste niedergedrückt. Man faßt es garnicht, daß ein angesehener Verlag wie Westermann die Hand dazu reichen kann, unser Volkstum mit einem so trostlos beschämenden Zeugnis der in weiten Kreisen heute leider herrschenden Geistesverfassung vor aller Welt lächerlich zu machen. Der Verlag Westermann trägt für den kulturellen Skandal, den dies Buch bedeutet, die volle Schwere der Verantwortung. Es ist unsagbar traurig, daß dieses beispiellos widerwärtige Krankheitsprodukt ein schmähliches Odium auf die nationale Sache überhaupt wirft, da man sehen muß, zu welcher schandvollen Karrikatur sie in der Hand der Gewissenlosen oder der Unzurechnungsfähigen werden kann. Auch dafür trägt der Verlag Westermann die Verantwortung. Die Öffentlichkeit hat ein Anrecht darauf, von der Firma eine Erklärung zu fordern, wie sie das ihr seit Jahrzehnten entgegengebrachte Vertrauen in den Ernst ihrer Verlagsarbeit durch eine Veröffentlichung, die allen deutschen Bildungstraditionen ins Gesicht schlägt, so schwer enttäuschen kann. G. Kemp (Memel).

Kunst und Leben. Ein Kalender mit 53 Orig.-Zeichnungen und Orig.-Holzschnitten deutscher Künstler und Versen deutscher Dichter und Denker. 17. Jahrg. 1925. Berlin-Zehlendorf: Heyder 1924. 105 Bl. 3,—.

Dürer-Kalender für Kultur und Kunst. Hrsg. von Karl Maußner. 1925. Berlin-Zehlendorf: Dürer-Verlag 1924. 160 Bl. mit 160 Abb. 4,50.

Wenn auch Abreißkalender im allgemeinen nicht zu den Objekten unserer Büchereiarbeit gehören, so seien diese beiden besten deutschen Wochenkalender doch einmal angezeigt, da beide sich die Pflege der Bildung zum Ziel gesetzt haben und sicherlich auch ihr bescheidenes Teil Bildungsarbeit zu leisten im Stande sind. Das Programm ist bei beiden im wesentlichen das gleiche: Pflege der Persönlichkeitsbildung durch Worte und Gedichte unserer deutschen Dichter und Denker und Darbietung guter Kunst. Fritz Heyder hat seinen Kalender noch mehr auf Kunst eingestellt und räumt ihr auch in den Sprüchen (für jede Woche bietet er ein Gedicht und ein gutes Wort, von einem Lebenden und von einem Toten) einen breiten Raum ein. In den Bildern gibt er durchweg Graphik lebender deutscher Künstler, Blätter, die eigens für diesen Kalender geschaffen worden sind. Das künstlerische Niveau ist erstaunlich hoch. — Karl Maußner zieht den Kreis seiner Auswahl etwas weiter. Er gibt Reproduktionen moderner und

alter deutscher Graphik, gelegentlich auch Porträts und dergleichen. Die Abbildungen sind hier mit dem Kalendarium auf einer Seite vereinigt, was meist kein einwandfreies Gesamtbild ergibt; die Texte sind auf die Rückseite gesetzt. Die Sprüche und Gedichte sind nicht so konsequent wie bei Heyder nach ihrer gedanklichen und sprachlichen Vollendung ausgewählt, eine gewisse deutsche Gesinnungstüchtigkeit genügt ihm bisweilen auch, wie überhaupt die Betonung deutschen Wesens bei ihm den Grundcharakter der Auswahl bestimmt. Jeder der beiden so ähnlichen Kalender bietet viel Anregung und Freude, und trotz der Ähnlichkeit wird jeder leicht seinen Anhängerkreis finden. H. J. Homann.

C. Schöne Literatur.

1. Sammlungen, Dramen, Gedichte.

Wandersmann-Bücherei. Nr. 1—30. Berlin-Zehlendorf: Heyder. Kart. 0,75.

Wenn ein so sorgfältig wählender und ausstattender Verleger wie Fritz Heyder mit einer Sammlung billiger Ausgaben von verlagsfreien Dichtungen hervortritt, erwartet der Kundige von vornherein, daß diese Sammlung einen eigenen, hochwertigen Typ vorstellen werde. In der Tat sind die bisher erschienenen 30 Nummern der „Wandersmann-Bücherei" ein vielversprechender neuer Versuch, auserlesene Kostbarkeiten der Weltliteratur, besonders der deutschen Literatur, einem weiten Leserkreise in geschmackvollster Form zuzuführen. Jedes der handlichen Hefte trägt auf dem orangefarbenen Deckel eine originelle Federzeichnung von Erich Büttner, ist in schöner, klarer Fraktur auf holzfreies Papier gedruckt und kostet 75 Pfennige (Doppelhefte 1,50 M.). Von Prosastücken enthält die Sammlung bisher ein Heft mit Andersenschen Märchen, Brentanos „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl", Chamissos „Schlemihl" (Doppelheft), Goethes „Novelle", Grimmsche Märchen, Storms „Viola Tricolor", E. T. A. Hoffmanns „Meister Martin" (Doppelheft), Gottfried Kellers „Schlimmheiligen Vitalis", Kleists „Findling", neun Novellen aus dem Decamerone (mit einem kurzen Nachwort von Fritz Heyder), des Apulejus Märchen „Amor und Psyche", Tiecks „Des Lebens Überfluß", und Klabunds chinesische Geschichte „Der letzte Kaiser". (Dieses Heft fällt in mehr als einer Hinsicht aus der Reihe heraus: handelt es sich doch hier nicht um die kanonisierte Dichtung eines Älteren, sondern um das Werk eines zeitgenössischen Dichters, dem höchstwahrscheinlich, trotz feiner Einzelheiten, keine lange Wirkungsdauer beschieden sein wird, und ist andererseits gerade dieses Heft auch im Texte mit Federzeichnungen Büttners geschmückt.) Von Gedichtauswahlen findet sich je ein Heft von Hebbel, Eichendorff, Heine, Mörike und Hölderlin. In dem Hebbelheft, das von Bröger zusammengestellt und mit einem Nachwort versehen wurde, fehlen leider die Sinnsprüche ganz. Da sich im Rahmen der Wandersmann-Bücherei eine so umfangreiche Auswahl Hebbelscher Distichen nicht empfehlen dürfte, daß für sie ein ganzes Heft lohnen würde, ist umso mehr zu wünschen, daß bei einer Neuauflage des einzigen Hebbel-Heftes eine knappe Auswahl jener Kleinodien sittlicher und künstlerischer Weisheit (ähnlich wie in der Hebbelauswahl der leider eingegangenen Volksbücher des bibliographischen Institutes) hinzugefügt werde. Das Eichendorff-, das Heine- und das Mörike-Heft ist von Klabund zusammengestellt und benachwortet, das Hölderlin-Heft von Bruno Frank. Von Schillers Gedichten hat Bröger eine reiche Auswahl in zwei Heften herausgegeben („Lieder und Gesänge" und „Balladen und Parabeln", dieses als Doppelheft), von Goethe Klabund in 4 Heften („Lieder und Gedichte" als Doppelheft, „Hymnen", „Balladen und Romanzen" als Doppelheft und „Sprüche in Versen"). — Die Sammlung kommt vor allem für die freihändige Lesestoffversorgung in Frage (Verkauf im Anschluß an Vorlesestunden usw.). Für eigentliche Büchereizwecke sind die Bändchen zu

dünn und zu wenig strapazierbar. Immerhin möchte ich mittleren und größeren Volksbüchereien raten, mit dem Boccaccio-Bändchen einen Versuch zu machen.

E. Ackerknecht.

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Der gute Schmöker. Hrsg. von Franz Werner Schmidt. Berlin: Schneider 1922—24.

Hugo, Victor: Der Kampf am Dover. Roman. Als neue Fassung der Meerarbeiter hrsg. 1922. 207 S. Hlw. 3,—.

Jokai, Maurus: Der Goldmensch. Roman. In neuer Fassung hrsg. 1922. 288 S. Hlw. 3,—.

Balzac, Honoré de: Die Rebellen. Roman. Als neue Fassung der Chouans, mit einer Vorbemerkung hrsg. 1922. 215 S. Hlw. 3,—.

Hesekiel, Georg: Stille vor dem Sturm. Roman. In freier Umformung hrsg. 1922. 101 S. Hlw. 2,—.

Postl, Karl, (Sealsfield): Der Hexenkessel. Roman. In neuer Fassung hrsg. 1922. 168 S. Hlw. 3,—.

Defoe, Daniel: Oberst Hannes. Roman. In neuer Fassung hrsg. 1923. 150 S. Hlw. 3,—.

Andersen, Hans Christian: Das Irrlicht. Roman. In neuer Fassung hrsg. Buchschmuck von Rolf Hörschelmann. 1923. 192 S. Hlw. 3,—.

Korolenko, Wladimir: Der seltsame Mensch. Roman. Ausgewählt. Buchschmuck von Karl Holtz. 1923. 184 S. Hlw. 3,—.

Rydberg, Victor: Der Korsar. Roman. Bearbeitet und hrsg. von F. W. Schmidt. Buchschmuck von A. Paul Weber. 1924. 359 S. Hlw. 3,—.

Tolstoi, Alexis: Zar Iwan der Schreckliche. Roman. In neuer Fassung hrsg. Buchschmuck von Zarita Pickerott. 1924. 237 S. Hlw. 3,—.

Für diese vortreffliche Sammlung, deren unschöner Titel leider manchen Leser und Käufer abschrecken wird, gibt der Herausgeber Franz Werner Schmidt folgendes Programm an: „Unsere Zeit kennt keine Romane mehr, wie unsere Väter sie lasen, Werke voll Abenteuer, Spannung, gewaltiger Handlung, mächtiger Charaktere; Bücher, die man verschlang, aus denen man Kraft sog, sich Vorstellungen schuf von unbekannter Welt voll von Zielen und Großartigkeit. Die heutige Zeit setzt an Stelle dieser Bücher psychologische Zergliederungen und einen neuartigen Stil, über den man hinwegsteigt wie über Treppen. Die Sammlung „Der gute Schmöker" will den Menschen wieder zum „Schmökern" bringen, will ihn mit diesem alten guten Wort wieder in das leidenschaftliche, prachtvoll gesunde Verhältnis zum Buch bringen, wie unsere Väter es hatten, will ihn wieder in Erlebnisse, in große Landschaft, in aufrüttelnde Situationen reißen, ihm Substanz bringen statt der Form . . ." Diesen Gedankengängen können wir im ganzen genommen und soweit jugendliche und primitive Leser in Frage kommen, zustimmen. Dementsprechend bietet uns die Sammlung für diese Leserkreise manchen wertvollen Zuwachs.

Gleich der erste Band, „Der Kampf am Dover", eine neue Fassung der „Meerarbeiter", bringt einen Abenteurerroman, wie er wirkungsvoller und stärker kaum gedacht werden kann. Geschildert wird nach einigen Episoden — darunter das furchtbare Ringen eines Matrosen mit einem Riesenkraken — der Kampf eines einzelnen, nur auf die eigene Kraft gestellten Menschen gegen Meer und Sturm und Einsamkeit bei der Rettung einer zwischen Felsen einge-

klemmten kostbaren Schiffsmaschine. Die Schilderung ist ganz auf Spannung eingestellt — die sentimental-romantischen Teile am Anfang und Ende treten in der Wirkung ganz zurück —, trotzdem kommt ungemein stark ein schönes heroisches Pathos zur Geltung in der unbeugsamen charaktervollen Stärke, mit der dieser Mensch sich gegen die Elemente behauptet.

Jokais „Goldmensch" ist ein harmloserer Roman von dem Menschen, der durch Glück und Verdienst zu ungeheurem Reichtum kommt und doch alles wieder fahren lassen muß. Das ist spannend und mit viel Phantasie erzählt. Ein Buch, das gut verwendbar ist, ohne besonderen Wert zu besitzen.

Balzacs „Chouans", sein erster erfolgreicher Roman, eine romantisch-historische Erzählung aus dem Vendéer-Aufstande, die in vielem an Scott gemahnt, erscheint hier unter dem Titel „Die Rebellen" in stark gekürzter, schätzungsweise auf den vierten Teil zusammengestrichener Form. Die Breite des historischen Stils ist gemildert, die Spannung verstärkt. Doch sind hier die Kürzungen teilweise so rücksichtslos vorgenommen, daß das Verständnis arg erschwert wird. Gerade das Anziehende des Romans, der an sich schon nicht zu den starken Werken Balzacs gehört, eben jene romantisch-stimmungsmäßigen Elemente, sind zu sehr zurückgedrängt. Was übrig bleibt, ist schließlich nur ein etwas roher historischer Sensationsroman.

Auch in Hesekiels „Stille vor dem Sturm" scheint recht viel gestrichen worden zu sein. Erzählt werden die Abenteuer eines jungen märkischen Edelmannes bei den Vorbereitungen zum Volksaufstande von 1813, Verrat und Flucht, Kampf und Tod. Die mysteriösen Zusammenhänge zweier Adelsfamilien, die Wiederauffindung eines verloren geglaubten Kindes, all das tritt in den Hintergrund, doch ist gerade so viel angedeutet, daß die Phantasie Anregung zu freiem Spiel erhält. Die knappe, in sich geschlossene Erzählung wird besonders jungen Lesern gefallen; wichtig ist auch ihr Charakter als märkische Heimatdichtung.

Bei Sealsfield-Postls „Hexenkessel", einem Reiseroman aus Mexiko, erscheint es uns fast unglaublich, daß dies Buch schon vor mehreren Menschenaltern geschrieben worden ist. Das hitzige Tempo der Erzählung, die unerhört leidenschaftliche Schilderung der wilden Landschaft, der höllischen Nächte, des rasenden Unwetters, der rätselhaften, undurchschaubaren Bevölkerung, all das gemahnt geradezu an moderne, expressionistische Bücher. Die letzten Kapitel, die in banalstem Bericht die Auflösung aller angehäuften Rätsel geben, fallen leider sehr ab. Für Jugendliche wird das Buch in dieser Fassung nicht leicht verständlich sein, sonst ist es ein erfreulicher Zuwachs.

Defoes „Oberst Hannes" bedeutet bisher den einzigen groben Mißgriff in dieser Sammlung. Die Geschichte des Waisenjungen, der durch Not und Verführung zum Dieb wird, später durch Zufall in bessere Lage kommt und aus reinen Nützlichkeitserwägungen eine auf die Dauer doch einträglichere und angenehmere ehrliche Laufbahn einschlägt, auf der er dann auch bald zu Reichtum kommt, ist nüchtern, langweilig und mit plattester Moralisterei erzählt. Dies Werk, das wohl nur des berühmten Verfassers wegen neu gedruckt wurde, wäre besser verschollen geblieben.

Andersens „Nur ein Geiger" erscheint hier, mit viel Sorgfalt und Geschick um etwa ein Drittel verkürzt, unter dem Titel „Das Irrlicht". Vor allem sind Abschweifungen im Dialog entfernt worden. Trotzdem war es selbstverständlich nicht möglich, der etwas lässig hin und hergeführten Handlung einen strafferen Zug zu geben. Auch durfte ja die behagliche Beschaulichkeit, die den Stil der etwas matt melancholischen Erzählung ausmacht, nicht verfälscht werden. Diese innere Ziellosigkeit des Buches, die am deutlichsten verkörpert ist in der Figur des planlosen, passiven, schwächlichen „Helden", dürfte der Grund sein, weshalb das Buch heute, besonders unter den Jugendlichen, nicht mehr viele Freunde findet. — Der neue vom Herausgeber gewählte Titel bezeichnet den Inhalt des Buches vielleicht besser als der alte; denn nicht der tragische Gegensatz zwischen einem großen Künstler und der Gesellschaft, sondern die Schwermut

eines ziellos einem unerreichbaren Irrlicht nachtaumelnden Menschen ist hier gezeichnet. Dennoch muß die Neigung des Herausgebers zu neuen Betitelungen ernstlich bemängelt werden. Diese Methode mag vom Verleger-Standpunkt gewisse Vorteile zeigen, bietet aber von allen anderen Seiten gesehen viele Unzuträglichkeiten, besonders bei einem so bekannten Buch wie Andersens „Geiger".

Sehr zu begrüßen ist die Ausgabe von Korolenkos „Ein seltsamer Mensch". Ein russischer Bauer, vollkommener Naturmensch, im Getriebe des überzivilisierten New York, dieser dankbare Gegensatz wird in teils grotesker, teils humorvoller, teils ernsthafter Form behandelt. Die Erzählung ist überall knapp und anschaulich. Von besonderem Wert ist die Vertiefung in die Seele dieses einfachen, guten, ratlosen Menschen.

Alexis Tolstois „Zar Iwan der Schreckliche" gibt eine anschauliche und lebendige, etwas reichlich mit Schrecken und Grauen durchsetzte Schilderung jener furchtbaren Gewaltherrschaft. Einen höheren Wert erhält die Erzählung durch die Darstellung des unbändigen, in alle Extreme ausschweifenden russischen Volkscharakters.

Rydbergs Seeräuber- und Intrigen-Roman „Der Korsar" spielt im spätmittelalterlichen Schweden. Ein gut aufgebauter, sauber erzählter Abenteurerroman ohne höheren Wert.

Die neueren Bände der Sammlung sind mit Zeichnungen versehen. Hervorzuheben sind die ausgezeichneten Illustrationen zum Korolenko, die in ihrer schlichten derben Manier sehr gut zu der Erzählung passen. Hoerschelmanns kraus-groteske Zeichnungen fügen sich dagegen der zarten Schilderung Andersens garnicht ein. Der Rydberg ist gut, der Tolstoi in allzu anspruchsvoller und infolgedessen kitschiger Weise illustriert.

Zusammenfassend sei angegeben, daß zur Anschaffung für alle Büchereien empfohlen werden können: Hugo, Korolenko, Hesekiel. Mittlere und größere Büchereien mögen die übrigen Bände etwa in folgender Reihenfolge einstellen: Postl, Andersen, Jokai, Tolstoi, Rydberg. Die Bände von Defoe und Balzac läßt man am besten fort. Zur Ausgabe an Jugendliche eignen sich alle Bände mit Ausnahme des Jokai und Tolstoi, mit denen man etwas vorsichtig sein muß.

H. J. Homann.

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Ulitz, Arnold: Das Testament. Roman. München: Langen 1924. 356 S. Brosch. 5,—, Glw. 8,—.

Wieder, wie in seinem „Ararat", entführt uns Ulitz in ein künftiges Jahrzehnt. Diesmal aber ist es nicht ein ausgebranntes Rußland, in dem schließlich nur noch ein einziges Menschenpaar jenseits aller Greuel und Hungerdelirien einen neuen Bund mit dem Leben versucht. Diesmal ist es vielmehr ein durch amerikanisches Gold in einem Fellachendasein hingefristetes Deutschland, in dem die geistigen Größen, soweit sie nicht Hungers gestorben sind, als Kellner, Chauffeure, Musikanten und Dolmetscher in Milliardärshotels (denn Deutschland ist zum Lunapark von Amerika geworden) unbeachtet vegetieren, ohne Hoffnungen, ohne Schöpferkraft, in steter Flucht vor ihren furchtbaren Erinnerungen. Nur einer von diesen lebenden Leichnamen wird zu neuem Schaffen erweckt, der Dichter Michael Keith. Er, dem Weib und Kinder in der Hungerzeit schrecklich zugrunde gegangen sind, er, der seit neun Jahren ein nach außen und innen verstummtes Sklavendasein geführt hat, reißt den Abgrund seiner Vergangenheit auf, um seiner unseligen Generation ein „Monument" zu errichten, um „als der letzte deutsche Dichter" sein „Testament" zu schreiben. Aber wie er schließlich, ein Sterbender, sein dichterisches Vermächtnis den Freunden erzählt — nicht einmal schreiben kann er es mehr — da ist es kein apokalyptisches Donnergebrüll, kein Höllenpsalter „voll von Symbolen des Untergangs", sondern ein sanftes Säuseln, ein Liebes- und Loblied auf den kleinen Pim, auf sein jüngstes Kind, das schon mit $2\frac{1}{2}$ Jahren den grausigsten Tod hat sterben müssen, auf das Wunder des

gottesbürtigen Lebens, wie es in tröstlicher Heiligkeit aus dem Kinderauge scheint und alle Teufel zuschanden macht. Denn nun ist er selbst ganz aufgetan den „Wundern der Herrlichkeit", fortgeglüht ist aller Haß und alle Verzweiflung und die tiefen Brunnen der Seele rauschen wieder das Lied von der unerschöpflich schöpferischen Liebe. Was Michael Keith einmal von einer Mozartschen Melodie sagt, das gilt auch für sein „Testament": „Das ist gute Musik für eine Seele, die fort soll. Sie sieht noch Gärten blühen und kann noch Erdenvögel hören, aber in der Höhe knistert schon Sternenlicht. Der Tod ist nur wie ein gütiger Wind. Er vernichtet nicht, er lädt sich nur die Samen auf und führt sie fort. Wer nur die Bäume und die Vögel der Erde innig genug geliebt hat, für den ist der Tod nur ein gütiger Wind!" — So ist auch dieser neue Roman voll ungewöhnlichen Geschehens und ein Zeugnis bedeutender Gestaltungskraft, reicher und kühner Erfindungsgabe und weltanschaulicher Tiefgründigkeit. Der „Ararat" war wohl als Gesamtkomposition monumentaler. Aber er hätte trotz vieler dichterischer Einzelheiten der glückliche Wurf eines Literaten sein können. „Das Testament" dagegen erhebt sich, zum mindesten in seinem letzten Teile, zu jenen Höhen, in die kein Virtuosentum je gelangt. Hier ist mehr erlöstes Menschentum als in Geijerstams „Buch vom Brüderchen", und Ulitz bleibt immer durch und durch männlich. Ja er schreckt auch in diesem Romane vor sprachlichen Derbheiten und erotischen Wagnissen nicht zurück, weshalb er (wie der „Ararat") nur für reife Leser in Betracht kommt. Diesen wird er aber viel zu sagen haben. Schon mittlere Büchereien sollten ihn daher einstellen. E. Ackerknecht.

D. Jugendschriften.

Vorbemerkung.

Es muß einmal ganz nüchtern ausgesprochen werden: unsere Jugendschriftstellerei ist auf einen Holzweg geraten. Auf der einen Seite ein Mangel an frisch-fröhlicher Fabulierkunst, auf der andern ein Mangel an formaler Gestaltungskraft. Was dabei heraus kommt, ist literarische Minderwertigkeit hier, tödliche Langeweile dort. Ohne die reinigende Arbeit der Prüfungsausschüsse zu unterschätzen, muß man zugestehen: der vorbereitenden Arbeit fehlte die fruchtbare Tat. Oder mußte sie fehlen, nachdem die Alleinherrschaft der ästhetischen Bewertung sich zum Dogma verdichtet hatte? Weil man mit etwas Wesentlichem nicht gerechnet hatte, dem Eigenleben der Kinder? Uns ist es heute klar, daß wir ebensowenig wie beim Kino und Radio mit einer glatten Ablehnung der sogenannten spezifischen Jugendschrift durchkommen. Das Bedürfnis ist vorhanden, und ihm muß man Rechnung tragen, will man die Führung des Kindes in literarischen Angelegenheiten nicht verlieren. Das haben auch die Prüfungsausschüsse getan, indem sie in ihren Verzeichnissen bei Bewertung der erzählenden Jugendschrift Konzessionen machten. Wie wir alle. Und wie wir, sicher schweren Herzens. Sollen wir nun die Arbeit aufgeben, da sie anscheinend erfolglos ist? Sehen wir uns doch einmal nach einer Hilfe um, die wir bisher verschmäht haben, dem Kinde selbst. Dann geht es natürlich nicht an, daß es weiterhin Aufgabe des Jugendschriftstellers zu sein hat, seine künftigen Leser völlig außer Acht zu lassen. Im Gegenteil. Rufen wir die Kinderfreunde zur Mitarbeit heran, denen es eine Lust und Notwendigkeit ist, gerade für Kinder zu schreiben, denen aus der Liebe das innere

Verstehen der oft seltsam fremden Freuden und Nöte der Kinder erwächst. Die sie in ihrem Innersten zu packen verstehen. Dem normalen Kinde fehlt noch die künstlerische Einstellung. Es besitzt aber neben der rein stofflichen — das wird meist übersehen — eine starke seelische und gefühlsmäßige. Die Vorliebe für die abenteuerlichsten Abenteuergeschichten, wie die plattesten Moralitäten sind nicht allein auf den Stoffhunger zurückzuführen, in ihnen finden die Kinder das ihrem Innenleben gemäße, wenn auch oft in verzerrter Form. Hier gilt es, anzuknüpfen. Nicht verzichten dürfen wir auf die Forderung einer hohen Sprachkultur und auf die innere Wahrhaftigkeit des Jugendschriftstellers. Phantasie und Gefühl, Begeisterung und Bewunderung, alles was den Nachahmungstrieb zum Guten stärkt, alles was über das eigene, persönliche kleine Ich hinausführt, soll er lebendig machen. Dem Jugendschriftsteller, der diesem Leben eine kindliche Form zu geben versteht, wird es nicht an Widerhall fehlen. Wie unendlich viel wichtiger ist diese Aufgabe dem vorkünstlerischen Alter gegenüber, als der Versuch, vorzeitig dem Kinde vollwertige Kunstwerke nahezubringen, deren Gehalt es noch nicht zu erfassen vermag. Bestenfalls antwortet das Kind durch eine Ablehnnng des Dichters, schlimmstenfalls durch eine innerlich unwahre Einstellung, die nie zu einem wahren Kunstgenuß führen kann. Wer aber das geistige Leben seiner Jugendbücher voll in sich aufgenommen hat, wird mit naturnotwendiger Sicherheit in gesundem Wachstum dem Verständnis für unsere großen Dichter entgegenreifen.

Die Ausbeute des letzten Jahres ist gering. Der Appell, den Börries v. Münchhausen in der Jugendschriftenwarte an die Jugendschriftsteller gerichtet hat, ist ohne Widerhall geblieben. Denn was er in Flemmings Jugendbüchern daraufhin herausgebracht hat, ist abgesehen von einigen guten älteren Sachen, durchweg nur Mittelgut. Schlimm stehts um die neuen Jugendbücher des Ullsteinverlages, der mit tönenden Namen bösen Kitsch geschaffen hat. Schlimm vor allem deshalb, weil außer der Stoffgier Sensationslust und erotische Triebe geweckt werden. Bis auf das leidlich erträgliche Buch von V. v. Kohlenegg, „Rille das Sünderlein", eine psychologisch nicht uninteressante Kindergeschichte, für die aber Kinder noch nicht das Organ haben werden, sind die Bücher keiner auch noch so kurzen Besprechung wert. Zur Warnung seien hier nur die Titel angeführt: Baum, Vicki: Bubenreise. — Erich Oevre Richter: Des Sonnenkönigs Erbe. — Hegeler, W.: Otto der Schmied. — Höcker, P. O.: Der Taugenichts. — Froschel, G.: Admiral Bobbi. — Zobeltitz, F. v.: Das Spiel mit dem Abenteuer. Etwas anders sind die beiden Bücher von Rudolf de Haas zu bewerten: Theodor der Jäger und Der jüngste Reiter, deren geschichtlichen Hintergrund die ostafrikanischen Kämpfe des Weltkrieges bilden und die an Schilderungen von Land und Leuten, Tieren und Pflanzen unserer alten Kolonie viel Wissenswertes bringen. Die Fabel selbst aber in den beiden zusammenhängenden Geschichten ist farblos.

Johanna Mühlenfeld (Berlin).

1. Bilderbücher, Kinderreime.

Brentano, Clemens, und Achim von Arnim: Des Knaben Wunderhorn. Auswahl. Mit Bildern von Ludwig Richter, Franz von Pocci u. a. München: Recht 1921. 118 S.

Für kleine Kinder ist dieser Auswahlband wohl nicht gedacht. Er bringt nur wenige von den ausgesprochenen Kinderliedern aus dem Wunderhorn. Seinen

Hauptinhalt bilden Balladen und Liebeslieder, weise so ausgewählt, daß beide — Ernst und Schalkhaftigkeit — zu ihrem Recht kommen. Die Ausstattung ist gut, besonders ist zu begrüßen, daß den Gedichten die alten anmutigen Zeichnungen beigegeben sind. Therese Krimmer (Berlin).

Doering, Lia: Im Garten der Kindheit. Ein Bilderbuch aus dem Leben der Kleinen mit 12 bunten Bildern und heiteren Versen. (Scholz' Künstler-Bilderbücher.) Mainz: Scholz. Geb. 2,50.

Auf „unzerreißbaren" Blättern zwölf Bilder in klaren Formen und einfachen reinen Farben, dazu harmlose Verse, ein Vierzeiler zu jedem Bild, in geschriebenen deutschen Lettern. Die Kleinsten, die die Spiele ihrer Alltäglichkeit und den wichtigen Ernst erster Schulzeit in dem Buch wiederfinden, werden ihre Freude daran haben. Therese Krimmer (Berlin).

Doering, Lia: Komische Kerlchen. Ein buntes Bilderbuch von Frida Schanz. (Scholz' Künstler-Bilderbücher Nr. 176.) Mainz: Scholz. 16 S. Geb. 2,25.

Ein paar wirklich drollige Kindereinfälle, z. B. die Bitte einer kleinen Gärtnerin, der der Schatten der spazierengehenden Tante auf ihrem Beet Kummer macht, sind von Frida Schanz in kurze gelungene Verse gebracht und werden von frischen, lustigen Bildern begleitet. Leider ist der Druck des Textes ziemlich klein, so daß er für die Kleinsten noch zu schwierig zu entziffern ist. Für 8—10 Jahre. Elisabeth Wernecke (Berlin).

Kayser, Ernst, und Arthur Thiele: Aller Anfang ist schwer! Ein Bilderbuch für unsere Kleinen. Mit 8 bunten Bildern. Mainz: Scholz. Geb. 1,35.

Farbenfrohe Bilder aus dem Kinderleben auf kräftiger Pappe mit flotten Vierzeilern in deutscher Druckschrift darunter. Für die Allerkleinsten durchaus zu empfehlen. Martha Schwenke (Charlottenburg).

Koch-Gotha, Fritz, und Albert Sixtus: Die Häschenschule. Ein lustiges Bilderbuch mit Bildern von Fritz Koch-Gotha und Versen von Albert Sixtus. Leipzig: Hahn. 16 Bl. Geb. 3,—.

In der bekannten humorvollen kleinmalenden Art Koch-Gothas werden in bunter Bildfolge die Erlebnisse der Hasenschulkinder geschildert. Kleine A-B-C-Schützen werden gewiß ihre Freude daran haben, zu sehen, wie die Häschen mit dem Ranzen zur Schule gehen und bei dem Herrn Hasenlehrer Unterricht haben gerade wie die Menschenkinder. Die Häschen lernen in der Zeichenstunde das Eiermalen, denn wer das nicht versteht, kann niemals ein richtiger Osterhase werden. Die flüssigen Verse (deutsche Druckschrift) passen sich den Bildern ausgezeichnet an. Martha Schwenke (Charlottenburg).

Schmidhammer, Arpad: Der Herr und der Jockel. Eine alte Geschichte in Versen mit vielen bunten Bildern. Mainz: Scholz.

Uzarski: Die Geschichte von den 10 kleinen Negerbuben in heiteren Reimen und vielen bunten Bildern. Ebenda. Je 0,90.

Die beiden Bändchen eignen sich wegen ihres kleinen Formats und der Leporelloform leider nicht für Kinderlesehalle und Jugendausleihe, doch wird, was hier einen Mangel bedeutet, das Entzücken an ihnen in der Kinderstube nur erhöhen, wo man die neuen Bilder zu den alten befreundeten Kettenreimen sicher mit Jubel begrüßen wird. Schmidhammers Bilder zeichnen sich namentlich durch die famose Mimik der handelnden „Personen" aus — das wechselnde Mienenspiel des Herrn ist köstlich — Uzarski hat seine Negerbuben ganz auf einfache Gradlinigkeit und Groteske gestellt. Beiden Bändchen gemeinsam ist lustige Farbigkeit. Therese Krimmer (Berlin).

Schwerdtfeger, Max: Paul und sein Gaul. Eine lustige Bildergeschichte. (Scholz' Künstler-Bilderbücher.) Mainz: Scholz. 8 Bl. Geb. 2,25.

Dem kleinen Paul ist sein Pferd zerbrochen. Er weiß sich zu helfen und zimmert sich selbst Pferde, Kühe, Ziegen, Schweine, Hunde, Enten und Hühner zurecht und kann damit wunderschön spielen. Im Traum werden die Tiere lebendig. Das hölzerne Faß-Pferd bäumt sich, daß sich der kleine Reiter kaum festhalten kann, die Horde der Zigarrenkistenhunde umbellt es. Der böse Kisten-Stier kommt angerannt und stößt Roß und Reiter in den Abgrund. Dem Faß-Pferd platzt der Reifen, und es fällt ganz auseinander: Bums, da liegt der Junge vor seinem Bett und ist herausgefallen. — Ist es allein schon lustig anzusehen, wie aus allerprimitivsten Mitteln all das Getier entsteht, so ist es geradezu verblüffend, wie ausdrucksvoll die Tiere sind, wenn sie lebendig werden und umherspringen. Der gereimte Text (deutsche Druckschrift) und die Bilder (16) sind wirklich gut. Für die Kleinsten sehr zu empfehlen.

Martha Schwenke (Charlottenburg).

Thaer, Eva: Die blauen Augen. Märchen. Mit Bildern von Richard Scholz. (Scholz' Künstler-Bilderbücher Nr. 170.) Mainz: Scholz. 12 S. Geb. 1,50.

An sich kein übler Gedanke, — zwei Blumenelfen werden im Wunsch nach einem weniger eintönigen Dasein in die blauen Augen eines eben geborenen Menschenkindleins verwandelt — aber das Märchen wird bildlich und textlich so in Milch und Honig serviert, daß selbst dem urteilslosesten Kindergemüt bei soviel Süßigkeit übel werden muß. Hier verbirgt sich unter dem „Künstler-Bilderbuch" auf schlechtem Papier erbärmlicher Kitsch.

Elisabeth Wernecke (Berlin).

Thoma, Hans: ABC-Bilderbuch mit Bildern und Versen. Mainz: Scholz. 8 Bl. Geb. 3.35.

Sind wir heute andere Farben und Formen in unseren Kinderbüchern gewöhnt, oder liegt es an den ganz unkindlichen Versen, daß Thomas ABC-Bilderbuch uns so überholt und fast tot anmutet? Es fehlt ihm irgendwie die Frische, die gerade an Büchern für Anfänger in der Lesekunst unerläßlich ist, und aller Respekt vor dem alten Meister darf uns nicht hindern an der Feststellung, daß die Zeit dieses Buches vorbei ist und daß es für unsere Kleinen recht langweilig ist.

Therese Krimmer (Berlin).

Uzarski, Adolf: „Don Quichote." (Künstler Bilderbücher.) 8 Bl. Mainz: Scholz.

Der dürftige Text darf nur eben als „Text" zu den Bildern aufgefaßt werden, die so lustig, lebendig und farbenfroh sind, daß man alle Bedenken überwindet, die in einer Bilderbuchverarbeitung des Don Quichote liegen. Vom neunten Jahre an geeignet.

Johanna Mühlenfeld (Berlin).

2. Märchen, Sagen.

Bonus, Arthur und Beate: Das Olafbuch. Stuttgart: Thienemann. 156 S. Geb. 3,—.

Im Sagaton, gleich einem alten ernsten schönen Volksliede, rauscht die Kunde von Aufgang, höchster Herrlichkeit und Untergang Olafs des Breiten vorüber. Jedes Wort, zum Lobe dieses Buches gesagt, muß schal erscheinen, im Vergleich zu seiner eigenen vollklingenden unumwundenen Sprache. Aber es verlangt soviel unabgestumpfte seelische Aufnahmefähigkeit, dazu auch einiges Vertrautsein mit den mittelalterlichen nordischen Lebenseigentümlichkeiten, daß

sich unter der Jugend, wenigstens wenn ich an die arbeitende Berliner Jugend denke, kaum einige finden werden, denen das Buch die Freude zu geben vermag, welche es denen spenden kann, die mit innerer Sammlung und ohne Verlangen nach grobstofflicher Spannung danach greifen. Deshalb sei das Buch mit der dem Stil des Ganzen angepaßten guten Ausstattung wohl mittleren und größeren Volksbüchereien zur Anschaffung empfohlen, nicht aber Jugendbüchereien. Elisabeth Wernecke (Berlin).

Bürger, Gottfried August: Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer zu Wasser und zu Lande. Wie er dieselben bei einer Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegte. Zuerst gesammelt und englisch herausgegeben von Rudolf Erich Raspe. (Der Blumengarten.) Oldenburg: Stalling 1923. 96 S. Hlw. 3,—.

Das einzige, was man dieser Ausgabe vorwerfen könnte, ist, daß ihr der Dieterichsche Nachdruck zugrunde liegt, dem einige Ungenauigkeiten anhaften. Der Text ist sehr sorgfältig durchgearbeitet, Kürzungen sind dort vorgenommen, wo die Derbheit der Abenteuer sie als berechtigt erscheinen lassen, kleine Zusätze dort, wo eine Erläuterung wünschenswert. Sonst ist die Bürgersche Fassung unversehrt erhalten. Ausstattung, Type und Satzbild sind gut, die Federzeichnungen von K. Gundermann zum Teil recht lebendig, zum Teil voll nervöser Unruhe und mangelnder Konzentrationskraft. — Die Ausgabe eignet sich fürs mittlere Alter. Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Engels, Robert, und Siegfried Beck: Rübezahl. Ausgewählte Sagen und Schwänke erzählt von Siegfried Beck (Hirschberg). Mit Bildschmuck von Robert Engels (München). Mainz: Scholz. 8 Bl. Quer 8°. 1,65.

Im Format und der Ausstattung wie die bekannten Scholz'schen Künstlerbilderbücher. Die Bilder sind schön bunt, in den Farben gut abgestimmt, hin und wieder aber etwas unruhig in der Komposition. Der Text, der sich nicht an Musäus anlehnt (es sind meist andere Sagen erzählt), aber auch nicht den eigentlichen Sagenton trifft, läßt zu wünschen übrig. Neuauflage.
Martha Schwenke (Charlottenburg).

Eulenspiegel. Bilder von Franz Wacik. (Scholz' künstlerische Volks-Bilderbücher.) Mainz: Scholz. 8 Bl. Geb. 1,10.

Neue Schwänke vom Schalksnarren, bekannte und unbekanntere, in der Sprache der Volksbücher erzählt, dazu neue Bilder, sehr farbig und außerordentlich gut in der Darstellung des komischen Gegensatzes zwischen Eulenspiegels überlegen-spöttischem Witz und der Stupidität der genasführten Bürger. Therese Krimmer (Berlin).

Gelber, Adolf: Negermärchen. Aus Imanas Landen. Ill. von Axel Lekoschek. Wien: Rikola-Verlag. 105 S.

— Kalmückische Märchen. Wie der Chansohn zwölfmal den Siddhi-Kür holte. Ill. von A. Diers. Ebenda. 85 S.

— Indianermärchen. Manito und seine Leute. Ill. von Joseph Binder. Ebenda. 109 S.

Heller, Lotte, und Nadija Surovzowa: Ukrainische Märchen. Ill. von Jury Wowk. Ebenda. 90 S. Je Hlw. 3,—.

Man darf dem Verlage Dank wissen, daß er uns in der bekannten guten Ausstattung diese Folge von Märchen gebracht hat. In jedem einzelnen dieser Bände spiegelt sich das Leben eines uns fremden Volkes. — Im Mittel-

punkt der Indianermärchen steht Manito, der Schöpfer der Welt, dessen Schöpfung noch unvollendet ist, und der stets neue Formen und Gestalten hervorbringt. Auch ins Leben der roten Männer greift er als der gute Geist persönlich ein. Den tieferen Sinn dieser Märchen kann wohl erst der Erwachsene ausschöpfen, die bunte Fabel vermag auch größere Kinder stark zu fesseln. — Aus einer anderen Gefühlswelt, der buddhistischen, stammt die Geschichte des auf gutem und glücklichem Pfade wandelnden Chans. Als Buße für sieben Menschen, die bei seiner Rettung sterben mußten, soll er einen mit übernatürlicher Macht begabten Toten von der Leichenstätte holen. Kein Wort aber darf gesprochen werden auf diesem Wege. Dies ist der Rahmen der Märchen, die der Tote dem Chansohn erzählt und durch die er ihn jedesmal zum Sprechen veranlaßt. Wird auch die Sühnetat nicht vollbracht, so wird der Jüngling durch die Reinheit seiner Gesinnung erlöst. Erstaunlich ist es, daß größere Kinder nicht nur das Stofflichfesselnde dieser orientalischen Märchen packt, sondern daß sie sich auch in die ganz fremdartige Gefühls- und Gedankenwelt einleben. Auch Erwachsene stark fesselnd. — Viel primitiver sind die Negermärchen. Naive Göttergeschichten, Natur-, Tier- und Fabelmärchen, die manchmal an unsere Naturmärchen anklingen und deren Fremdheit nur durch die südliche Landschaft und ihre Lebewesen bedingt ist. Es sind meist kürzere Geschichten, die schon von Elfjährigen gelesen werden können. — Noch ähnlicher unserem Märchenschatze sind die ukrainischen Märchen, in denen wir nicht nur viele uns geläufige Motive wiederfinden, sondern mit wenigen Veränderungen ganze Fassungen, die uns von Grimm und Bechstein her geläufig sind, wie z. B. „König Drache" (der Teufel mit den drei goldenen Haaren). Die Märchen sind sehr frisch und einfach erzählt und eignen sich schon für Zehnjährige. — Alle Bände sind trotz ihres für Büchereien nicht ganz glücklichen Formates und ihres wenn auch guten, so doch sehr empfindlichen Papieres warm zu empfehlen. Die Illustrationen passen sich in glücklicher Weise den charakteristischen Kunstformen der verschiedenen Länder an. Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Grimm: Deutsche Sagen von den Brüdern Grimm. Eine Auswahl. Mit vielen Bildern von Otto Ubbelohde. Leipzig: Abel & Müller. 193 S. Geb. 5,—.

Auf diese vielen Jugendbüchereien bereits wohlbekannte Ausgabe sei besonders empfehlend hingewiesen. Wenn die Grimm'schen Sagen sich im allgemeinen auch nicht der gleichen Beliebtheit erfreuen wie die Märchen, da der allzuknappe Stil sie den Kindern schwerer verständlich macht, so gehören trotzdem die Sagen in jede Jugendbücherei. Gerade diese Ausgabe bringt in besonders glücklicher Auswahl die Sagen, die den Kindern stofflich am meisten liegen. Die vielen schönen schwarz-weiß-Bilder von Ubbelohde (nur ein farbiges Titelbild ist dabei) betonen das landschaftlich Charakteristische unserer deutschen Heimat und machen das Buch noch kindertümlicher. Die gute Ausstattung und der große klare Druck ist besonders hervorzuheben.

Martha Schwenke (Charlottenburg).

Kunike, Hugo, und Werner Schmidt: Am Ufer des Silberstroms. Japanische Märchen. Buchschmuck von Fritz Rumpf. Berlin: Schneider 1924. 76 S. Hlw. 4,50.

„Die Märchen Japans sind beeinflußt wie seine Kultur." In diesem Satz aus dem Nachwort steht das Wesentliche, das über diese Märchen zu sagen ist. Buddhistische und vor allem chinesische Einflüsse werden dem oberflächlichen Kenner asiatischer Märchen am deutlichsten, ihm wird auch an den aus China stammenden Märchenmotiven das Wirken der Kultur aus zweiter Hand am sichtbarsten, das den Gestalten viel von ihrer graziösen Rätselhaftigkeit genommen, sie gewissermaßen erdhafter gemacht hat (vgl. die Rolle des Fuchses im chinesischen und im japanischen Märchen). Doch eignet den Märchen immer noch eine naive Besonderheit; und ein tiefer Zug von umfassender Liebe zu Beseeltem und Unbeseeltem, vor allem von unbeirrbarer Kindesliebe macht sie

liebenswert. Kinder werden von der Fremdartigkeit angezogen, von der Sachlichkeit des Erzähltones nicht immer gefesselt sein. Zum rechten Genuß werden erst Erwachsene kommen. — Die mit der Feder gezeichneten Vignetten und die ganzseitigen, z. T. leicht kolorierten Bilder in Offsetdruck sind eine reizende und wohlangeglichene Begleitung des Textes. Therese Krimmer (Berlin).

Matthiessen, Wilhelm: Das alte Haus. Ein Märchenbuch für Kinder zum Vorlesen. Mit 25 Bildern von Adolf Schinnerer. Freiburg i. Br.: Herder 1923. 83 S.

Das Programm dieses Buches ist: „kindliche Sprache und kindliches Denken in dichterische Form zu gießen" und so Märchen zu schaffen, die in Stoff und Form unbedingt dem Verständnis der Vier- bis Siebenjährigen entsprechen. Wir wollen uns nicht in eine Diskussion darüber einlassen, ob — wie M. behauptet — es „in der gesamten Märchenliteratur nicht eine Geschichte gibt, die geeignet wäre, Kindern von 4—7 Jahren wortgetreu vorgelesen zu werden", ob es einen ungeheuren „Verlust an dichterischen Werten" bedeutete, wenn ihr Wortlaut wirklich hie und da geändert wurde, und ob es ein besonderer Vorzug von Märchen ist, wenn für sie „kein freies Nacherzählen, sondern nur wortwörtliches Vorlesen in Frage kommt" — aber wir können uns auch hier nicht bereit erklären, die rechte Lösung des Problems „Jugendbuch" in dem Versuch zu finden, dem kindlichen Verständnis dadurch zu genügen, daß man sich der kindlichen Ausdrucksweise bedient. Es ist auch bei dem vorliegenden Buch nur schlechtes Deutsch und die vom Verfasser an anderen Büchern gerügte „kindische Gemachtheit" herausgekommen. Eine Entgleisung, die man in diesem Fall besonders bedauern muß, weil die Märchen stofflich reizvoll sind und unmittelbar an die kindliche Vorstellungswelt anknüpfen. — In fast komischem Widerspruch zum Programm stehen die Zeichnungen Schinnerers, deren wahre Würdigung und Erschöpfung beträchtliches künstlerisches Verständnis erfordert.

Therese Krimmer (Berlin).

Reinick, Robert: Rübezahls Mittagstisch. Spitzenchristel. Die Schilfinsel. Zeichnungen von A. Propp. (Flemmings Bücher für jung und alt. Kl. Reihe Bd 14.) Berlin: Flemming & Wiskott. 69 S. Kart. 0,85.

Diese Sonderausgabe der beiden Märchen und der hübschen Erzählung „Spitzenchristel", die sich alle drei schon aus Reinicks „Märchen, Lieder und Geschichten" her großer Beliebtheit erfreuen, ist insofern zu begrüßen, als bei dieser Auswahl die Kinder ihre nicht seltene Abneigung gegen Gedichte nicht erst zu überwinden brauchen. Nur erscheinen mir die Bilder gerade für die Altersstufe von 8—10 Jahren, bei der das Büchlein doch hauptsächlich zu verwenden ist, recht unkindlich, da sie, an sich durchaus nicht schlecht, jedoch viel zu klein, in Slevogtscher Art und außerdem schlecht reproduziert sind. Wo die obengenannte vollständige Reinick-Ausgabe nicht vorhanden ist, sollte das Bändchen angeschafft werden. Elisabeth Wernecke (Berlin).

Roer, Viktoria: Holterdipolter. Ein Märchen-Allerlei. (Zeichnungen von Fritz Eggers.) Gotha: F. A. Perthes. 134 S.

Wenn nicht die meisten Märchen in verstimmend aufdringlicher Weise moralisch aufgeputzt wären, könnte man sich über dies neue mit zahlreichen wirklich guten Schwarzweißbildern und klarem, großem Druck ausgestattete Buch für die unterste Altersstufe restlos freuen. Zwischen einigen der guten Lehren wegen ganz ungenießbaren wertlosen Geschichten stehen manche, die recht hübsch sind, z. B. Sturzel-Purzel, Feuersuschen, Huckepucks Verbannung, wenn sie auch nicht gerade von großer Originalität zeugen. Man vermißt bei den meisten die rechte Märchenstimmung, trotz aller Buntheit. Es ist der Verfasserin anscheinend versagt, in einer Situation geruhsam zu verweilen. So löst sich eine kaum erzeugte Spannung immer sofort wieder auf, und es wird kein bleibender

Eindruck erzielt. Trotz dieser Mängel ist das Buch als Zuwachs bei der beschränkten Zahl der Märchenbücher für die Kleinsten nicht zu verachten. Für 7—10 Jahre. Elisabeth Wernecke (Berlin).

Im Schummerwinkel. Schönste deutsche Sagenschätze. Dargebracht von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. Leipzig: Oldenburg. Bd 1, 2.

Bd 1. **Sturm**, Hans: Märkische Sagen. Mit 4 farbigen Bildern von G. A. Strondel und 15 Streubildern von Paul Floerke. 158 S.

Ein etwas trockener Ton, in den Herausgeber von Sagen einer bestimmten Landschaft so oft verfallen, haftet auch dieser Ausgabe an. Jedenfalls ist sie mehr zum gelegentlichen Nachschlagen geeignet, als zur fortgesetzten Lektüre, schon wegen der großen Kürze der einzelnen Geschichten. Die knappen, klaren Sätze kommen zwar dem kindlichen Auffassungsvermögen sehr entgegen, nehmen den Sagen dafür aber den Reiz des Wunderbaren oder auch Unheimlichen. Die Illustrationen, sowohl die Streubilder wie die sehr guten farbigen Bilder unterstreichen den Charakter des Buches, das sich durch schönen Druck auszeichnet, viel mehr. Vom 10. Jahre an.

Bd 2. **Leischner**, Max: Die schlafende Seele der brausenden Stadt. Berliner Sagen. Mit 4 farbigen und 15 Streubildern von E. Kleinow. 171 S.

Im Gegensatz zu den Märkischen Sagen liegt in diesem Bande ein wirkliches Kinder-Lesebuch vor, dessen hoher Wert grade für unsere Berliner Jugend nicht zu unterschätzen ist. Den Kindern, die im hastigen, seelisch verödenden Getriebe der Großstadt aufwachsen, ist es ja fast unmöglich, den Stätten ihrer Kindheit gegenüber ein Heimatgefühl aufzubringen. Umsomehr kann ihnen dieser Schatz von teils freundlichen, teils spukhaften Geschichten die Augen öffnen für den verborgenen Reiz so manchen Hauses, mancher alten Kirche, an der sie bisher teilnahmlos vorbeigegangen sind, ohne von dem geheimnisvollen Leben, das früher ihre Mauern erfüllte, etwas zu ahnen. Der Stimmungsgehalt dieser Sagen, denen eine breitere, nicht nur auf reinen Tatsachenbericht angelegte Darstellungsweise eigen ist, muß junge und alte Berliner Kinder unwiderstehlich in seinen Bann ziehen, da er ihnen dazu hilft, ihre Vaterstadt einmal in einem anderen, wärmeren Lichte zu sehen. Die Bilder, sowohl die farbigen wie die Zeichnungen, passen sich der Eigenart des Buches gut an. Vom 12. Jahre an. Elisabeth Wernecke (Berlin).

Singer, Erwin: Dichtermärchen. Illustriert von Erwin Tintner. Wien: Rikola-Verlag 1921. 73 S. Hlw. 3,—.

Dehmel, Isemann, Strindberg, Wilde, Tolstoi — diese fünf kommen in dem Märchenbuch zu Worte. Es ist ein weiter Weg von Dehmels ein bißchen traurigem Maulwurfs-Märchen über Wildes parfümierte Menschenliebe bis zu Tolstois Bekenntnis „Ich verstand jetzt, daß es den Menschen nur scheint, als lebten sie von der Sorge um sich, denn sie sind allein durch die Liebe lebendig“. Es wird auch nicht viele Kinder geben, die diesen Weg nur mit einigem Verständnis gehen können. Aber für die wenigen, die es vermögen, sollte der Band da sein. — Tintners wienerische Verspieltheit reicht für diese Märchen nicht ganz aus. Therese Krimmer (Berlin).

Sonne und Regen im Kinderland. Eine Reihe bunter Geschichten mit Bildern für kleine und große Leute. Stuttgart: Gundert 1923. Bd 7. **Wörner**, Charlotte: Engelein Urselkind. Ein Märchen aus der Sternenwelt. Mit Bildern. 62 S. — Bd 8. **Geiger-Gog**, Anni: Himmelsschlüssel. Ein Märchenbuch. Mit Bildern. 62 S.

Vom Tageslauf der Engelkinder, ihren Pflichten und Spielen erzählt Ch. Wörner, wobei Engelein Urselkind sich als besonders fleißig, hilfsbereit und

flink hervortut. Es tritt eine Weltreise an, um die von der Engelswiese gestohlenen silbernen Hemdchen zu suchen, fliegt zum Mond und zu vielen Sternen, kommt endlich ins Nebelland, aus dem es durch den Erzengel Gabriel erlöst wird. Stimmungsvoll schließt das Büchlein damit, daß Urselkind vom Christkind einem Menschenpaar in die Wiege gelegt wird. — Anni Geiger-Gog bringt fünf kleine Märchen, die zur Beobachtung der Natur (Blumen, Vögel, Insekten) anregen, wozu die kleinen Zeichnungen mithelfen werden. — Beide Büchlein sind besonders hübsch ausgestattet und durch klaren Druck ausgezeichnet und eignen sich daher gut für Kinder von 6—8 Jahren, mehr zu Geschenkzwecken als für Büchereien. Anna Reicke (Charlottenburg).

Tiergeschichten. Ausgewählte Fabeln von Lessing, Gellert und Lafontaine mit Bildern von Franz X. Stahl. (Scholz' künstlerische Volks-Bilderbücher. Nr. 328.) Mainz: Scholz. 16 S. Geb. 1,10.

Das Buch zeichnet sich durch gute Bilder aus, wenn auch die gedämpften Farben für Kinder nicht fröhlich genug sind. Daß sich das zu der entsprechenden Fabel gehörende bunte Hauptbild nicht auf der gegenüberliegenden Seite befindet, sondern auf der Rückseite des Textblattes, stört freilich sehr. Auch scheinen mir manche Geschichten recht viel vom kindlichen Verständnis zu verlangen, z. B. die Lafontaineschen Fabeln durch die nicht sehr glückliche Übersetzung. „Der Knabe und die Schlange" bleibt sicher ebenfalls den meisten unverständlich. Wo das Bilderbuch angeschafft wird, kommt es erst für 10—12-jährige Kinder in Betracht. Elisabeth Wernecke (Berlin).

Vesper, Will: Die Gudrunsage. 2. Aufl. (Der Blumengarten.) Oldenburg: Stalling 1922. 85 S.

Vesper hält sich in seiner Wiedergabe ziemlich eng an das Gudrunlied, bringt auch die Vorgeschichte von Hagens Raub durch den Greifen und Hettels Werbung um Hilde. Der Ton, in dem Vesper seine „Märchen" erzählt, ist klangvoll, einfach und lebendig. Die Ausstattung ist gut. Allen Jugendbüchereien zu empfehlen. Vom elften Jahre an geeignet.

Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Vesper, Will: Ein kurzweilig Lesen von Dyl Ulenspiegel, geboren auf dem Lande zu Braunschweig. Wie er sein Leben vollbracht hat. 60 seiner Geschichten. Nach den Ausgaben von 1519 und 1532 hrsg. von Will Vesper. (Der Blumengarten.) Oldenburg: Stalling 1923. 120 S. Hlw. 3,25.

Vesper hat sich bemüht, dem Stil, soweit dies möglich, ein wenig Farbe von dem niederdeutschen Volksbuche zu verleihen. Dem Erwachsenen bedeutet es eine Erhöhung des Genusses, dem Kinde macht es das Lesen schwieriger. Da aber auch die Auswahl der Streiche schon eine gewisse Reife bedingt, kommt das Buch sowieso erst für ältere Kinder in Frage. Die Ausstattung ist gut. Die Federzeichnungen von Ch. Eytel sind lebendig, lassen aber die große Linie vermissen. Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Weber, Leopold: Mitgard. Die Heldensagen des Nordlandes. Stuttgart: Thienemann. 146 S. Geb. 3,—.

Der schönen Fassung seiner Göttersagen „Asgard" hat Weber die gleich vorzügliche Sammlung nordischer Heldensagen „Mitgard" folgen lassen. Sehr geschickt und sehr spannend erzählt, hat er die Bruchstücke der Heldenlieder der Edda zu einheitlichen Gebilden zusammengefügt und in einem glücklichen, jedes falsche Pathos vermeidenden Sagaton wiedergegeben. Die einzelnen Geschichten werden durch die Gestalt des Edda-Erzählers Snorre Sturlusen zusammengehalten. Der Band enthält die Sagen von Wieland dem Schmied, Hilde Hognetochter, Helge dem Hundingtöter, Sigurd und anderen Wälsungen-

ſagen, von den Gjukungen und Gudrun und ihren Kindern. Trotzdem alles für Kinder Ungeeignete mit feinem Takte vermieden worden iſt, eignet ſich das Buch wohl frühſtens für die Elf- bis Zwölfjährigen, wird aber auch Jugendliche ſtark feſſeln. Johanna Mühlenfeld (Berlin).

3. Erzählungen.

Asmuſſen, Georg: Fix oder nix! Erzählung. Mit Zeichnungen von Wilhelm Peterſen, (Flemmings Bücher für jung und alt. Hrsg. von Börries, Frh. von Münchhauſen. Gr. Reihe Bd. 12). Berlin: Flemming & Wiskott 1924. 140 S. Hlw. 2,50.

Seit Generationen baſteln die Beeks vergeblich daran herum, die Kraft der Beek, die hinter ihrer Kate einen Waſſerfall bildet, nutzbringend zu verwenden. Sie vertun ihr Geld, vernachläſſigen die Wirtſchaft und ernten nur Hohn und Spott. So geht es auch Jes Beek. Er hat zwei Söhne, von deren Schickſalen dieſe Geſchichte handelt. Der älteſte Sohn artet nach der Familie der Mutter, er wird ein tüchtiger Bauernknecht und ſpringt allemal helfend ein, wenn der Vater ins Spintiſieren gerät. Er kann keine halbe Arbeit leiden. „Fix oder nix“, das iſt ſein Wahlſpruch. Er ſorgt darum auch dafür, daß ſein jüngerer Bruder, der ein richtiger Beek-Baſtler iſt, in die Lehre in eine Maſchinenfabrik nach Flensburg kommt. Da dieſer etwas leiſtet und ſelbſtändig durchdachte Verbeſſerungen erfindet, kommt er ſchnell vorwärts und kann mit ſelbſtverdientem Geld das Polytechnikum beſuchen. Aus dem Weltkrieg heimgekehrt, finden beide Brüder, glücklich verheiratet, jeder ſeiner Art gemäß ein gutes Auskommen. Bei einer Beſichtigung der großartigen Werftanlagen in Hamburg wird der Vater von ſeiner Beek-Krankheit geheilt. Er ſieht ein, daß es ein Unſinn iſt, ſich an Dinge zu wagen, die man nicht verſteht. Flott geſchrieben. Vom 13. Jahre an geeignet. Die Antialkoholtendenz wird geſtreift.

Martha Schwenke (Charlottenburg).

Berger, A.: Das Blockhaus am Chandlarſee. Ein Abenteurerbuch. Mit 19 Zeichnungen von F. Koch-Gotha. 3. Aufl. Leipzig: Voigtländer 1922. 247 S.

— Jochen Peterſens Abenteuer in Indien und Sumatra. Mit 39 Zeichnungen von F. Koch-Gotha. 2. Aufl. Ebenda. 294 S.

Im Blockhaus am Chandlarſee im hohen Norden Amerikas iſt eine Reihe von Trappern, Reiſenden und Abenteurern eingeſchneit. Sie vertreiben ſich die Zeit, indem ſie ſich Abenteuer aus aller Welt erzählen, von Jagden, Reiſen, Seefahrt, von fremden Völkern und wilden Tieren. Meiſt ſollen nach Angabe des Verfaſſers wahre Begebenheiten zu Grunde liegen. Mag das auch nicht immer ganz ſtimmen, ſo halten ſich die Erlebniſſe doch meiſt im Rahmen des möglichen, ſind lebendig und unterhaltſam erzählt, ſodaß das Buch, das auch manches wiſſenswerte mitteilt, für Jungen vom zwölften Jahr an empfohlen werden kann. — Dagegen muß von der Anſchaffung des anderen Bandes von Berger abgeraten werden. Dieſe Fortſetzung der Erlebniſſe des „Jochen Peterſen in Afrika“ iſt offenbar beſtellte Arbeit, ſie iſt trocken und langweilig, phantaſielos und kaum ſpannend. Außerdem ſtört ein unaufhörlicher aufdringlicher Preis des Deutſchtums einerſeits und ein ebenſo unaufhörliches unerträgliches Schimpfen auf alles Engliſche in der Welt andererſeits. Mag man auch beſonders den Kolonialdeutſchen eine leidenſchaftliche Abneigung gegen engliſches Weſen nach den Erlebniſſen der letzten Jahre zugute halten, ſo erſcheint es doch ſehr überflüſſig, daß ſchon die Jugend in dieſe politiſchen Fragen hineingezerrt wird, noch ehe ſie die Möglichkeit hat, ſich ein eigenes Urteil zu bilden.

H. J. Homann.

Berlin, Christian: Zehn Jahre heimatlos. Nach einer alten Handschrift. Mit Zeichnungen von Fritz Schiementz (Flemmings Bücher für jung und alt. Hrg. von Börries, Frh. von Münchhausen. Gr. Reihe Bd 9). Berlin: Flemming & Wiskott 1923. 151 S. Hlw. 2,50.

Die hier vorliegende Bearbeitung einer Familienchronik des 18. Jahrhunderts erzählt von den abenteuerlichen Schicksalen des Lehnschulzen-Sohnes Christian Berlin aus der Altmark. Wegen seiner Liebe zu einer armen Lehrerstochter wird er heimatlos. Er läßt sich vom Zufall treiben, will zuerst nach Amerika, kehrt wieder um, lebt jahrelang als Knecht in der Mark und gerät dann schließlich unter die Soldaten. Er kämpft unter den Fahnen Friedrichs des Großen im 1. und 2. Schlesischen Krieg. In der Schlacht bei Kunersdorf wird er verwundet und von Bauersleuten wieder gesund gepflegt. Er trifft mancherlei Mädchen, die ihm wohl gefallen und die ihn gern heiraten möchten, wagt sich aber nicht zu binden, weil er nicht weiß, ob seine Jugendliebe noch auf ihn wartet. Als er dann nach 10 Jahren in die Heimat zurückkommt, wird alles gut und er heiratet seine Ilse. — Von einer erfundenen Entwicklungsgeschichte verlangt man heute eine bessere psychologische Durcharbeitung. Da es sich hier aber um die Bearbeitung einer alten Handschrift handelt, konnte natürlich nur das wiedergegeben werden, was der Chronist selbst empfunden hat. Aus dieser Einstellung heraus kann das Buch seiner bunten Handlung wegen unbedenklich größeren Büchereien empfohlen werden. Vom 13. Jahre an geeignet.

Martha Schwenke (Charlottenburg).

Biedenkapp, Georg: Anakatula der Sonnensucher. Von der Elbe bis zum Euphrat vor 4000 Jahren. Mit Bildern von R. Trache. Reutlingen: Enßlin & Laiblin. 93 S.

Biedenkapp bietet mit diesem Buche der Jugend einen Stoff, der ihr anstelle von phantastischen Märchengeschichten in leicht faßlicher Einkleidung vielerlei Wissenswertes aus der Urzeit vermitteln soll. Anakatula, einen Jüngling, der 2000 Jahre vor Christi Geburt in Deutschland lebte, treibt moderner Wissensdrang in die Ferne. Auf seinem Zuge durch Urwald und Siedlung, seiner Fahrt auf der Donau und seinem Aufenthalt in Babylon erlebt er gar vielerlei, das mit einem Mangel an Phantasie erzählt wird, der bei Biedenkapp nicht in Erstaunen setzt. Mühsam windet man sich durch alle Erlebnisse und Erkenntnisse hindurch, und selbst den bibliothekarisch Interessierten vermag die Bibliothek des Hammurabi — bei dem der Sonnensucher landet — nicht zu fesseln. Das auch stilistisch wenig gute Buch werden Erwachsene wie Kinder ablehnen.

Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Boljahn, Oskar: Gottesgericht. Eine Orkannacht. Zwei Seemannsgeschichten. (Flemmings Bücher für jung und alt. Kl. Reihe Bd 15.) Berlin: Flemming & Wiskott. 76 S. Kart. —,85.

Die erste Geschichte schildert in naiver Schwarzweißmalerei eine von alttestamentlicher Vergeltungsfreude erfüllte Abrechnung zwischen zwei feindlichen Stiefbrüdern. Bei der zweiten sagt der Titel alles. Beides Belanglosigkeiten.

Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Dreyer, Max: Die Sturmfahne mit dem Greif. (Flemming Bücher für jung und alt. Gr. Reihe Bd 14.) Berlin: Flemming & Wiskott 1924. 152 S. Lw. 2,50.

„. . . . . oder, Deutsche Treue, welche Tücke.“ In diesem Geist wird hier von den Ereignissen der Jahre 1812/13 und ihren Auswirkungen in einer deutschen Hafenstadt erzählt. Wir sollten heute, da für die Beziehungen der Völker zueinander ganz andere Ziele aufgesteckt sind, in unseren Büchereien weniger Platz für derartige Bücher haben denn je.

Therese Krimmer (Berlin).

Ernst, Paul: Lange Rübe und Genossen. (Flemmings Bücher für jung und alt. Gr. Reihe Bd 3.) Berlin: Flemming & Wiskott. 152 S. Hlw. 2,50.

Eine Auswahl aus den italienischen Spitzbubengeschichten. Inhaltlich nur bedingt für Jugendliche geeignet. Die kleinen Geschichten sind stilistisch von großer Schönheit und Kraft und weisen auf die Schule bester italienischer Novellistik. Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Ferdinands, Karl: Die drei Treuen auf Kaltenborn. Bilder von A. Rohloff und G. Scheffler. (Flemmings Bücher für jung und alt. Kl. Reihe Bd 9.) Berlin: Flemming & Wiskott 1923. Kart. 0,85.

Eine von ihrem willensschwachen Vater verlassene junge Adlige bleibt in den bösen Zeitläuften nach der französischen Revolution durch glückliche Zufälle unangefochten auf ihrem väterlichen Besitztum in der Vordereifel und wächst in der Obhut zweier treuer alter Hausgeister zu einem tüchtigen arbeitsfreudigen und vorurteilsfreien Menschen heran. Wenn die Liebesgeschichte fortgeblieben oder lediglich der späteren Heirat Erwähnung getan worden wäre, hätte die Erzählung dadurch nur gewonnen. So ist lediglich eine sentimentale Note in die Geschichte gekommen, die zu dem übrigen Stil nicht paßt. Trotzdem kann sie zur Anschaffung empfohlen werden. Die Bilder sind zum großen Teil gut. Vom 14. Jahre an. Elisabeth Wernecke (Berlin).

Friedrich, Ernst: Proletarischer Kindergarten. Ein Märchen- und Lesebuch für Groß und Klein. Umschlagzeichnung von Käthe Kollwitz, Bilder von Karl Holtz, Otto Nagel u. a. Berlin: Buchverlag der Arbeiter-Kunst-Ausstellung 1921. 231 S.

Proletarischer Kindergarten — „wandelt darinnen, wenn ihr einmal ausspannen wollt, wenn ihr Erquickung sucht in diesem Hasten und Jagen" — so ruft Ernst Friedrich, der ihn hergerichtet hat. Es ist wenig Erquickung und wenig Ruhe zu finden in diesem Garten, denn alles, was hier zusammengetragen ist, predigt Haß und Kampf. Vom Haß geschärfte Augen haben gute Rufer zum Kampf gefunden (fast alle Beiträge sind literarisch wertvoll), aber vom Haß betörte Ohren wollen den falschen Ton nicht hören, der im Kampfruf mitschwingt. „Rein in Worten und Taten" — dies Buch ist es so wenig wie die Tendenzschriften der anderen Seite. Mögen die politischen Parteien — wenn sie es verantworten können — schon die Kinder durch Hetzschriften vergiften. Uns schweben andere Ziele der Menschenbildung vor.

Therese Krimmer (Berlin).

Gabelentz, Georg von der: Das Geheimnisvolle. Mit Zeichnungen von Fritz Schiementz. (Flemmings Bücher für jung und alt. Gr. Reihe, Bd 8.) Berlin: Flemming & Wiskott 1923. 156 S. Lw. 2,50.

Wieweit die Ausgrabung jenes ägyptischen Königs, um den sich ja bereits ähnliche Legenden gebildet haben, an dem Unfug dieses Buches schuld ist, läßt sich nicht entscheiden, um so weniger, als der Verlag eine frühere Entstehung behauptet. Man mag zum Okkultismus stehen, wie man will: diese Art, ihm das Wort zu reden, ist nicht nur abgeschmackt, sondern geradezu gefährlich. — Eine durch geheime Kunst besonders gut erhaltene Mumie wird von zwei Brüdern auf ihr Schloß gebracht, wo sie alle Bewohner durch ihr geheimnisvolles Leben ängstigt, den einen der Brüder schließlich erdolcht und den andern so lange quält, bis er sie ins ägyptische Museum nach München schickt, wo sie schließlich noch mit der Königin Kleopatra identifiziert wird und alsbald in Asche zerfällt. — Es wäre leicht, an Hand des Buches dessen Unglaubwürdigkeit zu beweisen. Allein schon die Tatsache, daß die Mumie ungehindert durch geschlossene Türen, Fenster, Wände usw. zu wandern vermag, dagegen zur Kon-

trolle aufgespannte Seidenfäden zerreißt, reizt zum Lachen. So gibt es eine ganze Reihe von Widersprüchen, die das Gespenst dieser Schauergeschichte recht fadenscheinig erscheinen lassen. Daran ändern auch die philosophisch gefärbten Betrachtungen über die Beseeltheit und Lebendigkeit aller Dinge nichts. Derjenige Filmunternehmer, dem das Buch zuerst in die Finger kommt, wird sich vergnügt die Hände reiben. Bei jungen und alten Lesern, soweit sie urteilslos genug sind, würde die Erzählung, unterstützt durch die dem Wert der Geschichte durchaus angemessenen Bilder, lediglich Unheil anrichten. Daß Börries von Münchhausen seinen Namen als Herausgeber der Flemming-Bücher auch zu diesem Machwerk hergeben mag, erscheint zum mindesten verwunderlich.

Elisabeth Wernecke (Berlin).

Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von: Der abenteuerliche Simplizissimus. Ein Lebensbild aus dem Dreißigjährigen Kriege. Für die Jugend bearbeitet von Hanns Gieseler. Mit 6 farbigen und vielen schwarzen Bildern von Georg Scholz. Leipzig: Abel & Müller 1922. 215 S. Hlw. 6,50.

Die Bearbeitung ist mit großer Behutsamkeit durchgeführt: Fremdworte sind verdeutscht, Derbheiten gemildert, ungewöhnliche Redewendungen geändert und dem Verständnis junger Leser angepaßt. Im ganzen ist aber der Eindruck des Originals gewahrt und die altertümliche Ausdrucksweise nicht ganz verwischt worden. Die für eine Jugendausgabe unbedingt erforderlichen Kürzungen sind so geschickt vorgenommen, daß der unbefangene Leser die Auslassungen nicht merkt. Mehrere Kapitel sind ganz fortgefallen. Das Werk enthält eine Bearbeitung des 1.—5. Buches der Originalausgabe, also auch die Erlebnisse als Jäger von Soest und im Mummelsee; die Robisonade auf der einsamen Insel (späterer Zusatz des 6. Buches) fehlt dagegen. Die künstlerisch wertvollen Bilder bilden eine gute Verdeutlichung des Textes, doch will mir scheinen, daß die etwas karrikierende Art noch besser für den „Don Quichote" paßt, den der gleiche Künstler für denselben Verlag illustriert hat. Alles in allem: Eine sehr erfreuliche Ausgabe, die für größere Kinder und Jugendliche warm zu empfehlen ist. Martha Schwenke (Charlottenburg).

Haase, Lene: Die Helden von Maka und andere afrikanische Geschichten. (Flemmings Bücher für jung und alt. Kl. Reihe Bd 3.) Berlin: Flemming & Wiskott. 75 S. Kt. —,85.

Die sehr anschaulich erzählte Titelgeschichte vom bayrischen Feldwebel Berghofer, der zu Beginn des Weltkrieges in Kamerun auf vorgeschobenem Posten mit seinen schwarzen Soldaten dem Ansturm der Feinde trotzt und dabei fällt, ist bei weitem die beste Erzählung des Bändchens. Dann folgen Leopardengeschichten. Den Schluß bildet eine ganz belanglose, heute kaum geeignete Episode aus dem Schutztruppenleben in Friedenszeit. Möglich erst für Größere. Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Jegerlehner, Johannes: Der Nichtsnutz. Kathi und ihre Freundin. (Flemmings Bücher für jung und alt. Kl. Reihe Bd 10.) Berlin: Flemming & Wiskott 1923. 62 S. Kart. —,85.

Die beiden Erzählungen, besonders die erste, in der durch die Folgen einer boshaften Tat einem widerspenstigen Geißbock, einem nichtsnutzigen Hirtenbuben und einem nicht ganz uneigennützigen Gemeindeältesten die Seele von ihren Sünden reingefegt wird, sind so frisch und fröhlich erzählt, daß sich weder junge noch alte Leser dabei langweilen werden. Die Bilder passen sich dem Charakter der beiden einfachen Dorfgeschichten durchaus an. Vom 12. Jahre an.

Elisabeth Wernecke (Berlin).

Keller, Gottfried: Legenden, Märchen und Novellen, in Auswahl hrsg. von Friedrich Düsel. Mit Abbildungen. (Lebensbücher der Jugend Bd. 48.) Braunschweig: Westermann 1923. 220 S. Geb. 3,50.

Das etwas bängliche Gefühl, mit dem man die Auswahl Gottfried Kellers für die Jugend in die Hand nahm, verlor sich von Seite zu Seite. Der auch sonst schon als einsichtsvoller Herausgeber bekannte Fr. Düsel hat diese Perlen der Literatur: „Die Jungfrau und die Nonne“, „Dorotheas Blumenkörbchen“, „Das Tanzlegendchen“, „Spiegel das Kätzchen“, „Kleider machen Leute“, „Dietegen“ und „Das Fähnlein der sieben Aufrechten“ ohne Kürzungen gebracht, und gegen diese Zusammenstellung ist nichts einzuwenden. Das Buch ist hübsch ausgestattet, die eingefügten Abbildungen werden die Kinder nicht stören. Jüngeren als 15jährigen gibt man Keller besser nicht, weil man es bedauern müßte, wenn jugendliche Leser nicht recht viele Feinheiten des Dichters aufnehmen könnten. Für Eltern, die ihre Kinder gern früh mit den Großen der Literatur bekannt machen wollen, ist dies „Lebensbuch“ eine willkommene Weihnachtsgabe. Anna Reicke (Charlottenburg).

Lennemann, Wilhelm: Auge um Auge, Zahn um Zahn. (Flemmings Bücher für jung und alt. Gr. Reihe Bd 13.) Berlin: Flemming & Wiskott. 115 S. Lw. 2,50.

Lebensgeschichte eines niedersächsischen Försters, der, ans alte Testament sich klammernd, das Recht zur Rache an dem Mörder seines Kindes zu haben glaubt und darnach handelt, dann aber durch die innere Stimme zur Heilswahrheit der versöhnlichen Liebe bekehrt wird. Die nicht ohne Spannung erzählte Geschichte hat keine dichterischen Qualitäten aufzuweisen, besitzt aber ihres ethischen Gehaltes wegen einige Vorzüge und kann Jugendlichen vom 14. Jahre an gegeben werden. Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Lennemann, Wilhelm: Das Geheimnis der alten Bibel. (Flemmings Bücher für jung und alt. Kl. Reihe Bd. 11.) Berlin: Flemming & Wiskott 1923. 82 S. Kart. —,85.

Eine etwas abenteuerliche Geschichte, in der eine alte Hausbibel zwei durch anderthalb Jahrhunderte getrennte verwandte Familien wieder zusammenführt. An Spannung fehlt es nicht, da sich die Ereignisse fast überstürzen, ohne unglaubwürdig zu wirken. Das Bändchen wird seines fesselnden Inhalts und seiner lebhaften Schilderung wegen gern gelesen werden. Vielleicht liegt in der Darstellung soviel tatkräftigen Familiensinnes sogar ein bescheidener erzieherischer Wert verborgen. Die Bilder sind leider schlecht. Vom 12. Jahre an.
Elisabeth Wernecke (Berlin).

Miethe, Käthe: Die Smaragde des Pharao. Eine Abenteuerfahrt vom Nil zum Roten Meer. Mit 8 Dreifarbenbildern nach photographischen Naturaufnahmen. Berlin: D. Reimer 1923. 163 S. Hlw. 3,—.

Zu Beginn des Buches taucht der Morgenländer Hassan Abdallah plötzlich nach abenteuerlicher Reise in einer kleinen Harzstadt auf, um seinem ehemaligen Herren, einem Altertumsforscher, seinen geheimnisvollen Fund in Gestalt eines seltsam geschmückten kostbaren Kästchens zu überreichen, den der begeisterte Forscher als ein echtes Kleinod aus dem Besitze Ramses II. erkennt. Das erweckt in uns leicht Erinnerungen an die Jugendlektüre Karl Mays. Auch dort erscheinen orientalische Gestalten plötzlich und unvermittelt wie in einer Fata Morgana, und des Verfassers ungezügelte Phantasie wirbelt sie umher, unbekümmert darum, ob die Grenze des Wahrscheinlichen und psychologisch Möglichen überschritten wird. Zur Ehre dieses Buches sei aber gesagt, daß das Abenteuerliche seines Inhalts durch die wissenschaftliche Grundlage der Erzählung

gemildert wird. Eine Übersichtskarte von Oberägypten und verschiedene schöne Bilder nach photographischen Naturaufnahmen veranschaulichen den beschwerlichen und interessanten Reiseweg der Karawane, die den Forscher und seinen Sohn begleitet, als er, angeregt durch Hassans geheimnisvollen Fund, auszieht, um die Smaragde des Pharao zu suchen. Die frische und anschauliche Art, mit der die Geschichte erzählt wird, und die spannenden Reiseerlebnisse, bei deren Schilderung alles Ermüdende und Weitschweifige vermieden ist, lassen das Buch für reifere Knaben und Jugendliche empfehlenswert erscheinen.

Inga Grussendorf (Berlin).

Niese, Charlotte: Der feine Hansjakob. Karrel und sein Freund. Der Teepott. Zeichnungen von Franz Schiementz. (Flemmings Bücher für jung und alt. Kl. Reihe Bd. 13.) Berlin: Flemming & Wiskott. Kart. —,85.

Von den drei Erzählungen, die dem Novellenband „Allerlei Sommergäste" entnommen sind, ist die mittelste, „Karrel und sein Freund", mit ihrer Darstellung stillen unbewußten Heldentums in der Gestalt eines einfachen kleinen Handelsbeflissenen als Jugendlektüre die wesentlichste. Die beiden andern sind mit wirklichem Humor gesegnet, der „Teepott", der gar kein Teepott war, sondern ein recht schlaues, wenn auch bärbeißiges Hundevieh, in derberem Ton als die erste, welche an jugendliche Leser schon einige Ansprüche stellt, sowohl durch die Mundart wie auch durch die kleine liebevolle Predigt, die sich hinter den Worten der Male Sievers verbirgt und die wohl noch nicht jeder junge Leser zu hören vermag. Die Bilder von F. Schiementz leiden wieder an dem alten Fehler, häufig auch da komisch zu wirken, wo sie es nicht sollen. Das Bändchen bedeutet mit seinem nicht auf Moral eingestellten und doch erzieherisch wirkenden Inhalt durchaus eine Bereicherung der Jugendbücherei. Vom 14. Jahre an. Elisabeth Wernecke (Berlin).

Poeck, Wilhelm: Heino der Klabautermann. Eine Schiffsjungengeschichte. Berlin: Scherl. 161 S.

Etwas hat Poeck vor den meisten Jugendschriftstellern voraus: er versteht zu erzählen und zu fesseln. Wenn nur seine Mittel nicht gar so dürftig wären. Daß Heino, der Held der Geschichte, nicht heute lebt, sondern zur Zeit des Hamburger Admirals Karpfanger, der sein Vormund ist, setzt in Erstaunen. Gar zu sehr ähnelt er einem Hamburger Jungen von heute in seinem ganzen Gehabe. Oder sind Jungen aller Zeiten einander so ähnlich? Erstaunlich aber ist, was der Heino auf seinen Reisen alles erlebt und wie viel ihm und dem Leser dabei aus Welt und Geschichte beigebracht wird. Dabei ist manche Episode hübsch erzählt. Die Handlung selbst verliert sich in plattester Abenteuerromantik und der Humor in dürftigster Situationskomik. Eins aber ist sicher: den Jungens wird das Buch gefallen. Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Renker, Gustav: Die Hospizwirtin. Zeichnungen von O. Lüssi. (Flemmings Bücher für jung und alt. Gr. Reihe Bd 15.) Berlin: Flemming & Wiskott 1924. 149 S. Lw. 2,50.

Die Lebensgeschichte eines Mädchens, das als Kind neben seiner toten Mutter von einem Hospizknecht im Schneesturm gefunden wird, später selbst als Wirtin das Hospiz tatkräftig in die Höhe bringt und ihr Lebenswerk nach manchen schweren Enttäuschungen durch An- und Aufnahme einer Schar von Kriegshungerkindern krönt, wird sehr flott, wenn auch mit gelegentlichen romanhaften Entgleisungen, erzählt. Die Sprache ist ungesucht, läßt manchmal sogar Land und Leute — die Erzählung spielt an der schweizerisch-italienischen Grenze — recht lebendig vor dem Leser erstehen. Nach künstlerischen Werten darf man natürlich nicht suchen. Alles in allem: ein ganz gutes Durchschnittsbuch, das für Jugendliche von 15—16 Jahren, besonders Mädchen, brauchbar sein dürfte. Elisabeth Wernecke (Berlin).

Renker, Gustav: Die Kinder vom Rosengarten. Eine Erzählung aus Bern. (Flemmings Bücher für jung und alt. Gr. Reihe Bd 10.) Berlin: Flemming & Wiskott 1924. 131 S. Lw. 2,50.

Diese reichlich sentimentale Erzählung, die nur durch das Landschaftliche eine ganz kleine besondere Note erhält, ist vielleicht noch eben für die „reifere weibliche Jugend" brauchbar. Es ist die Geschichte von drei Kindern der Stadt Bern, zwei Knaben und einem Mädchen, die in gemeinsamen Spielen im Rosengarten-Friedhof sich finden, im wesentlichen die Geschichte des Mädchens, das seine Neigung zuerst dem schwungvolleren aber unbeständigen Jugendgefährten zuwendet, das dann aber, als es den Jugendgeliebten an die Fremde verloren hat, nach mancherlei Kämpfen ein endliches Glück an der Seite des andern, ihr an Ernst der Lebensführung und zäher Beharrlichkeit ähnlichen Freundes findet. — Recht lebendiger Bildschmuck. Therese Krimmer (Berlin).

Raff, Helene: Der Findling vom Arlberg. Zeichnungen von Fritz Schiementz. (Flemmings Bücher für jung und alt. Gr. Reihe Bd 11.) Berlin: Flemming & Wiskott 1924. 168 S. Lw. 2 50.

Die Schicksale eines Mannes, der sich schon in frühester Jugend dem Plan der Erbauung eines Schutzhauses auf einsamer Paßhöhe widmet und sein ganzes arbeits- und entsagungsreiches Leben in den Dienst im Schneesturm irrender und verunglückter Wanderer stellt, ziehen in etwas abenteuerlicher Buntheit am Leser vorüber. Die Fülle der wunderbaren Begegnungen macht die ganze Erzählung, die in Vorarlberg im 14. Jahrhundert spielt, recht unwahrscheinlich. Man bedauert, daß der Faden dieses bewunderungswürdigen Lebenslaufes nicht in ruhigerer Weise abgewickelt worden ist. Da überdies die Sprache nicht einwandfrei ist, so sind die erzieherischen Werte, die das Buch bei einer weniger ungezügelten Behandlung des Stoffes haben könnte, von vornherein verkümmert. An den Bildern hat F. Schiementz bewiesen, daß seine Menschen, selbst wenn er sie nicht in grotesker Weise darstellen will, doch meist als Karikaturen wirken, während er die Landschaft mit wenigen Strichen und Punkten ganz glaubwürdig hinzubannen versteht. — Von der Anschaffung des Buches, besonders für Jugendbüchereien, ist abzuraten.

Elisabeth Wernecke (Berlin).

Rosen, Renate von: Wenn Kinder auf's Land kommen. Eine lustige Erzählung für die Jugend. Riga & Leipzig: Kymmel 1922. 191 S.

Die Erlebnisse von Großstadtkindern, die aufs Land kommen, hätten wirklich eine lustige Erzählung abgeben können. Wenn Frau Regierungsrat Baumann „müde von dem beständigen Trubel und den vielen Bekannten" mit ihren drei Kindern und Bedienung aus ihrem Hause im älteren Westen Berlins weder an die See noch ins Gebirge reist, sondern auf das Gut der Frau von Walburg — dann kommt nur eine zwar höchst feudale, aber stilistisch mangelhafte und trotz Beinbruch und Überschwemmung nicht einmal sehr kurzweilige Geschichte heraus, die überdies ein völlig verzerrtes Lebensbild gibt. Hauptsächlich wegen dieser zutiefst unsozialen Einstellung abzulehnen. Therese Krimmer (Berlin).

Schultz, J. W.: Natahki und ich. Die Geschichte einer roten Frau und eines weißen Mannes in den Zelten der Schwarzfußindianer. Zeichnungen von Frederick Weygold. Berlin: Wertbuchhandel 1922. 187 S.

Das Buch erzählt von den glücklichen Jahren, die ein Nordamerikaner bei den Schwarzfußindianern, einem in Montana beheimateten Stamm, um 1860—1870 zubrachte. Abweichend von der hochtrabenden Sprache der früheren Indianerliteratur überrascht die Geschichte durch eine wohltuende Sachlichkeit in der Schilderung indianischer Lebensformen und Stammeseigentümlichkeiten.

Wie fast in allen Schriften über indianische Kultur kehrt auch hier die beschämende Anklage gegen die Weißen wieder, die mit kalter Grausamkeit entweder aus blinder Rachsucht ganze Scharen von friedenswilligen Männern, Frauen und Kindern hinmordeten oder sie aus reiner Gewinnsucht verhungern ließen und damit den unaufhaltsamen Untergang jenes Naturvolkes beschleunigten. Die Geschichte, die wahrscheinlich aus tagebuchartigen Aufzeichnungen entstanden ist, beleuchtet am besten in kleinen dem alltäglichen Leben entnommenen Episoden die guten und liebenswerten Seiten dieser Menschen. Auch ist es dem Verfasser gut gelungen, die landschaftliche Eigenart seiner zweiten Heimat anschaulich und reizvoll zu schildern. — Wenn das Buch auch im allgemeinen reifere Leser als solche von 12—14 Jahren verlangt, so wird doch seine in ihrer Einfachheit um so eindringlichere Sprache ihren Eindruck auf die Menschlichkeits- und besonders Gerechtigkeitsgefühle manches nachdenklichen Jungen nicht verfehlen. Bei den geschickt den Text begleitenden kleinen Federzeichnungen bedauert man nur, daß der Illustrator es hat bei den Schwarzweißbildern bewenden lassen. Am Schluß ist noch ein kleiner ethnographischer Anhang über die Schwarzfußindianer beigefügt. Elisabeth Wernecke (Berlin).

Thompson, Ernest Seton: Jan und Sam im Walde. Was zwei kleine Wilde als Indianer im Walde erlebten. Mit 8 Vollbildern und zahlreichen Abb. im Text. 5. Aufl. Stuttgart: Franckh 1924. 271 S. Hlw. 4,80.

Eine Fortsetzung der im ersten Heft dieses Jahrganges, S. 68, angezeigten Buches „Zwei kleine Wilde" und, was gewiß selten ist, eine Fortsetzung, die besser ist als der Anfang. Die beiden Freunde, die dort sozusagen in die Anfangsgründe des Indianerlebens eingeweiht wurden, wohnen jetzt ein paar Monate ganz allein in ihrem Zelt im Walde und erleben viele kleine und große Freuden und Abenteuer. Diese Erzählung ist viel kindertümlicher, anschaulicher und lebendiger als die erste, zeigt eine gut entwickelte fortlaufende Handlung und gibt den Kindern viel Anregung. Vom zwölften Jahr an, gelegentlich auch schon früher verwendbar. H. J. Homann.

4. Belehrende Schriften.

Berger, Arthur: Auf den Inseln des ewigen Frühlings. (Reisen und Abenteuer. Bd 27.) Leipzig: Brockhaus 1924. 158 S. Pp. 2,50, Lw. 3,20.

Ein Aufenthalt auf den Hawai-Inseln im Winter 1902/03 hat den Stoff zu diesem Buch gegeben — viel Stoff, der leider nicht mit weiser Beschränkung geformt ist, sondern verzettelt zu einer Reihe von Bildern aus dem Leben der Eingeborenen und den weißen Kolonisatoren, zu kulturgeschichtlichen Plaudereien und Landschaftsschilderungen, Erzählungen von Seefahrten und Vulkanbesteigungen und — last not least — einer recht ausführlichen Geschichte des Südseefürsten Kamehamela I., des „Napoleon des Stillen Ozeans" und seiner Erobererszüge. Auch stilistisch nicht einwandfrei, gehört das Buch sicher zu den schwächsten der Sammlung, wird aber von größeren Jungen wegen seiner Kurzweiligkeit gern gelesen werden. Therese Krimmer (Berlin).

Diaz del Castillo: Hernando Cortes. Die Eroberung von Mexiko. Nach dem Bericht des Diaz del Castillo bearb. von Dr. H. G. Bonte. (Alte Reisen und Abenteuer Bd 9). Leipzig: Brockhaus 1924. 158 S. Pp. 2,50, Lw. 3,20.

Über die Ergebnisse seiner Forschungs- und Eroberungszüge hat Cortes selbst ausführlichen Bericht an den Kaiser nach Spanien geschickt. Dieser Bericht gibt ein glänzendes Bild der mexikanischen Landeskultur, ist aber naturgemäß für seine Person möglichst günstig gefärbt. In den Jugendbüchereien ist dieser

Bericht in der Bearbeitung von Schneider: „Im Lande der Azteken“ bekannt und beliebt. Daneben kann das Buch des Diaz gut bestehen. Ein einfacher Soldat hat 1568 diesen „wahrhaftigen Bericht von der Eroberung Neu-Spaniens“ geschrieben, der hier in verkürzter Bearbeitung wiedergegeben wird. Auf Cortes' Zügen gibts keinen Kampf und keine Gefahr, bei der Diaz nicht dabei wäre, und so machen seine Schilderungen den Eindruck unbekümmerter Ursprünglichkeit und übertreffen an Farbe und Frische der Darstellung die Berichte der anderen Augenzeugen. Gerade diese Eigenschaften machen das Buch als Jugendbuch wertvoll. Die Abbildungen, meist nach Stichen des 17. Jahrhunderts, unterstützen die Anschaulichkeit des Berichtes. Vom 12. Jahre an geeignet.

Martha Schwenke (Charlottenburg).

Drake, Francis: Als Freibeuter in Spanisch-Amerika. Bearb. von Dr. Hans Damm. (Alte Reisen und Abenteuer Bd 10.) Leipzig: Brockhaus 1924. 158 S. Pp. 2,50, Lw. 3,20.

Drakes eigene Berichte sind verloren gegangen, es sind aber mehrere Schilderungen von Mitreisenden erhalten, die von der Hakluyt Society in London herausgegeben und hier in gekürzter Übersetzung wiedergegeben sind. Das Buch enthält: 1. Drakes Reise nach Guinea und Westindien, 1567—1569. (Nach Aufzeichnungen von John Hawkins.) 2. Francis Drakes Reise um die Welt. (Nach Aufzeichnungen des Kaplans Fletcher.) 3. Die letzte Reise von Francis Drake Anno 1595. (Nach einer Handschrift des Thomas Maynarde.) 4. Die Aussagen des Piloten Nuño da Silva vor dem Inquisitionsgericht in Mexiko. Drake, der erste englische Weltumsegler, war einer der größten Admirale und Kolonisatoren Englands, ein Todfeind Spaniens. „Er hat aber nicht nur die Rolle eines Seemanns, sondern auch die eines Piraten mit Erfolg gespielt.“ Kämpfe mit den Eingeborenen und mit den Spaniern, Sklavenhandel, Beutezüge, Seeabenteuer bilden den Inhalt der fast nur die Ereignisse hintereinander aufzählenden Berichte. Eine Ausnahme machen die Aufzeichnungen des Kaplan Fletcher, die uns ein außerordentlich anschauliches Bild der Sitten und Gebräuche der fremden Länder geben. Da dieser Bericht fast die Hälfte des Buches einnimmt, unter den Jugendbüchern aber ein empfindlicher Mangel an guten billigen Reisebeschreibungen herrscht, so kann man größeren Büchereien unbedenklich zur Anschaffung des Buches raten. Beigegeben sind Übersichtskarten, zahlreiche Abbildungen nach Stichen des 16. und 17. Jahrhunderts und nach Gegenständen aus dem Museum für Völkerkunde in Leipzig. Vom 13. Jahr an geeignet.

Martha Schwenke (Charlottenburg).

Egede, Hans: Die Erforschung von Grönland. Bearb. von M. Heydrich. (Alte Reisen und Abenteuer Bd 8.) Leipzig: Brockhaus 1923. 158 S. Pp. 2,50, Lw. 3,20.

Das Buch enthält: 1. Tagebuch Hans Egedes: Ausführliche und wahrhaftige Nachricht vom Anfang und Fortgang der Grönländischen Mission. 2. Beschreibung und Naturgeschichte von Grönland. Von Hans Egede. 3. Tagebuch Paul Egedes: Nachrichten von Grönland. — Der Däne Hans Pavelsen Egede übersiedelte 1721 nach Grönland, wo er 15 Jahre als Missionar wirkte. Von seinen Mühen und Sorgen berichten diese Blätter, daneben geben sie aber auch ausführlich Bericht über die Beschaffenheit des Landes und die Gebräuche und Lebensgewohnheiten der Bewohner. Da diese alte Eskimo-Kultur inzwischen ganz verschwunden, oder zum mindesten durch die Einführung des Christentums und die Berührung mit den Weißen stark beeinflußt ist, so hat die Schilderung von Hans Egede für die Erforschung und Geschichte der Eskimos unvergänglichen Wert. Die „Nachrichten von Grönland“ aus dem Tagebuch von Paul Egede, der 1736 der Nachfolger seines Vaters wurde, ergänzen die Berichte seines Vorgängers. Leicht verständlich geschrieben. Die Bilder sind meist von der Ausgabe von 1763 mit übernommen oder nach Stichen der Zeit wiedergegeben. Vom 12. Jahre an geeignet. Auch für Erwachsene.

Martha Schwenke (Charlottenburg).

Feldhaus, Franz M.: Luftfahrten einst und jetzt. 2. verb. Aufl. Mit 39 Abb. (Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften, Bd 28.) Neufinkenkrug: H. Paetel 1923. 125 S.

Der Verfasser hat sein 1908 in 1. Auflage erschienenes Werk vollkommen umgearbeitet, neu zusammengefaßt und die Erfindungen und Erfahrungen der Kriegs- und Nachkriegsjahre genügend berücksichtigt. Schon die ältere Auflage las sich durch die starke Anhäufung von Tatsachen nicht ganz leicht. Jetzt ist bei einem Zusammenstreichen von 162 auf 125 Seiten des erweiterten Stoffes eine noch kargere Darstellung notwendig geworden, und der jugendliche Leser wird nicht geringe Anstrengungen aufzubringen haben, um die Fülle des Gebotenen bewältigen zu können. Die Bilder sind gut gewählt und anschaulich. Geeignet für ältere Kinder und Jugendliche. Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Friis, Achton: Im Grönlandeis mit Mylius-Erichsen. Mit 8 Bildern und einer Tafel. (Wissenschaftliche Volksbücher für Schule und Haus Bd 29.) Braunschweig: Westermann 1924. 123 S.

Bei dem vorliegenden Buch darf man hoffen, daß die Jungen es — im Gegensatz zu vielen andern Reisebeschreibungen für die Jugend — bis zur letzten Seite mit der gleichen Freude und inneren Anteilnahme lesen werden. Trotz der Erwähnung mancher Grausamkeit, welche die Not um das eigene Leben die Grönlandfahrer gelegentlich gegen Tiere begehen läßt, liegt über diesem Bericht von den unter furchtbaren Entbehrungen und Anstrengungen gemachten Entdeckungen ein schöner Schimmer von Menschlichkeit. Man spürt, wie der Schreiber dieses Tagebuches, der die dänische Expedition 1906—1908 als Zeichner begleitete, alles was er schildert, sei es Mensch, Tier oder Pflanze, mit gleicher Liebe und Ehrfurcht vor allem Lebendigen umfaßt hat. Die Arbeitsfreudigkeit und Selbstlosigkeit, mit der diese Männer als Forscher zwei Jahre lang ihr Leben, ohne die Gewähr einer sicheren Rückkehr, aufs Spiel setzten, wird auch auf die heutige gegen vieles abgestumpfte Jugend ihren Eindruck nicht verfehlen. Vom 12. Jahre an. Elisabeth Wernecke (Berlin).

Hedin, Sven: An der Schwelle Innerasiens. (Reisen und Abenteuer Bd 23.) Leipzig: Brockhaus 1923. 159 S. Pp. 2,50, Lw. 3,20.

Es kann nicht geleugnet werden: zu den fesselndsten Büchern Hedins gehört das vorliegende nicht. Dieser Geschichte einer Reise von Buchara nach Kaschgar und zurück fehlt durchaus die farbige Abenteuerlichkeit, die den Hedinschen Werken sonst eignet. Das Hauptgewicht ist auf die Schilderung der Landschaft und der Sitten und Gebräuche der mehr oder weniger nomadenhaften Bevölkerung gelegt, und von manch interessanter Einzelheit wird dabei erzählt. Doch verhindert gerade diese Häufung von Einzelheiten, Einzelnamen, Einzelbildern, daß ein geschlossenes Ganzes zustandekommt, ein rundes Bild dieses merkwürdigen Stückes Erde, da das östlichste Rußland und das westlichste China, letzte Ausläufer Europas und des rätselhaftesten Orients sich begegnen.
Therese Krimmer (Berlin).

Lebensbilder aus deutscher Vergangenheit. Hrsg. von Börries, Freiherrn von Münchhausen. Berlin: Flemming & Wiskott. 1923—1924.

Landau, Paul: Daniel Chodowiecki. Ein kulturgeschichtliches Lebensbild. 143 S. Geb. 1,75.

Gleichen-Rußwurm, Alexander v.: Schiller in Mannheim. Eine Novelle. 131 S. Geb. 1,75.

Elster, Hanns Martin: Moritz von Schwind. Sein Leben und Schaffen. Mit 16 Abb. 161 S. Hlw. 2,50.

Voß, Ernst: Lebenserinnerungen und Lebensarbeit des Mitbegründers der Schiffswerft von Blohm & Voß. Hrsg. von Georg Asmussen. 112 S. Hlw. 2,10.

Die Absicht von Herausgeber und Verlag, unserer Jugend das Leben großer Männer durch spannende Erzählungen nahe zu bringen, ist dankenswert, zumal sich hier anerkannte Schriftsteller zur Verfügung stellten. Nicht immer wird das Vorhaben so gut ausfallen, wie in der zuerst genannten Biographie. Paul Landau gelingt es, ein prächtiges Bild von dem warmherzigen Menschen und fleißig schaffenden Künstler Daniel Chodowiecki zu geben. Mag er ihn als Radierer, Maler, Illustrator, als Sohn und Familienvater, als Mitglied der französischen Kolonie, als Freund berühmter Zeitgenossen, als Reiter auf seinen Verwandten- und Geschäftsreisen schildern — überall empfängt man nicht nur einen nachhaltigen Eindruck dieses Vertreters gut bürgerlicher deutscher Kunst, sondern erhält zugleich ein vortreffliches Zeitgemälde des 18. Jahrhunderts. Vielleicht würden einige Proben Chodowieckischer Kunst das Interesse jugendlicher Leser noch steigern.

Gleichen-Rußwurm nennt den Abschnitt aus Schillers Leben, der ihn aus der idyllischen Träumerei bei Frau von Wolzogen in Bauerbach nach dem unruhigen Mannheim führt „Novelle“. Tatsächlich versteht der Verfasser es, Schillers Kampf mit den Anfeindungen des Theatervolks, vor denen ihn der zwar wohlwollende aber doch nicht großzügig denkende Freiherr von Dalberg ebenso wenig wie vor der Verwicklung in Schulden schützen kann, packend und spannend zu schildern. Auch die Charakterisierung der beiden weiblichen Gestalten, Charlotte von Kalb und Margarete Schwan, zwischen denen Schiller schwankt, ist gut gelungen.

Schwerer stellt sich die Aufgabe für H. M. Elster, junge Leser mit Moritz von Schwinds Leben und Schaffen zu fesseln. Die Jugend im Wien der Biedermeierzeit, die Wanderjahre, die ihn von München nach Italien, Karlsruhe, Frankfurt a. M. führen, schließlich seine Meisterschaft in München werden zugleich mit der Entstehung und Beschreibung seiner Arbeiten dargestellt. Die Wiedergabe einiger seiner Bilder wird zum Verständnis für diesen deutschesten unserer Maler beitragen, der sich immer von neuem mit glücklichem Gelingen in unsere Märchen- und Sagenwelt zu versenken und danach zu schaffen wußte. Doch hätte man gern noch einige Abbildungen der beschriebenen Werke, wie „Ritter Kurts Brautfahrt“ und die „schöne Melusine“ dabei. Aus Mörikes Geschichte von der schönen „Lau“ hat der Druckfehlerteufel eine schöne „Frau“ gemacht.

Von dem Herausgeber G. Asmussen gebeten, hat Ernst Voß seine Erinnerungen niedergeschrieben, und aus diesen Aufzeichnungen hat Asmussen mit geschickter Hand das für weite Kreise Interessante entnommen und zur Vollendung eines abgeschlossenen Bildes das Notwendige ergänzt. Als Sohn eines holsteinischen Dorfschmieds geboren, kommt Ernst Voß mit 15 Jahren als Lehrling in eine Maschinenfabrik. Mit Spannung verfolgt man die fünfjährige schwere Lehrzeit des jungen Menschen, der sich durch Privatunterricht eifrig fortbildet, früh mit selbständigen Konstruktionen beginnt und es erreicht, auf Grund seiner außergewöhnlichen Begabung die Kunst- und Gewerbeschule Erfurt und das Polytechnikum Zürich zu besuchen. Es folgen dann Jahre der praktischen Arbeit als Zeichner, Konstrukteur und Ingenieur in England, Schottland, Holland, zuletzt in Hamburg, wo er 1876 mit dem Ingenieur Hermann Blohm befreundet wird. Bald kommt es zum Zusammenschluß beider zur Begründung einer Werft in Hamburg, die in wenigen Jahrzehnten sich zur größten Werftanlage der Welt auswachsen sollte. Besonders Knaben, die für technische Fragen früh Verständnis zeigen, werden durch das Bändchen gefesselt werden. — Im allgemeinen kommen die „Lebensbilder“ wohl für das Alter von 15 Jahren an in Frage. Sie können den Büchereien zur Anschaffung warm empfohlen werden.

Anna Reicke (Charlottenburg).

Mawson, Douglas: Leben und Tod am Südpol. (Reisen und Abenteuer Bd 26) Leipzig: Brockhaus 1924. 158 S. Pp. 2,50, Lw. 3,20.

Ein sehr brauchbarer Auszug aus dem großen zweibändigen Werk Mawsons, des Leiters der großen australischen Südpolarexpedition 1911—14. Trotz der Zusammenziehung des Werkes auf einen so geringen Umfang ist ein stilistisch gutes Buch entstanden, das den Fortlauf der Handlung ungebrochen gibt und dem vor allem der erfreuliche Geist des Originals erhalten geblieben ist: Schaffens- und Entdeckerfreude, die das Leben und persönliches Wohlbefinden gering achtet, kameradschaftliches Einstehen bis zum Letzten für einander und bei allem berechtigten Selbstbewußtsein eine schöne Zurückhaltung. Von der Landschaft mit Fauna und Flora und den Daseinsmöglichkeiten auf dem antarktischen Kontinent erhält der Leser ein eindrucksvolles Bild, und die Schilderungen des Lagerlebens sorgen dafür, daß auch der Humor nicht zu kurz kommt.

Therese Krimmer (Berlin).

Meyer, Hans: Hochtouren im tropischen Afrika. (Reisen und Abenteuer Bd 25.) Leipzig: Brockhaus 1923. 159 S. Pp. 2,50, Lw. 3,20.

Inhalt: 1. Bergfahrten am Kilimandjaro, 1889 und 1898. 2. Bergfahrten im ostafrikanischen Zwischenseengebiet, 1911: Der Karissimbi. 3. Bergfahrten auf der Insel Tenerife 1895: Der Pico Viejo und der Pico de Teyde. Die Schilderungen dieses Buches sind, mit mannigfacher Umarbeitung, den folgenden Werken des Verfassers entnommen: Ostafrikanische Gletscherfahrten, Der Kilimandjaro, Die Insel Tenerife. Der Abschnitt „Der Karissimbi" erscheint hier zum erstenmal. — Diese Ausgabe wird vielen Volksbüchereien, die nicht über so reichliche Mittel verfügen, um die großen Werke von Hans Meyer kaufen zu können, sehr willkommen sein. Durch Fortlassung der wissenschaftlichen Forschungen werden mehr die rein sportlichen Leistungen betont. Beobachtung der besonders charakteristischen Naturformationen wechseln ab mit der Beschreibung der Tier- und Pflanzenwelt der afrikanischen Bergregionen. Für naturwissenschaftlich interessierte Knaben vom 13. Jahre ab und auch für Erwachsene geeignet.

Martha Schwenke (Charlottenburg).

Thompson, Ernest Seton: Wilde Tiere zu Hause. Mit 16 Vollbildern und zahlreichen Abb. im Text. 7. Aufl. Stuttgart: Franckh 1922. 230 S. Hlw. 4,80.

In diesem Buch hat Thompson seine Tiererzählungen nicht so novellistisch zugespitzt wie sonst, sondern gibt ganz schlicht eigene Beobachtungen und Erlebnisse wieder. Für den ernsthaften Tierliebhaber hat das Buch dadurch einen besonderen Vorzug von Thompsons anderen Bänden, während die Kinder wohl meist die Spannung und das Abenteuerliche ein wenig vermissen werden. Da aber gerade hier die Gesinnung Thompsons der Tierwelt gegenüber, die stets das wertvollste an seinen Darstellungen war, ganz besonders klar und wirksam hervortritt, stelle man das Buch doch in die Jugendbücherei ein und versuche es den kleinen Lesern der anderen Thompsonbände nahe zu bringen.

H. J. Homann.

Kleine Mitteilungen.

34. Diplomprüfung. In der Zeit vom 2.—8. Oktober 1924 fand in der Preußischen Staatsbibliothek die 34. Diplomprüfung statt. Es hatten sich 17 Bewerberinnen gemeldet. Eine Dame hat die Prüfung nicht bestanden, zwei traten während der Prüfung zurück. Von den übrigen vierzehn bestanden vier mit „Gut", die anderen zehn mit „Genügend".

Der Gesamteindruck der Prüfung war diesmal ein nicht besonders günstiger. Unter den schriftlichen Arbeiten waren vor allem die Leistungen in der Stenotypie wiederum recht mangelhaft; bei der mündlichen Prüfung fiel besonders das geringe Wissen in dem so überaus wichtigen Volksbildungswesen auf. In der Bürgerkunde besitzen die Prüflinge häufig auch nicht die elementarsten Kenntnisse.

Die nächste Prüfung beginnt spätestens am 26. März 1925. Nähere Mitteilungen erfolgen noch.

Ich füge einige Notizen bei, die ich einem von mir im Augusthefte des Zentralblattes f. B. W. S. 337—340 veröffentlichten Aufsatze: „15 Jahre Preußischer Diplomprüfung" entnehme. Seit Juni 1910 bis März 1924 fanden nicht weniger als 33 Prüfungen statt, außerdem zwei Notprüfungen 1914. Dazu haben sich im ganzen 602 Bewerber gemeldet, oder, wenn man die Fälle abzieht, in denen die Meldung wegen Rücktrittes oder Nichtbestehens wiederholt wurde, 581, und zwar nur 59 Herren gegenüber 522 Damen. 15 mal erfolgte ein Rücktritt vor der mündlichen Prüfung, 35 mal mußte die Prüfung für nicht bestanden erklärt werden; 378 Prüflinge erhielten das Prädikat „Genügend", 174 das Prädikat „Gut". Im übrigen darf ich auf den genannten Aufsatz verweisen. Kaiser.

Folgende Damen haben die Prüfung bestanden, davon die vier erstgenannten mit „Gut": Eva Dischler, Lotte Lisch, Susanne Retzlaff, Else Schönbeck; Ruth Buchenhorst, Charlotte Gallinek, Anneliese Hecker, Olga Heimannsfeld, Minna Holthöfer, Erna König, Ida Sandleben, Gerda Scheding, Käthe Sohst, Hildegard Vulmahn.

Bibliotheks-Kurse in der Berliner Stadtbibliothek. Im April 1925 werden voraussichtlich in der Berliner Stadtbibliothek Bibliothekskurse beginnen, deren Dauer zwei Semester betragen soll. Der Lehrplan der Kurse entspricht im wesentlichen dem der früheren Kurse der Zentrale für Volksbücherei, doch kommt in Fortfall der Unterricht in den Sprachen, sowie in Stenographie und Maschinenschreiben. Da eine Änderung der Diplom-Prüfungs-Ordnung noch nicht erfolgt ist, werden die Kurse selbstverständlich sowohl die Ausbildung für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken wie für den Dienst an Volksbüchereien bieten. Das Schulgeld wird voraussichtlich 200 M. für den ganzen Kursus betragen. Voraussetzung für die Aufnahme ist die Absolvierung eines Lyzeums oder die Reife für Obersekunda, sowie eine mindestens halbjährige praktische Tätigkeit in einer wissenschaftlichen oder Volksbibliothek. Vorbehalten bleibt, Schüler, die das 17. Lebensjahr noch nicht vollendet haben, von der Aufnahme auszuschließen. Anfragen sind zu richten an den Direktor der Berliner Stadtbibliothek, Prof. Dr. G. Fritz, Berlin C. 2, Breite Str. 37.

Die Leitung der **Volksbibliothek** des Vereins für Volkswohl zu **Halle a. S.** übernahm am 1. Oktober Dr. Martin Thilo, Hilfsarbeiter der Stadt- und Volksbüchereien zu Stettin.

Lesefrüchte.

Kinokultur oder der Papst als Ausstattungseffekt. Durch folgenden Abschnitt aus einer italienischen Korrespondenz der „B. Z. am Mittag" möchten wir unseren Lesern recht augenfällig dartun, welch grauenhafte seelische Verödung im Gefolge des Lichtspielgewerbes, besonders wo es sich mit einer gewissen Art von Journalismus verbindet, einherzieht, und wie nötig daher unsere bildungspflegliche Arbeit auch auf diesem Gebiete ist. Zur Erklärung ist nur noch die Bemerkung vorherzuschicken, daß das amerikanische Wunderkind Jackie Coogan, dessen Europareise alle Schmöcke diesseits und jenseits des „großen

Teiches" in Atem hält, in der Tat ein hervorragender Filmschauspieler ist, der selbst in den zahlreichen kitschig-rührseligen Szenen der ihm auf den Leib geschriebenen Filmdramen fast immer erträglich bleibt.

„Jackie hat es also im Vatikan ganz ausgezeichnet gefallen. Er gestand neidlos zu, daß er während seiner ganzen Filmpraxis, und obwohl sich dieselbe in Amerika abspielte, noch nie eine so großartige Dekoration wie zum Beispiel den Petersdom oder die Loggien und überhaupt den ganzen Komplex des päpstlichen Palastes gesehen habe. Der Nachwelt sei überliefert, daß er, aufgefordert, sich darüber klar zu werden, was ihn am meisten gefesselt habe, die Perspektive der Loggien und die Liebenswürdigkeit des Papstes in gleicher Weise der besonderen Erwägung wert bezeichnete. Überaus imponieren mußten ihm, dem Fachmann, natürlich auch die Schweizer Garden, in denen er ganz hervorragende Statistentalente entdeckte. Die vatikanischen Statuengalerien wurden ihm gezeigt. „Er ist zu jung dazu und außerdem haben wir in unseren Ateliers die bekanntesten Kunstwerke in ausgezeichneten Kopien vorrätig", wurde erklärt. Der Papst soll den kleinen Mann mit väterlicher Rührung lange betrachtet und ihn, als er ihm seinen Segen erteilt hatte, gefragt haben, ob ihm denn sein Handwerk Spaß mache. „Oh, großen Spaß", versicherte Jackie, „es ist so putzig, sich selbst da auf der Leinwand zu sehen." Ein hoher päpstlicher Würdenträger erkundigte sich nach der Audienz bei ihm, welchen Eindruck der Heilige Vater auf ihn gemacht habe. „Kein Zweifel", sagte Coogan, „he is a very kind man!" Was auf deutsch übersetzt werden müßte: „Ein netter, alter Herr!"

Auch sonst hat Rom Jackie ausnehmend gut gefallen. Das gleiche hat er zwar in Paris und London versichert, aber man muß doch annehmen, daß es aufrichtig gemeint war. Er müßte kein Theaterkind sein, wenn er sich hier nicht wohl fühlte. Er ließ sich von englischen Misses auf dem Palatin und im Forum photographieren und sprach auch, an die Rostra gelehnt, einige Worte aus dem „Julius Cäsar". Die verschiedenen Triumphpforten der alten Römer durchschritt er mit großer Selbstverständlichkeit, und die Reste der Kaiserwohnungen fand er „very comfortable". Doch über diese inneren Erlebnisse wird man in Bälde ihn selbst sprechen hören, denn Mama Coogan führt immer ein wundervoll in Leder gebundenes Tagebuch nach, in das er seit Verlassen des amerikanischen Bodens seine Eindrücke festlegt. Eine große amerikanische Zeitung hat bereits das Erstabdrucksrecht erworben und verspricht sich davon — unberufen — ein besseres Geschäft, als von den Memoiren eines entthronten Kaisers. Jackie war so freundlich, uns einiges vorzulesen, aber mit Auswahl, und man merkte deutlich, daß er das Beste für sich zurückbehielt. Er beginnt ungefähr: „Das Meer ist sehr ruhig, und außerdem ist der „Leviathan" so groß, daß er sich auch bei Sturm nicht gerührt hätte. Am besten gefällt mir der Kapitän." Aber er hat auch sehr genau über die verschiedenen Empfänge Buch geführt.

Man hat ihn hier natürlich auch zu Mussolini gebracht, der augenblicklich, weiß Gott, keine Zeit zu verlieren hat. Verschiedene Abgeordnete und Senatoren mußten Coogans wegen antichambrieren. Mussolini, der kein Italiener sein müßte, wenn er nicht Kinder liebte, nahm den kleinen Burschen auf seine Knie und küßte ihn ab. Dann schenkte er ihm ein Ehren-Fascisten-Abzeichen. In Frankreich hatte man ihn zum Ehrenboyscout gemacht, in London hatte man ihm einen Polizeigummiknüppel mitgegeben, weil ihm das Spaß machte. Und gleich nach Mussolini ging Jackie Coogan zum Moses des Michelangelo, worauf er nichts anderes mehr sehen wollte. Doch bleibt ihm natürlich auch das Kolosseum nicht erspart. Sonst spitzt er sich nun auf den Vesuv und erinnert sich besonders gern an den schiefen Turm von Pisa. „Wie hoch schätzt du ihn?" fragte ihn eine englische Dame, „etwa fünfhundert Fuß?" — „Nein", sagte Jackie, „aber mindestens vierhundertneunundneunzig!" Worauf der Vater meinte, es sei jetzt Zeit, schlafen zu gehen.

P. Mario.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck von Herrcke & Lebeling, Stettin.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz und H. J. Homann

1924

4. Jahrgang + Heft 1

Stettin Verlag „Bücherei und Bildungspflege“
in Kommission bei Otto Harrassowitz Leipzig

Die Zeitschrift „**Bücherei und Bildungspflege**“ erscheint im Jahre 1924 in 6 Heften im Gesamtumfang von 20 Bogen. Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang G.-M. 6.—. Lieferung erfolgt durch jede Buchhandlung oder direkt vom Kommissionsverlage. Mitglieder des „Deutschen Büchereiverbandes“ und der Verbände, deren Organ die Zeitschrift ist, erhalten dagegen die „B. u. B.“ künftig ausschließlich durch die „Vertriebsstelle der „Bücherei und Bildungspflege“, Stettin, Grüne Schanze 8, (Stadtbücherei) zum Vorzugspreis von G.-M. 3.60 für den ganzen Jahrgang einschließlich freier Zusendung.

Der Sitz der **Schriftleitung** ist die **Stadtbücherei Charlottenburg** (Wilmersdorfer Str. 166/67). Dorthin sind auch alle Besprechungsstücke zu senden.

Die Zeitschrift ist Organ folgender Verbände: 1. Deutscher Büchereiverband. 2. Freie Arbeitsgemeinschaft deutscher Volksbibliothekare. 3. Verband pommerscher Büchereien. 4. Provinzialverband brandenburgischer Büchereien. 5. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien.

Inhalt dieses Heftes:

Zur Beachtung:

Mit dem laufenden Jahrgang erfolgt die Drucklegung der Zeitschrift durch Zeilenguß-Maschinensatz. Aus diesem Grunde werden die Mitarbeiter freundlichst gebeten, der Druckfertigkeit ihrer einzusendenden Manuskripte erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen. Nachträgliche Korrekturen können der hohen Unkosten halber nur noch in Ausnahmefällen berücksichtigt werden.

„**Bücherei und Bildungspflege**“ **1924, Heft** 2 erscheint Mitte April. Diejenigen Bezieher zum Vorzugspreise, die bis zu diesem Termine den Abonnementspreis nicht bezahlt haben, können das Heft nicht erhalten. Zahlungen sind zu leisten auf das Postscheckkonto: Stettin 9036. Verband pommerscher Büchereien. Eine Zahlkarte liegt jedem Hefte bei.
